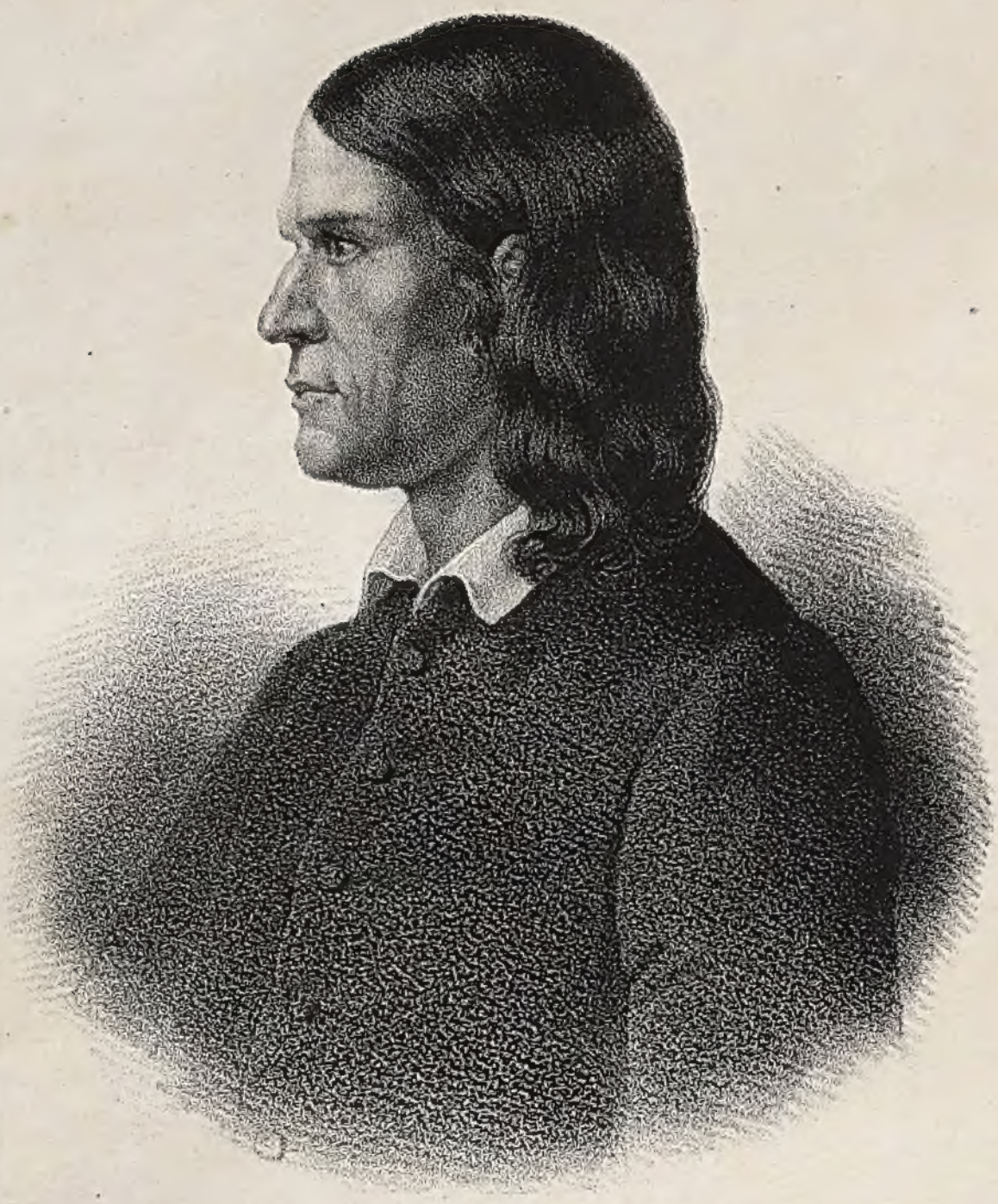


zu Krün. Encycl. 178 Band.

Friedrich Rückert.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte,
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und acht und siebzigster Theil,
welcher die Art. **Süd** bis **Szopa** enthält.
Mit einer Kupfertafel und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1841.
In der Paulischen Buchhandlung.
(L. W. Krause.)
(Subscriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4½ Thlr.)

E IV 11/46

Landes-Bücherei

S. S.

Süd, Süden, Meridies; Fr. Sud; Engl. South, in der Naturlehre oder Physik, diejenige Gegend am Horizonte, in welcher die Sonne am höchsten steht, der Mittag; wenn man sich derselben entgegenstellt, so hat man im Rücken Norden oder Mitternacht, zur Rechten Westen oder Abend, und zur Linken Osten oder Morgen; s. den Art. Mittag, Th. 92, S. 48 u. f. Auch diejenigen Gegenden auf der Erde, wo die Sonnenstrahlen fast senkrecht auf den Scheitel fallen, und die den Flächenraum von einem Wendekreise zu dem andern, den Aequator in der Mitte, begreifen. Dieser Theil der Erde wird Süd, Süden genannt, auch die heiße Zone; zu beiden Seiten dieser Zone liegen die gemäßigten Zonen, welche sich zwischen den Wendekreisen nördlich und südlich bis an die Polarkreise ausdehnen, und da hier die Sonnenstrahlen nur schräge aufprallen, so ist es auch weniger warm. S. auch den Art. geographische Länge und Breite eines Orts, Th. 64, S. 593 u. f. Fast ein jedes Land hat seinen südlichen Theil, wie es seinen östlichen, westlichen und nördlichen Theil hat. Es giebt aber Länder, denen man das Süd be-

sonders vorsetzt oder beigiebt, und von diesen soll noch in statistischer Beziehung hier Einiges gesagt werden.

Südafrika, der Theil von Afrika, worin Niederguinea, verschiedene Reiche im Innern, Zanguebar, Mozambique, und das Kaffern-, Hottentotten- und Kapland, nebst einigen Inseln liegen. Den Alten war Südafrika ganz unbekannt; denn ihre Forschungen erstreckten sich nicht viel über Numidien hinaus, ja selbst die äußere Gestalt Afrikas war ihnen unbekannt, und nur erst im funfzehnten Jahrhunderte nach Christi Geburt wurde durch die Portugiesen: Heinrich den Seefahrer, Prinzen von Portugal, Barthol. Diaz und Vasco de Gama Afrika nach und nach umschifft und seine äußere Ausdehnung erforscht. Niederguinea wurde zuerst von den Portugiesen im Jahre 1484 unter dem Befehle des Don Diego Cam zuerst besucht; sie wurden von den Negern sehr gut aufgenommen, und Don Diego entdeckte den Zaireфluß oder Kongo. Die ersten und also ältesten ausführlichen Nachrichten über Niederguinea oder der Küste Kongo haben wir von dem Portugiesen Eduard Lopez und dem Engländer Andreas Battel, der Erste reisete im Jahre 1578 dahin, und der Letzte im Jahre 1589, und blieb daselbst bis 1607; dann haben wir Nachrichten über Südafrika, besonders über Niederguinea und das Kapland, von dem siebzehnten Jahrhunderte an bis auf die neueste Zeit oder das neunzehnte Jahrhundert von Angelo, Carli, Merolla, Zuchelli, Cavazzi, Proyart, Breyer, Ten Rynne, P. Kolbe, La Caille, Menzel, Sparmann, Thunberg, Patterson, Le Vaillant, Allamand, Percival, Reenen, Barrow, Lichtenstein, Alberti, Bowdich, Thompson, Campbell, Burchell und Andern, welche Südafrika besuchten und darüber eine Menge Beobachtungen und Erfahrungen in ihren Reisebeschreibungen mitgetheilt haben, wodurch uns dieser

Theil von Afrika, so weit als ihre Forschungen in das Innere sich erstrecken oder gehen, immer bekannter geworden ist. Man ist nicht ganz mit der Eintheilung Südafrikas einig, indem Einige bloß die Südspitze Afrikas, also das Kapland und den innern südlichen Theil darunter verstanden wissen wollen; Andere gehen aber weiter, und wollen die ganze Spitze des Triangels oder Dreiecks, welchen Afrika bildet, darunter begreifen, nämlich, wenn man auf der Karte von Afrika die Südspitze vor sich hat, von Niederguinea an um die Südspitze oder das Kap herum bis zu Zanguebar, und dieser letzten Eintheilung sind die meisten geographischen Schriftsteller gefolgt. — Die Küste Kongo oder Niederguinea erstreckt sich in einer ansehnlichen Länge vom Kap Lopez bis zum Kap Negro, und grenzt nördlich an Oberguinea, östlich an das unbekannte innere Afrika, südlich an die sogenannte wüste Küste, und westlich an das Aethiopische Meer. Die ganze übrige südliche Westküste bis zum Fischfluß, nördlich vom Orangefluß, nimmt ein noch sehr unbekannter und unwirthbarer Landstrich ein, den man die wüste Küste nennt. Die Südküste oder das Kapland erstreckt sich von der Südspitze Afrikas nördlich bis zum t'Koussie oder Sandfluß unter den Khamiesbergen oder vom 29 Grad 55 Minuten bis 34 Grad 17 Minuten südlicher Breite, und von Westen gegen Osten vom 34 Grad 40 Minuten bis 45 Grad 50 Minuten östlicher Länge oder bis zum Flusse Keiskamma, der jetzt seit dem letzten Kriege gegen die Kaffern, da sonst der große Fischfluß die Grenze bildete, die Grenze gegen dieselben macht. Dieses Land bildet daher die Spitze des Triangels, von dem der öst- und der westliche Theil die verlängerten Schenkel des großen Triangels sind. Die südliche Ostküste, welche zu Südafrika gerechnet wird, reicht von der Küste Natal oder Kaffern-Küste bis zu der Küste Zanguebar, diese Küste mit einbegriffen, und enthält noch die Küsten

Sena (auch Sofala) und Mozambique oder Mozambik, die zwischen den vorher angeführten beiden Küsten liegen. Das innere Südafrika, welches vom zehnten Grade nördlicher Breite zwischen Guinea, der Ostküste und dem Kaplande liegt, ist ein im Ganzen noch ziemlich unbekanntes Land von ansehnlichem Umfange, von dem nur wenige Theile den Europäern bis jetzt bekannt geworden sind; diese, wenn auch nur wenig gekannten, Theile sind: die Länder der Gallas, welche im nordöstlichen Theile des innern Südafrikas, zum Theil südlich von Habessinien, von welchem Lande sie auch Provinzen an sich gerissen haben, und westlich von den Küstenländern Adel und Ajan, wohnen; die Länder der Schaggas, welche südlich von den Gallas, östlich von Niederguinea, und westlich von dem Gebirge Lupata und dem See Maravi wohnen; die Länder der Kaffern von beträchtlicher Ausdehnung, welche sich theils auf der Südostküste, da, wo sich auf der Karte die Küste Natal findet, in welche sich der heilige Geistfluß mündet, von der Lagoa- oder heiligen Geistbay bis zum Flusse Keiskamma oder Keissi, welche auf dieser Seite unter 33 Grad südlicher Breite das Land der Kaffern von der Kapkolonie scheidet, theils im Innern südlich von den Koranas (einem Stamme der Hottentotten, wo die Kamhanniberge die Grenze machen), und westlich von den Damaras und Groß- und Klein-Namaquas (gleichfalls Hottentottenstämmen) begrenzt, erstrecken. Wie weit sich die Kaffern gegen Norden im Innern Afrikas erstrecken, ist nicht genau zu bestimmen. Nach Lichtenstein sollen Kaffern bis gegen die Breite von Quiloa wohnen. Die Länder der Hottentotten und der Buschmänner. Diese freien Hottentotten wohnen theils auf der Südwestküste Afrikas, von der Grenze der Kapkolonie, bis über 26 Grad südlicher Breite, wo man südlich von dem Orangeflusse oder Gariep die Klein-Namaquas

und nördlich von diesem Flusse die Groß-Namaquas und nördlich die Damaras findet, theils wohnen sie nördlich vom Gariep, wo man an den Asbestbergen und am Langenberge bis nördlich zu den Kamhannibergen die Koranas (Koras oder Koraquas) findet. — Der Boden ist in einem so gebirgigen Lande, wie das ganze Südafrika ist, welches sich nur an die Küsten hin verflächt, im Ganzen sehr fruchtbar. So ist der Boden von Niederguinea an der Küste flach, von unzähligen Gewässern durchschnitten und sumpfig; gegen Osten erhebt er sich allmählig bis zu einer Gebirgskette, die von Süden nach Norden streicht, auf der entgegengesetzten Seite dieser Gebirge liegt eine Hochebene, die wieder gegen Osten von Bergen begrenzt wird. Der Boden ist hier ungemein fruchtbar und die üppigste Vegetation herrscht daselbst. Von der Südostküste hat die Küste Zanguebar einen sehr fruchtbaren Landstrich, so auch die Küsten Mozambique und Sena. Das eigentliche Kapland ist zwar sehr gebirgig, hat aber dazwischen sehr angenehme und fruchtbare Thäler, die freilich mit vielen dürren und öden Sandgegenden abwechseln, die in der Sprache der Hottentotten Karro heißen. Der Boden des innern Südafrikas ist zu wenig im Allgemeinen bekannt, weil man nie hat tief eindringen können, da die Bewohner desselben wild und grausam sind, indessen soll der Boden des Theils zwischen dem vierten Grade und zwanzigsten Grade südlicher Breite, welchen die Portugiesen von ihren Besitzungen an der Westküste bis zur Ostküste in einer Richtung durchwandern, eine Hochebene mit einem gemäßigten Himmelsstriche seyn, welcher zwar in mehreren Gegenden von Gebirgen durchschnitten, aber doch sehr fruchtbar ist. So z. B. haben die Marotzees, eine Klasse der Barrolongs im Kaffernvolke einen ausgebreiteten Ackerbau und Ueberfluß an Vieh. Der Boden der großen Wüste im Westen zeigt nicht viel Spuren einer ergiebigen Vegetation; er

entbehrt auch des Anbaues, weil hier nur herumstreifende Buschmänner hausen. — Unter den Gebirgen zeichnen sich besonders aus: der Gibbel al-Komr (Mondsgebirge), welches im Norden vom innern Südafrika liegt, und im Südosten das Gebirge Lupata oder Spina mundi (Weltrücken), welches sich bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung ausdehnt. Ob das Mondsgebirge, welches man in einem Lande, Donga genannt, seinen Ursprung nehmen läßt, wo auch der Bahr-el-Abiad seine Quelle hat, mit dem Konggebirge, südlich von Sudan und nördlich von Oberguinea zusammenhängt, ist nicht bekannt, man will es auch nicht wahrscheinlich finden. Ferner gehen der Südküste zu, die Chamies- oder Chaminsberge und die Zwarteberge oder schwarze Berge. Das erste Gebirge, das auf der nördlichsten Strecke den angeführten Namen erhalten hat, läuft parallel mit der Westküste, und von einem andern in Osten, welches beide durch die von Westen nach Osten laufenden Bergketten mit einander verbindet, erhält die südlichste den zuletzt angeführten Namen; diese ziehen sich längs der Südküste wie eine Mauer bis an die Algoa-Bay. Durch diese Bergkette führen mehrere Schluchten oder Pässe, hier Kloofs genannt. Jenseits des Zwartegebirges beginnt die große Karroo, eine öde, wohl 1000 Quadratmeilen große Fläche, deren Boden die Hitze im Sommer fast zur Härte eines gebrannten Ziegels ausdörrt, und die im Norden durch das Roggevelds- und Nieuwveldsgebirge begrenzt wird, wovon das Letztere eines der ansehnlichsten im Kaplande ist, und sich bis zu den Schnee- oder Sneeuwbergen im Nordosten zieht, deren höchster Punkt der Compaßberg oder Spitzkop 6,500 Fuß über der Meeresfläche erhaben seyn soll, und worauf im Winter der Schnee Wochen lang liegen bleibt. An die Schneeberge schließen sich im Norden die Hinter- oder Achter-Schneeberge

und noch andere, wie z. B. die Magaaga oder Eisenberge, die Karrenberge, die erst seit den Jahren 1777 und 1778 durch Gordon und Patterson den Europäern bekannte Koperberge oder Kupferberge ꝛc. Einzelne Berge sind: der Tafelberg 3353 Fuß, der Teufelsberg 3100 Fuß, und der Löwenberg 2585 Fuß hoch. Außer dem Kap der guten Hoffnung macht auch noch das Kap d'Aguilhas oder Nadelvorgebirge die südlichste Spitze Afrikas aus. — An Waldungen findet man sowohl in Niederguinea, besonders in Loango und den davon abhängigen Staaten, und in Matamba oder Matemba, einem noch wenig bekannten Lande, östlich von Angelo, als auch in andern Theilen Südafrikas bedeutende Strecken, und oft von den schönsten Bäumen, z. B. von Mimosen oder Ebenholz-Sinnpflanzen, Palmen ꝛc. — Von Gewässern sind hier zu bemerken: das Aethiopische Meer und der Indische Ozean, die Lagoa-Bay, der Busen von Sofala, und der Kanal von Mozambique. An Flüssen sind die größten der Zaire oder Kongo, welcher aus dem See Aquilonda (Etourville, der diesen See besucht haben will, nennt ihn Zawilanda), südlich vom Aequator, unter dem Namen Barbola hervorbrechen soll, vereiniget sich mit dem Bambre und Bancaor, bildet den Katarakt von Sundi, und ergießt sich unter dem Namen Kongo in das Aethiopische Meer. Dieser Fluß ist 90 Meilen landeinwärts schiffbar, und an seinem Ausflusse 4 Meilen breit. Man hegte die Vermuthung, daß dieser Fluß ein und derselbe mit dem Niger sey, allein sie ist bis jetzt nicht bestätiget worden. Der Loango-Louisa oder Kakongo, mit einer breiten Mündung, der Lelunda, der Koanza, welcher aus dem Innern des Landes kommt, und auch in das Aethiopische Meer mündet. Es ist ein reißender tiefer Strom, der bis auf 40 Meilen von seiner Mündung befahren werden kann; er ent-

springt in dem Innern von Südafrika, so auch der Koango, der Moreno oder Rio Longo, der Gubororo oder St. Francisko, der Bembarooghe ꝛc. in Niederguinea. Auch der südliche gegen Osten strömende Zambosa oder Zambese (Cuama), von dem ein Arm auch Murufura oder Murucuru genannt wird, im Innern Südafrikas, hat auch darin seine Quelle und wie man glaubt im Gebirge Lupata; er vereiniget sich in mehreren Mündungen mit dem Kanal von Mozambique. Hier ist ferner der Casati, ein großer Fluß, welcher mit dem See Maravi in Verbindung stehen soll; der heilige Geistfluß, der Keiskamma oder Keissi, welcher auf der Süd-Ostküste unter 33 Grad südlicher Breite das Land der Kaffern von der Kapkolonie scheidet. Einer der bedeutendsten Flüsse Südafrikas, der von Gordon im Jahre 1777 zuerst entdeckt worden, ist der große oder Orangefluß, welcher an der Ostgrenze der Hochterrasse der Bojesmannen oder Buschmänner in der noch unbekannten Scheitelfläche des hohen Plateaus im Norden der Schneeberge, welche das Kaffernland von der Hochterrasse scheidet, entspringt, und dessen Lauf späterhin Patterson, Truter, Somerville, Janssens, Lichtenstein, J. Campbell und Thompson näher erforscht haben. Dieser Fluß, der auch Gariep genannt wird, erhält von Burchell in Hinsicht der Länge seines Laufes, die er auf zweihundert Meilen berechnet, unter den Afrikanischen Flüssen die vierte Stelle. Er wird aus vier Flüssen gebildet, aus dem Ky-Gariep oder gelben Flusse, dem Nu-Gariep oder schwarzen Flusse, auch Cradok genannt, dem Hartflusse und dem Malalareen. Unter dem Meridian der Algoabai, wo sich diese Flüsse in ein Strombett vereinigen, ist der Orange schon so breit, als die Themse bei London. Von Felsenge zu Felsenge sich drängend, die hier und da als gewaltige Erdspalten erscheinen, soll er sich,

von Pella aus gegen Westen fließend, im Sande verlieren, ehe er die Küste des Meeres erreicht, nach Andern aber soll er das Binnenland von Osten nach Westen durchfließen und etwa unter 28 Grad 30 Minuten in das Aethiopische Meer ausströmen. Von den Gebirgen des Kaplandes strömen viele Flüsse herab, so ergießt sich an der Westküste der Sandfluß, der auf den Khamiesbergen entspringt, der Elephanten- u. der Bergfluß an der Südküste der Breite-, der Gauritz- (der den Zwarteberg durchbricht), der Kamtuhs-, der Sonntags- und der große Fischfluß (der aus dem Vereine mehrerer aus den Schneebergen kommenden Flüsse entsteht), in das Meer. Der Coavo und Quilimanci kommen auf der Küste Zanguebar vor, und mehrere andere kleinere Flüsse in den verschiedenen Theilen Südafrikas. An Binnenseen kommen daselbst nur wenige vor, so wie überhaupt ganz Afrika arm daran ist; man kann hier nur den schon oben erwähnten Maravi nennen, der über 80 Meilen von Norden nach Süden lang, und 15 bis 20 Meilen breit seyn soll. — Das Klima ist das gewöhnliche tropische, mit einer Regen- und einer trockenen Jahreszeit. Im Norden des Aequators tritt die Regenzeit bald nach unserer Frühlingsnachtgleiche, und die trockene bald nach unserer Herbstnachtgleiche ein; im Süden des Aequators ist aber der Fall umgekehrt. Die Hitze ist groß und drückend am Tage, besonders zwischen dem Atlas und dem Lande der Hottentotten. Nach der Versicherung Adanson's soll man sich von dem Grade der Hitze am besten eine Vorstellung dadurch machen können, daß man z. B. in Guinea im Sande Eyer sieden kann, und daß den Negern beim Gehen auf diesem glühenden Sande mit nackten Füßen die Fußsohlen aufgerissen werden. Wenn am Tage die Hitze, wie schon bemerkt worden, groß ist, so sind dagegen die Nächte kühl. Dem Kaplande näher ist das Klima zwar gemäßigter, dagegen auch plötzlichen

Veränderungen der Temperatur unterworfen, doch im Ganzen genommen gesund. Eis findet man nur an und auf den Bergen, und Stürme herrschen vorzüglich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu gewissen Zeiten des Jahres, und dann oft mit vielem Ungestüm. — Die Produkte Südafrikas sind nicht nur sehr mannigfaltig, sondern auch reich und bewundernswürdig, sowohl im Pflanzen-, als Thierreiche. Es giebt hier seltene, ja lange für fabelhaft gehaltene Pflanzen- und Thiergattungen. Hierzu gehören: der große Affenbrodbaum oder Baobat (Adansonia digitata), der Riese unter den Gewächsen; denn sein Stamm übertrifft alle Baumarten an Stärke (nicht selten über 80 Fuß im Umfange), dessen Gebüsch sich 130 Fuß weit im Durchschnitt verbreitet; der Shih- oder Butterbaum, der die hier und da fehlende Thierbutter sehr gut ersetzen soll, so daß man sie in Speisen von dieser kaum zu unterscheiden vermag; der große Giraffe, der lange für fabelhaft gehalten wurde, obgleich ihn die Römer schon kannten, das kolossale Flußpferd (Hippopotamus), die Riesenschlange (Boa constrictor), der Strauß, der Riese unter den Vögeln ꝛc. Wenn man nun die Produkte in den drei Naturreichen nur oberflächlich durchgeht oder aufzählt, die Südafrika enthält, da sie einzeln in der Encyklopädie vorkommen und ausführlich beschrieben werden, so findet man im Pflanzenreiche: Getreide, besonders Weizen, Europäische Hülsenfrüchte, Obst und Küchengewächse, Flachs, Hanf, besonders am Kap, Reis, Mais, Hirse, Yams, Kassaven (Jatropha maniot), aus deren Wurzeln Brod gemacht wird, Lotusbeeren, Pisang oder Bananen, Feigen, Datteln, Bataten, Ananas, Orangen und alle andern Südfrüchte, Baumwolle, Zuckerrohr, Pfeffer, Piment, Ingber, Tabak, Indigo, die schon oben erwähnten Affenbrodbäume und Butterbäume oder Talgbäume, dann Tamarinden, Lorbeerbäume, Akazien, die ein gu-

tes Gummi liefern, verschiedene Palmenbäume, worunter auch die Kokospalme, der Manglebaum (Rhizophora Mangle), deren jeder in wasserreichem Boden einen kleinen Wald um sich bildet, Giftbäume, mit deren Gift die Hottentotten ihre Pfeile vergiften, und viele Arten Bäume, welche die besten Farbe- und Tischlerhölzer geben, in den Wäldern. Ferner viele Arten von Proteen, Aloeen und andern Zierpflanzen, welche in Europa in den Gewächshäusern und Zimmern gezogen werden; verschiedene Weine, worunter besonders die Kapweine berühmt sind. — Im Thierreiche findet man unter den Vierfüßern: Schafe mit Fettschwänzen, auf dem Kap auch veredelte, aus Europa eingeführte Schafe, Rindvieh, Pferde, Esel, Ziegen, Schweine, worunter die Larvenschweine, welche diesem Welttheile eigenthümlich angehören, mit dem Gattungsnamen Phacochoerus, Hasen, Hirsche, Büffel, in ganzen Herden, Quaggas, gleichfalls in Herden zu 200 bis 300, nach Campbells Bericht, Kameele, Zebras, Buschböcke, Springböcke und mehrere Arten Antilopen und Gazellen, drei Arten Gnus (den Kokoon, das gescheckte Gnu und das gemeine Gnu), eine Thiergattung, welche die Mitte zwischen dem Ochsen und Pferde hält, und dem Stiere gleicht, mit blutrothen Augen und buschigen Braunen; sie gehören zu den Antilopen. Von diesen Thieren streift der Kokoon im Süden nur bis zum Nu Gariep oder schwarzen Fluß, dieser macht die Grenze seiner Streifzüge; und wenn diese Thiere gleich in ganzen Herden an diesem Flusse weiden, so werden sie ihn doch nie überschreiten, welches um so merkwürdiger ist, da das gemeine Gnu denselben regelmäßig in seinen Wanderungen nach den nördlichen Distrikten passirt. Ferner Elephanten, Giraffen, Löwen, Tigerkatzen, Leoparden, Panther, drei Arten Rhinoceros mit zwei Hörnern (das schwarze, das weiße, und das Rhinoceros Ketloa), Flußpferde, gestreifte und gefleckte Hyä-

nen, eine große Anzahl Affen, worunter die Chimpanze oder schwanzlosen Affen gehören, die den Orangs in Asien ähnlich sind; dann verschiedene Arten Paviane und Meerkatzen in den Wäldern ꝛc.; Schakals, Zibetkatzen, Gerboas oder Springratten, und andere kleinere Thiere. — Von Vögeln findet man daselbst Sträuße, Pinguins oder Fettgänse, Pelikane, Krabbenfresser, Perlhühner, Rebhühner, Wasserhühner, Schnepfen, wilde Enten und Gänse, eine Art Trappen, Pfauen; aus Europa mit hinüber genommene Fasane, und anderes Geflügel auf dem Kap; Flamingos, Sekretaire, Honigvögel, verschiedene Arten von Papageyen und anderer Vögel in großer Menge und Mannigfaltigkeit, die sich besonders durch schönen Farbenglanz auszeichnen. — Unter den Amphibien zeichnen sich die Krokodille und einige große Schlangen aus, worunter hauptsächlich die Riesenschlange (Boa constrictor) zu bemerken ist, die es mit dem Tiger im Kampfe aufnimmt, und ihn überwindet, indem sie vom Baume herab auf ihn stürzt, sich mit Blitzesschnelle um denselben ringelt, ihm die Zähne tief in das Fleisch einschlägt, die Knochen zerbricht, und ihn auf diese Weise tödtet, dann mit Geifer überzieht, und so denselben allmählig herunter schlingt; Schildkröten ꝛc. — Verschiedene Gattungen Fische, sowohl in den Flüssen, als Meeren; dann Muscheln, Austern und von Insekten: Bienen, Termiten oder weiße Ameisen, andere Ameisen, Moskitos, Spinnen, Krabben, Züge von Heuschrecken, die oft gleich einer Wolke vorüberziehen und die Sonne verfinstern, Schmetterlinge von den schönsten Farben und Glanze, und eine Menge anderer Insekten, besonders da, wo der Flugsand nicht jede Vegetation zerstört hat. Wenn die Bienen den Einwohnern Südafrikas einen großen Nutzen durch ihren Honig bringen, so sind ihnen dagegen die Heuschrecken, Ameisen, Moskitos und Raupen eine wahre Plage.— Das Mineralreich ist gleichfalls reich an Produk-

ten; es liefert Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Marmor, Porphyr, Granit, Salz, Steinsalz, Mineralquellen ꝛc. ꝛc. Aus diesem Naturreiche könnte noch viel mehr geliefert werden, wenn die Bewohner Südafrikas schon einen solchen Grad der Kultur überall erhalten hätten, um das Innere ihrer Gebirge, das so manchen Schatz an edlen Steinen und Metallen verbirgt, zu benutzen; so wie auch der meiste Sand der Flüsse Gold mit sich führt, wenn man sich mit der Goldwäsche beschäftigte, oder Prämien denjenigen aussetzte, welche ausgewaschenes Gold lieferten; allein hierauf wird wenig da geachtet, wo die Europäer nur einen geringen Einfluß haben oder nicht hindringen können, besondes in das Innere Südafrikas, dessen Bewohner noch größtentheils ganz roh, ohne alle Kultur sind, sich daher nur mit der Jagd Fischerey ꝛc. beschäftigen.

Die Bewohner Südafrikas, nach ihrem Charakter, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem Gewerbe, Handel ꝛc. Diese Bewohner sind entweder Ureinwohner, oder Eingewanderte. Zu den Ureinwohnern gehören: die Neger, Kaffern und Hottentotten, und zu den Eingewanderten: die Araber, schon von Alters her von Asien aus, sie sind die ältesten Einwanderer; dann die Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen. Die Araber sind daher die ältesten Einwanderer; auf ihnen folgten in späterer Zeit erst die Europäer, und von diesen die Portugiesen zuerst; diese mit den Arabern bewohnen die südliche Ostküste, von der Küste Zanguebar bis zu der Kaffernküste herab; dann bewohnen die Portugiesen auch die Südwestküste, das heißt, sie haben Besitzungen in Niederguinea oder auf der Küste Kongo, wo auch mehrere Staaten von ihnen abhängen. Die Holländer, Britten und Franzosen bewohnen das Kapland. Von den Ureinwohnern bewohnen die Neger die Ost- und Westküste von Südafrika; sie bekennen sich theils zum Christenthume, theils

zum Islam, der größte Theil ist aber Fetischanbeter; die Sungay- und die Guberſprache ſind die bei ihnen vorherrſchenden Sprachen. Durch die Miſſionsanſtalten der Engländer und Portugieſen ſucht man dem Islam entgegen zu wirken, und auch, wo es angeht, den Fetiſchdienſt zu zerſtören. Die Südſpitze dieſes Theils von Afrika, das heißt, der auslaufende Theil nach dem Kaplande, und dieſes mit inbegriffen, wird von den Beetjuanen, den Koranas, Damaras, Namaquas, Bosjesmannen oder Buſchmännern ꝛc. bewohnt, welche das eigenthümliche Stammvolk der Hottentotten nach Einigen bezeichnen. Andere wollen dagegen die zuerſt genannten Völker zu den Kaffern rechnen. Ein Theil der Hottentotten hat die chriſtliche Religion angenommen, beſonders von denjenigen, welche ſich in einer Art von Dienſtbarkeit bei den Koloniſten befinden, die Andern haben zwar auch eine Art Religion, aber doch nach ſehr untergeordneten Begriffen von derſelben, beſonders diejenigen, welche ihre Freiheit behalten haben und theils auf der Südweſtküſte von Afrika, theils nördlich vom Gariep wohnen. In dem Lande der Koranas haben die Britten jetzt auch mehrere Miſſionsanſtalten angelegt, darunter beſonders das Dorf Klaarwater, ſonſt auch Griquaſtadt, mit etwa 1200 Einwohnern von gemiſchter Hottentotten-Raçe. Die Hottentotten ſind ein friedliches Nomadenvolk, deren Sprache die Aufmerkſamkeit der Reiſenden vorzüglich dadurch auf ſich gezogen hat, daß beinahe jedes Wort mit einem Schnalzen oder Klatſchen mit der Zunge ausgeſprochen wird. Uebrigens hat faſt jede Horde ihre beſondere Mundart, die ſich in ſo weit verändert, als ſie den Europäiſchen Kolonien oder den Kaffern näher wohnen, wenn gleich an einer eigentlichen Ausbildung eines Dialekts dieſer Sprache nicht zu denken iſt; auch verſtehen die Hottentotten z. B. nicht die Sprache der Buſchmänner, obgleich die Letztere ſich auch durch das

Schnalzen auszeichnet. Seitdem das Land, nämlich das Vorgebirge der guten Hoffnung, Brittisch ist, sucht die Missionsgesellschaft zu London die christliche Religion unter den Hottentotten der Kolonie, so wie unter den außerhalb der Kolonie lebenden Hottentotten und Kaffern zu verbreiten, weshalb man, außer der schon angeführten Missionsanstalt, noch viele andere zu errichten sucht, die immer weiter in das Innere Südafrikas eindringen. Ob man die Gallas und Schaggas auch zu den Kaffern rechnet oder rechnen soll, findet man nicht angeführt, wohl aber findet man diese drei Völker als große Hauptvölker benannt, da man aber mit ihrer Verfassung, Sprache und andern Eigenschaften noch gar nicht vertraut genug ist, ja die Ersteren wegen ihres wilden und blutgierigen Charakters noch gar nicht recht kennt, so bleibt dieses noch unentschieden. Bei den Schaggas haben die Portugiesen Handelsfaktoreien, und bei den Kaffern die Britten Missionsanstalten errichtet. Zu den Schaggas gehören: die Maravi, Moviza, Cazembes und Cassange, und zu den Kaffern: die Tambukis, die Mathimba, die Mambukki, die Makossen, die Beetjuanen mit den Matgapings, die Tammahas oder rothe Kaffern, die Barrolongs mit den Mashows und den Morotzees. Alle genannten Völker sind Heiden, und wohl nur ein sehr kleiner Theil bekennt sich zu irgend einem bekannten Gottesdienste, und wenn dieses der Fall auch ist, gewiß nicht mit derjenigen Ueberzeugung, welche die wirklich erfaßte Religion dem Gläubigen gewährt. Wenn man in allen Ländern bis zum Kap nur wenige Christen findet, so findet man dagegen am Kap der guten Hoffnung alle Glaubensbekenntnisse der morgenländischen und abendländischen Kirche. Unter den als Sklaven lebenden Malayen findet man auch Bekenner des Islams. Auch findet man daselbst Bastard-Hottentotten, die aus einer Vermi-

schung von Hottentotten und andern Völkern entstanden sind. Man glaubte anfangs, daß die Hottentotten und Kaffern gar keine Religion besäßen, sondern sich dem Zufalle in dumpfer Apathie hingäben, oder sich gleichsam als ein Spiel des Zufalls betrachteten; allein dem ist nicht so, wie man durch tieferes Forschen nach ihren Sitten und Gebräuchen gefunden hat. Der Hottentott und Kaffer besitzen so gut nach ihren Begriffen von dem Zustande ihrer Umgebungen, von der sich ihnen darbietenden Natur eine Art Religion, wie alle andern noch größtentheils kulturlosen Völker. Man hat bei dem Hottentotten zwar keine Tempel, noch Bilder, noch ein geordnetes Priesterthum gefunden, aber doch den Glauben an ein höchstes wohlthätiges Wesen, welches er auch mit aller Hingebung verehrte; eben so glaubte er auch an eine kleine mißgestaltete und boshafte Gottheit, die er durch Geschenke und Opfer zu versöhnen suchte. Er begrüßte ferner den Neu- und Vollmond, nicht bloß mit Opfergaben, sondern auch mit lautem Heulen, Schreien und Tanzen, welches die ganze Nacht hindurch dauerte. Er legte gewissen Wäldern, Bergen und Flüssen, wo nach seiner Meinung verstorbene Freunde oder die Geister ehemaliger Helden seines Stammes hausen, einen heiligen Charakter bei; dann hatten die Hottentotten auch noch einen kleinen glänzenden Käfer, dem sie fast göttliche Ehrenbezeugungen erwiesen. So fand man dieses Volk beim nähern Eingehen in ihre Sitten und Gebräuche, indem man dasselbe zum Christenthum vorzubereiten suchte, und nur durch diesen Glauben an eine Gottheit, und ihren geweckten religiösen Sinn nach ihren Begriffen, konnte man dahin gelangen, das Christenthum bei ihnen einzuführen, welches auch bis jetzt die größten Fortschritte daselbst gemacht hat. Die Hottentotten nahmen nach und nach die ihnen von ihren Eroberern gebotene Kultur an; denn das häufige Zusammenseyn mit den Europäern, die häufigen Unter-

redungen der Letzteren mit den Eingebornen, besonders wegen der Landesprodukte, ihrer Beschäftigung und ihres Handels, und die häufigen Wanderungen der Holländer und Britten in die entfernteren Theile des Landes, haben den Charakter der Eingebornen gemildert, und sie mit besseren Begriffen erfüllt, so daß die christlichen Missionaire um so erfolgreicher ihre Wirksamkeit anfangen und fortsetzen konnten. Man fand bei der Entdeckung des Kaplandes und der sich darauf Festsetzung die Einwohner desselben, die Hottentotten, auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung, und in der engsten Verbindung mit der uns untergeordneten Thierwelt. Auch ist ihre äußere Erscheinung nichts weniger als einladend, sondern schmutzig und abschreckend; denn sie bemühen sich durch das Uebergießen von Fett in Strömen über ihre Person, wozu nun noch der beständige Einfluß des Rauches in ihren Hütten kommt, ihrer Haut eine schwarze glänzende Kruste zu geben, durch welche man die natürliche Hautfarbe, ein gelbliches Braun, fast niemals wahrnehmen kann. Dieses Beschmieren mit Fett geschieht sowohl von den Reichen, als Armen. Die Ersteren thun es mit frischer Butter, und die Aermeren nehmen dazu das Fett aus den Eingeweiden geschlachteter Thiere. Wegen dieses Bestreichens mit Fett führen sie aber ihre Gründe an, welche auch von einsichtsvollen Reisenden für richtig befunden worden sind, nämlich, daß ein solcher Fettüberzug in diesem Klima von höchst wohlthätigem Einflusse sey, indem er sie gegen die Strahlen der Sonne schütze, und mithin manche Hautkrankheit von ihnen abwende. Indessen, dieses abgerechnet, hat doch ihr ganzer Bau des Körpers nichts Ansprechendes; denn ansehnliche Fettpolster treten an solchen Theilen des Körpers hervor, wo sie eben nicht zur Zierde dienen, und ihre Köpfe sind mit unregelmäßigen dichten Büscheln harten und groben Haares bedeckt, und dann enthalten ihre Sitten und ihre

Lebensweise eben nichts, was für das Außere, nicht Ansprechende, Ersatz leisten könnte. Ihre Wohnungen sind kleine kegelartige, aus Zweigen und Erde erbauete Hütten, ohne besondere Ordnung aufgestellt, allenfalls in einem Kreise, damit in der Mitte ein Platz bleibe, in welchem sie ihre Herden, oder überhaupt ihr Vieh, lagern lassen können, und worauf sie auch Raum zu manchen Verrichtungen behalten. Ein in der Mitte der Hütte brennendes Feuer erfüllt das Ganze mit einer dicken Rauchwolke, in welcher die Familie sitzt, und auf einem Fußboden, den dicke Lagen jeder Art von Schmutz überziehen; denn bei jeder festlichen Gelegenheit wird von den Hottentotten ein Ochse oder ein Schaf geschlachtet, der Leib des getödteten Thieres geöffnet, die Eingeweide herausgerissen, auf Kohlen geworfen, gebraten, und dann verzehrt, und da dieses auch in der Hütte verrichtet wird, so kann man sich leicht den Schmutz vorstellen.— Die Bekleidung der Hottentotten sind Thierfelle, besonders Schafhäute, welche beide Geschlechter tragen; im Sommer haben sie die haarige Seite auswendig, im Winter kehren sie solche um; am Tage sind diese Felle Kleider, und des Nachts dienen sie zum Ruhelager, als Betten. Man wird leicht einsehen, daß diese Kleidungsstücke nicht die reinlichsten sind. Wenn sie keine Dienste auf dem Leibe oder zum Lager mehr thun können, so werden sie noch zur Dachbedeckung der Hütte gebraucht. Die Häupter eines Dorfes oder Kraals tragen Tiegerhäute oder Löwenfelle, besonders wenn sie ein solches Thier selbst erlegt haben, wo dann dieses Fell zugleich als eine Auszeichnung dient. Das weibliche Geschlecht trägt doppelte Felle; eines wird über die Schulter in Gestalt einer Enveloppe geworfen, so daß die beiden Enden auf der Brust vereiniget sind, und den Hals bloß lassen; das Uebrige des Rückens und des Unterleibes bedecken sie mit einem zweiten Felle, das bis ans Knie reicht. Am Halse des Hottentotten hängt

ein kleiner Beutel, worin er sein Messer, wenn er ein solches besitzt, seine Pfeife und Tabak (Dacha) steckt; auch trägt er ein kleines, an beiden Enden gebranntes Hölzchen als ein Mittel gegen die Zauberey in diesem Beutel, der gewöhnlich von alten Handschuhen zusammengenähet ist, welche die Holländer abgelegt haben. Am linken Arme klappern zwei elfenbeinerne Ringe, die ihm im Gefechte statt eines Schildes dienen. Wenn sie auf Reisen gehen, bewaffnen sie ihre rechte Hand mit zwei Stöcken, die mit Eisen beschlagen sind, und in der linken führen sie ein kleineres Stöckchen, woran der Schwanz einer wilden Katze, oder eines andern Thieres, das einen Knebelbart hat, befestiget ist; sie bedienen sich desselben statt eines Schnupftuches, ihr Gesicht und ihre Nase abzuwischen, und den an den Augen sich festsetzenden Staub wegzunehmen. Wenn dieser Schwanz schmutzig geworden ist, so stecken sie ihn ins Wasser und schütteln ihn sehr geschickt hin und her, bis er trocken geworden ist. Dieses hottentottische Taschentuch heißt in ihrer Sprache Schjock. Die Füße der Hottentotten sind nackt, ausgenommen wenn sie auf die Weide gehen, wo sie dann zum Schutze gegen Dornen und Disteln Stiefeln tragen. Wenn starkes Regenwetter eintritt, besonders in der Winterzeit, und der Hottentot in Gefahr kommt, daß seine mit Fett oder Talg eingeriebene Haut darunter leiden könnte, so trägt er Mützen von Katzenfell; das Frauenzimmer trägt dagegen solche Mützen mit einer kleinen Abänderung der Form beständig, und auch des Nachts behalten sie solche auf dem Kopfe. Ihre Beine umwinden sie mit Riemen aus halbgetrockneten Häuten, von der Dicke eines recht weiten Stiefels. Dieses ist jedoch mehr ein Zierrath des verheiratheten Frauenzimmers. Der eigentliche Beinschmuck der Mädchen dieser Art besteht in Ringen von Rohr, dergleichen sie auch an den Armen tragen. Eine Dame des Hottentottenlandes, die ihre Toilette schön machen

will (denn auch hier versteht das schöne Geschlecht die Kunst zu gefallen), reibt sich die unbedeckten Theile des Körpers, besonders Gesicht und Brust, mit einem Schafschwanze, ein Artikel, der auf allen hottentottischen Toiletten die Stelle der Pomade, der Schminke und des Wohlgeruches vertritt. Wenn nun Hals und Brust recht glatt polirt sind, und einen besondern Glanz erhalten haben, dann betüpfelt die Schöne ihr Gesicht hier und da mit rother Erde, um der glänzenden Haut eine gewisse Schattirung zu geben, behängt den Hals mit Muschelschalen und Schneckenhäusern, steckt sich einige Borsten von Stachelschweinen in die Ohrlöcher, und bringt ihr Haar in Flechten, und nun kann sie bei der vornehmsten Hotteutotten-Galla glänzen. Sowohl Frauen, als Mädchen, tragen einen Sack am Halse, worin Lebensmittel, z. B. ein Stück Kaldaune, etwas Rauchtabak, nebst der Tabakspfeife, befindlich sind; denn die Schönen unter diesem Volke rauchen eben so gern, als das männliche Geschlecht, ja sie berauschen sich sogar oft in diesem Vergnügen. Beide Geschlechter tragen kupferne Ringe, Glaskorallen, kleine Platten von Messing, Stachelschweinborsten um den Hals, in den Ohren, an den Armen, Beinen, auch wohl um den Leib, und jemehr dergleichen Gehängsel sie besitzen, um so geschmückter sind sie. Der beliebteste Putz der Hottentotten ist aber das schon oben erwähnte Beschmieren mit Fett oder Butter, und das Bestreuen des Fettes oft noch mit Ruß, wodurch ein Gestank entsteht, so daß man einen solchen eingeschmierten Hottentotten weit eher riechen, als sehen kann, und daher kam auch das Schimpfwort der Holländer: zwarte stinkende Honden. Selbst ihre Schaffelle erhalten innerhalb eine solche Pomade. Wenn man daher den Rang von Jemanden wissen will, so muß man ihn nach der Dicke und dem Werthe seiner Talgrinde beurtheilen. In jetziger Zeit wird dieses den Lesern ein Lächeln entlocken,

oder er wird sich über diese komische Art, sich einzupomadiren, wundern, die doch ihren sehr triftigen Grund hat, wie oben gezeigt worden; bedenkt man aber, daß man vor kaum vierzig Jahren sich in Europa noch die Haare mit Pomade einschmierte, und sie dann mit einer Menge Puder oder Stärkemehl bestreuete, so, daß der halbe Rock damit überschüttet wurde, so wird man diese Gewohnheit des Körpereinschmierens bei einer kulturlosen Nation gewiß entschuldigen. Uebrigens ist die Gestalt der Hottentotten zwar beim ersten Anblicke abschreckend, wie oben angeführt worden, aber nicht so häßlich, als man es von einigen Reisebeschreibern angeführt findet; auch ist ihr Blick nicht wild, sondern freundlich. Die platte Nase und die stark aufgeworfene Oberlippe verursachen diese Häßlichkeit, an die man sich aber bald gewöhnt, wenn man mit ihnen umgeht; auch rührt diese platte Nase von dem Eindrücken des Nasenbeins her, welches die Mütter nach der Geburt der Kinder verrichten, weil sie diese Form für eine große Schönheit halten. Ihre Zähne sind sehr weiß und stechen gegen ihr Kolorit gut ab, besonders da sie durch die aufgeworfene Oberlippe hervortreten; ihre Haare sind wollig und schwarz, wie das Haar der Neger, und ihre Nägel gleichen, wegen der Länge, da sie solche nicht abschneiden, den Klauen der Thiere. Ihre Gesichtsfarbe ist ein Uebergang von der weißen zur schwarzen Farbe, ja man will behaupten, daß sie eine den Südeuropäern gleiche Farbe haben würden, wenn sie sich nicht mit dem Fette beschmierten; denn die Holländer nahmen einer Mutter ihr kleines Mädchen bald nach der Geburt fort, und ließen es mit Sorgfalt auferziehen; es ward so weiß als eine Europäerin. Die Größe der Hottentotten ist bei Mannspersonen zwischen fünf und sechs Fuß, nur die Frauenzimmer sind bedeutend kleiner. — Das Hausgeräth der Hottentotten ist nur einfach; selbst Reiche oder Wohlhabende unterscheiden sich hierin nicht beson-

ders von den Armen. Bänke, Stühle ꝛc. sind ihnen unbekannt; denn um auszuruhen, lassen sie sich auf die Fersen nieder, oder hocken sich nieder, und diese Art zu ruhen hat für sie die Bequemlichkeit eines Lehnstuhls bei den Europäern. Ihre Bettstellen sind tiefe Gruben, die sie an der Ecke der Hütte in die Erde graben, und worein sie ihre Körperbedeckung, die Schaffelle, werfen, die ihnen als Unterlager und Decke dienen. Zwei oder drei Töpfe machen ihr Geräth zum Kochen aus, und eben so viele haben sie zum Trinken, zum Buttermachen und zur Aufbewahrung der Milch. Nimmt man hierzu noch ihre Garderobe von Schaffellen ꝛc., und ihre Waffenrüstung, so hat man alle Möbel und Küchengeräthe einer Hottentottenfamilie. Da der Rauch der Hütte beim darin Kochen nach außen durch die Thür geht, so kann kein Europäer in der Hütte aushalten, ohne zu ersticken; der Hottentot findet dagegen Vergnügen am Rauche, und deshalb sind auch seine Ausdünstungen dieser Art viel stärker, als bei uns der Geruch eines geräucherten Schinkens. — Die Nahrungsmittel dieses Volkes bestehen in Vegetabilien und Milch, frisches Fleisch kommt nur selten an die Reihe, nur an ihren Festtagen wird ein Ochse oder ein Schaf geschlachtet, und die Eingeweide und das Fleisch gebraten; auch begnügen sie sich mit dem Fleische des gefallenen Viehes, welches ihnen sogar eine Lieblingskost zu seyn scheint; denn sie wunderten sich nicht wenig, daß ihnen die Holländer dergleichen Mahlzeiten nicht nachmachen wollten. Mit großer Eßlust verzehrten sie die rohen Kaldaunen. Auch die Jagd und Fischerey liefert ihnen viele Speisen, und besonders lieben sie das Fleisch der Springböcke, welches sie unter zwei heißgemachten Steinen braten; auf diese Thiere machen sie daher vorzüglich Jagd. Im Essen gleichen sie den Thieren; denn sie zerreissen das Fleisch mit den Fingern, und verschlingen es gleichsam wie die ausgehungerten wilden Thiere. Da

die Faulheit zu ihren Fehlern gehört, so gerathen sie oft in Mangel an Lebensmitteln, wo sie sich dann mit der elendesten und trockendsten Kost behelfen; sie essen dann auch die abgetragenen Beinringe ihrer Frauen. Gegen Schweinefleisch und Fische ohne Schuppen haben sie einen Abscheu. Ihr täglicher Trank ist Milch und Wasser. Dem Branntweine sind sie sehr zugethan, und in Ermangelung desselben machen sie sich bei Feierlichkeiten ein Getränk aus einer gewissen Wurzel und Honig, worin sie sich gern berauschen. Wenn daher, nach dem Berichte mehrerer Reisebeschreiber, die Gastfreundschaft der Hottentotten gegen Fremde, die Dienstfertigkeit gegen Reisende, ihr Mitleiden gegen Unglückliche, ihre Treue und Folgsamkeit im Dienste, und ihre zärtliche Pflege der Kranken selbst bei gesitteteren Völkern ein Muster abgeben könnten, so sind ihre Fehler aber auch nicht geringe, worunter besonders die große Neigung zum Trunke oben an steht; dann folgt ihre Liebe zum Schmutze, ihre Trägheit, welchen Fehlern beide Geschlechter unterworfen sind. Der großen Liebe zum Schmutze ungeachtet erreichen sie dennoch ein hohes Alter; denn man will unter ihnen Leute von achtzig bis hundert Jahren gesehen haben. Nach Kolbe soll im Jahre 1652 bei der Errichtung der Festung auf dem Kap ein Mann zugegen gewesen seyn, der damals schon vierzig Jahre gehabt, und derselbe habe 1714 noch gelebt. Dieser Mann soll nie krank gewesen seyn, auch nie einen Schmerz gefühlt haben. — Die Waffen der Hottentotten sind Bogen, Pfeil, Lanze und Wurfspieß. Der Bogen wird von Olivenholz gemacht, und die Sehne besteht aus der Nerve eines Thieres. Ihre Pfeile sind kleine Stöcke mit einem scharfen Wiederhaken von Eisen. Der Köcher besteht aus einem langen schmalen Sacke, von Elephanten- oder Elendsleder. Ihre Lanzen pflegen sie zu vergiften. So schmutzig der Hottentot ist, so reinlich hält er seine Waffenrüstung; auch

darf ihm nie ein Stück daran fehlen. Man findet daher, selbst bei dem ärmsten Bettler, beständig eine vollständige Rüstkammer nach seinem Geschmacke. Mit diesen Waffen üben sie sich beständig in Friedenszeiten, und erlangen darin eine solche Geschicklichkeit, daß sie mit dem Wurfspieße das Ziel von der Größe eines Guldens auf hundert Schritte nie verfehlen.

Dem Charakter nach sind die Hottentotten, wie schon oben bemerkt worden, ein gutmüthiges, lustiges und gastliches Volk oder vielmehr Völkchen, weil es jetzt sehr zusammengeschmolzen ist, welches in größter Verträglichkeit bei einander wohnt, und auch schon zu diesen Charakterzügen das friedliche Bild seiner Unterwerfung liefert; auch beweiset die Liebe zu den Thieren ihren gutmüthigen Charakter; denn sie behandeln ihre Ochsen, die sie zur Arbeit gebrauchen, als wenn sie zu ihrem werthvollsten Hausstande gehörten; sie erhalten das reichlichste und beste Futter, und diese Thiere unterziehen sich auch willig jeder Arbeit, ja sie sind so folgsam, daß sie leichter zu leiten sind, als die Pferde; das Pfeifen oder ein Ruf ihres Herren reicht hin, sie gehorsam zu machen und sie auf den rechten Weg zu führen. Bei einer solchen Behandlung scheinen diese sonst störrigen und hartnäckigen Thiere, besonders in diesem Klima, ihre Halsstarrigkeit ganz abzulegen. Eben so ist es auch mit den Pferden der Araber der Fall, die sich durch eine gute Behandlung und Nahrung willig an ihren Herren schmiegen, und alle Arbeiten verrichten, wozu sie der Araber braucht. Die Ochsen der Hottentotten werden auch zum Kriege abgerichtet, und auf dieselbe Art gebraucht, wie die Hindus ihre Elephanten benutzen; sie heißen dann Backleys, von einem Worte, welches in der Hottentottensprache Krieg bedeutet. Auch sind sie sehr nützlich bei der Bewachung der Herden, die sie mit großer Gewandheit leiten, vor den Angriffen fremder und wilder Thiere vertheidigen, und diejenigen zurücktreiben,

welche fortlaufen. Ein jeder Kraal besitzt wenigstens sechs solcher Backleys, die aus den stärksten und wildesten Ochsen ausgesucht werden. Wird ein Ochs durch das Alter unbrauchbar oder stirbt, so tritt ein anderer an dessen Stelle, wobei eine Wahl Statt findet, die durch den ältesten Bewohner des Kraals geschieht, weil man diesen für den Befähigsten hält, einen passenden Ochsen zu wählen. Der Neuling wird dann einem erfahrenen Backley beigegeben, der ihn zu seinem Geschäfte so zu sagen erziehen muß, indem er mit ihm gemeinschaftlich am Tage arbeitet, und in der Nacht werden sie an den Hörnern zusammengebunden, bis endlich der Lehrling alle Gewohnheiten seines erfahrenen Lehrers angenommen hat, und ein wachsamer Vertheidiger der Herde wird. Diese Backleys kennen jeden Einwohner im Kraal, und sind äußerst freundlich und schmeichlerisch gegen alle Glieder desselben; sie können sich ganz unbesorgt dem Viehe nähern, denn die treuen Wächter thun ihnen nie etwas zu Leide; würde sich aber ein Fremder, besonders ein Europäer, dieser Freiheit bedienen wollen, ohne von einem Hottentotten begleitet zu seyn, so wäre sein Leben in der größten Gefahr; denn die umher weidenden Backleys würden sich auf ihn stürzen, und sein Tod wäre gewiß, wenn er nicht Waffen bei sich hätte, oder sich auf einen Baum rettete; denn Stein und Stöcke sind Waffen, von denen sich Kriegsochsen nicht einschüchtern lassen. — Die Hauptbeschäftigung der Hottentotten in ihrem freien Zustande ist die Viehzucht und die Jagd. Die Viehherden machen daher ihr einziges Gut aus, welche ein Dorf gemeinschaftlich besitzt; auch müssen alle Mitglieder gemeinschaftlich die Hut übernehmen. Durch dieses Uebereinkommen giebt es unter ihnen keine Streitigkeiten, sondern die Eingebornen eines Dorfes leben in größter Eintracht. Mit ihren Nachbarn gerathen sie aber nicht selten in Feindseligkeiten, wozu bisweilen der bloße Verdacht eines geraubten Schafes die Veranlas-

sung giebt. Sobald ein solcher Fall eintritt, versammelt sich das ganze Dorf, und hält Rath, ob es den Raub nicht bemerken, oder den Krieg erklären soll. Im letzteren Falle sucht man den Feind durch langes Warten sicher zu machen, nimmt aber die beste Gelegenheit wahr und überfällt ihn alsdann, und nun ist die Rache so groß, daß das ganze Dorf verwüstet wird, die Bewohner entfliehen, oder sie müssen sich zum Kampfe rüsten, worin sie in der Regel verlieren, da sie auf den Ueberfall nicht vorbereitet waren. Mit vieler Geschicklichkeit erlegen sie die wilden jagdbaren Thiere, und mit außerordentlichem Muthe und Gewandtheit umringen und greifen sie wilde Thiere an, und entziehen sich ihren Sprüngen mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, die kein Europäer nachahmen kann. — Außer der Viehzucht und der Jagd betreiben die Hottentotten auch noch einige andere Gewerbe, z. B. das Gerben und Zurichten der Häute oder Felle, die sie auch glatt schaben, das Verfertigen der Matten oder Flaggen aus glatten Binsen, Drehen der Stränge aus Thiersehnen zu ihren Bögen; auch wissen sie mit großer Geschicklichkeit Eisen zu schneidenden Instrumenten zu bilden ꝛc. — In dem freien Zustande zeigen sich bei den Hottentotten dieselben Leidenschaften für Gesang und Tanz, wie überhaupt bei allen Afrikanischen Völkern. Sowohl bei den Tänzen, als bei den übrigen Feierlichkeiten, gebrauchen die Hottentotten ihre musikalischen Instrumente, die, wie bei allen kulturlosen Völkern, nur sehr unvollkommen und in kleiner Zahl vorhanden sind. Nur eines dieser Instrumente haben sie mit den Negern gemein, welches auch bei ihnen Gom-Gom genannt wird. Dieses Instrument ist ein Bogen von Oliven- oder anderm starken und zähen Holze, worauf eine Saite von Schafdarm gespannt ist, die sehr straff aufgezogen wird. An dem einen Ende des Bogens wird eine gespaltene Federspule festgemacht, durch welche die

Saite läuft, bei dem andern Ende nehmen sie aber die Saite in den Mund und geben ihr durch einen stärkern und schwächern Hauch die Verschiedenheit des Tons. Dieses Instrument ist das kleine Gom-Gom; sie haben nun noch ein größeres, das von eben der Beschaffenheit, wie jenes ist, auf welchem aber noch eine fein ausgehöhlte Kokosnuß befestiget ist, in welcher die Saite durch zwei Löcher läuft. Diese Nuß schiebt der Musikus während des Hauches auf der Saite hin und her, je nachdem er einen gedämpften, oder scharfen Ton hervorbringen will. Dann haben sie auch noch eine Art von Pauke, die aus einem mit Schaffell überzogenen Topfe besteht. Dieses Instrument ist der Liebling der Hottentottinnen, wie die Handtrommel und die Castagnette der Zigeuner und der Mauren. Ihre Vokalmusik ist noch einfacher, als ihre Instrumente, sie besteht bloß in dem einsilbigen Worte Ho, und in einigen wenigen Liederchen. Beide Geschlechter singen dieses Ho, Ho! und verlängern die Musik durch die Wiederholung. Das Tanzen geschieht nach jedem geschlossenen Frieden, jeder Tödtung eines wilden Thieres, jedem glücklichen Tausche mit den Holländern, oder wenn ihnen sonst etwas Angenehmes begegnet ist; sie tanzen dann eine ganze Nacht hindurch, und oft auch noch den folgenden Tag, welches auf folgende Art geschieht. Die Männer des Kraals schließen einen Kreis, und die Frauen schließen sich den Tänzern an, um durch ihren Gesang und den Schall ihrer Handpauke die Musik der Gom-Goms zu erheben. Sobald die Gom-Goms anfangen, stehen zwei Paare, das heißt, zwei Männer und zwei Frauen auf (denn niemals tanzen Mehrere, auch nie beide Geschlechter zusammen), und stellen sich Einer dem Andern gegenüber; anfangs jedoch nur zehn Schritte von einander, und nur erst nach einer Viertelstunde kommen sie sich näher, und drehen sich um einander herum, oder tanzen den Rücken zum Rücken gekehrt.

Die Hände geben sie sich niemals, obgleich jeder Tanz eine Stunde dauert. Die Männer bewegen dabei ihre Füße mit einer bewunderungswürdigen Geschwindigkeit, und auch die Weiber machen große Sprünge und stampfen den Boden mit großer Gewalt. Bei allen diesen Bewegungen betrachten sie nur ihre Füße und singen dabei das Ho! Ho! auch schlagen sie die Ringe an ihren Beinen mit einem Geräusche, das dem eines Schlittenpferdes gleich kommt. — Von den übrigen Gebräuchen der Hottentotten ist noch ihre Vielweiberey anzuführen, obgleich selten ein Mann mehr als drei Weiber hat. Die Wittwen können wieder heirathen, müssen aber jedesmal ein Glied eines Fingers dabei verlieren, so oft sie sich dazu entschließen, welches wohl mehrere Male geschehen kann, da oft ihre Männer in den Kriegen, die sie mit einander, oder mit andern Grenznationen führen, getödtet werden. Daher soll man nicht selten Weiber mit mehreren verstümmelten Fingern finden. — Die Heirathen werden bei diesem Volke sehr schnell geschlossen. Der junge Mann, der ein Auge auf eine Hottentottin geworfen hat, macht den Antrag bei dem Vater bei einer Pfeife Tabak; willigt der Vater ein, so wird der Tochter gleich Nachricht gegeben, wenn diese aber nicht mit dem Bräutigam zufrieden ist, oder er ihr nicht ansteht, so bleibt dem Mädchen kein anderes Mittel übrig, sich von dem Freier los zu machen, als daß sie eine Nacht mit ihm auf der Erde ringen muß; behält sie hier die Oberhand, so ist sie von ihm los, verliert sie aber, so wird die Heirath wider ihren Willen geschlossen, und diese wird dann gleich darauf mit folgender Feierlichkeit vollzogen. Der junge Mann bringt einen fetten Ochsen in das Haus seiner Braut, welcher geschlachtet wird, und mit dem Fette desselben beschmieren sich die Hochzeitsgäste den ganzen Leib, und bestreuen denselben mit einem aus einem gewissen Kraute bereiteten Pulver. Nach dieser Vorbereitung schreiten

sie zur Feierlichkeit selbst. Die Männer schließen einen Kreis, hocken sich auf die Erde, und nehmen den Bräutigam in die Mitte; eben so machen auch die Weiber um die Braut einen Kreis; dann erscheint der Suri oder Priester, welcher sich dem in großer Ehrfurcht sitzenden Bräutigam nähert, und ihm in dieser Stellung den halben zu dieser feierlichen Absicht gesammelten Vorrath seines Urins mittheilt, mit dem sich der Bräutigam eifrig, nebst dem Fette und dem Pulver, einzureiben sucht. Dann geht der Suri in den Kreis der Frauen und besalbt auch die Braut mit der andern Hälfte des priesterlichen Wassers, welches sie mit eben der Ehrfurcht empfängt, als ihr Bräutigam. Nach dieser Handlung sagt er zu ihnen ungefähr folgende Worte: „Lebt glücklich; habt, ehe ein Jahr um ist, einen Sohn, welcher Euer Trost im Alter sey; er sey ein tapfrer Jäger.“ Trifft der Wunsch des Suri ein, und die Verehelichte bekommt einen gesunden Knaben, so ist eine große Freude im Kraale, und der Vater stellt ein Fest an. — Die neu gebornen Kinder werden hier auf eine eigene Art behandelt. Sobald das Kind zur Welt kommt, wird es über und über mit Fette bestrichen, dann mit dem Safte eines gewissen Feigenblattes, welches dem Körper Schnelligkeit und Stärke geben soll. Nach dieser Handlung erhält das Kind seinen Namen, welchen ihm die Mutter ertheilt; sie wählt dazu den Namen eines Thieres, welches sie am mehrsten schätzt. Man legt nun das Kind auf einem Schaffelle entweder in die Sonne oder an das Feuer, so lange, bis der Saft eingezogen ist. Ist dieses geschehen, so wird es mit Schaffett allein oder mit Butter zugleich überzogen und eingerieben, damit das Fett durch die Schweißlöcher des ganzen Körpers dringen kann, und dann mit dem Pulver bestreut. Dieses Pulver bleibt sitzen, und überzieht den Körper mit einer Art von Rinde, welche die Hottentotten der Gesundheit sehr zuträglich halten. Wenn das Wochenbett

vorüber ist, wickelt die Mutter das Kind in ein altes Schaffell, so, daß nur der Kopf zu sehen ist, bindet sich ihre geliebte Bürde auf den Rücken, und trägt sie so den ganzen Tag über mit sich herum, sowohl bei der Arbeit, als beim Müßiggehen, beim Geben oder Nehmen eines Besuchs ꝛc. Diese Last bleibt auf ihrem Rücken, bis das Kind laufen kann. In eben dieser Lage saugt auch der kleine Hottentotte, ohne sich eines Haares breit aus seiner Stelle zu bewegen, die Muttermilch ein, weil die Brüste der Hottentottinnen so lang sind, daß sie bequem über die Schultern geschlagen werden können. Nach sechs Monaten wird das Kind entwöhnt, und erhält dann statt der Brust die Tabakspfeife in den Mund, damit es sich frühzeitig zum Rauchen gewöhnen möge. Die Pfeife dient dann die Gaumen zu reitzen, überhaupt das Zahnfleisch, wodurch auch die Zähne leicht hervorbrechen, womit also ein doppelter Zweck erfüllt wird. Es findet bei diesem Volke auch das Kinderaussetzen Statt, eben so das Aussetzen alter abgelebter Greise, um sie ihrem Schicksale zu überlassen, von welchen alten Gebräuchen man sie mit vieler Mühe da abgebracht hat, wo sie entweder den Kolonisten dienstbar sind, oder man Missionsanstalten unter den noch freien Kraalbewohnern errichtet hat. Man hat nun noch gewisse Gebräuche oder Zeremonien beim männlichen Geschlechte, z. B. eine Art von Beschneidung oder Verschneidung, wenn dasselbe das achte oder neunte Jahr erreicht hat, und dann das Mündigmachen oder zum Manne machen, indem der Jüngling dem Frauenkreise entzogen wird, welches im siebzehnten oder achtzehnten Jahre geschieht, denn so lange bleibt er unter der Aufsicht der Mutter, und darf in der Gesellschaft der Männer nicht erscheinen. Die Zeremonie geschieht auf folgende Weise. Alle Männer des Kraals versammeln sich, und setzen sich in einem Kreise zur Erde. Der Jüngling, der aufgenommen werden soll, hockt außer dem Kreise in einer

kleinen Entfernung. Sobald der Kreis voll ist, steht einer von den Männern auf, und hält eine Rede an den Aufzunehmenden, ungefähr folgenden Inhalts: „Die Männer haben Dich würdig gehalten, ein Glied ihrer Gesellschaft zu werden; es ist also auch billig, daß Du männlich zu denken anfängst, und folglich von Deiner Mutter, die Dich erzogen hat, nnd von Deinen kindischen Spielen Abschied nimmst. Wirst Du aber wieder mit Deiner Mutter vertraut umgehen, oder andere weibische Dinge unternehmen, so sollst Du des Rechts, ein Mann zu seyn, wieder beraubt werden.“ Nacht Endigung dieser Rede gießt der Redner ein großes Quantum von seinem Urine über ihn her, nachdem sein Körper vorher mit Schaffett über und über bezogen worden ist. Wenn die Erhebung fertig ist, so wünscht der Promotor oder Erheber dem jungen Mitgliede mit folgenden Worten Glück: „Das Glück begleite Dich! Lebe lange! Werde ein Mehrer Deines Geschlechts! Dein Bart komme geschwind hervor!“ Diese Feierlichkeit wird mit einem Male beschlossen. Der Jüngling hat von dieser Zeit an Umgang mit Männern, und nimmt an den Berathungen Theil. Vieles von den angeführten Gebräuchen hat sich späterhin bei diesem Volke durch Annahme des Christenthums geändert.

Was die Geschichte der Entdeckung des Landes der Hottentotten betrifft, und die Unterwerfung des Volks durch die Kolonisten, die sich dieses Landes bemächtigten, so diene Folgendes dazu. Den Portugiesen, unter Anführung Bartholomäus Diaz, gelang es im Jahre 1486 das Kapland zu entdecken, und da dieses bei einem stürmischen Wetter geschah, so nannte Diaz es das stürmische Vorgebirge (Cabo tormentoso); aber der König Johann der Zweite von Portugal verwandelte diesen Namen in das Vorgebirge der guten Hoffnung, da er von den andern Ausgesandten Nachrichten erhalten hatte, daß um die-

ses Kap herum der Weg nach dem reichen Indien zu finden sey, welches auch Vasko de Gama unter dem Könige Emanuel von Portugal 1497 umschiffte, und im darauf folgenden Jahre nach Indien gelangte. Die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung wurde aber von den Portugiesen nicht weiter benutzt; denn da sie die Entdeckung und Eroberung der Königreiche der Westküste von Afrika zu sehr beschäftigte, indem sie ihre Fahrzeuge mit den Produkten dieser großen und reichen Gegenden beladeten, so hielten sie es kaum der Mühe werth, einen Blick auf die wilden Gestade von Südafrika, seine Granit-Terrassen, seine nackten Karruebenen, oder auf die schmutzigen oder armseligen Kraals oder Dörfer der Hottentotten zu werfen, und wenn gleich ihre Flotten hier anhielten, um Wasser und Erfrischungen einzunehmen, so machten sie doch keinen Versuch, diese kahle und nichts versprechende Gegend in Besitz zu nehmen und zu kolonisiren. Dieses blieb den Holländern, einem klugen und spekulativen Volke, welches dem Handel, und also auch der Schifffahrt ganz ergeben war, vorbehalten; denn sie erkannten sehr bald bei ihrer Auffindung des Weges nach Ostindien, die wichtigen Vortheile, welche jenes Kap, als eine Seestation, seinen Inhabern gewähren würde. Aufmerksam hierauf, machte besonders der Wundarzt von Riebeck im Jahre 1650, dem ein Aufenthalt von einigen Wochen auf diesem Vorgebirge gezeigt hatte, daß eine Kolonie auf dieser mittäglichen Spitze von Afrika angelegt, einen großen Vortheil für den Handel zwischen Europa und Asien abgeben würde, und man trug ihm die Sorge auf, dieses Etablissement zu errichten. Nach seinem Kolonisations-Entwurfe sollte einem Jeden, der sich dort wohnhaft niederlassen wollte, sechzig Acker Landes gegeben werden; es sollte ferner Getreide, Vieh und Geräthschaften denen gegeben werden, die solches nicht hätten, und junge aus dem Waisenhause genommene

Frauenzimmer sollten ihnen zugesellt werden, um die Arbeit mit ihnen zu theilen und sie zu versüßen. Dabei wurde festgesetzt, daß es allen denen frei stehen sollte, die sich in drei Jahren nicht ans Klima gewöhnen könnten, nach Europa zurückzukehren, und mit ihren Besitzungen zu wallten, wie sie wollten. Nach diesen getroffenen Einrichtungen segelte man ab. Die große Gegend, die man anbauen wollte, war nur von Hottentotten bewohnt, und von diesen mußte man erst das Land zu gewinnen suchen. Die Einwohner, ein, wie schon oben bemerkt worden, gutmüthiges, Viehzucht treibendes Volk, welches kein größeres Gut kannte, als seine Herden und seine Freiheit, waren zwar tapfer, aber auch dem Aberglauben und mancherlei Gebräuchen ergeben; dann schlecht bewaffnet, indisciplinirt und uneinig untereinander, und gerade hier, wo es auf ein Zusammenhalten ankam; sie ließen sich ohne große Mühe von den Kolonisten zurücktreiben, und diese fingen nun an sich desjenigen Landes zu bemächtigen, welches ihnen anstand, setzten sich darin fest, und gründeten die Kapstadt, und da es nöthig war, diese Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen, so wurde es auch nothwendig, Getreide und andere Europäische Eßwaaren von dem Boden der Umgegend durch die Aussaat zu gewinnen; und da man nun auch die Entdeckung machte, daß auf einigen der benachbarten Hügeln der Weinstock in hoher Vollkommenheit gedieh, so wurden auch hierzu Anstalten gemacht, um auch die Weinkultur hervorzubringen. Diese eigenmächtige Wegnahme des Bodens oder Landes mißfiel den Eingebornen. „Warum habt Ihr, sagte ihr Abgeordneter diesen Fremdlingen, unsere Ländereyen besäet? Warum gebraucht Ihr sie um Eure Herden zu nähren? Mit welchem Auge würdet Ihr es ansehen, wenn Andere sich Eurer Felder so bemächtigten? Ihr befestiget Euch nur darum, um die Hottentotten unter das Joch zu bringen.“ — Auf diese Vorstellun-

gen folgten einige Feindseligkeiten, die den Stifter der Kolonie bewogen, andern Grundsätzen zu folgen. Er kaufte daher das Land, welches er besitzen wollte, von den Eingebornen für 45,000 Gulden, die man mit Waaren bezahlte, und so wurde die Ruhe wieder hergestellt, die auch seit dieser Zeit nie wieder unterbrochen worden ist. Man giebt zwar an, daß nach diesem Vertrage die Eingebornen die Holländer doch angegriffen, und erst durch die Gewalt der Waffen zur Ruhe genöthiget werden mußten; allein nach glaubwürdigen Berichten ist solches nicht geschehen, sondern die Feindseligkeiten sind dem Vertrage vorangegangen. Daß die Absichten der Holländischen Regierung, die zuerst in keiner andern Absicht Besitz von dieser Küste nahm, als um einen sichern Hafenplatz für ihre Schiffe zu haben, damit diese auf ihrer Fahrt nach Ostindien daselbst einlaufen, ausgebessert werden und frische Vorräthe einnehmen könnten, gut waren, geht daraus hervor, daß die Beschlüsse der Versammlung, die van Riebeek im Jahre 1651 zusammenberief, mit einem Gebete zu Gott um Verbreitung der christlichen Lehre unter den Eingebornen enden; und mehrere Jahre hintereinander, nach diesem Beschlusse, wurde jeder Zwist mit den Eingebornen sorgfältig vermieden, und Jeder, der sich eine Ungerechtigkeit gegen sie erlaubte, wurde nachdrücklich bestraft, ja selbst Schimpfreden und Schmähungen gegen sie auszustoßen, verbot die Regierung, und besonders wurde befohlen, sie nicht zwarte stinkende Honden zu nennen. Erst zwanzig Jahre nach der ersten Niederlassung griffen die Holländer weiter um sich, und vergrößerten die Kolonie um ein Bedeutendes, wobei sie sich vorzüglich des sogenannten Kapdistrikts bemeisterten, wobei die friedfertigen Hottentotten um so weniger Widerstand leisteten, da die Holländer sehr bald ihre Leidenschaft für spirituöse Getränke entdeckten, und daß eine Flasche Branntwein ein Paß durch jede Horde war,

und sowohl damit, als auch mit Tabak, Eisen und einigen andern Quincailleriewaaren kauften sie ein Stück Land nach dem andern, und das Uebrige nahmen sie dann mit Gewalt weg; denn die Holländischen Pachter erlaubten sich gegen den Willen der Regierung fortwährend Eingriffe in das Besitzthum der Eingebornen, indem sie ihr Vieh von einem Weideplatze zum andern trieben, dann diese Plätze als Eigenthum in Besitz nahmen, und dabei ihre rohen Nachbaren oft durch Grausamkeiten ihrer Ländereyen beraubten, welches noch in der spätern Zeit geschah. Daß die Regierung hierbei unschuldig war, ist gewiß, wenn man bedenkt, welche Leute sich damals zum Auswandern in ein weit entferntes Land, wo rohe Horden, als Eingeborne, ihr Wesen trieben, entschließen konnten. Es waren daher auch nur größtentheils die Hefen des Volks und Abentheurer, die auf gut Glück ihr Vaterland verließen, in welchem sie doch wenig zu hoffen hatten, und daß diese nicht glimpflich mit den Eingebornen verfahren würden, war wohl einzusehen; indessen war die Regierung genöthiget, zur Gründung einer Kolonie zu ihren Absichten sich dieser Leute zu bedienen, und mußte daher wohl Manches übersehen, obgleich sie es nicht an Strenge fehlen ließ, und Alles that, um das gute Verhältniß zwischen den Eingewanderten und Eingebornen zu erhalten. Wenn sie daher den Ankauf der Ländereyen für das natürlichste und beste Mittel hielt, um in der Vergrößerung zum Zwecke zu gelangen, so wollte sie keine Gewaltmittel gestatten, indem sie selbst durch den schon oben angeführten Ankauf ihrer ersten Besitznahme, des Hafenplatzes, das Mittel angab, auf welche Weise man in den Besitz der Ländereyen kommen könnte; auch bewies es der Erfolg, indem die Kolonisten für ein Faß Branntwein einen ganzen Distrikt kauften; ein neun Zoll langes Stück von einem eisernen Reifen war der Preis für einen fetten Ochsen ꝛc. Man hatte nun zwar das Land,

aber es fehlte an Händen, um es zu bearbeiten, da sich die Eingebornen nicht willig dazu hergeben wollten. Man war daher genöthiget, Malayen aus Indien dahin zu führen, die aber erst mit dem Klima zu kämpfen hatten, und dann keine so tüchtigen Arbeiter waren, als die Eingebornen, von denen man nach und nach mehrere in die Dienste zog, die sich auch entschlossen, zwei bis drei Jahre zu dienen. Man fand sie nicht nur folgsam, sondern sie stellten sich auch willig an die Arbeit, die man von ihnen verlangte, aber wenn ihre Zeit um war, so nahmen sie das Vieh, das man mit ihnen eins geworden, ihnen als Lohn zu geben, kehrten damit zu ihrer Horde zurück, und man sahe sie nicht eher wieder, als bis sie Ochsen oder Schafe gegen Messer, Tabak und Branntwein zu vertauschen kamen. Das unabhängige und müßige Leben, das sie in ihren Wüsten führen, hat unaussprechlichen Reiz für sie, und nichts kann sie davon abbringen. Man nahm einen Knaben der Hottentotten und erzog ihn in der Kapstadt nach den Sitten und dem Glauben der Holländer. Die Sorge, die man für seine Erziehung trug, wurde nach Wunsch belohnt. Man schickte ihn hierauf nach Indien, wo er sich auch im Handel durch Brauchbarkeit auszeichnete. Handelsconjunkturen brachten ihn wieder in sein Vaterland zurück, worauf er seine Eltern in ihrer Hütte besuchte. Das einfache und freie Leben zog ihn wieder so an, daß er seine Europäischen Kleider ablegte, ein Schaffell umhing, und mit den abgelegten Kleidern wieder nach dem Kastelle eilte. „Ich komme, sagte er zu dem Europäischen Befehlshaber, um auf immer der Lebensart zu entsagen, in der Sie mich erzogen haben. Es ist mein Entschluß, bis an meinen Tod der Religion und den Gebräuchen meiner Vorfahren zu folgen. Ihnen zur Liebe will ich das Halsband und den Degen, die Sie mir geschenkt haben, behalten; erlauben Sie mir alles Uebrige zurückzulassen.“ Er erwartete die Antwort hier-

auf nicht, und verschwand, ohne daß man ihn je wieder gesehen hat. Die immer weitere Ausdehnung der Holländer, so daß sie die umliegende Gegend über mehrere hundert Meilen in jeder Richtung, so weit als Weideplätze zu finden waren, sich zugeeignet hatten, und ansehnliche Meiereyen darauf besaßen, brachte auch bald eine große Anzahl Hottentotten in die Dienstbarkeit der Kolonisten, und die Andern, die diesem Loose entgingen, wurden tiefer in das Innere zurückgedrängt. — Das träge und empfindungslose Hinbrüten der Hottentotten, dessen die neuesten Reisebeschreiber sie so allgemein beschuldigen, soll größtentheils durch die herabwürdigende Fügung unter die Herrschaft der Holländischen Pflanzer erzeugt worden seyn. In ihrem freien Zustande hatten sie eine republikanische Verfassung und Conquers oder Kraaloberhäupter zu Anführern und Kämpfern, die sie zum Treffen führten, in welchem sie einen grenzenlosen Muth entwickelten. Diese Anführer bliesen gewöhnlich auf einer Pfeife oder einem Flageolette, während welcher Musik die Truppen ohne Unterlaß mit einander kämpften. Sobald aber die kriegerischen Töne aufhörten, so zogen sie sich zurück. — Der Theil der Küste, welcher zuerst kolonisirt wurde, waren die Ufer des großen Fischflusses; man verließ diesen Platz aber bald wieder, weil er keinen guten Hafen darbot, und wählte an seiner Stelle de la Goa Bay, weiter nach Norden. Nicht lange darauf bestimmte die Vorstellung van Riebeecks 1650 die Kolonie an ihre gegenwärtige Stelle zu verlegen. Nach der Erweiterung der Kolonie bis zu dem gegenwärtigen Zustande, erstreckt sich das ganze Gebiet von Osten nach Westen ungefähr 600 Englische Meilen weit, und seine mittlere Breite 233 Englische Meilen, und es enthält ziemlich 140,000 Englische Geviertmeilen. Die Holländer blieben im ungestörten Besitze dieser Kolonie bis zum Jahre 1795, wo sie in die Hände der Engländer kam, die sie aber in dem Frieden von Amiens 1802

den Holländern zurückgaben; allein vier Jahre darauf (1806) bemeisterten sich die Engländer ihrer von Neuem, und seitdem ist sie stets unter Brittischer Botmäßigkeit geblieben. Als die Engländer Besitz von der Kolonie nahmen, fanden sie nur noch etwa 15,000 Hottentotten vor, und diese in drückender Sklaverey. Die einzige Wohlthat, welche die Hottentotten ihren Unterdrückern verdankten, war die Verbreitung des Christenthums in ihren Kraals. — Als Barrow, welcher im Jahre 1797 Privat-Sekretair beim Lord Makartney war, eine Reise durch das Gebiet des Kap machte, fand er die Hottentotten fast gänzlich in der Sklaverey, nicht um aus ihrem Vaterlande entfernt zu werden, sondern an die Heimath gebunden, aber darum nicht besser behandelt, als die Neger in den Kolonien Amerikas. Der Sklavenaufseher machte häufig Gebrauch von einem mächtigen ledernen Riemen, und die damit zu ertheilenden Hiebe wurden nicht nach der Zahl, sondern nach der Zeit gemessen. Der grausame Kolonist, diese Strafe mit seinem Lieblingsgenusse verbindend, befahl, den Schuldigen so lange zu geißeln, bis er selbst eine gewisse Anzahl Pfeifen geraucht hatte. Auch wenn ein Hottentot um Lohn dient, so sind die während seiner Dienstzeit ihm geborenen Kinder zu Sklaven bestimmt; dieses hat auch dazu beigetragen, daß diese Urbewohner zu einem nur noch kleinen Häuflein zusammengeschmolzen sind, da sie doch der Kolonie so nützlich durch ihre Arbeit wurden, indem sie an das Klima gewöhnt sind, und man jetzt genöthiget ist, fremde Arbeiter einzuführen, die oftmals dem Klima in der Arbeit erliegen. Die freien Hottentotten, die an der Grenze der Kolonie vorkommen, sollen noch ungefähr 10,000 Köpfe betragen.

Zu den von den Europäern unterjochten und in ihre Dienste gebrachten, oder wieder in das Innere Südafrikas zurückgedrängten Ureinwohnern gehören auch noch die Buschmänner oder Buschmannhottentot-

ten und die Kaffern. Die Ersten, die Buschmannhottentotten, sind noch roher und wilder, als die eigentlichen Hottentotten, und leben vereinzelter, als diese; es sollen, nach Barrows Beschreibung davon, die häßlichsten unter allen menschlichen Wesen seyn. Ihre hohlen Rücken, vorstehenden Bäuche ꝛc. ꝛc., lassen den Körper so ziemlich in Form eines S erscheinen, welche Form, auf diese menschliche Gestalt angewendet, eine scheusliche Wirkung macht, wenn gleich diese S-Form von den Malern als Schönheitslinie ausgegeben wird, und in Anwendung auf die menschliche Gestalt in Seitenumrissen die schönste Wirkung macht. Die übrige Gestalt dieser Buschmänner gleicht derjenigen der Hottentotten. Sie leben in Kraals, die in den Zwischenthälern liegen, auch sollen sie sich gleich den Affen in Felsenhöhlen aufhalten. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Wurzeln von gewissen Kräutern, Eidechsen, Heuschrecken, und das Fleisch gefallener Thiere. Auch sollen sie die Ameisenlarven essen, welche sie in Menge aus der Erde holen, in Wasser abwaschen, und nachher kochen, welches Gericht man gewöhnlich Hottentottenreis nennt. Ihr Getränk ist Wasser und Milch. Die Kolonisten werden sowohl durch diese Buschmänner, als auch durch die wilden Thiere in großer Thätigkeit erhalten; denn die Ersteren, die Buschmänner, schleppen alles Vieh fort, was sie finden können, und unterwerfen Jeden, der in ihre Hände fällt, er sei Holländer oder Hottentot, einem grausamen Tode; eine Ausnahme davon machen jedoch diejenigen Hottentotten, welche aus der Kolonie entlaufen, und sich unter die Buschmänner begeben, wodurch sie auch den nöthigen Zuwachs für den Abgang erhalten, den sie auf ihren Zügen erleiden; denn die Hottentotten der Kolonie machen förmlich Jagd auf sie. Barrow erwähnt eines jungen Kerls, der eine Reise längs einem Theile einer Bergkette gemacht hatte, und der bei seiner Rückkehr gefragt

wurde, ob ihm viele Buschmänner zu Gesicht gekommen wären, worauf er mit Achselzucken antwortete: daß er nur vier geschossen habe. Der oben erwähnte Engländer war bemühet, sich über dieses Volk Belehrung zu verschaffen, und es glückte ihm nebst seinen Begleitern, einen Kraal zu überraschen. Die Einwohner sprangen sogleich unter lautem Heulen, dem Kriegsgeschrei der Indianer nicht unähnlich, aus ihren Mattenhütten, und entflohen auf den Gipfel eines benachbarten Berges. Ohne Blutvergießen ging diese Scene nicht ab, indessen gelang es doch den Engländern, durch beharrliche Güte und Freundlichkeit einige Buschmänner zu sich herbei zu locken, um mit ihnen zu verkehren. Nach ihm sind die Buschmannhottentotten, außer dem schon oben Angeführten, was ihren moralischen Zustand anbelangt, unter allen mit Vernunft begabten Geschöpfen, vielleicht die auf der niedrigsten Stufe stehenden und elendesten. Der einzige Weg, auf dem sie sich die schon oben angeführten, zur Erhaltung des Lebens erforderlichen Nahrungsmittel verschaffen, besteht darin, daß sie über die Felsen gleich wilden Thieren klettern, die Erde nach einigen unschmackhaften Wurzeln aufwühlen, so auch nach Larven von Ameisen ꝛc.; dann auch auf wilden Raubzügen das Vieh von den benachbarten Ebenen stehlen. Die Buschmänner bedecken sich nicht immer mit Fellen, wie die Hottentotten, sondern gehen auch zuweilen ganz nackt, besonders in der trocknen Jahreszeit, und besitzen einen hohen Grad von Frohsinn oder Fröhlichkeit, ja bis zur Ausgelassenheit, welcher gegen die düstere Muthlosigkeit der in Sklaverei seufzenden Hottentotten gewaltig absticht. In mondhellen Nächten tanzen die Buschmänner ohne Unterbrechung von Sonnenuntergang bis Tagesanbruch, ja sie überlassen sich diesem Lieblingsvergnügen, wenn schönes Wetter vorhanden ist, mehrere Tage hindurch. Ihre kleinen, an der Spitze mit Gift genetzten, Pfeile schießen sie mit außerordentli-

cher Geschicklichkeit ab, und die Krieger springen von Felsen zu Felsen mit einer Behendigkeit, die jede Nachstellung der Europäer unmöglich macht; daher sie auch hier auf den Höhen ein Uebergewicht behaupten. Hierzu kommt noch, daß sie oft lange fasten, wodurch ihr Körper außerordentlich dünn und mager wird; wenn es ihnen aber gelingt, Rinder und Schafe zu erbeuten, so verschlingen sie gleichsam das Fleisch, wie die wilden Thiere, und auch in großen Quantitäten. Die Heuschrecken pflegen sie gewöhnlich zu braten, und von den Raupen, die sich an der Mimosa nilotica aufhalten, bereiten sie sich gleichfalls ein sehr leckeres Gericht. Barrow, der dreien von den oben erwähnten Buschmännern um fünf Uhr des Abends ein Schaf geschenkt hatte, fand dasselbe am folgenden Tage um zwölf Uhr völlig aufgezehrt, und die noch kurz zuvor dünnen und schlaffen Bäuche zu einem beträchtlichen Umfange aufgeschwollen. Die Grausamkeiten, welche zwischen den Kolonisten und den Buschmännern vorfallen, schieben die Letzteren den Ersteren zu, und vielleicht nicht mit Unrecht, wenn man an die Behandlung denkt, womit die früheren Einwanderer die Hottentotten begrüßten, und auch ihre Unterjochungssucht auf die Buschmänner ausdehnten. Die Buschmänner sollen viel Sinn für Kunst verrathen; denn die an die Felsenwände ziemlich correkt und mit Ausdruck gemalten Thiere, sollen das Talent für Kunst offenbar zeigen. — Die Kaffern stehen, sowohl was ihre äußere Bildung anbetrifft, als auch ihre Kultur, auf einer höhern Stufe, als die Hottentotten und Buschmänner. Barrow, der sie während seiner Wanderungen in Afrika näher kennen lernte, giebt von ihnen einige Nachrichten. Er hatte nämlich zwischen ihnen und den Europäischen Ansiedlern einige Zwistigkeiten beizulegen, und nahm daher von Graaf-Reynet am westlichen Ende der Kolonie seinen Weg mit dem Gefolge nach dem Lande der Kaffern. Die erste

Horde, auf welche er stieß, nachdem er die Grenze überschritten hatte, machte einen sehr günstigen Eindruck auf ihn. Die sich versammelnden Frauenzimmer schlossen sogleich einen Kreis um die Fremden, und tanzten um sie herum, und ihre Neugierde, welche sie zeigten, wurde ihnen mit Geschenken an Tabak und messingenen Knöpfen vergolten, welche sie mit sichtbarer Freude annahmen, ohne die Grenzen des Anstandes zu überschreiten, obgleich sie in Menge herbeigekommen waren. Sie waren von untersetzter Statur, gleichsam verbuttet, wie überhaupt die Frauenzimmer dieses Theils von Afrika. Ihre Haut hatte eine glänzend braune Farbe; aber ihre Gesichtszüge waren fast Europäisch, und ihre dunkeln blitzenden Augen verriethen Lebhaftigkeit und Einsicht. Die Männer auf der andern Seite waren die wohlgestaltesten Leute, welche die Reisenden je gesehen; sie zeichneten sich durch einen, weit über die mittlere Statur erhabenen Wuchs, so wie durch einen muskulösen und robusten Körperbau aus, ohne daß ihre Form dadurch etwas an schönem Ebenmaaße verloren hätte. Ihre Geberden und ihr Benehmen waren leicht und gefällig; ihr Ausdruck frei, edel und furchtlos. In Erwiderung auf die Klagen über ihre Eingriffe in das Gebiet der Kolonie, behaupteten sie, daß von Seiten der Kolonisten weit bedeutendere Eingriffe in ihre Rechte geschehen wären, und sie zeigten sich zu jedem Vertrage bereit, wodurch fernerer Zwiespalt vermieden werden könnte, jedoch mit der Bemerkung, daß ohne Gaika, den König der Kaffern, keine Verhandlungen möglich seyen. Die Schiedsrichter nahmen sogleich ihren Weg nach der Königlichen Residenz, durch eine unangebauete, mit Gestrüpp überwachsene Gegend. Der König war gerade abwesend; denn eine Herde Wölfe hatte seine Thätigkeit in Anspruch genommen; daher wurden sie von der Königin und deren Mutter mit funfzig bis sechzig Dienern und Dienerinnen in Empfang ge-

nommen, welche rings um die Fremden Platz nahmen, und sich mit ihnen durch einen Dolmetscher unterhielten. Bald darauf kam auch der Monarch auf einem Ochsen herangetrabt, und nachdem er abgestiegen war, begrüßte er die Fremden auf eine einnehmende Weise, ließ sich mit seinen Begleitern im Schatten einer Mimosa nieder, schritt ohne Weiteres zur Sache, und zeigte bei der Ausgleichung dieses Streites sich in jeder Hinsicht sehr vernünftig und billig, indem er erklärte, daß, welche Einfälle an der Grenze auch immer Statt gefunden haben möchten, solche ohne sein Wissen und Willen geschehen wären, auch sey er zur Feststellung solcher Verfügungen bereit, wodurch künftigen Angriffen ein Ziel gesteckt werden könnte. Barrow machte nun noch die Bemerkung, daß wenn man sich an die weisen und versöhnenden Maaßregeln gehalten hätte, die Barrow vorschlug, so wären alle Streitigkeiten mit diesem mannhaften und kriegerischen Stamme vermieden worden. Indessen scheint es sehr natürlich, daß auch hier die Kolonisten ihre Grenzen immer weiter in das Innere haben ausdehnen wollen, welches die Kaffern sich nicht gefallen lassen wollten, und um so mehr, da sie eine ganz andere Nation bilden, als die Hottentotten, welche nicht geneigt scheint, Eingriffe in ihr Gebiet zu gestatten, sondern diesen auf jede Weise feindlich zu begegnen. Die Kaffern sind nur ein Hirtenvolk, denn der Ackerbau wird bei ihnen nur sehr nachlässig betrieben, und bei Einigen gar nicht, woran ihre umherschweifende Lebensart Schuld ist. Die Jagd scheinen sie nicht besonders zu lieben, denn das Wildpret ist bei ihnen selten, dagegen sind sie in der Viezucht vollkommen erfahren. Die Besorgung der Herden liegt hier den Männern ob, welche die Kühe hüten und melken, und durch eine gewisse Modulation der Stimme, wissen sie das Vieh nach Gefallen auf die Weide zu treiben, und wieder in die Einzäunungen zurückzurufen. Eine Kuh wird sel-

ten, und nur bei großen Feierlichkeiten geschlachtet. Milch und Wurzeln sind ihre hauptsächliche Nahrung. Sie besitzen eine weit ausgebreitete Küstenlinie, machen aber keinen Gebrauch davon, um sich mit Fischen zu versorgen, und daher steht auch die Fischerey der Viehzucht nach. In Hinsicht ihres Kunstfleißes beschränkt sich derselbe auf das Flechten von Gras- oder Binsenkörben, in Schärfung des Eisens durch Steine, ohne es schmelzen zu können, in Zurichtung von Kälberfellen für ihre Bekleidung. — Die Vielweiberey ist bei ihnen gesetzlich erlaubt; da aber eine Frau mit einem Ochsen oder zwei Kühen bezahlt werden muß, so können bloß Reiche davon Gebrauch machen. Uebrigens stehen auch hier der Frau, wie bei den meisten kulturlosen Völkerstämmen, die meisten Arbeiten zu: Küche, Feldwirthschaft, Gewerbe ꝛc. — Die Gallas und Schaggas sind wahrscheinlich Negervölker, indem sie von den Kaffern ganz geschieden sind. Die Ersteren, welche im nordöstlichen Theile Südafrikas, und zum Theil südlich von Habessinien, wie oben angeführt worden, wohnen, sind Nomaden, die vom Raube und vom Plündern leben. Bis jetzt haben die Europäer noch nicht gewagt, in dieses Land einzudringen, eben so wenig haben es die Missionaire versucht, ihr Bekehrungsgeschäft darin zu treiben, weil das Volk roh und wild ist, und fremde sich ihm nähernde Völker als seine Feinde betrachtet; auch haben die Habessinier schon viel von diesem Volke leiden müssen, durch seine Einfälle und Verheerungen. Man kennt von diesem Volke wohl zwanzig Stämme, die völlig unabhängig von einander sind, und jeder Stamm von seinem Oberhaupte beherrscht wird. Unter diesen Stämmen soll der Stamm Woldutschi der roheste und blutgierigste von allen seyn. — Von den Schaggas, welche südlich von den Gallas wohnen, (s. oben, S. 4), haben wir durch die Portugiesen, welche in dieser Richtung eine Reiseverbindung ihrer westlichen

Afrikanischen Besitzungen mit den östlichen unterhalten, einige zuverlässige Nachrichten erhalten. Hiernach sind folgende Völker oder Stämme der Schaggas die bedeutendsten: 1) Die Maravi, deren Land unter dem 14ten Grade südlicher Breite und 45 bis 46 Grad östlicher Länge liegt, und sich von Tete westlich bis zum Flusse Aroonga erstreckt; dieses Volk ist durch seine Raubgier berüchtiget; 2) die Moviza, westlich von dem angeführten Flusse, deren Land im Westen an das Land der Cazembes grenzt, ein friedliches und gebildeteres Volk, als das vorhergehende, welches sich besonders durch seine Betriebsamkeit und seinen Handel auszeichnet; 3) die Cazembes, auch Zimbos genannt, deren Hauptstadt am Murusura liegt, siebenunddreißig Tagereisen von Tete entfernt, ein Volk, welches Bergbau und Handel treibt, von welchem Letztern der Herrscher das Monopol hat, der auch zugleich einen prächtigen Hofstaat und geübte Krieger unterhält. Der Handel besteht in Elfenbein und in Eisen und Kupfer; 4) die Cassange, nördlich von den Cazembes und östlich von Matemba, das ihrem Reiche unterworfen ist; sie sollen die bei Aelteren erwähnten Schagga Cassandschi seyn, und unter einem Könige stehen. Die Portugiesen treiben mit ihnen Handel, und haben auch daselbst eine Handelsfaktorey. Südöstlich von dem genannten Volke liegt das Reich der Mulva, dessen eine Hälfte der König, die andere die Königin regiert. Beide Herrscher bewohnen besondere Residenzen. Bei diesem rohen Volke kommen noch Menschenopfer vor. Nach mehrerern Reisebeschreibern sollen die Schaggas wahre Neger seyn, und keine Kaffern, wie Andere behaupten wollen; auch haben sie in Sitten, Gebräuchen und Meinungen nichts mit den Kaffern gemein, aber vieles mit den Negern der innern Gegenden von Oberguinea. Man glaubt auch, daß sie aus jenen Gegenden ausgewandert sind, und sich daselbst niedergelassen, und

die hier wohnenden Völker unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben. — Die Neger, gleichfalls Urbewohner Südafrikas, welche an der Südwest- und Südostküste, und auch im Innern wohnen, sind noch eine kulturlose, zum Theil rohe und wilde Völkerschaft, so weit sie von den Europäern, die sich daselbst niedergelassen haben, entfernt wohnen, je näher sie diesen sind, oder mit ihnen zerstreut leben, oder unter ihnen leben, um so mehr offenbart sich bei ihnen eine gewisse Gesittung, die noch mehr zunimmt, wenn sie das Christenthum angenommen haben, und jemehr sie Ackerbau und Viehzucht treiben, und unter Oberhäuptern stehen, oder von der Fischerey, Jagd und dem Raube leben, und in Höhlen wohnen; im letzteren Falle sind sie natürlich von der Kultur noch weit entfernt. Die Neger haben entweder eine glänzend schwarze Farbe, eine schwarzbraune, oder eine Olivenfarbe, sehr dicke aufgeworfene Lippen, oder minder aufgeworfene, krause, schwarze, wollige Haare, die bei einigen Völkerschaften etwas heller und ins Röthliche übergehend ausfallen, auch nicht so wollig sind. So z. B. haben die Neger in Niederguinea eine Olivenfarbe, krauses röthliches Haar, minder aufgeworfene Lippen, und eine kleinere Statur, als die andern, besonders die Neger von Oberguinea. Der größte Theil dieser hier wohnenden Neger ist Fetischanbeter, nur ein kleiner Theil bekennt sich zum Christenthume, welches die Portugiesen durch Missionaire hier zu verbreiten suchen. Pringle, welcher das südliche Afrika in den 1820ger Jahren bereisete, und andere, schon oben erwähnte Reisende, geben uns über die Sitten und Gebräuche der Neger Nachrichten, so weit sie solche haben verfolgen und sich damit bekannt machen können; denn es hat große Schwierigkeiten mit dem Zustande eines Volkes bekannt zu werden, welches gar keine Schreibekunst besitz, nicht einmal Hieroglyphen; denn wenn man die Aethiopische, wahrscheinlich vom Arabischen herstam-

mende Sprache, und die unbekannten, vielleicht Phönizischen Schriftzeichen und Charaktere, womit die Tuariks ihre Felsen beschrieben, ausnimmt, so ist unter sämmtlichen Urstämmen Afrikas auch keine Spur von Buchstaben oder Schreiberey zu finden; denn es giebt daselbst, wie schon bemerkt worden, weder Hieroglyphen, noch Symbole, oder wie in Peru geknüpfte Quipos, sondern die mündliche Mittheilung ist die einzige Weise, wodurch die Geschichte des Landes von einem Zeitalter zum andern fortgepflanzt werden kann. Die Lehren der Zeit, die Erfahrungen von Jahrhunderten sind für die Nationen dieses großen Festlandes nicht vorhanden. Trotz dieses Mangels an schriftlicher Mittheilung, an niedergeschriebenen Erfahrungen, an einem geistigen Halte, ist der Afrikaner nicht in eine völlige geistige Schlafsucht verfallen; denn ein gefahrvolles, täglichen Veränderungen unterworfenes Leben entwickelt Kräfte, die oft in der großen Masse einer civilisirten Nation schlummern. Ihre großen öffentlichen Zusammenkünfte und Palavers zeugen von einer fließenden und natürlichen Beredsamkeit, die oft von sehr gesundem Verstande und Schlauheit begleitet ist, die sich auch in den Handlungen der Neger entwickelt, wenn sie nämlich frei und ungebunden handeln können; denn Abhängigkeit macht sie schüchtern, so daß sie nur verstohlen handeln. — Bei fast allen Negern ist ein Hang zur Poesie bemerkbar. Die Dichtungen bestehen nicht in einstudierten und regelmäßigen Stücken, wie sie nach vorhergegangenem Auswendiglernen in unsern Schulen und Schauspielhäusern recitirt oder hergesagt werden, sondern sie sind willkührliche, durch die Gegenwart erzeugte und derselben angepaßte Ergießungen, wie bei uns die Ergüsse der Improvisatoren, welche die augenblickliche Gegenwart auffassen, und in Gedichten wiedergeben; geschieht es nun nach Aufgaben oder durch die Auffassung eines neuen Gegenstandes, der nicht erst memorirt werden

konnte. Die Neger drücken in diesen Ergießungen ihre Hoffnungen und Befürchtungen, ihre Freuden und Leiden aus. Daher haben alle Fürsten Afrikas ihre Sänger und Sängerinnen, die, so oft als ein merkwürdiges Ereigniß eintritt, dasselbe in Gesängen feiern, welche sie laut und öffentlich wiederholen. Nach Major Laings Mittheilungen soll öfters ein schwarzer Tyrtäus gegenwärtig zu seyn scheinen, welcher der Trägheit des Fürsten oder Volks schmähet, und sie zu kühnen Thaten anspornt. Von der Afrikanischen Muse sind keine Dichterwerke vorhanden, indessen sollen ihre zahlreichen, natürlichen Ergießungen, durch National-Enthusiasmus belebt, sich der Mühe lohnen, gesammelt zu werden. Da die Gesänge vom Vater auf den Sohn übergehen, so enthalten sie auch Alles, was von geschichtlichen Ueberlieferungen unter diesem Volke vorhanden ist. So trug aus den Gesängen der Dschillimen von Sulimani Major Laing die Annalen dieses kleinen Königreiches für mehr als ein Jahrhundert zusammen. Zu der Poesie gesellt sich nun Musik und Tanz. Der Neger liebt leidenschaftlich die Musik, besonders die rauschende, daher spielt auch die Trommel, die bei den verschiedenen Negervölkern verschieden gestaltet ist, die Hauptrolle. An Blaseinstrumenten haben die Neger eine Art Flöte aus Elfenbein oder Elephantenzähnen geschnitzt; dann Rohrflöten und Hörner. Die Erstere hat einen sehr rauhen Ton. An Saiteninstrumenten haben sie den Balafu, eine Art Strohfiedel, die sehr künstlich zusammengesetzt ist, da die Hölzer so abgemessen sind, daß jedes einen ganzen oder halben Ton der Tonleiter vernehmen läßt, wenn der Spieler mit den beiden Klöppeln oder Schlägeln, die mit Werg überzogen sind, darauf spielt; die Simbing, eine kleine Harfe mit sieben Saiten; den Ballard, welcher aus zwanzig Stücken harten Holzes von verschiedener Länge besteht, woran unterwärts hohle Kürbisschalen hängen, um den Schall

zu verstärken; die Kunting, eine Art Zither mit zwei und drei Saiten, und noch einige andere. An Trommeln haben sie den Tenglang, eine Art Trommel, die unten offen ist, und die Tabala oder große Lärm- und Kriegstrommel. Der Musiker trägt nun auch noch Schellen am Arme, um die Musik lebhafter und stärker zu machen. Die Musik mit diesen Instrumenten, die oft in der Nacht erschallt, und wohl größtentheils, da die Neger nächtliche Tänze lieben, hat die früheren Reisenden, die an den Küsten von Afrika hinsteuerten, oft irre geleitet, und da sie dieses furchtbare Getöse in der Nacht hörten, zur Erfindung von mancherlei Fabeln Veranlassung gegeben, die so lange dauerten, bis man späterhin erfuhr, daß das unerklärliche Getöse von den Negern herrühre, die sich den ausgelassensten Vergnügungen in der Nacht, und hauptsächlich beim Mondenscheine überließen. Europäer, die späterhin ihren Festen beiwohnten, wurden von dem gewaltigen Lärme der Trommeln, Pfeifen, Hörner ꝛc. fast betäubt, wozu sich nun auch noch der Gesang gesellt, der oftmals in ein lautes Geschrei ausartet. Das Tanzen ist dem Neger unentbehrlich, es ist sein wichtigster Zeitvertreib, der ihm auch nicht im Sklavenstande entzogen werden darf, wenn man ihn willig bei der Arbeit erhalten, oder seine Arbeitslust nicht schwächen und ihn melancholisch machen will. Golberry sagt sehr passend, daß alle Nächte ganz Afrika tanze; denn kaum ist die Sonne untergegangen, so hört man in allen Dörfern Gesang und Tanz, die Tänze erstrecken sich selbst auf die Kinder, und auch diese sollen schon Takt halten. Nach Einigen sollen ihre Sprünge und Drehungen des Körpers zwar eine große Biegsamkeit, aber ohne den geringsten Anstand zeigen; nach Andern sollen sie sogar den Europäischen Tänzen vorzuziehen seyn; denn in den Tänzen der Afrikaner soll die Aktion der Beine stets der des Leibes und der Physiognomie untergeordnet erscheinen,

und keine frostigen Einschiebsel vorkommen; denn nie könnten unsere berühmtesten Tänzer, selbst bei dem glücklichsten Erfolge ihrer Kunst, einen so tiefen und allgemeinen Eindruck bei den Zuschauern hervorbringen. Bei einem Tanze der Neger sind oft acht Trommelschläger und einige Pfeifer, welche immerfort spielen müssen; denn während Einige ruhen, spielen die Andern fort, und so wechseln sie mit einander ohne aufzuhören ab, dabei fallen sie mit einmal Alle ein, wo ein tüchtiges Geräusch nöthig ist. Bei einem Tanze springt ein Mann aus dem Haufen mit einem Bündel Binsen in der Hand, gleich einem deutschen Besen, das er über dem Kopfe mit unbegreiflicher Schnelligkeit schwingt. Nachdem er eine Weile getanzt hat, schließen sich Frauen und Mädchen an ihn an, die seine Bewegungen nachahmen und seine Freude theilen. Alle tanzen nun fort, bis sie von einer andern, drei oder vier Köpfe zählenden Parthey abgelöset werden, worauf wieder eine solche kömmt, so, daß im Tanzen nicht die geringste Pause entsteht. Mit der Musik sollen sie gut Takt halten, nur statt der schnellen lebhaften Bewegung, die in der Regel bei ähnlichen Tanzübungen beobachtet wird, schreiten die Tänzer langsamen und gemessenen Schrittes dahin, ohne daß man etwas Anstößiges bemerkt hätte; denn Alles soll mit den Regeln des Zartgefühls vereinbar scheinen. Da es den Negerinnen an einem Fächer fehlt, so bedienen sich die Frauen und Mädchen hübscher runder Matten von verschiedenen Farben, die sie mit vieler Zartheit und Wahl vor den Mund nehmen, wenn sie ihr Gesicht zu verbergen oder das Lachen zu verheimlichen suchen. — Dann haben auch die Neger und Negerinnen gewisse Spiele, womit sie sich vergnügen, z. B. das Boßspiel, eine Art Hazardspiel, welches besonders die Neger spielen, drei Boß- oder Porzellanschnecken (Cypraea moneta) werden in die Höhe geworfen, und derjenige der beiden Spieler,

dessen Boß beim Herabfallen auf die Oeffnung der Muschel zu liegen kommt, hat die ausgesetzte Summe gewonnen. Dieses Spiel wird von ihnen mit solcher Leidenschaft begangen, daß oft ein Neger seine ganze Habseligkeit, ja sogar, wie unsere alten Deutschen, seine eigene Freiheit aufsetzt und verliert. Dann ist das Urispiel bei ihnen besonders geschätzt, welches eben so viel Nachdenken, als unser Damenspiel erfordert, es wird von den Negerinnen leidenschaftlich gespielt, ist jedoch nicht überall im Gebrauche. Dieses Spiel besteht in einem Stücke harten Holzes, 18 Zoll lang, 6 Zoll breit und 4 Zoll hoch, in welchem zwei Reihen kleiner parallel laufender Felder, und in jeder Reihe sechs viereckige tiefe Löcher ausgehöhlt worden, an jedem Ende befindet sich ein weit tieferes und größeres Feld, welches die Kügelchen enthält, mit welchen gespielt wird. Es sind die Körner des Affenbrodbaumes, wie eine Bohne gestaltet, oder auch kleine Steine. Jede Spielerin hat ein und zwanzig Kugeln zu werfen, und die Würfe geschehen wechselsweise, wobei das Loos entscheidet, welche von beiden den ersten Wurf haben soll. Am Ende der Parthie müssen alle sechs Felder auf jeder Seite gebraucht seyn, und im sechsten Felde oder in der sechsten Vertiefung müssen sich alle ein und zwanzig Kugeln zusammen finden. Diejenige hat nun die Parthie gewonnen, welche ihre Gegnerin in die Unmöglichkeit versetzt hat, ihren letzten Wurf auszuspielen, und welche dabei alle Regeln des Spiels beobachtet; denn die Würfe sind einzeln mit mehreren Bedingungen erschwert. Hat z. B. die erste Spielerin mit einer Kugel angefangen, so muß die zweite, der Regel nach, wenigstens mit zwei oder drei Kugeln in ihrem Wurfe nachfolgen. Die Kunst besteht darin, es durch Combination dahin zu bringen, daß beim letzten Wurfe in der Hand des Gegners noch eine solche Anzahl Kugeln übrig bleibt, die den Regeln des Spiels nicht angemessen ist. Das Urispiel läßt mehr Com-

bination zu, als unser Damenspiel, dessen ungeachtet wird es nur von Frauenzimmern gespielt; denn schon im zehnten Jahre studiert die Negerin dieses Spiel mit vielem Fleiße und anhaltendem Nachdenken. — Was die Religion der Neger betrifft, so ist ein kleiner Theil zum Christenthume durch die Portugiesischen Missionaire bekehrt worden, auch die Missionaire von andern Nationen haben dieses Bekehrungsgeschäft hin und wieder über sich genommen, jedoch bis jetzt mit keinem großen Erfolge, und dieses besonders in Niederguinea, und auf der Küste Sena oder Sofala; auch da, wo Arabische Fürsten herrschen, wie auf den Küsten Zanguebar und Mozambique, hat der Islam einige Fortschritte unter den Negern gemacht; der größte Theil der Neger ist aber Fetischanbeter, die ihren Glauben auf die Lehre von Zaubersprüchen gründen, die ihnen eine, mit einem mystischen und übernatürlichen Charakter gestempelte Substanz darbietet, eine Substanz, die sie an ihre eigene Persönlichkeit binden können, und die ihnen mitten unter den Gefahren, wovon sie sich umringt sehen, ein Gefühl von Sicherheit gewährt. In allen den Gegenden Südafrikas, wo Neger wohnen, und man mit der Schreibekunst, durch Christen oder Mauren dahin gebracht, vertraut ist, bilden Schriftzeichen in goldenen oder schön verzierten Kapseln, worin sie stecken, die Schutzmittel oder Fetische der Neger, und gerade der Umstand, daß die Charaktere oder Schriftzeichen unverständlich sind, verschafft ihnen die Macht, noch geheimnißvollere und übernatürlichere Vorstellungen zu erwecken. Wo diese Kunst unbekannt ist, hat man dafür einen Bogen, ein Horn, eine Feder, die Schnäbel und Krallen von Vögeln, ja oft die unbedeutendsten Gegenstände, und vertraut auf ihre schützende Kraft mit ganzer Zuversicht. In Niederguinea ziehen Frauen vom Range unter Trommellärm mit aufgelöseten, fliegenden Haaren umher, sich rühmend, daß sie Zaubereyen vollbringen

könnten; auch giebt es daselbst eine Kaste von Beschwörern, Scingilli genannt, welche das Vermögen besitzen sollen, nach Gefallen Regen oder Trockenheit zu verhängen. Sie besaßen bei den Kongoern einen König, Namens Ganja Chitorne, das heißt, Gott der Erde, welchem regelmäßig die ersten Früchte geopfert wurden. Dieser Ganja Chitorne starb nie, wenn er aber seiner Herrschaft auf der Erde müde war, so ernannte er einen Nachfolger und tödtete sich selbst. Die Scingillis unterlassen daher nichts, um den Nutzen, ja die absolute Nothwendigkeit ihres Berufs zu erweisen, daß ohne sie die Erde nicht produktiv seyn könne, indem sie nur auf ihre Produktivität Einfluß hätten. Es war daher kein Wunder, daß das Volk vor dem bloßen Gedanken zurückschreckte, so mächtige Wesen, deren Zorn das Land in Unfruchtbarkeit und Mangel stürzen möchte, zu beleidigen. Die Portugiesen, als sie das Christenthum in Kongo einführten, suchten hier diesen Aberglauben zu zerstören, fanden aber viele Hindernisse, um ihn zu überwinden; auch scheint ihnen dieses nicht ganz geglückt zu seyn, da der größte Theil der Neger, welche die christliche Religion angenommen haben, doch im Innern, wenn sie auch äußerlich die christlichen Gebräuche mitmachen, noch ihren Fetischen ergeben sind, wenigstens hat sich dieses oftmals bewiesen; denn erst eine förmliche Ueberzeugung von der Allmacht Gottes und deren Wirkung kann nur durch eine höhere Bildung und Einsicht bewirkt werden. Außer den eben erwähnten besonderen oder individuellen Fetischen, als Krallen, Federn, Schriftzeichen, Bogen ꝛc., giebt es auch allgemeine, das ist, solche, die einen allgemeinen Gegenstand der Verehrung bilden, und als ein allgemeines Schutzmittel betrachtet werden. Unter Letztere gehört auch der Fetischfelsen unweit der Mündung des Flusses Zaire; er gilt als der besondere Wohnort Siemli's, des Flußgottes. Am Abhange einiger von Fischern bewohn-

ten Felsen erblickt man eine Anzahl erhabener Figuren. Die Materialien dazu werden naß aufgetragen, und erscheinen nach ihrer Verhärtung, wie halberhabene Bildhauerarbeit, oder einer Art von Stuk. — Bei den Bekehrungsversuchen der Neger zum Christenthume von Seiten der Portugiesischen Missionaire in Kongo war es ein vorherrschender Gebrauch, daß vor einer abzuschließenden Ehe jedesmal die Betheiligten eine Probezeit bei einander blieben, um ihre gegenseitigen Neigungen und Launen kennen zu lernen, ehe sie förmlich ein Ehebündniß eingingen. Diesem Prüfungssysteme war das Volk hartnäckig ergeben, und die Missionaire eiferten fruchtlos dagegen, indem sie von einer solchen Probezeit nichts wissen wollten. Die jungen Negerinnen waren vorzugsweise darauf bedacht, die vollen Vortheile des erwähnten Prüfungsverfahrens einzuernten, und die Mütter, an die man sich wendete, wollten die Verantwortlichkeit und die Vorwürfe ihrer Töchter, indem sie diese zu einer Abkürzung der Prüfungszeit zwängen, worüber sie späterhin Reue empfinden möchten, nicht auf sich laden. Die Patres, welchen dieses Geschäft oblag, zogen sich oftmals davon zurück, weil sie es zu beschwerlich fanden. — Eine andere Veranlassung zu großem Verdrusse gaben die mancherlei abergläubischen Gebräuche, die selbst unter denjenigen noch fortherrschten, die sich bereits zu einer Art vom Christenthume bekannten. Zuweilen fand man die zum Empfange der Taufe herbei gebrachten Kinder mit Zauberstricken gebunden, woran die Mütter zu noch größerer Sicherstellung ihrer Kleinen gegen Uebel und Unglücksfälle Rosenkränze, Reliquien und Agnus Deibilder befestiget hatten. Eben so wollten sich die Anführer der Kriegsleute und anderer Korporationen nicht von den Zauberringen und andern heidnischen Amuleten trennen, womit sie ihren Körper gleichsam gewappnet hatten. Bei gefährlichen Krankheitsfällen sollte Zauberey stets für das vorzüg-

lichste, oft einzige Mittel, gegolten haben, und diejenigen, welche ihren Gebrauch verwarfen, wurden mit Vorwürfen überhäuft, daß sie ihre kranken Verwandten lieber sterben ließen, ehe sie sich den geringen Kosten, welche ihnen die Beschwörung machen würde, unterzögen. Der nachtheiligste Gebrauch von dergleichen Zauberformeln und Zaubermitteln wurde bei gerichtlichen Verhandlungen gemacht; denn wurde eine Klage gegen Jemanden angebracht, so dachte man nicht daran, den Thatbestand auszumitteln, oder Zeugen abzuhören; jeder Fall wurde durch übernatürliche Proben (Ordalien) entschieden. Die Zauberer bereiteten einen Trank, welcher bei dem Schuldigen, je nach der Größe seiner Uebelthat oder seines Verbrechens, Krampf, Ohnmacht oder Tod bewirkte, dem Unschuldigen dagegen nicht den geringsten Nachtheil brachte. Die Missionaire folgerten daraus, und wohl sehr richtig, daß der Trank von den Zauberern, je nachdem sie dem Angeklagten wohl oder übel wollten, oder dieser sich gegen sie freigebig gezeigt hatte, modificirt wurde. Diese Probe, Bolungo genannt, wurde von dem Könige in Kongo abgeschafft, aber bloß um an ihre Stelle eine andere treten zu lassen, welche darin bestand, daß sich der eines Verbrechens Beschuldigte über ein großes Wasserbecken beugen mußte, und wenn er hinein fiel, für schuldig erkannt wurde. Ein anderes Mal strich man die Schenkel des Verklagten mit einem rothglühenden Eisenstabe, oder er mußte seinen Arm in siedendes Wasser stecken; traten die natürlichen Folgen ein, so wurde ihm auf der Stelle der Kopf abgeschlagen. Schneckengehäuse an die Schläfe gepreßt, zeigten, wenn sie daran sitzen blieben, von Schuld. Stritten zwei Männer mit einander, so wurde auf den Kopf eines Jeden eine Muschel gelegt, worauf sie sich bücken mußten, und derjenige, von dessen Haupt sie zuerst herabfiel, hatte die Entscheidung in der streitigen Sache gegen sich. Die sogenannten Gottesurtheile,

deren sich unsere Vorfahren im Mittelalter bedienten, beruheten auf einem gleichen Aberglauben (s. Th. 19, S. 594, 595). Wenn nun gleich die religiösen Gebräuche der Neger auf der einen Seite auf dem krassesten Aberglauben beruhen, so sind sie doch von der andern Seite frei von dem eingefleischten Fanatismus ihres dem Islame ergebenen Nachbars; denn diejenigen, welche nicht ihres Glaubens sind, haben von ihnen weder Verfolgungen, noch Schmähungen wegen ihrer vermeinten Gottlosigkeit zu fürchten. Ein Mehreres über die Neger, deren Sitten und Gebräuche ꝛc., findet man auch unter Kongo, Th. 43, S. 517 u. f. — Als das Englische Parlament im Jahre 1807 den Negerhandel abschaffte, bildete sich eine Gesellschaft, um an der Bildung der Afrikaner zu arbeiten, unter dem Namen „Institution Africaine." In ihrem Berichte widerlegt diese Gesellschaft zuerst das Vorurtheil, als ständen die Neger von Natur unter den andern Menschen. Sie führt an: „Der Neger wurde uns von seinen Unterdrückern geschildert, und diese nahmen die in der Sklaverey lebenden zum Muster. Die Sklaverey allein erzeugt die Laster, welche man den Negern vorwirft; das Vorurtheil, die Verachtung, die Politik vergrößerten sie. Während das Spanische Joch die Amerikaner drückte, wurden diese von ihren Unterdrückern so lange als Ungeheuer verschrien, bis Las Casas die Wahrheit bekannt machte. Der Afrikaner ist in der neuen Welt unterdrückt, und in Europa im schlimmen Rufe. Die Unterdrücker beider Völker suchten im Vaterlande durch Verläumdungen ihre Thaten zu rechtfertigen, und läugneten, daß der Neger verständig, moralisch und gefühlvoll sey. Ein Beweis der Unsicherheit ihrer Berichte ist schon der Umstand, daß keiner mit dem andern übereinstimmt. Der Eine nennt die Neger äußerst dumm, ein Anderer wirft ihnen die feinste Verstellungsgabe vor. Man hält sie für feige und niedrig, und giebt

doch zu, daß sie dem Tode unter den schrecklichsten Gestalten trotzen. Man sagt, sie seyen unempfindlich, ohne alle natürliche Leidenschaften, jedoch enthusiastisch, leidenschaftlich und einer heldenmüthigen Freundschaft fähig. Es ist Zwang und Strafe nöthig, um sie zur Thätigkeit zu bringen, und doch, fügt man hinzu, geht der Neger nach vierundzwanzigstündiger Arbeit, zwei oder drei Meilen weit zu Fuß, um eine Nacht hindurch zu tanzen, und dann seine gewöhnliche Beschäftigung anzufangen. Einige gestanden ihnen auch Erkenntlichkeit, väterliche und kindliche Zuneigung, Wohlwollen, Mitleid zu, und nannten sie gelehrig in Religionsgegenständen. Dann breitete sich der Berichterstatter auch über die Sorglosigkeit und Trägheit aus, der man die Neger beschuldiget, und zeigt durch Thatsachen, daß dieses einzig von der Knechtschaft in den Kolonien und in der Nachbarschaft der Küsten herrühre, und daß sie, jemehr man ins Innere komme, thätiger und arbeitsamer seyen. Er widerlegt den Vorwurf, daß die freigewordenen Neger in den Kolonien nichts arbeiteten, und sagt, daß sie den Ackerbau deshalb nicht treiben, weil er für freie Leute schimpflich sey, da ihn nur Sklaven betreiben müßten, und sie auf jede andere Art mehr verdienen könnten; eben so könnte man auch die reichen Leute der Faulheit beschuldigen, weil sie nicht auf den Feldern arbeiteten. — Hier kommt nun der Redner auf die von den Engländern angelegte Kolonie, und sagt: daß die im Jahre **1791** in Guinea an der Pfefferküste angelegte Kolonie Sierra-Leona damals mißlang, die jetzt blühet, lag daran, daß man das baldige Aufhören des Sklavenhandels ankündigte, dieser aber mehr zunahm. Vergebens bat die Gesellschaft das Parlament, ihm Schranken zu setzen; daher scheiterte die Unternehmung, und alle Bemühungen der Gesellschaft, ein Land zu kultiviren, welches die Sklavenhändler in der Barbarey zu erhalten suchten, waren vergebens. Das Mißtrauen,

heißt es ferner in diesem Berichte, ist das größte Hinderniß bei der Civilisation der Afrikaner durch die Europäer. Der unglückliche Neger wußte, daß der Europäer keinen andern Zweck hat, als ihn zum Sklaven zu machen; allein eine fünfzehnjährige Erfahrung überzeugte die Bewohner der Sierra-Leona, daß Wohlwollen und Treue sich auch bei den Weißen findet; daß es auch Engländer giebt, die den Sklavenhandel verachten, und die, anstatt die Unglücklichen, die zu ihnen flüchten, zu verkaufen, ihnen helfen und beistehen. Das Gerücht dieser Thatsache mußte sich unter den Negern verbreiten, und nach einiger Zeit mußte alles Mißtrauen und alle Furcht aufhören. Die Gesellschaft zu Sierra-Leona hat nur die Absicht, das Loos der Neger in ihrem eigenen Vaterlande zu verbessern. Sie will daher keine Regierungsform einführen; sie will weder Forts noch Faktoreyen, noch Schiffe, noch Länder besitzen, um sich dadurch aller Hindernisse zu entledigen, und jeden Verdacht anderer Grundsätze, als die, welche sie predigt, zu entfernen. Auch läßt sie sich mit keiner religiösen Mission ein, und wenn sie sich bei diesem wichtigen Gegenstande nicht gleichgültig verhält, so bleibt sie doch dabei neutral; sie überläßt Andern das Evangelium zu predigen, und arbeitet bloß an der Civilisation der Afrikaner. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, gebraucht sie folgende Mittel: 1) Sie sammelt und verbreitet im Lande genaue Berichte über die Naturprodukte Afrikas, über den Ackerbau und Handel dieses Continents, und über den moralischen, geistigen und politischen Zustand seiner Bewohner. — 2) Ermuntert sie den Unterricht der Neger im Schreiben, und in den nützlichen Kenntnissen, und unterhält freundschaftliche Verhältnisse mit ihnen. — 3) Sie will die Neger über ihr eigenes Interesse belehren, und ihnen die besten Mittel zeigen, den Sklavenhandel durch einen vortheilhafteren zu ersetzen. — 4) Sie will unter ihnen neue Erfindungen

und Verbesserungen bekannt machen, die ihrem Stande angemessen sind. — 5) Sie will den Ackerbau erweitern, indem sie die Thätigkeit vermehrt und Samen und Instrumente vertheilt. — 6) Will sie neue Heilmittel einführen. — 7) Will sie sich die Kenntniß der Afrikanischen Sprachen zu eigen machen, und sie im Drucke herausgeben (welches die Erfahrung schon als anwendbar zeigte), um die Kenntnisse leichter unter den Eingebornen zu verbreiten. — 8) Sie wird gute Agenten zur Begründung einer Korrespondenz gebrauchen, durch Prämien die individuellen Unternehmungen und die Arbeiten, welche ihrem Zwecke entsprechen, belohnen. — Ein anderer Zweck der Gesellschaft ist über die Aufrechthaltung der Gesetze des Verbots des Sklavenhandels zu wachen. Brunton gab eine Grammatik in der Sprache von Susco heraus, welche in dem größten Theile von Afrika gesprochen wird. Die Gesellschaft ließ auch drei Neger in England erziehen, um nach der Lancastremethode zu lehren, welche der Quäcker Lancastre in London erfand, und wonach er die armen Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen in genannter Stadt unterrichtet. Die ältern Kinder unterrichten die jüngern; er läßt sie mit den Fingern in Sand schreiben und rechnen, und giebt einem Zögling für drei Gulden ein ganzes Jahr Unterricht. Die erwähnten drei Neger wurden gut unterrichtet, und lehrten in der Englischen Militair- und einer andern Schule, da sie auch etwas zeichnen konnten, und zwei von ihnen baumwollene Zeuge zu weben wußten. Der Gouverneur von Sierra-Leona hatte den Auftrag, die Schulen dieser jungen Leute zu unterstützen, und andere junge Leute nach England zu schicken, um sie zu Lehrern zu bilden. Die Gesellschaft vertheilte Baumwollensamen in Afrika. Diese Pflanze kam sehr gut fort, und schon vor mehr denn dreißig Jahren hat man Afrikanische Baumwolle in England eingeführt. Schon im Jahre

1808 schickte ein Hr. Anderson, von der Insel Tapo, am Ausfluß der Sierra-Leona, 22 Milliers Reis nach Westindien. Die Gesellschaft versprach Prämien denjenigen, welche Waaren nach England ausführen würden, sie vertheilte Maschienen, um aus einer Palme, die den Hanf sehr gut ersetzt, ein Gewebe, und aus den Kocosnüssen Oel zu bereiten, und die Rinde der Mangrove in der Gerberey anzuwenden. Sie schickte verschiedene nützliche Pflanzen und Bäume dahin, als den Kaffeebaum, den Tabak, den Thee- und Chinabaum ꝛc. Die Abgaben auf die Einfuhr hinderten aber die Kultur des Kaffees, des Pfeffers und der Verfertigung des Palmöls. Das Institut machte daher dem Parlamente Vorstellungen. Auch vertheilte die Gesellschaft Uebersetzungen der Akte über die Abschaffung des Negerhandels, um die Zweifel überall zu vernichten. Im November 1807 beschreibt der Gouverneur der Sierra-Leona die Bemühungen der Sklavenhändler, um noch vor dem Zeitpunkte der Abschaffung des Negerhandels viele Sklaven zu erhalten. Ueberall überfiel und raubte man ohne Kriegserklärung; selbst die Dolmetscher der Kapitaine und die Bedienten, welche bisher nie verkauft wurden, machte man zu Sklaven, daher entstanden viele Empörungen, mehrere Schiffe gingen zu Grunde, und die Sklavenhändler erlitten zuletzt Mangel an Lebensmitteln und hatten keine volle Ladung. Das Gesuch nach Sklaven war außerordentlich. Schon im Jahre 1808 war die Kolonie zu Sierra-Leona in dem besten Zustande. Die Neger beschäftigten sich sehr mit der Verfertigung des Salzes, welches stark gesucht wird. Die Reisfelder wurden drei Wochen früher bestellt, und die Viehzucht machte große Fortschritte. In der Nachbarschaft der Kolonie hatten alle Kriege aufgehört, und sie war im besten Einverständnisse mit den andern Völkerschaften; Ermordungen ꝛc. waren gar nicht vorgefallen. Nach einem Schreiben des Gouverneurs vom Novem-

ber 1809 nahm der Ackerbau und der Handel der Kolonie sichtbar zu, und damals schien es, daß sie in Kurzem der erste Platz auf der Afrikanischen Küste werden würde. Auch von der Insel Gorre, welche in Senegambien beim grünen Vorgebirge liegt, hatte man ebenfalls die besten Nachrichten. Der damalige Gouverneur, Major Maywel, war eifrig mit der Civilisation der Neger beschäftiget, hatte Baumwolle anbauen lassen, und mehrere Maschinen aus England erhalten. In den 1820ger Jahren zählte die Kolonie der freien Neger auf Sierra-Leona schon siebzehn Ortschaften mit nahe an 17,000 Einwohnern. Ueberall wurden Schulen angelegt, worin die Neger im Lesen, Schreiben und Rechnen, und in der christlichen Religion unterrichtet wurden. Unter den auf der Sierra-Leona-Küste eingebornen Negerstämmen sind zu bemerken: die Timanees, die Bullomer, und die Susuer; die übrigen Neger sind aus andern Theilen Afrikas, auch Südafrikas. Merkwürdig ist bei diesen Negern die geheime Verbindung der Purrahs, die eine Art von Vehmgerichte ausüben, und die größte Macht in Händen haben. Wenn gleich die Sierra-Leona-Kolonie nicht zu Südafrika gehört, so erstreckt sich ihre Wirkung doch dahin, und in so fern ist sie hier mit berührt worden, weil es der schicklichste Ort ist. Die freien Neger, das heißt diejenigen, die nicht unter Europäern stehen, besitzen nur sehr wenig Kunstfleiß; auch der Ackerbau steht bei ihnen nur noch auf einer geringen Stufe, dagegen betreiben sie Viezucht, Jagd und Fischerey; dann geben sie sich auch mit der Aufsuchung derjenigen Produkte ab, die von den Europäern stark verlangt werden, wie Elfenbein, Gummi, Harze, Gold, Kupfer, Farbenhölzer ꝛc. ꝛc. Diejenigen Neger, die unter den Europäern stehen, und zu ihren Diensten gebraucht werden, treiben andere Beschäftigungen und auch fleißig den Ackerbau, bauen Zukkerrohr, Baumwolle ꝛc. Der Handel beschränkt sich

daher auf der Südostküste größtentheils auf Elfenbein, Gummi und Harze, Farbe- und feine Tischlerhölzer, Gold, Kupfer und mehrere andere Artikel; auch wird hier noch der Sklavenhandel, besonders in den Häfen zu Quiloa auf der Küste Zanguebar, getrieben; und auf der Südwestküste besteht der Handel größtentheils in Elfenbein, Farbehölzern, Palmöl, Süßholz, Pomeranzen, Datteln, Tamarinden, Tabak, Ingwer, Pfeffer und vielen andern Produkten, worunter auch Salz, Ambra und die schönsten Südvögel. Auch wird hier der Sklavenhandel von den Portugiesen stark betrieben, besonders in Agola; denn von den 413,000 Fl. Einkünfte im Jahre 1819 ist der größte Theil von dem Zolle der ausgeführten Negersklaven eingekommen, von denen die Portugiesen jährlich an 22,000 fast sämmtlich nach Brasilien abführen. Die Portugiesen führen auch noch eine Menge anderer Artikel aus, die sie theils durch ihre Industrie gewinnen, oder die ihnen von den Negern zugeführt werden. Der Eintausch der Neger gegen ihre Produkte besteht in Eisen-, Quincaillerie-, Galanterie- und Schnittwaaren, worunter besonders Tücher und andere Gegenstände des Putzes und des Handgebrauches, und diese Artikel, die hier den besten Absatz haben, führen auch die Portugiesen ein. Auch die Engländer treiben hier einen ansehnlichen Handel, indem sie Pulver und Bley, Gewehre, Eisenwaaren, Glas ꝛc. dahin bringen, und dafür Apothekerwaaren, Elfenbein und Goldstaub zurückbringen. Auch die Holländer und Franzosen treiben hier Handel. Ueber das Einhandeln des Elfenbeins von den Negern wundern sich diese sehr, daß die Europäischen Kaufleute so begierig nach jenem Artikel fragen, und obgleich man ihnen Messerhefte, Kämme und Spielzeug von dieser Materie zeigt, und sie auch überzeugt werden, daß das Vorgezeigte von einem solchen Zahne ist, so werden sie doch dadurch nicht befriediget; denn sie bilden sich ein, daß

diese Waare zu weit wichtigeren Zwecken dient, welche ihnen sorgfältig verhehlt werden, damit der Preis des Elfenbeins dadurch nicht erhöht werde. Sie können, sagen sie, sich nicht leicht überreden, daß Schiffe gebauet und Reisen unternommen werden sollten, um sich einen Artikel zu verschaffen, welcher keinen andern Nutzen hat, als Messerhefte daraus zu machen, indem Stücke Holz dazu eben so tauglich wären. Da die gefundenen Elephantenzähne, die der Elephant selbst abwirft, besonders hinter buschichten Gesträuchen, nicht hinreichen, das Verlangen der Kaufleute zu befriedigen, so wird noch besonders Jagd darauf gemacht. Zu einer solchen Jagd vereinigen sich gewöhnlich mehrere Neger, ungefähr vier Personen, welche die Elephanten aufsuchen, die gewöhnlich in Herden ziehen, und sobald sie solche erblicken, folgen sie ihnen in der Ferne nach, bis sie gewahren, daß sich einer von den übrigen trennt, und in einen solchen Standpunkt kommt, daß man mit Vortheil auf ihn feuern kann. Die Jäger nähern sich dann mit vieler Vorsicht, indem sie in dem hohen Grase fortkriechen, bis sie nahe genug kommen, um ihres Zieles gewiß zu seyn; sie schießen dann zugleich ihre Gewehre ab, und werfen sich platt auf ihre Gesichter in dem Grase nieder. Der verwundete Elephant befühlt sogleich mit seinem Rüssel die verschiedenen Wunden, da er aber unfähig ist, die Kugeln herauszuziehen, und Niemand um sich her erblickt, so wird er wüthend und läuft unter dem Gebüsche herum, bis er durch Blutverlust und Ermüdung sich entkräftet, und den Jägern Gelegenheit giebt, zum zweiten Male auf ihn zu feuern, wodurch er gewöhnlich zu Boden gestreckt wird. Hierauf wird die Haut abgezogen und auf dem Boden zum Trocknen mit Pflöcken ausgedehnt. Diejenigen Theile seines Fleisches, welche am mehrsten geschätzt werden, schneidet man in dünne Scheiben, und trocknet sie an der Sonne, um bei künftiger Gelegenheit als Lebensmittel-Vorrath zu

dienen. Die Zähne werden mit einem leichten Beile ausgeschlagen, welches die Jäger immer mit sich führen, nicht bloß zu diesem Zwecke, sondern auch, um damit Bäume umzuhauen, die Honig enthalten; denn wenn sie gleich nur Lebensmittel auf fünf oder sechs Tage mit sich führen, so bleiben sie doch oft mehrere Monate im Walde, wenn sie glücklich sind, wobei sie denn von dem Fleische der Elephanten, die sie schießen, oder von wildem Honig leben. Das gesammelte Elfenbein, sowohl dasjenige, was die Elephanten selbst abgeworfen haben, als auch das von den erlegten Thieren, wird nun auf Esel geladen und der Küste zugeführt, wo es für Waffen und Munition ausgetauscht wird. Einige von den Kaufleuten, die mit den genannten Waaren an die Küste kommen, um das Elfenbein einzutauschen, handeln in einem Jahre oft vier bis fünf Eselsladungen davon ein. Auch kommt mit den Sklavenkaravanen sehr viel Elfenbein aus dem Innern Afrikas nach den Küsten, um dort seinen Absatz zu finden. Die Menge des an den Küsten zusammengehäuften Elfenbeins in dem südlichen Theile Afrikas, ist nicht so beträchtlich, auch sind die Zähne im Allgemeinen nicht so groß, als in den, dem Aequator näher gelegenen Ländern. Wenige derselben wiegen mehr als 80 bis 100 Pfd., und im Durchschnitte wird eine Barre Europäischer Waare einem Pfunde Elfenbein am Werthe gleich geschätzt. — Der Handel auf der Südspitze Afrikas oder des Kaplandes, welches jetzt, wie schon oben angeführt worden, den Engländern gehört, ist nicht unwichtig, da auch mehrere darauf kultivirte Europäische Produkte in solcher Menge gewonnen werden, daß sie Ausfuhrartikel abgeben, wie z. B. der Kapwein, Getreide, Wolle ꝛc. ꝛc. Der Kapwein wird vorzüglich im Kapdistrikte gebauet; hier wächst im Weinbergsdistrikte Ober-Constantia der berühmte Constantiawein, welcher den Namen von einem Landgute hat, welches der Gouverneur van Stell unter Hollän-

discher Herrschaft nach seiner Gemahlin nannte. Den Kapwein ließen die Holländer, gleich nach ihrer Niederlassung auf dem Kap, aus Europa und Persien kommen, es dauerte aber sehr lange, ehe man Wein machen konnte, da man nicht Reben genug hatte. Endlich fiel ein Deutscher darauf, die Reben durch Stecker zu vervielfältigen, welches so gut gelang, daß man bald ganze Distrikte mit Wein bepflanzte. Diese Stecker trugen schon im dritten Jahre so viele Trauben, als in Europa im fünften Jahre, und gegenwärtig ist kaum eine Hütte auf dem Kap, die nicht ihre Weinstöcke hat. Man hat verschiedene Versuche gemacht, Bourgogner, Champagner und andere edle Weine hier zu ziehen, welches aber immer fruchtlos abgelaufen ist. Am besten geräth, wegen der Aehnlichkeit des Klimas, der Levantische, Spanische und Kanarische Wein, vorzüglich aber die Spanische rothe Muskattraube auf Constantia, die auch im eigentlichen Verstande Kapwein genannt wird. Nach einigen Reisebeschreibern, welche das Kap besuchten, soll dieser Wein in Europa verfälscht werden; denn in den besten Jahren bringt der Weinberg nicht mehr als 60 Legger oder Ohm rothen und 90 Legger weißen Wein. Auf der Stelle kostet die Flasche zwei Gulden. Man unterscheidet Groß- und Klein-Constantia von einander. Der Wein, den man von beiden zieht, ist fast von gleicher Güte, hat aber doch getrennte Anhänger. Auch das Getreide, besonders der Weizen, giebt einen bedeutenden Ausführungsartikel ab, und dann die Wolle, da es Bauern oder Landleute giebt, die über 12,000 Schafe halten. Auch die Rindviehzucht wird hier stark betrieben; denn von dem Rindviehe findet man Herden zu 3000 Stück und darüber, und die Größe des Viehstandes würde noch ansehnlicher geworden seyn, wenn die Kolonisten früher nicht so oft von den Kaffern beunruhiget worden wären, die viele Verwüstungen an den Grenzen der Kolonie anrichteten, und

das Vieh raubten; denn noch am Ausgange des ersten Jahrzehens dieses Jahrhunderts waren sie im Osten der Kolonie aufs Neue eingebrochen, und hatten große Verwüstungen angerichtet, und nachdem sie den zu Friedensunterhandlungen an sie abgesandten Landdrosten von Graaf-Reynett und neun seiner Begleiter ermordet hatten, wurden sie durch eine starke Militairmacht mit großem Verluste über die Grenze zurückgetrieben, und das aus lauter Hottentotten bestehende Kapregiment wurde zu ihrer Bewachung dort zurückgelassen. — Auch der sogenannte Wachsstrauch, eine Mimosenart, wird kultivirt, dessen Beeren eine Art Wachs liefern, woraus man eben sowohl Lichte verfertigen kann, als aus dem Wachse der Bienen. Die Engländer haben schon unter der Regierung der Holländer Lichte in Menge aus diesem Wachse nach England verführt. Der Strauch wächst im Sande, ist erst nicht besonders geachtet worden, und nur der daraus gewonnene Handelsartikel hat ihn zu einer bessern Kultur verholfen, so daß er jetzt mehr geachtet wird. Auch Honig wird viel ausgeführt, welchen die Hottentotten auf den sogenannten Honigbergen sammeln, und an Kolonisten verkaufen. Die Honigberge liegen nicht weit von dem Thale, wo sich ein Theil der Hugenotten nach ihrer Vertreibung aus Frankreich, nach dem Wiederrufe des Ediktes von Nantes, niedergelassen haben; denn auch hierher rettete sich ein Theil dieser Unglücklichen, und gaben dem Thale den Namen: la petite Rochelle, zum Andenken ihres Vaterlandes, um diesem die Liebe zu beweisen, die sie dennoch für ihn hegen, wenn gleich daraus vertrieben und an der Südspitze Afrikas wohnend. Auch hier findet man die Früchte des Fleißes, den diese Verfolgten überall, wo sie Aufnahme fanden, bewiesen haben, und das Thal übertrifft alle anderen Gegenden an Fruchtbarkeit und Reiz. De la Caille, der die Nachkommen dieser Flüchtlinge besucht hat, bemerkt von ihnen, daß nur noch Wenige die

Französische Sprache sprechen, und dieses ist auch wohl natürlich, da sie bei dem täglichen Umgange mit den Holländern und andern Kolonisten, und wegen der mit ihnen gestifteten Heirathen nicht Gelegenheit haben, ihre Muttersprache zu reden. Eine Menge Südfrüchte und Sämereyen werden gleichfalls ausgeführt; dann auch Gummi, Salz, Geflügel, Federn, besonders Straußfedern, Gewächse, Mineralien, und eine Menge anderer Artikel des Fleißes. Die Ostindienfahrer pflegen sich hier besonders mit frischen Lebensmitteln zu versehen, daher findet auch das Fleisch einen guten Absatz. — Im Jahre 1822 betrug die Ausfuhe 2,737,096 und die Einfuhr 4,127,310 Rixdaler, die Kolonie hat daher im Handel immer noch herauszugeben; denn seit dem Jahre 1820 ist auch den andern Nationen, mit denen Großbritannien im Frieden lebt, der Handel dahin erlaubt. Der innere Verkehr ist nur geringe, und kann es überhaupt nur in einem Lande seyn, in dem noch so viele kulturlose Völker wohnen, die jede Handelsverbindung erschweren, und mit denen kein reeller Handel geschlossen werden kann, da sie mit ihren eigenen Produkten noch zu unbekannt sind, also erst die Europäer sie auf diejenigen Produkte aufmerksam machen müssen, die in ihrem Begehre liegen, oder die sie einzuhandeln wünschen. Diejenigen Artikel, worauf ihr Blick vorzüglich fiel, als Gold, Elfenbein ꝛc., suchten sie auch den Afrikanern bekannt zu machen, oder diese gewahrten die Begierde, mit welcher die Europäer nach solchen Artikeln verlangten, und brachten sie in solcher Menge herbei, als sie solche habhaft werden konnten. Hierauf beschränkt sich auch nur der Binnenhandel oder der Verkehr der Kolonien Südafrikas mit den Ureinwohnern, und auch der Ureinwohner mit den an die Küsten kommenden Schiffen. Nur die Europäer, Asiaten und die schon kultivirten Urbewohner Afrikas treiben einen regelmäßigen Handel mit den Fremden.

Landeseintheilung, Regierungen ꝛc. Südafrikas. Die Kongoküste oder Niederguinea und die ganze Südwestküste hat folgende Staaten: 1) Loango, 3000 Quadratmeilen groß, mit der Haupt- und Residenzstadt Loango oder Buali des Herrschers, eine Meile vom Meere entfernt, und mit 15,000 Einwohnern. Von dem Könige von Loango hängen auch die Beherrscher der nördlich gelegenen Staaten St. Katharina, in der Nähe des Vorgebirges Lopez und Mayumba, das meistens mit Waldungen bedeckt ist, und der südlich gelegenen Staaten Kakongo oder Malemba, 200 Quadratmeilen groß, auf der Nordseite des Zaire, mit dem Hafenplatze Malemba oder Malimba, wo die Europäer Faktoreyen haben, und Ngojo oder Cabenda ab. — 2) Kongo, 5000 Quadratmeilen groß, auf der Südseite des Zaire und auf der Nordseite des Dande mit der Residenz- und Hauptstadt St. Salvator oder Kongo, mit 24,000 Einwohnern, welche einen beträchtlichen Handel treiben. Die Portugiesen unterhalten daselbst Missionaire. Eine zweite Stadt Pemba, am Flusse Lose, hat 10,000 Einwohner. — 3) Angola, 1500 Quadratmeilen groß. Dieses Reich wird durch den Dande von Kongo, und durch den Koanza von Benguela getrennt. Die Hauptstadt darin ist San Paolo de Loanda, mit 18,000 Einwohnern, worunter 3000 Europäer, und einem Hafen. Sie ist der Sitz des Portugiesischen Gouverneurs. — 4) Matamba oder Matemba, ein noch wenig bekanntes Land, östlich von Angola, mit hohen Gebirgen und dichten Waldungen, worauf die Portugiesen zwei Handelsniederlassungen haben. — 5) Benguela, ein sehr fruchtbares Land, südlich von Angola, mit mehreren Forts der Portugiesen, worunter St. Philipp de Benguela das wichtigste ist. Die dabei liegende offene Stadt enthält 8000 Einwohner und hat einen Hafen. — 6) Jaga-Caconda oder der südliche Theil von Niederguinea, welcher sich von

Benguela bis zum Kap Negro erstreckt, mit mehreren kleinen Staaten. Der Porto de Mossamedes ist ein guter Hafen in der Negerbay, und Caconda, 52 Meilen südöstlich von Benguela, der entfernteste Portugiesische Posten im Südosten. Das ganze Land, so weit es bekannt ist, besteht aus Thälern zwischen Bergen, die oft ganz steil und unersteiglich sind, bald spitzig zulaufen, bald oben große Flächen haben. Die Flüsse versiegen hier fast alle in der heißen Jahreszeit, stehen nur in der Regenzeit mit dem Meere in Verbindung, und bilden oft unweit der Küste salzige Lachen und Seen. Einen großen Theil des Landes bedecken Waldungen, und die Küsten sind meistens steil und gefährlich. Hier kommt nun der schon oben angeführte Strich der ganzen übrigen südlichen Westküste bis zum Fischflusse, nördlich vom Orangefluß. — Die ganze Südostküste, von der Küste Zanguebar bis zum heiligen Geistflusse, hat folgende bekannte Länder oder Staaten und Städte. 1) Auf der Küste Zanguebar, vom Kap Delgado bis zur Küste Ajan, findet man viele kleine Staaten, die sonst meistens von den Portugiesen abhingen, jetzt aber dem Imam von Maskate unterworfen sind, worunter sich besonders auszeichnen: das Königreich Melinde, mit der Hauptstadt gleichen Namens, in einer schönen Ebene an einer Bucht, mit einem Hafen. Die Stadt Mombaza, auf einer Insel, die drei Meilen im Umfange hat, mit einem Hafen, steht unter einem Arabischen Fürsten, der sich 1824 unter Brittischen Schutz begeben hat. Die Stadt Quiloa an der Mündung des Coavo, auf einer Insel mit zwei Häfen, Hauptsitz des Sklavenhandels auf dieser Küste. Unweit der Küste liegen die drei Cobras-Inseln Zanzebar, Pemba und Monfia. Auf der ersten, der Hauptinsel, ist ein Mohamedanischer Staat, dessen Einwohner Arabischer Abkunft sind, und unter einem Scheik stehen, der von dem Imam von Maskate ernannt

wird, zu dessen Gebiet die Insel gehört. — 2) Auf der Küste Mozambique, die sich vom Kap Delgado bis zum Kuama, einem Mündungsarme des Zambese, erstreckt, haben die Portugiesen einige Niederlassungen, die sich vom Kap Delgado bis zum Flusse Inhambane erstrecken, und einen Raum von 13 Grad an der Küste begreifen. Dann ist hier der Staat Mongallo, von Arabern, die sich zum Islam bekennen, bewohnt, die einen ansehnlichen Handel mit Gold treiben. Die Insel Mozambique, $\frac{1}{2}$ Stunde von der Küste, worauf die Hauptstadt gleichen Namens, in der der Portugiesische Gouverneur von allen Besitzungen Ost-Afrikas seinen Sitz hat; sie hat über 3000 Einwohner, einen festen und sichern Hafen, hat aber ihre Wichtigkeit als Handelsplatz verloren. Hinter Mozambique, nach dem Innern zu, ist das Land der Makuas, eines aus vielen sehr mächtigen Stämmen bestehenden Negervolks, welches sich südlich bis an die Mündung des Zambese erstreckt, und oft Einfälle in das Portugiesische Küstengebiet macht. — 3) Auf der Küste Sena auch Sofala, vom Zambese bis zum heiligen Geistflusse, welche sich weit in das Innere erstreckt, sind folgende Staaten: 1) Monomotapa, ein 7000 Quadratmeilen großes, fruchtbares, von Negern bewohntes Reich, welches auf beiden Seiten des Gebirges Lupata und an dem Zambese liegt, mit der Hauptstadt Zimbaoë, Residenz des Königs, funfzehn Tagereisen westlich von Sofala und vierzig von Sena. An dem Flusse Zambese liegen auch die Portugiesischen Niederlassungen: Sena, eine von 2000 Menschen bewohnte Stadt, mit einem starken Forte; Tete oder St. Jago und Quilimane. — 2) Sofala, mit dem Flecken Sofala, welcher einen Hafen und ein Portugiesisches Fort hat, in einer sehr fruchtbaren Gegend. Zu Inhambane und Kap Corrientes haben die Portugiesen zwei kleine Forts, welche, um Elfenbein zu sammeln, unterhalten werden,

und das Kap Corrientes ist die südlichste Portugiesische Niederlassung. Das Reich Sofala wird von einem Könige beherrscht, der von den Portugiesen abhängt; die Unterthanen sind Araber und Bekenner des Islams; das Land ist reich an Gold und Elfenbein. Die Reiche Sabia, Inhambane, Biri und Manika sind wenig bekannt. Das Letztere ist sehr fruchtbar und reich an Erzen. Es ist der Hauptmarkt des Goldes im Innern, und liegt etwa zwanzig Tagereisen südwestlich von Sena. Die inneren Südafrikanischen Länder, die noch wenig bekannt sind, und von den vier großen Hauptvölkern, den Gallas, Schaggas, Kaffern und Hottentotten bewohnt werden, sind nur theilweise bekannt, und bestehen nur in Dörfern ꝛc., die unter Oberhäuptern der verschiedenen Stämme stehen. Was oben hier und da darüber gesagt worden ist, wird von diesen Völkern hinreichen, da man ihre Verfassung nicht kennt. — Die Südspitze oder das Kapland, welches ehemals den Holländern, jetzt Engländern gehört, mit acht Distrikten. 1) Der Kapdistrikt mit der Kapstadt, im südöstlichen Winkel der Tafelbay, auf einer von der Tafelbay und falschen Bay gebildeten Halbinsel, am Fuße des Tafel-, Löwen- und Teufelsberges, mit 19,000 Einwohnern, worunter 7076 Negersklaven. Der Englische Gouverneur wohnt hinter der Stadt, auf dem Abhange des Tafelberges. Die Stadt wird durch ein Kastell und mehrere Forts vertheidiget. Die Schiffe liegen in der Tafelbay und in der falschen Bay. In dem Weinbergsdistrikte Ober-Constantia wächst der schon oben erwähnte berühmte Constantiawein. Südlich von der Stadt, an der Simonsbay, liegt Simonsstadt, und im Norden der Kapstadt liegt Groenekloof, wo die Herrenhuter eine Mission haben. Zu diesem Distrikte gehört auch das nordwärts liegende Zwartland (schwarze Land), von der Farbe seines Bodens so genannt, welches ehemals einen eigenen Distrikt bildete.

— 2) Der Distrikt Stellenbosch, nach dem Gouverneur Simon von Stellenbosch so genannt, welcher ihn im Jahre 1670 anlegte, östlich vom Kapdistrikte, mit der kleinen Stadt Stellenbosch, die über 1000 Einwohner zählt, und Gnadenthal, einem Hauptorte der vereinigten Brüdergemeinde oder Herrenhuther, die daselbst über 1300 Einwohner zählt. Man theilte ehemals diese weitläuftigen Distrikte in vier engere, nämlich in das Hottentottische Holland, das Nadderjat, Bottelary, und Stellenbosch insbesondere, wovon der letzte Distrikt der fruchtbarste ist. Die Thäler sind mit Weingärten und Wiesen geschmückt, und die Berge liefern eine Menge Holz. — 3) Der Distrikt Zwellendam mit Kaledon, östlich an den Georgdistrikt gränzend, mit dem Hauptorte Zwellendam in einiger Entfernung vom Büffeljagdflusse und vom Kliprivier durchflossen, und die Unterlanddrostey Kaledon. — 4) Der Distrikt George, aus dem südlichen Theile des Distrikts Zwellendam gebildet, mit Georgetown, nordöstlich von der Muschelbay, vom Zwartrivier durchflossen. In diesem Distrikte hat man eine merkwürdige Stalaktitenhöhle entdeckt, mit Sälen, die mehrere hundert Fuß lang, hundert Fuß breit und siebzig Fuß hoch sind. — 5) Der Distrikt Tulbagh (jetzt Worcester), nebst Clan William, welcher den nordwestlichen Theil der Kolonie begreift, darin Tulbagh, Sitz des Landdrosten. Clan William ist eine am Elephantenflusse liegende Unterdrostey. — 6) Der Distrikt Graaf-Reynett mit Beaufort und Tarka, welcher den nordöstlichen Theil der Kolonie begreift. Darin der Hauptort Graaf-Reynett, vom Sonntagsflusse und von Bergen umgeben, in einer fruchtbaren Gegend, etwa 140 Meilen von der Kapstadt, mit 600 Einwohnern. — 7) Der Distrikt Uitenhage, der sich bis zum Sonntagsflusse erstreckt, mit dem Dorfe

Uitenhage, Sitz des Landdrosten, dem Dorfe Bethelsdorf, einer Missions-Anstalt, nicht fern von der Algoabay. Fort Frederick, an der Algoabay, und Port Elizabeth, Hafen an der Algoabay, zum Sitze des Landdrosten bestimmt. — 8) Der Distrikt Albany, ehemals Zurefeld, wird durch den Sonntagsfluß von Uitenhage, und durch den Keiskamma von dem Lande der Kaffern getrennt, mit Grahamstown, dem Sitze des Landdrosten, Bathurst und Fredericksburg. — Die ehemalige Kolonie Drakenstein, welche im Jahre 1675 angelegt worden, und in welcher das Thal mit der Französischen Kolonie der Hugenotten, Franschehök genannt, liegt, wie auch schon oben erwähnt worden ist, und die Kolonie Waveren sind unter die übrigen Distrikte vertheilt worden. — Die Regierungs-Verfassungen sind in Südafrika größtentheils despotisch, das heißt, in den Negerreichen, und zum Theil auch in den Reichen der Mohamedaner; sonst findet man auch in den Mohamedanischen Staaten die monarchische gemäßigtere Verfassung. Die reine Monarchie, wenn gleich nicht fleckenlos von einiger Despotie, findet man in den christlichen Staaten; dann findet man die aristokratische, republikanische und die patriarchalische Regierungsform. Doch keine Form trägt hier das reine Gepräge, sondern alle haben mehr oder minder allerhand Beimischungen, und keine möchte man so ganz frei von Despotismus nennen, welches in dem Urprinzipe roher oder kulturloser Völker, ohne geordnete Verfassung und Gesetze, und in den mancherlei Eroberungen und in den Usurpationen der Regierungsbewerber liegt, so daß man auch die Europäer, auf Verfassung und Gesetze bezogen, ganz anders in Afrika wiederfindet, als in Europa; denn man nahm, was man fand, mit auf, oder man suchte sich doch durch unmenschliche Härte den Weg zum Länderbesitz zu bahnen, wodurch eine neue Despotie entstand, um die un-

terjochten Völker in Unterwürfigkeit um so mehr zu erhalten, da sich in ihnen noch der angeborne Freiheitssinn im Nomadenleben, oder in der nur ihnen eigenthümlichen Verfassung regte, welche Eigenschaften sie nicht in der ihnen aufgedrungenen Knechtschaft fanden, in einer neuen ihnen auferlegten drückenden Arbeit, um ihre Unterdrücker zu bereichern, wozu sich nun auch der Menschenhandel gesellte, der natürlich die Despotie steigern mußte; denn wo der Mensch mit seinem eigenen Geschlechte Handel treibt, wo können da menschliche Gefühle aufrecht erhalten und bewahrt werden; sie verhärten und verschwinden, besonders bei Leuten, deren Erziehung von Jugend auf hart war, und denen Religion und Tugend gleichgültige Dinge sind. Dieses beweiset uns auch die Geschichte aller Eroberungen in den andern Welttheilen, wie z. B. die Eroberung Mexikos. — Die Staatsverfassung der Südafrikanischen Völker zeigt sich daher nach dem Grunde der Kultur ihrer Bewohner: da wo Mauren, naturalisirte Araber, wohnen, ist sie despotisch nach Asiatischem Schnitte; wo Neger wohnen, findet man eine Menge kleiner Despoten, Staaten ohne Gesetze, wo nach Willkühr regiert wird; wo Kafferische und andere Hirtenvölker umherziehen, da ist sie patriarchalisch, jedoch nach einem eigenen Zuschnitte, nicht wie bei den nomadisirenden Beduinen; wo Barbaren hausen, da herrscht die höchste Despotie, mit Anarchie vermischt, und wo die Europäer sich festgesetzt haben, da herrscht eine geregelte monarchische, jedoch eigennützige Regierungsform. Die monarchische Regierung in despotischer Form findet man auf der Küste Kongo in mehreren Reichen, dann auch auf der Südostküste: hier auf Zanguebar und Mozambique; kleinere despotische Staaten: die Negerstaaten in Niederguinea, und auf der Küste Sena oder Sofala. Der Despotismus bleibt sich in allen diesen Staaten gleich; er zehrt sie bis auf das Mark aus, wie ein Schriftsteller (Ehr-

mann) wohl richtig bemerkt, und befördert dadurch ihren Untergang über lang oder kurz, je nachdem der Druck lastet. Dieses bietet sich dar, wenn man die despotischen Staaten Afrikas, und ihren tief gesunkenen Zustand überblickt, besonders seitdem uns ihre Geschichte bekannt ist. Monarchische Staaten mit gemäßigter Verfassung findet man in den kleinen Mohamedanischen Staaten auf der Südostküste. Monarchisch-despotisch-aristokratische oder an Anarchie grenzende, unbestimmte Regierungsformen findet man in den Staaten der Gallas und Schaggas. Aristokratische Staaten findet man auf Zanguebar und in einigen andern Ländern. Die patriarchalische Regierungsform findet man unter den Kaffern, wo auch monarchische Regierungsformen vorkommen, und unter den Hottentotten, welche ihre Oberhäupter oder Vorsteher haben. Die Europäische Regierungsformen in den Besitzungen und Niederlassungen der Europäer. — Um die Regierungsformen aufrecht zu erhalten, findet man mancherlei Einrichtungen, die in den monarchischen Staaten vorzüglich in einer Militairmacht besteht, die aus Negern gebildet wird. Wo ein mächtiger Fürst regiert, der Lehnsfürsten hat, da müssen diese noch ein gewisses Hülfskorps bei ausbrechenden Kriegen oder Aufruhr der Unterthanen ꝛc. stellen, welches auch aus Negern zusammengesetzt ist. Man hat auch stehende Milizen. In einigen Staaten ist die ganze Nation bewaffnet, welches man sowohl in vielen Negerstaaten, als auch bei den Kaffern und Hottentotten findet, so daß Alle bei irgend einem Ueberfalle von einem andern Stamme bewaffnet ihm entgegen ziehen können, welche Waffen in Bogen und Pfeilen bestehen. Auf dem Kap hat man auch aus den Hottentotten Regimenter gebildet, welche die Grenzen bewachen müssen. — Die Einkünfte der verschiedenen Regierungen lassen sich hier nicht bestimmen, das heißt, bei den Negern und Mohamedanern, weil hier die Abgaben ganz willkühr-

lich sind, auch sich die Fürsten und Oberhäupter mit dem Handel ꝛc. selbst beschäftigen. Die Einkünfte, welche die Portugiesen von Angola beziehen, betrugen im Jahre 1819 an 413,000 Fl, davon der größte Theil von dem Zolle der ausgeführten Negersklaven erhoben ward, welche nach Brasilien gehen, und die Ausgaben 334,000 Fl. Die Einkünfte von Benguela machen etwa 87,000 Fl. aus. Die Einkünfte der Engländer auf dem Kaplande beliefen sich im Jahre 1820 auf 1,463,510, und die Ausgaben auf 1,249,900 Rixdaler. — Ueber die Staats-Verwaltung der verschiedenen Reiche Südafrikas läßt sich auch nichts Bestimmtes mittheilen. Da wo die Europäer sich niedergelassen haben, hat jede Nation die Staatsverwaltung ihres Landes mit den verschiedenen Modifikationen, welche Gewohnheit und Sitten der Völker dieses oder jenes Landes bedingen, einzuführen gesucht. So haben die Portugiesen auf der Küste Kongo ihre Staatsverwaltung da einzuführen gesucht, wo sie die Länder unter ihre Herrschaft brachten; so die Engländer und Holländer auf dem Kap die ihrige. Die Holländer führten auf dem Kap acht Gerichtshöfe ein, unter welche Alles, was zur Regierung gehört, vertheilt worden. Diese waren: der große Rath, das große Justizkollegium, das kleine Justizkollegium, das Ehegericht, die Waisenkammer, das Konsistorium, das bürgerliche Gericht, und die Kriegskanzley. Der große Rath bestand aus dem Gouverneur und acht der vornehmsten Bedienten der Kompagnie. Dieser Rath repräsentirte die Generalstaaten und die Kompagnie; er war daher befugt Krieg und Frieden mit den Hottentotten und Kaffern zu schließen, und Alles, was Handel, Seefahrt und Sicherheit der Kolonie betrifft, nach Gutdünken einzurichten. Jedem Gliede dieses hohen Rathes wurden, so oft es ins Fort kam, die militairischen Honneurs gemacht, eine Ehrenbezeugung, die dieses Kollegium vor allen andern Personen voraus

hatte. Die übrigen Kollegia hatten immer ein Glied des hohen Raths in ihrer Mitte. Die Engländer haben die Holländische Verwaltung nach der ihrigen abgeändert, und darauf jede mögliche Verbesserung verwandt, sowohl in der Stadt, als auf dem platten Lande; sie haben die Besoldungen der Beamten ansehnlich erhöhet, die Zahl der Distrikte und Dikasterien vermehrt, eine Landesgerichts-Kommission ernannt, die alljährlich die ganze Kolonie durchreiset, um alle Prozesse an Ort und Stelle zu schlichten; sie haben Magazine an den Küsten angelegt, und eine regelmäßige Küstenfahrt eingerichtet; den Werth und Kredit der ausgeführten Produkte, besonders des Weins, durch zweckmäßige Maaßregeln zu heben gesucht, und überhaupt die mehrsten Vorschläge zur Beförderung des Wohls der Kolonie in Ausführung gebracht, die schon von der vorhergehenden, der Holländischen, Regierung entworfen waren, aber aus Mangel an Mitteln (Geld, Schiffen, Handel) nicht ins Werk gerichtet werden konnten. Die Kolonie befindet sich unter der Englischen Regierung im ziemlich blühenden Zustande; denn der große Verkehr mit anlegenden Schiffen bringt mehr baares Geld in Umlauf, als ehemals, dennoch steht das Kapische Papiergeld nicht viel besser, als zu den Zeiten der Holländer, und verliert noch immer ein Ansehnliches gegen Gouvernements-Wechsel oder Sterling-money. Der Gouverneur Sir John Francis Craddok vereinigte in sich die Person eines Militair- und Civil-Chefs, da sein Vorgänger, Lord Caledon, nur Civilgouverneur war, und sich die allgemeine Liebe der Unterthanen erwarb. Der eben genannte Lord rüstete auch im September des Jahres 1808 eine Expedition unter dem Kapitain Donavan und dem Dr. Cowen aus, um den Landweg nach Mosambique zu suchen, sie verunglückte aber. Von den Reisenden erhielt man keinen Bericht, seit sie die Grenzen der Kolonie verließen; es wurden daher späterhin

auf Ersuchen des Gouverneurs an die Portugiesischen Befehlshaber zu Mosambique von dort aus einige Personen zur Aufsuchung der Unglücklichen ausgesandt, und nach einer Nachricht, die man vom Kap erhielt, haben diese in Erfahrung gebracht, daß Donavan und Cowen mit ihrem Gefolge glücklich bis in das Gebiet eines Königs, nicht weit von dem Ziele ihrer Reise, vorgedrungen, auch anfangs freundlich aufgenommen, dann aber plötzlich gefangen genommen, und nach einer Art von Prozeß hingerichtet worden seyen. Nur drei Personen hätten das Leben unter der Bedingung erhalten, um den König den Gebrauch des erbeuteten Schießgewehres zu lehren, diese hätten sich aber durch die Flucht gerettet, seyen aber nicht wieder gefunden worden, und wahrscheinlich auch zuletzt ein Opfer ihres Unternehmungsgeistes geworden. Auch Burchell, ein Englischer Botaniker, reisete ins Innere Südafrikas, hat aber auch seinen Plan, bis Benguela vorzudringen, aufgeben müssen, und war von dem Lande der Beetjuanen wieder nach der Kapstadt zurückgekehrt. — Die häufigen Erdbeben oder vielmehr Erderschütterungen, besonders in den Jahren 1809, 10 und 11, die fast wöchentlich die Bewohner der Kapstadt bei stiller klarer Luft, aber unter einem donnerähnlich rollenden heftigen Getöse in der Luft in Schrecken setzten, haben sich nach und nach wieder verloren, allein der Pietismus soll seit dieser Zeit sehr zugenommen haben. Die Mitglieder der Lutherischen Gemeinde, meistens Deutsche, und Leute, die vor der allgemeinen Frömmeley sich zu bewahren suchten, sollen viele gegenseitige Anhänglichkeit und Enthusiasmus für ihre kirchlichen Angelegenheiten zeigen. So hat ein einzelner Mann auf seine alleinigen Kosten schon vor mehreren Jahren die Kirche neu ausbauen und würdig verschönern lassen, die Andern unterschrieben in Zeit von zehn Tagen 40,000 Gulden zum Ankaufe einer neuen Orgel, und bezahlten

diese Summe sogleich. Das Missionswesen ist in Flor, und die Zahl der Missionaire nimmt immer mehr zu. Unter den in der Kapstadt sich aufhaltenden Missionairen befinden sich auch Schüler aus der Missionsanstalt in Berlin. In dem zweiten Decennium des jetzigen Jahrhunderts zeichnete sich besonders unter denselben ein gewisser Sasse, Schüler des verstorbenen verdienstvollen Predigers Jänicke in Berlin aus. Die wichtigsten Posten für die Missionaire in der Kapkolonie sind jetzt, außer der Hauptstadt: Stellenbosch, Grünekloof, Paarl, Gnadenthal, Bethelsdorf, Enon und Theopolis. Im Norden der Kapstadt sind daher an Missionsgesellschaften thätig, um die Hottentotten und Kaffern zu bekehren: die Londoner, die Methodisten, die Brüdergemeinde, und die fast ausschließlich hierher gerichtete Rheinische Missionsgesellschaft. Es soll nirgends das verdienstvolle Streben der Missionaire so allgemein anerkannt werden, als hier; auch wirken die Missionaire so ganz im Sinne einer rohen Völkerschaft mit der Bibel und mit dem Pfluge, welches beides vereint nicht wirkunglos ist, und hier schon reiche Früchte gebracht hat. Mehrere Ortschaften im Norden des Kaplandes, wie Pella, Bethanien, Lilienquelle, Khamisberg ꝛc. im Lande der Namaquas, Neulittaku und Mobati im Lande der Beetjuanen, Griquatown, Philippopolis und Campbell bei den Griquas, Chumie und Wesleyville im Kaffernlande, Klarwater bei den Koranas, sind Missionsniederlassungen. — Einige Krankheitsereignisse beunruhigten auch die Kolonie, worunter die Pocken gehörten, die besonders in den Jahren 1811 und 1812 grassirten, obgleich die Schutzblatternimpfung schon im Jahre 1803 eingeführt ward. Diese Epidemie wurde durch Portugiesische Sklavenschiffe eingeführt; sie raffte viele Menschen fort. Man konnte dieses damals nur der Nachlässigkeit zuschreiben, daß man die Blatternimpfung nicht mit mehr Nachdruck betrieb, welches

jetzt abgeholfen ist, da man für eine allgemeine Verbreitung dieser Schutzwehr gesorgt hat. — Die Auswanderungen der Holländer aus der Kapkolonie seit der Englischen Besitznahme, und besonders in der letztern Zeit, sollen ihren Grund in dem eingeführten Verwaltungssysteme der Engländer hinsichtlich der Sklaven haben, die nicht nur nach ihrem Kolonisations-Systeme glimpflicher behandelt werden sollen, sondern auch seit dem 1sten Dezember des Jahres 1836 emancipirt worden sind. Schon am 28sten August des Jahres 1833 wurde in England das Gesetz erlassen, nach welchem am 1sten August des Jahres 1834 alle Sklaven in sämmtlichen Kolonien für frei erklärt wurden, und für die Pflanzer wurde die Summe von 20 Millionen Pfd. Sterling als Entschädigung bestimmt. Im Kaplande befanden sich damals 38,427 Sklaven, welches die amtliche Zählung bestimmte, nach welcher dann der darauf fallende Antheil von den 20 Millionen der Entschädigungssumme berechnet werden sollte. Die Emancipation der Sklaven auf dem Kap erfolgte erst im Jahre 1836, wie schon oben angeführt worden. Auch sollte noch nicht vollkommene Freiheit, sondern erst ein Mittelzustand, eine Lehrlingszeit eintreten, nach dem Ueberstehen derselben sollten sie zu ihrer vollkommenen Freiheit gelangen, während dieser Zwischenzeit, in welcher sie für ihre Herren nach wie vor noch arbeiten mußten, hatte dieser jedoch die Verpflichtung übernommen, keine an ein Grundstück gebundene Arbeiter von demselben zu vertreiben, auch keine Familie, Mann und Frau, Eltern und Kinder, von einander zu trennen, und keine Strafe zu verfügen, ohne eine eingeholte Bestimmung des von der Krone angeordneten Magistrats. Man unterschied bei dieser Einrichtung die Feld- oder Plantagen-Neger von den Hausnegern. Die Feldneger, die bisher alle Tage gearbeitet hatten, sollten nun zwei Tage für sich haben, oder auch je nach Wahl oder

Uebereinkunft alle Tage, dann aber nur acht Stunden täglich arbeiten. Für die Hausneger ward der Lehrlingstermin auf zwei Jahre früher abgekürzt, als bei den Ersteren, theils weil sich die letztere Einrichtung für die Hausneger nicht treffen ließ, theils weil diese durch den Umgang mit dem Herren zur Freiwerdung schon besser vorbereitet waren. Mit diesem Emancipationsprinzipe und dieser Humanität auf die Sklaven konnten sich nun die Holländer gar nicht befreunden, um so weniger, da sie dadurch ihre Einkünfte geschmälert sahen, indem ihnen die Neger nicht mehr so viel arbeiteten, wie früher, und sie auch, wenn sie die ihnen vorgeschriebenen Strafungsrechte der Neger geltend machen wollen, zu viel Zeit verlieren; denn es ist oft vorgekommen, daß ein Grundbesitzer, der von einem Sklaven wegen harter Behandlung verklagt worden, sich nach der neuern Einrichtung wöchentlich mehrmals eine halbe Tagereise weit zum Richter begeben mußte, und die Klage doch damit endete, daß der Sklave abgewiesen wurde, mithin ging viel Zeit verloren. Auch das Umschaffen zu freien Arbeitern soll manche Schwierigkeiten haben, da der Arbeitseifer sehr nachläßt; denn eine zweijährige Erfahrung hat bewiesen, daß die Produktion der Kolonie abgenommen hat. Auch hat Amerika dieses deutlich durch diejenigen Staaten bewiesen, welche noch Sklaven nach den alten Grundsätzen besitzen, gegen diejenigen, wo sie emancipirt worden sind; denn die Letzteren können mit den Ersteren nicht mehr in Hinsicht der Produkte und des Preises concurriren; denn obgleich die Neger nach den ersten Tagen, welche dem Genusse der neuen Freiheit gewidmet waren, ziemlich allgemein zur Arbeit zurückkehrten, und sich in den Plantagen verdangen, so haben sie doch weniger anhaltend gearbeitet, und durch Wechsel des Dienstes und Schwierigkeit bei ihren Forderungen Unterbrechungen verursacht. Manche sind auch, obgleich durch eigene Schuld, in Noth und dahin gekommen, sich

in ihr früheres Verhältniß zurück zu wünschen. Mithin wird sich dieses Mißverhältniß erst später ausgleichen, wenn die Noth die freien Neger zu einer emsigeren Arbeit zwingt. Die Holländer scheinen einen solchen Zeitpunkt auf dem Kap aber nicht abwarten zu wollen, deshalb haben schon oft Auswanderungen aus der Kolonie Statt gefunden, und erst kürzlich eine bedeutende, die noch immer fortdauern soll, bei folgender Veranlassung. Es ward nämlich im Jahre 1836 ein Krieg mit den Kaffern beendiget, und diese traten nun im Friedensschlusse ein Gebiet jenseits des Orangeflusses an einen Theil der Kolonie-Bewohner, sämmtlich Holländer, ab, und dieser Theil sollte den Namen Provinz Adelaide erhalten, als aber der Bericht davon nach London kam, verweigerte der Staatssekretair der Kolonie, Lord Gleneley, wegen der Ungerechtigkeit des Krieges, diesem Frieden die Ratifikation, und befahl das Zurückziehen der bereits übergesiedelten Kolonisten. Diese versagten aber die Rückkehr, und vereinigten sich mit Andern, die schon früher die Grenze überschritten hatten, und mit diesen zusammen, 10 bis 11,000 Köpfe, nach Andern 20,000, Frauen und Kinder mit eingerechnet, stark, wählten sie sich einen Anführer, und diese Wahl fiel auf einen Bauer von Winterberg, Pater Retief, der den Namen Gouverneur der vereinigten Auswanderer annahm, und unternahmen nun, unter dessen Leitung, um sich ein neues Vaterland zu suchen, einen abentheuerlichen Zug nach Norden, und dann nach Osten, auf dem sie nur dadurch der Aufreibung entgingen, daß sie sich an die, gegen den mächtigen Häuptling Moselikatsi empörten Kafferustämme anschlossen; sie wurden aber dennoch mehrere Male geschlagen und fast vernichtet. In den darüber erschienenen Berichten wird sowohl ihr heldenmüthiges Benehmen gelobt, als auch ihre Kämpfe, in denen auch ihr Anführer Retief blieb. Die Uebriggebliebenen halten sich theils in

einer neuen von ihnen begründeten Stadt Peter-Moritzburg, in der Nähe von Port Natal an der Ostküste, auf, theils haben sie sich nach diesem selbst gewandt. Das Port Natal ist eigentlich eine Englisch-Amerikanische Niederlassung, die bisher sehr vernachläßiget wurde, jetzt aber theils durch den Zuwachs an Bevölkerung, theils dadurch sehr wichtig werden kann, daß die Portugiesische Faktorey in Delagoa zu Ende des Jahres 1836 von den benachbarten Stämmen zerstört ist, und sich nach jener leicht der ganze Handel zwischen Sofala und dem Kap hinziehen dürfte. Für die Kapkolonie, die immer nur sehr unmerklich in ihrer Erhebung Fortschritte gemacht hat, soll dieser Verlust an Menschen sehr fühlbar seyn. Man glaubt, daß bei dem Gelingen des Unternehmens noch viele Holländer ihren Vorgängern folgen werden, und um so mehr, da die Auswanderungen im Kleinen noch ununterbrochen fortdauern. Die Englischen Einwohner aus Port Natal haben sich seit dem Anzuge der Holländer nach der Kapkolonie zurückgewandt. Woraus gleichfalls hervorgeht, daß die Engländer mit den Holländern auf keinem freundschaftlichen Fuße auf dem Kap stehen.

Von den Südafrikanischen Inseln sind hier zu bemerken, auf der südöstlichen Seite: die Insel Madagaskar, die größte Afrikanische Insel, in der Landessprache Madecasse oder Madegasse genannt, die durch den Kanal von Mozambik vom festen Lande getrennt wird. Sie ist 225 Meilen lang, 16 breit, enthält 10,500 Quadratmeilen, und wurde im Jahre 1506 von den Portugiesen zuerst entdeckt, welche sie die Insel St. Lorenz nannten. Die Franzosen, welche späterhin, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, dahin gelangten, nannten sie die Dauphins-Insel (Isle Dauphine); sie setzten sich jedoch erst im Jahre 1665 darauf fest, nach mehreren vorhergegangenen mißlungenen Versuchen, und hauptsächlich bei der

Landspitze Ditapere, an der südöstlichen Küste an einem Hafen (Anse Dauphine), zu dessen Bedeckung sie eine Schanze (Fort Dauphine) anlegten; auch hatten sie noch Etablissements zu Galamboule an der Bay Antongil, und auf der nahe liegenden kleinen Insel St. Marie, die sie aber nach und nach wieder verließen, woran die schlechte Verwaltung ihrer Beamten Schuld gewesen seyn soll. Im Jahre 1670 zogen sie ganz ab, und diejenigen Franzosen, die noch darauf zurückblieben, wurden zwei Jahre darauf sämmtlich von den Eingebornen umgebracht. Im achtzehnten Jahrhunderte, von dem Jahre 1755 bis 1786, machten die Franzosen wieder einige Versuche zu Etablissements, die aber keinen dauernden Erfolg hatten, selbst die neuesten beschränken sich nur auf die kleine in der Nähe gelegene Insel Marie, die sie schon früher besaßen. Auch die Engländer besuchten diese Insel und legten mehrere Faktoreyen in der Bay St. Augustin an; so auch die Holländer, welche sich in der Bay von Antongil oder Manghabay niederließen, allein beide Völker konnten ihre Besitzungen bis auf die neueste Zeit nicht behaupten, denn das vom Könige Radama in neuester Zeit gestiftete Reich der Howas, welches beinahe die ganze Insel umfaßt, und wo schon durch die Englischen Missionaire Gesittung und Christenthum Eingang gefunden, ist durch die Thronbesteigung seiner Gemahlin, nach seinem, des Herrschers, Tode, 1828, wieder auf den alten Fuß zurückgekehrt; denn im Jahre 1835 wurde ein strenges Verbot gegen das Christenthum erlassen, und die Englischen Missionaire verwiesen; ein Gleiches geschah früher mit den Französischen Missionairen, denen es auch nicht glücken wollte, das Christenthum einzuführen, so viel Mühe sie sich auch gaben. Bis jetzt hat daher keine Europäische Macht dort festen Fuß fassen können, und diese Insel ist von dieser Herrschaft frei geblieben. Selbst die Anträge zu einem Handelsbündnisse, die im

Jahre 1837 von Frankreich aus an die Königin gemacht wurden, sind zurückgewiesen worden. Die Europäer dürfen sich zwar auf der Insel einfinden und selbst niederlassen, aber niemals in Berufung auf ihren Staat, und unter strenger Kontrole. So können auch Schiffe anlegen, um Handel zu treiben, aber bloß in dieser Absicht, ohne weitere Einflüsse auf das Land, über welches uns der Engländer Lyall und der Missionair Freeman in neuester Zeit Auskunft geben. Letzterer hat das höchst interessante Tagebuch, welches er während seiner 1829 gemachten Reise durch diese Insel niederschrieb, im Aprilhefte des „Qnaterly Chronicle" für 1831 bekannt gemacht. — Der Boden ist an den Küsten der Insel unfruchtbar und sandig, entfernt von derselben, mehr nach dem Innern zu, wird er sehr fruchtbar und von einer Menge von Bächen gewässert. Die Pine, eine lange Bergkette, davon die rothen Berge ein Theil sind, durchzieht die Insel von Norden nach Süden, und theilt sie in die West- und Ostseite, so daß nur beschwerliche Pässe die Verbindung zwischen beiden unterhalten. — An Gewässern findet man hier zahlreiche Flüsse, welche von den Gebirgen herabkommen, darunter der Lingebate, der in die Bay von Antongil fällt. Der Indische Ocean bildet viele Einschnitte in die Insel, worunter die schon oben genannte Bay Antongil oder Manghabay. — An Produkten findet man hier: Baumwolle, Zuckerrohr, Indigo, Seide, Flachs, Hanf, Reis, Mays, Honig, Wachs, Gummy und Harze, Wein und verschiedene Hölzer, so wie überhaupt die gewöhnlichen tropischen Gewächse des Festlandes, worunter also auch Ananasse, Pomeranzen, Bananen, Batatten ꝛc., von den Letzteren und dem Reis findet man hier viele Felder. Ueberhaupt gedeihen hier, wie auf dem Kap, alle Europäischen Gewächse. Unter den Bäumen zeichnen sich auch die Palmen-Kokosbäume aus. Zu den der Insel eigenthümlichen Gewäch-

sen, gehören: der Froraha, welcher einen wohlriechenden Balsam liefert; der Harame, von dem das Gummi Tachamacha kommt; der Ravendsara, dessen Rinde und Mark den Geschmack der Gewürznelken haben; der Sandrahabaum, dessen Holz schwärzer als Ebenholz und glatt wie Horn ist; der Ravenbaum oder das Indische Blumenrohr, von dem Alles benutzt wird. Die Weiden sind vortrefflich, und deshalb giebt es hier auch gutes Nutzvieh. — In Hinsicht des Thierreiches findet man hier zahlreiche Herden von Rindvieh und Schafen, das Erstere von vorzüglicher Eigenschaft wegen der herrlichen Weiden; dann mehrere andere Thiere, mit Ausnahme der Raubthiere; auch giebt es verschiedenes Geflügel. Das Mineralreich liefert Gold, Silber, Eisen, Edelsteine ꝛc. — Die Zahl der Einwohner, Madegassen oder Malgaschen genannt, soll sich auf drei Millionen belaufen; sie sind zum Theil Fetischanbeter, zum Theil bekennen sie sich zum Islam, jedoch nicht zu dem reinen, sondern zu einer Art desselben. Wie weit die christliche von den Missionairen verbreitete Religion wirklich Eingang gefunden hat, das heißt, Verstand und Herz durch sie erleuchtet und erwärmt worden sind, ist nicht bekannt, aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Einfluß bei den Bekehrten dazu nicht groß gewesen seyn, und sich daher auch sehr bald wieder verlieren, da die Missionaire von der Insel vertrieben worden sind. Die Einwohner theilen sich in Hinsicht ihrer Abkommenschaft in zwei Hauptstämme, in Neger mit schwarzen wolligen Haaren, welche die Urbewohner der Insel zu seyn scheinen, und in langhaarige, kupferfarbige Bewohner, die wahrscheinlich von den Arabern abstammen, und unter dem Namen Oves einen Theil von Madagaskar bewohnen. Diese Letzteren bekennen sich zu einer Art von Islam, wie oben angeführt worden. Die Bewohner sind zwischen fünf und sechs Fuß groß, nicht sehr stark, und von muthvollem Ansehen. Unter einem

lächelnden Gesicht verbergen sie eine heftige Leidenschaft, und führen manche vorhabende Unternehmung mit eben so vieler Geschicklichkeit, als der raffinirteste Europäer, aus. Die Prinzipien der Religion thun den Betriegereyen der Bewohner von Madagaskar keinen Einhalt, und obgleich sie unbestimmt die ausgebeitete Lehre von den beiden Grundwesen, dem Guten und dem Bösen, annehmen, so sind sie doch allen Arten des Aberglaubens ergeben, wie die reinen Fetischanbeter. Die Wahrsagerkunst steht bei ihnen hoch in Ehren, daher bauen sie nur auf dieselbe und lassen alles Andere unbeachtet. Bei ihren Kindern findet eine Art von Beschneidung Statt, welche nach vier und zwanzig Monden verrichtet wird, also nach zwei Jahren, wobei es sehr lustig zugeht, sowohl getanzt wird, als auch andere Vergnügungen genossen werden. Die Kinder wachsen ohne weitere Erziehung, als die gewöhnliche bei kulturlosen Völkern, auf, und wenn sie das mannbare Alter erreicht haben, so verheirathen sie sich. Die Häuptlinge oder Vornehmen haben nur eine rechtmäßige Gemahlin, können sich aber so viele Beischläferinnen halten, als sie wollen. Die untern Klassen der Einwohner sind nicht an eine Frau gebunden, sondern können sich mehrere nehmen, welches auch der Sklave thun kann, sobald er im Stande ist, sie zu erhalten, oder daß sie sich selbst durch Arbeit erhalten können. Die Ehe wird hier leicht gebrochen, und von beiden Theilen steht es dann jedem frei, ein neues Band zu schließen, oder frei zu bleiben. — Die Lebensart der Einwohner ist nur einfach. Reis ist die gewöhnliche Speise der Madagassen, und um so mehr, da sich dieses Produkt um das Hundertfache bei ihnen vermehrt, und auch Wurzeln. Ihr Getränk besteht in Milch und in einer Art von Cider, aus Wasser und Honig bereitet, oder auch in mit Zucker versetztem Bananenwein. Bei ihren Festen wird Rindfleisch genossen, welches sie mit der Haut braten, dazu wird

Wein, aus Zuckerrohr bereitet, getrunken.. Ein großer Theil der Bewohner der Insel bekleidet sich mit einem Panno oder Schurz, den sie sich über die Schultern werfen, und einen um den Leib herum, welcher bis zum Knie reicht; Reiche tragen eine Art Korb auf dem Kopfe und Sandalen von Leder unter den Füßen, und die Frauen reiche Hals- und Armbänder; auch tragen Einige eingetauschte Zeuge ꝛc. — In Hinsicht der Industrie und des Handels haben die Madagassen zwar keine großen Fortschritte gemacht, sie sind aber andern Völkern, die mit ihnen auf einer gleichen Stufe der Kultur standen, vorgegangen. Ihr Gewerbe beschränkt sich auf Ackerbau, Viezucht, Fischerey, Jagd, und auf einige Fabrikate; denn sie verfertigen Metall-, Töpfer-, Holz- und Hornwaaren, und es sollen bei uns wenige Gewerke und Wissenschaften seyn, von denen sie nicht wenigstens einen Begriff haben, und da sie, wie die Europäer, begierig im Forschen sind, so sind sie auch ganz dazu geeignet, Künste und Wissenschaften zu betreiben, wenn sie Anleitung dazu erhalten, welches auch selbst ihre Fortschritte in der christlichen Religion bewiesen haben, die sich bald über diese Insel ausgebreitet haben würde, wenn nicht durch die jetzige Königin Einhalt darin geschehen wäre, welche, wie schon oben angeführt worden, die Missionaire von der Insel entfernte, und so die Fortschritte dieser Religion wieder zu unterdrücken sucht. — Ihr Handel ist Tauschhandel, den sie mit den Portugiesen, Engländern, Franzosen und Holländern treiben, ohne sich jedoch auf eine bestimmte Verbindung mit diesen Völkern hierin einzulassen, so daß sie ihre Freiheit im Handel behalten, und ihre Produkte gegen diejenigen Waaren austauschen können, die ihren Beifall erhalten, und wobei sie sich gut zu stehen glauben. Die Handelsartikel, welche sie liefern, bestehen in Gold, Silber, Eisen, Edelsteinen, Krystall, Wachs, wohlriechenden Harzen, worunter auch der graue Ambra,

Benzöe, Zucker, Tabak, weißem Pfeffer, Ingber, Safran, Baumwolle, Palmöl, Salpeter, Schwefel, Steinkohlen, Farbeerden ꝛc., wofür sie Gewehre, Pulver, bemalte Leinwand, Quincailleriewaaren, Kramwaaren, Glaswaaren, Branntwein ꝛc. eintauschen. — In Hinsicht der Wissenschaften und Künste gilt hier dasjenige, was schon oben bemerkt worden. Ihre Sprache kommt sehr mit der Arabischen überein, und es scheint daher, daß die auf dieser Insel sich niedergelassenen Araber Einfluß darauf gehabt haben; auch schreiben sie mit Arabischen Schriftzeichen auf Papier, welches aus Holzrinde besteht. Sie beschäftigen sich mit der Astrologie, und wollen durch Berechnungen die Zukunft vorhersagen. — Vor der Unterwerfung des größten Theils dieser Insel unter einem Regenten, standen die Madagassen unter Oberhäuptern, Dian genannt, welches so viel als Herr, in der Deutschen Sprache bedeutet. Um seine Würde zu behaupten, hatte er Sklaven und Herden. Seine Stelle war erblich, und wenn er ohne Nachkommen starb, so gehörte sie nach dem Gewohnheitsrechte dem Aeltesten seiner Beamten. Einige von diesen Beamten, die das Oberhaupt selbst wählte, machten seinen Rath aus, da aber die mehrsten derselben in die Dörfer gingen, um Ruhe darin zu erhalten und Recht zu sprechen, so konnte er keinen Krieg ohne ihre Zustimmung unternehmen, noch ihn anders ohne die Zustimmung und Beisteuer seines Volkes führen. In der Landschaft Anossi, in deren Nähe das Fort Dauphin, welches zu dieser Landschaft gehört, und die kleine Insel St. Marie liegt, wo sich die Araber vor einigen Jahrhunderten niedergelassen haben, und daselbst, obgleich in geringer Anzahl, die Oberhand gewannen, hatten auch diese ihre Fürsten, die sich unaufhörlich einander bekriegten, indessen waren sie eins, sobald sie gegen die Oberhäupter von den übrigen Theil der Insel oder gegen die Eingebornen Krieg führten, da diese immer einen großen Haß

gegen die Einwanderer hegten, indem sie solche als Fremdlinge und unrechtmäßige Besitzer betrachteten; auch waren sie schon darum gegen sie erbittert, weil der Despotismus unter ihnen herrschte, der die eigentliche Tapferkeit unterdrückt, und auch Geschicklichkeit und Emsigkeit, welches die Urbewohner vorzüglich schätzen. Dieser Theil der Insel wurde daher von den Eingebornen mit schlimmen Augen betrachtet. Das Fort St. Dauphin hatten die Franzosen inne; allein sie mußten diesem Forte mehrere Male entsagen, wie auch in neuester Zeit, und sich auf die Insel St. Marie flüchten. Die Franzosen, welche mit Hartnäckigkeit eine Besitzung auf Madagaskar gründen wollten, machten, daß die Frucht der ersten Unternehmung verloren ging. Sie mußten dieser Insel schon damals entsagen, da die Madagassen, mit ihrer natürlichen Rohheit, erst weder an den Waaren und Sitten, noch an dem Gottesdienste Europas Geschmack gewinnen konnten. Die Gesetze, deren Ursprung den Madagassen unbekannt ist, wurden mit vieler Gleichförmigkeit beobachtet, und die Alten, denen es oblag sie zu beobachten, empfingen nie die geringste Bezahlung für den Prozeß eines Verbrechers, sondern sie glaubten sich schon hinlänglich bezahlt, wenn sie das Land von einem Böswichte befreieten. In bürgerlichen Rechtshändeln überbrachte man ihnen eine der Wichtigkeit der Sache gemäße Anzahl von Stücken Vieh. Das Verbrechen, welches hier am meisten gerügt wird, ist der Diebstahl. Obgleich dem des Diebstahls Ueberführten die Hand durchbohrt wird, so ist dennoch die Neigung zum Rauben allgemein. Die wegen ihres Eigenthums immer unruhigen Einwohner leben in beständigem Mißtrauen gegen einander. Um sich daher gegenseitig so viel als möglich sicher zu stellen, so besiegeln sie ihre Versprechungen mit den feierlichsten Eidschwüren. Auch sind sie sehr an Formalitäten gewöhnt, und unterlassen sie auch dann nicht, wenn sie mit den Euro-

päern zu thun haben. Bei diesen wichtigen Angelegenheiten thut der Abgeordnete der Nation in ein mit Branntwein angefülltes Gefäß Gold, Silber, einen Flintenstein und Schießpulver, und wenn es möglich ist, auch Staub von den Grabstätten ihrer Vorfahren, ja oft sogar Blut, welches sich die Kontrahenten, nach Art der alten Scythen, durch einen Schnitt im Arme abzapfen. Während dieser Zubereitung legt man die Waffen kreuzweise auf die Erde; bald darauf nehmen sie beide Theile wieder auf, stecken die Spitzen derselben in das Gefäß und rühren alles in dem Gefäße Befindliche beständig um, bis der Bund geschlossen ist, dann trinken die Kontrahenten, die Zeugen, die Zuschauer, überhaupt Jeder, der dabei ist, aus dem Gefäße, bis die Flüssigkeit geleert ist, man umarmt sich hierauf, und geht nach Hause. — Die Insel selbst wird in zwölf wenig bekannte Landschaften getheilt. Der größte und volkreichste Ort der ganzen Insel ist Andawurante in der Landschaft der Betanimener. In dem nordwestlichen Theile der Insel wohnen die Sklaven, die durch ihre häufigen Seeräubereyen die benachbarten Inseln beunruhigen, und die im Lande selbst Marati heißen. Ihre Flecken sind mit einer Umzäunung von Pfählen umschlossen, dagegen sind die Dörfer offen, und oft liegen die Hütten weit auseinander; sie sind niedrig, aus Brettern zusammengesetzt, und mit Blättern bedeckt; auch die Hütte des Oberhauptes weicht in der Construktion nicht von denjenigen seiner Untergebenen oder Unterthanen ab, nur liegt sie auf einem etwas erhabenen Orte, wodurch sie sich auszeichnet. An jedem Abende versammeln sich um dieselbe die Bewohner der Dörfer von beiden Geschlechtern, um zu tanzen, und die Heldenthaten ihrer Vorfahren und ihrer Oberhäupter zu besingen. Die Hütten sind so eingerichtet, daß man sie leicht an einen andern Ort bringen kann, wenn ein Bewohner mit dem Orte unzufrieden ist. Vier Männer tragen dann das

Haus nach einem andern Orte, welchen die Bewohner für angenehmer finden. Die Männer bewachen die Herden, und die Frauen besorgen den Ackerbau. Die Landleute beider Geschlechter beschäftigen sich mit der Verfertigung der Schürzen zur Körperbedeckung. — Die Maskarenischen Inseln, welche südöstlich von der Insel Madagaskar im Aethiopischen Meere liegen, wurden von den Portugiesen zur Zeit ihrer ersten Schifffahrt nach Indien entdeckt, aber weiter nicht benutzt. Im Jahre 1665 diente eine dieser Inseln den zu Madagaskar wohnenden Franzosen zum Zufluchtsorte. Sie zogen sich Herden zu, baueten nachher Europäisches Getreide, Asiatische und Afrikanische Baumfrüchte und andere diesem milden Klima eigene Gewächse. Sowohl die Gesundheit, die sie genossen, als auch die Wohlhabenheit und Freiheit, bewogen verschiedene Matrosen von den Schiffen, die daselbst anlandeten, um Erfrischungen einzunehmen, sich mit ihnen zu vereinigen. Diese Vermehrung der Menschen, und deren Kräfte auf die Kultur des Bodens angewendet, brachte bald diese Insel in Flor, und noch vorzüglicher, als sie im Jahre 1718 einige Stämme von Kaffeebäumen aus Arabien erhielten, die sich mit Vortheil vermehrten, obgleich die Frucht etwas von ihrem angenehmen Dufte verloren hatte. Der Bau des Kaffees, so wie die übrigen mühevollen Arbeiten fielen den Sklaven zu, die man von der Afrikanischen Küste und von Madagaskar erhielt. So lange hatte dieses Eiland Maskarenhas geheißen; man taufte nun diesen Namen in den der Insel Bourbon um, auch wird sie St. Apollonia genannt. Im Jahre 1763 belief sich die Zahl der Einwohner auf 4627 Weiße und 15,149 Schwarze oder Neger. Die Zahl der in den Herden weidenden Thiere belief sich auf 8,702 Stück Rindvieh oder Ochsen, 4,084 Schafe, 7,405 Ziegen und 7,619 Schweine, und auf eine Strecke von 125,909 Acker Landes ernd-

teten sie den zur Nahrung ihrer Sklaven nöthigen Manioc, 1,135,000 Pfd. Korn, 844,100 Pfd. Reis, 2,879,100 Pfd. Mays, und zuletzt 2,535,100 Pfd. Kaffee, den die Französische Afrikanische Gesellschaft ihr das Pfund zu sechs Sous (1 Sgr. $10\frac{2}{5}$ Pf.) abkaufte. Den so ergiebigen Kaffeebau, indem man von jedem Baume fast 2 Pfd. zog, zerstörte im Jahre 1772 ein Orkan, der die ganzen Kaffeepflanzungen vernichtete. Man unterließ nun den Kaffeebau, und bauete statt desselben Korn und Mays in weit größerer Quantität. Zu Ende der 1780ger Jahre war die Zahl der Weißen auf der Insel schon über 6000, und die Zahl der Sklaven über 26,000 angewachsen. Der Kaffeebau soll bis vor dem erwähnten Unfalle vom Jahre 1763 an so gestiegen seyn, daß man $8\frac{1}{2}$ Million Kaffeebäume gezogen habe; dieses scheint aber mit der oben angeführten amtlichen Angabe von 1763 nicht zu stimmen, da im Zeitraume von sieben Jahren sowohl die Anlegung, als der Ertrag nicht so bedeutend seyn konnte, wenn man auch rechnet, daß die Ausbeute von 2 Pfd. Kaffee wohl nicht von jedem Baume im Durchschnitt gewonnen worden. So reich nun auch diese Besitzung der Franzosen war, so viel sie für den Handel abwarf, so fehlte es dem Lande doch an einem Hafen. Dieses Uebel machte, daß die Franzosen schon früher ihre Absichten auf die Insel Cerne wendeten, wo die Portugiesen, ihrer Gewohnheit nach, einiges Vieh und Geflügel zum Gebrauche der Schiffe ihrer Nation, welche die Umstände nöthigen würden, da einzulaufen, ans Land geworfen hatten, und wovon die Holländer, die sich später darauf niederließen, Gebrauch machten. Da aber diese aus Politik, um ihre Besitzungen nicht zu sehr zu vermehren, und dadurch die Einkünfte zu zersplittern, sie wieder verließen, so nahmen sie die Franzosen im Jahre 1720 in Besitz, und gaben dieser Insel den Namen Isle de France oder Insel von Frankreich, wodurch der Name

Moritzinsel oder Mauritiusinsel, den ihr die Holländer zu Ehren des Prinzen Moritz von Oranien gegeben hatten, verändert wurde. Die ersten Einwohner, die man dahin schickte, waren von der Insel Bourbon. Man vergaß sie 15 Jahre lang, oder bekümmerte sich doch wenigstens nicht um sie, da man noch nicht die völlige Anbauung der Insel bezweckte, sondern die dahin geschickten Leute als einen Wachtposten betrachtete, der eine Flagge aufstecken mußte, um den andern Völkern zu verkünden, daß diese Insel einen Herren habe. Endlich entschloß sich die lange Zeit darüber in Zweifel gestandene Indische Gesellschaft, sie zu behalten, und Labourdonnais erhielt im Jahre 1735 den Auftrag, sie so einzurichten, daß sie Nutzen schaffe. Der Besitz und die Anbauung dieser Insel hinderte aber nicht das weitere Aufblühen der Insel Bourbon; denn im Jahre 1811 zählte man auf dieser Insel 80,346 Einwohner, darunter 16,400 Weiße und Kreolen, 3496 freie Farbige und 60,450 Sklaven, und in den 1820ger Jahren betrug die Anzahl aller Einwohner mehr denn 90,000. Diese Insel gleicht, dem Aeußeren nach, einem abgestumpften Kegel, und ist ein Berg, der sich vom Ufer nach der Mitte hin erhebt, und in welchem die Gebirgsströme Thäler und Schluchten gebildet haben. Die höchste von den vielen Bergspitzen, le Gros Morne ist 9,000 — 10,000 Fuß und les trois Salasses, ein ausgebrannter Vulkan, 7680 Fuß hoch. Die Insel hat zwei Rheden, da Häfen, wie schon oben angeführt worden, fehlen, die aber nicht ganz sicher gegen Orkane sind, und enthält 112 Quadratmeilen. Der Boden ist sehr fruchtbar; denn außer den schon oben angeführten Produkten liefert sie auch weißen Pfeffer, Aloe, Bananen, Citronen, Orangen und andere Südfrüchte, Zuckerrohr, Tabak, Gewürznelken, Muskatbäume, Schwarzeben- und andere Hölzer, die auch Harze und Gummi als Handelsprodukte liefern, viele Land- und Seeschildkröten, und sehr schöne Papa-

geyen. Der Werth der jährlichen Ausfuhr beträgt 3,000,000, und der Einfuhr 2,500,000 Franken. Die Insel ist in mehrere Pfarreyen getheilt, worunter die von St. Denys die vornehmste ist, und als Hauptstadt gilt, obgleich es nur ein großer Flecken auf der Nordküste ist, dessen Häuser sehr zerstreut liegen, mit einer Rhede. Die Zahl der Einwohner beträgt an 8000. Das Klima ist, wie schon oben bemerkt worden, sehr angenehm, indem Schnee die Gipfel der Berge bedeckt, und die Winde, welche von dem Meere kommen, die Hitze mildern. Auch eine große Anzahl Cascaden geben ein reines und klares Wasser, und dieserhalb ist diese Insel auch geeignet, sein Leben sehr hoch zu bringen. Das einzige Uebel sind die Stürme, die sich regelmäßig des Jahres im November oder December erheben und einen großen Schaden anrichten, indem sie die Bäume entwurzeln, Häuser umwerfen, und andere Zerstörungen bewirken, aber auch die Luft reinigen; denn man will wahrgenommen haben, daß, wenn sie ausbleiben, die Einwohner sich nicht so gesund fühlen. Der Sturm verkündiget sich durch ein dumpfes Geräusch in den Bergen, bei einer gänzlichen Windstille auf dem Lande und auf der See; der Mond scheint entzündet zu seyn, und die Vierfüßer und Vögel sind unruhig; dann entfernen sich die Schiffe von dem Lande, und die Einwohner suchen ihre Häuser so viel als möglich zu stützen und zu befestigen, eben so stützen sie auch die werthvollsten Bäume, und bringen Alles in Sicherheit, was er wegführen kann. Seine Ankunft geschieht mit einem schrecklichen Lärm, das Meer ist bis auf den Grund in Bewegung, schäumt, und wirft diesen Schaum mit Muscheln, Sand und Steinen aufs Land, dabei ist der Himmel mit dichten Wolken überzogen, und die Erde scheint sich in ihren Grundfesten zu bewegen. Dieser furchtbare Sturm dauert oft zwei Tage lang. Bourbon ist der Anlandungsplatz der Schiffe, welche aus Ost-

indien kommen. — Die schon oben erwähnte Isle de France, welche $55\frac{1}{2}$ Quadratmeilen enthält, ist die zweite Maskarenische Insel, welche jetzt den Britten gehört; sie wurde von den Portugiesen **1595** entdeckt, drei Jahre darauf nahmen sie die Holländer in Besitz, als diese sie im Jahre **1703** verließen, kam sie an die Franzosen, die sich **1720** darauf festsetzten, und sie, wie oben angeführt worden, wieder den Britten abtreten mußten. Die Insel ist mit Korallenriffen umgeben, durch welchen Klippendamm nur vier Eingänge führen. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Der Boden ist gebirgig und der höchste Berg, der Pieterboth, ist 2500 Fuß hoch und endiget sich in Gestalt eines Obelisken, der noch nicht erstiegen worden ist. Ungeachtet dieses gebirgigen Bodens ist derselbe doch an vielen Stellen sehr fruchtbar und liefert fast dieselben Produkte, als die Insel Bourbon: Getreide, Manioc, Reis, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Indigo, Gewürznelken, Sago, Zimmet ꝛc., dann verschiedene Nutz- und Farbehölzer, Aloe, Kampher und andere Harze, welche aus den Bäumen tröpfeln, viele Kokosbäume. Das Ebenholz soll in solcher Menge darauf wachsen, daß man damit ganz Europa versorgen könnte. Im Jahre **1808** waren **26,451** Morgen mit Getreide, **19,057** mit Manioc, **10,908** mit Zuckerrohr, **1656** mit Indigo, **7298** mit Baumwolle, **2188** mit Kaffee, **272** mit Gewürznelken bebauet, und **11,987** Morgen dienten zu verschiedenen andern Produkten. Ferner waren **55,715** Morgen zu Wiesen bestimmt, und **125,051** mit Waldungen bedeckt. Man zählte **9575** Stück Rindvieh und **4328** Schafe und Lämmer. Ziegen findet man auf den Bergen, welche hier eine reiche Weide finden, und die ein sehr zartes Fleisch haben; viele Vögel, worunter sich die Papageyen auszeichnen, und Fische, besonders schöne Aale; dann Robben, Seekühe, Seekrebse, Schildkröten von außerordentlicher Größe ꝛc. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf **92,000**.

und der Werth der jährlichen Ausfuhr beträgt 450,000 Pfd. Sterl. Im Jahre 1776 belief sich die Einwohnerzahl auf 32,719, worunter 6386 Europäer, 1199 freie Neger und die Uebrigen (25134) Sklaven waren; sie hat also in mehr als sechzig Jahren, da die oben angeführte Einwohnerzahl aus den 1820ger Jahren ist, 60,000 Individuen zugenommen. Die Erhaltung dieser Insel kostete Frankreich jährlich an 8 Millionen Livres; denn sie war für die Erhaltung von Pondichery und für den Handel in Ostindien sehr wichtig, und der Verlust, den es durch ihre Abtretung an England erlitten, ist daher sehr bedeutend. Der Hauptort der Insel ist Port Louis, eine regelmäßig gebauete Stadt mit einem befestigten Hafen, ansehnlichen Seemagazinen, und 25,000 Einwohnern. Man findet hier eine große Kanonengießerey und eine ansehnliche Fabrik von Metallwaaren. In der Nähe ist der botanische Garten Monplaisir. An der Ostküste ist der große Hafen Port Bourbon. — Die Aufnahme, sowohl der Insel Bourbon, als der hier in Rede stehenden Insel von Frankreich, ist durch die beiden verdienstvollen Männer, de la Bourdonnais und de Poivre, bewirkt worden, die sich alle nur mögliche Mühe gaben, die Kultur dieser Inseln zu befördern, wofür sie nach der Rückkehr in ihr Vaterland mit dem schwärzesten Undanke belohnt wurden, indem man sie auf jede mögliche Weise bei Hofe zu verläumden suchte, und dennoch war der Erste der Stifter dieser glänzenden Kolonie; denn er gab sich alle Mühe, sowohl fremde Gewächse, als auch Hausthiere auf die genannten Inseln zu verpflanzen, und deren Kultur dadurch zu befördern, so wie er auch Auswanderer, wo er nur konnte, anzuziehen suchte, um seinen Zweck zu befördern, und der Andere hatte die Mittel zur Macht und zum Ansehen durch eine gerechte und erleuchtete Verwaltung vermehrt. — Auf der Südwest-Seite Südafrikas kommen die Inseln St. Helena und St. Ascension

(Himmelfahrtsinsel) als bemerkenswerth vor. Die Insel St. Helena, 2700 Fuß über dem Meere, welche 200 Meilen von dem festen Lande von Afrika, und 300 Meilen von Amerika liegt, und $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen enthält, wurde von dem Portugiesen Johann von Nova im Jahre 1502 am St. Helenenstage entdeckt, und erhielt davon den Namen. Daß die Portugiesen eine Kolonie darauf angelegt haben sollen, ist durch nichts erwiesen, soviel ist aber gewiß, daß sie, ihrer Gewohnheit nach, Schweine, Ziegen und Federvieh darauf setzten, zum Besten ihrer Schiffe, die etwa dort ankern würden. Diese Bequemlichkeit reizte die Holländer, eine kleine Kolonie darauf anzulegen; sie wurden aber von den Engländern daraus vertrieben, die sich im Jahre 1673 darauf niederließen, und sie bis auf die neueste Zeit besitzen, weil sie ihnen bei der Fahrt nach Ostindien von großer Wichtigkeit ist, fast eben so wichtig, als das Kapland an der Südspitze Afrikas, weil die Ostindienfahrer darauf zu landen pflegen. Die Brittisch-Ostindische Kompagnie ließ das Fort St. James darauf errichten, und suchte ihren Anbau zu befördern. Indessen hat doch diese Besitzung, obgleich sie die Natur und Kunst mit vereinten Kräften fast unbezwinglich gemacht hat, einen bedeutenden Fehler, daß nämlich die Schiffe, die von Europa nach Indien segeln, hartnäckig von widrigen Winden und Strömen zurückgetrieben, und daselbst keinen Zufluchtsort finden können, dagegen können die Schiffe, die von Indien nach Europa zurückkehren, daselbst mit vollkommner Sicherheit und ohne Mühe landen. Daher legen Viele, um die Ungelegenheiten einer so langen, ohne anzuhalten gethanen Reise zu vermeiden, Anker an dem Vorgebirge der guten Hoffnung, die Andern, welche nach Arabien und Malabar wollen, nehmen Erfrischungen auf der Insel Comboro ein. Die Insel St. Helena ist ein Basaltfelsen, dessen höchste Spitze, der Pic de Diana, 2690 Fuß hoch

ist, und von dem die Klippen an der Ostseite nur eine Landung erlauben, wie schon oben bemerkt worden. Auf diesem Felsen hat die Zeit eine Lage sehr fruchtbarer Erde, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch, gesammelt, wo Citronen-, Orangen-, Feigen- und Granatbäume, auch andere Südfrüchte zwischen den Getreidefeldern, wozu auch der Mays gehört, neben den Kaffeebäumen und zwischen den Gemüsen und Früchten wachsen, die in Amerika und im nördlichen Europa zu finden sind. Ueberhaupt findet man hier zu allen Jahreszeiten blühende und fruchttragende Bäume, und die von der Natur ertheilten Gewässer geben ein glücklicheres Gedeihen, als die Kunst es thun kann; daher genießen auch die auf diesem Eilande geborenen Menschen einer vollkommnen Gesundheit, und die dahin kommenden genesen von ihren Krankheiten, hauptsächlich von dem Scharbocke. Ueber vierhundert aus Engländern und Französischen Religionsflüchtlingen bestehenden Familien beschäftigen sich hier mit dem Gemüsebau und mit der Viehzucht. Man findet hier Wildpret und Vögel in großer Anzahl; auch wildes Geflügel, und das Meer um die Insel herum ist sehr fischreich. Hauptsächlich findet man viele Ziegen, braune Kanarienvögel, Javanische Sperlinge, Fasanen, Rebhühner, zahme und wilde Tauben, wilde Pfauen, Seevögel, Schildkröten, Seesalz, Puzzolanerde ꝛc.; auch findet man in den Wäldern Eben- und anderes Holz. Die Volkszahl betrug im Jahre 1837 4977, worunter die 2000 Mann starke Besatzung mit begriffen ist. Der einzige Ort auf dieser Insel ist St. Jamestown, welcher in einer Schlucht zwischen zwei sehr hohen, steilen, von aller Vegetation entblößten Lavafelsen an der Kapellen- oder St. Jamesbay liegt. Durch die Schlucht ergießt sich ein Bach ins Meer, von welchem aus man die kleine, niedliche Stadt nicht sieht, weil sie durch eine hohe Terrasse verdeckt wird, die sich längs der Bay hinzieht. Zu dem Forte, welches auf einem hohen Berge,

welcher im Osten die Stadt und die Rhede, die von sechs Batterien vertheidiget wird, beherrscht, 600 Fuß höher als das Meer liegt, gelangt man nur auf einem steilen in die Felsen gehauenen Wege. Dieser Weg, wo man auf einer Seite immer den fast senkrecht aufsteigenden Felsen, und auf der andern einen eben so hinabsinkenden Abgrund hat, ist sehr schmal, und erreicht nur an einigen Stellen die Breite von drei Faden. Zur Sicherheit der Reisenden ist er mit einem steinernen Geländer versehen, so daß er nur dann gefährlich wird, wenn sich, wie dieses bisweilen der Fall ist, große Stücke von dem Felsen ablösen, und in den Abgrund rollen, da sie dann Alles, was in ihrem Laufe liegt, mit wegreißen. Auf der Spitze dieses Felsens hat man einen guten Ueberblick der Insel, die sich hier dem Reisenden ganz anders zeigt, als dem ankommenden Seefahrer; denn dieser sieht nur hohe, schwarze, zackige und öde Felsen senkrecht aus dem Meere emporsteigen, überall von den furchtbarsten Brandungen bespült, so daß nirgends eine Landung ohne die größte Gefahr möglich ist, als auf dem einzigen Punkte bei St. James. Hier späht sein Blick vergebens nach einem grünen Plätzchen, ja es scheint hier gar keine Vegetation zu seyn, und die Natur St. Helena zu einem schauerlichen Gefängnisse bestimmt zu haben; ganz anders erscheint dagegen die Insel, wenn man sie von oben herab erblickt; denn hier zeigt sich dem Blicke die freundlichste Landschaft mit einer reichen Vegetation. Dieses gilt jedoch nicht von dem ganzen obern Theile der Insel, sondern nur von dem westlichen, der dem Einflusse des Passatwindes nicht ausgesetzt ist. Die Ostseite ist dagegen so starr und todt, wie die äußere Felsenwand. Hier ist es nun, wo dem Exkaiser von Frankreich, Napoleon, unter der Aufsicht von vier Kommissarien, von Brittischer, Russischer, Preußischer und Oesterreichischer Seite, von dem 18ten Oktober 1815 an bis zu seinem am 5ten Mai 1821

erfolgten Tode sein Staatsgefängniß angewiesen wurde. Der Platz, wo seine ehemalige Wohnung, ein kleines Häuschen, steht, heißt Longwood, im Innern der Insel. Zu ihm führt von Jamestown aus ein einziger enger, gewundener oder schlangenförmiger, mit Abgründen umgebener Steg. Der immerwährend auf diese Gegend scharf wehende Passatwind treibt unaufhörlich Nebel und Wolken vor sich her, die an den Gipfeln der Berge hängen bleiben, und sich in Platzregen ergießen, die öfters Ueberschwemmungen hervorbringen, und während des größten Theils des Jahres die Luft feucht und ungesund machen. Der Boden ist hier fast gänzlich unfähig zur Kultur, und nur eine Art Gummibäume, welche die Feuchtigkeit verträgt, macht hier in der Nachbarschaft von Longwood die einzige ansehnliche Vegetation aus, und auch diese Bäume zeigen durch ihren krüppelhaften Wuchs die Wirkung des Klimas an. In dem tiefen Thale nach Osten zu, ungefähr eine Deutsche Meile von der Stadt, welches in der Volkssprache des Teufels Punsch-Bowle genannt wird, war das Grab Napoleons, an der Quelle eines Baches, der sich durch wildes Gesträuch über Felsen herabstürzt, und nach einem kurzen Laufe ins Meer ergießt. Hier ruhete der Dahingeschiedene bis zum 15ten Oktober des Jahres 1840, wo er durch Uebereinkunft mit den oben angeführten Mächten von den Franzosen wieder ausgegraben, und, in seinen Särgen liegend, am 18ten Oktober des gedachten Jahres, als am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, auf der Fregatte la belle Poule, in Begleitung der Korvette la Favorite nach Frankreich gebracht, und in der Kirche der Invaliden zu Paris beigesetzt ward. — Außer der schon erwähnten Stadt Jamestown giebt es noch über siebzig zerstreut liegende Landhäuser auf der Insel; auch ist darauf ein kleines nettes Häuschen, welches der König Georg der Vierte für Napoleon hatte bauen lassen, das er aber nicht bezogen

hat. Die Einkünfte St. Helenas betragen nur 1202 Pfd. Sterl. jährlich, die Ausgaben aber betragen 84,687 Pfd. Sterl., die Regierung muß daher hier noch bedeutend zuschießen. Die Engländer nennen sie gewöhnlich den Seegasthof oder das Seewirthshaus, weil alle Seeleute und Schiffer, welche dem Kap zusteuern, da einkehren. Nach dem Ablaufe des letzten Freibriefes der Brittisch-Ostindischen Kompagnie, in dem Jahre 1833, ist diese Insel an die Regierung übergegangen. Ungefähr $\frac{3}{4}$ Meilen von St. Helena liegt die kleine felsige Insel Egg-Island (Eyer-Insel), auf welcher die Britten zur Zeit der Gefangenschaft Napoleons eine Redoute angelegt hatten. — Die Insel St. Ascension, die sich etwa 2900 bis 3000 Fuß über die Meeresfläche erhebt, sechs Meilen im Umfange hat, und ein ausgebrannter Vulkan ist, wurde nach Einigen von den Portugiesen im Jahre 1506, und nach Andern im Jahre 1508 am Himmelfahrtstage entdeckt, weshalb sie auch den Namen die Insel St. Ascension erhielt. Ob die Portugiesen wirklich eine Kolonie darauf angelegt haben, läßt sich nicht bestimmt angeben, da man darüber nichts angeführt findet. Da man aber nur wenig Vegetation darauf fand, und sie auch nicht für anbauungsfähig hielt, so scheint dieses nicht der Fall gewesen zu seyn; auch sollen nur zwanzig Morgen Landes wirklich zum Anbaue gut seyn. Man fand auf der Insel auch nicht einen einzigen Baum, doch sind zwei Quellen frischen Wassers vorhanden. Bloß der gute und sichere Hafen und die Menge der großen Schildkröten und Fische geben dieser Besitzung einigen Werth, indem die Schiffe oftmals da anlegen, um sich mit frischem Wasser zu versehen, und sich des köstlichen Schildkrötenfleisches zu bedienen. Zur Zeit der Aufbewahrung Napoleons auf St. Helena befand sich hier eine Besatzung der Engländer, die eine Schanze, Namens Cockburn, errichtet hatten, und nach Englischen Blättern soll

von den Britten ein Theil der Insel in Kultur gesetzt worden seyn, und verschiedene Gemüsearten in Ueberfluß erzeugen, wonach sie also nicht so unfruchtbar seyn muß, als sie gewöhnlich beschrieben wird. Bis zum Jahre 1815 war diese Insel Gemeingut der Seefahrer gewesen, und oft wegen des Schildkrötenfanges, wie schon bemerkt, besucht worden. Zu der genannten Zeit wurde sie von der Brittischen Regierung förmlich in Besitz genommen, und nicht allein wegen Napoleons Gefangenhaltung, sondern auch, damit sie nicht als Schlupfwinkel der Seeräuber dienen könnte. Hierher ist nun die Station des Admirals der Afrikanischen und Kapflotte verlegt, und durch den Depot von Schiffsmaterial, auch das Spital der Flotte und die Proviantmagazine daselbst concentrirt worden. Für die Kultur des Bodens war das Wichtigste das Graben von Brunnen und die Anlage einer Wasserleitung bis nach dem Hafen, der früher selbst mit Wasser zu Schiffe versehen werden mußte. Die zunehmende Feuchtigkeit soll jetzt die Auflösung des Lavabodens auf den höheren Theil so befördert haben, daß man schon Raum nicht bloß für alle Arten von Gartengewächsen und Fruchtbäumen, welche für den Hafen und die Schiffe nöthig sind, gewonnen hat, sondern auch so viele Herden von Hornvieh und Ziegen ernährt werden, daß die Zufuhr aus dem Kap unnütz geworden ist. Bis jetzt ist jedoch die Küste nur sehr wenig angebaut. Bäume giebt es nur in den Gartenanpflanzungen, und wenn man den Plan ausführt, Krähen aus England dahin zu versetzen, um die Regenwürmer zu vertilgen, so würden diese sonst keine Plätze für ihre Nester finden. Es giebt hier nur Seevögel. Alle diejenigen, welche früher darauf landeten, haben einen Brief in einer verstopften Flasche zurückgelassen, worin sie dasjenige von der Insel bemerkten, welches zur Nachricht ihrer Nachkommenden dienen sollte. Diese zerschlugen nun die Flasche, unterrichteten

sich von den Eigenschaften und dem Zustande der Insel, und setzen einen neuen Brief auf, worin sie wieder niederschreiben, wie sie die Insel gefunden hatten, und so ging es fort. Man nannte diese Insel daher das Postbüreau.

Südamerika, oder der Südtheil der von Christoph Colombo, einem Genueser in Spanischen Diensten, 1492 zuerst entdeckten, und von Amerigo Vespucci aus Florenz den Namen erhaltenen neuen Welt, welches gleichfalls, wie Afrika, ein nach Süden zugespitztes Dreieck bildet, wenn auch nicht mit solchen Schenkeln, wie Afrika. Dieser Theil erstreckt sich vom 12ten Grade nördlicher Breite bis zum 52sten Grade 30 Minuten südlicher Breite (die Inseln Staatenland und Feuerland an der Südspitze, und Kap Horn mit eingerechnet bis zum 55sten Grad), und vom 18ten Grade bis 63sten Grad westlicher Länge. Die Landenge von Panama oder Darien scheidet diesen südlichen Theil von dem nördlichen oder Nordamerika, zwischen welchen noch Mittelamerika angenommen wird, wozu man die vereinigten Staaten von Guatemala, Honduras oder Comayagua, St. Salvador, Nicaragua und Costarica, und auch Westindien oder die Antillen, und die Bermudischen und Bahama-Inseln rechnet. Südamerika besteht aus den neuen Republikanischen Staaten Colombia, Peru, Chili, Bolivia, Paraguay, und vom Rio de la Plata; Patagonien und Feuerland, den Ländern der freien Indianer, Brasilien und Guyana (oder dem Portugiesischen, Französischen, Holländischen und Englischen Südamerika), wozu noch die Südpolarländer kommen. Nach einer neuern politischen Eintheilung unterscheidet man in Südamerika: 1) das Kaiserreich Brasilien; 2) Guyana oder das Französische, Holländische (Surinam) und Brittische Südamerika; 3) die Centralrepublik Colombia, die sich 1831 in drei kleine Freistaaten: Neugranada, Venezuela und

Aequator aufgelöset hat; 4) die Republik Peru; 5) die Republik Chili; 6) die Republik Bolivia; 7) den unumschränkten Diktatorstaat Paraguay; 8) die vereinigten Staaten von Rio de la Plata oder die Silberrepublik, welche aus dreizehn kleinern Republiken (Buenos, Ayres, auch Argentina genannt, wonach auch dieser vereinigte Staat benannt wird, Santa Fe, Entre Rios, Corrientes, Cordova, San Luis de la Punta, Mendoza oder Cujo, S. Juan de la Frontera, Rioja, Catamarca, Santjajo del Estero, Tucuman oder S. Miguel de Tucuman, und Salta) besteht; 9) die Republik der Araucos; 10) die Banda oriental oder cisplatina, von Patagonien geschieden; 11) Patagonien oder Magellanien, oder die wüste Südspitze mit den sämmtlichen Eilanden an der Magellanischen Straße, wozu gehören: die Falklands- oder Malouinischen Inseln, die Feuerlands-Inseln, wozu auch die Insel Staatenland gehört, die von Krusenstern im Jahre 1804 beim Kap Horn entdeckten Orlowsinseln, das Sandwichsland, Neu- oder Südgeorgien, die Saunders- und die Lichtmeßinseln, und das erst 1819 von dem Englischen Kapitain Smith aufgefundene Neusüdshetland, eine Gruppe von fünf Inseln, die er im Namen des Königs von England in Besitz nahm; ferner die 1822 vom Brittischen Kapitain James Weddel entdeckten Australorkaden, mit dem Kap Dundas, welches sich, so wie der größte Theil der Berge dieses höchst unfruchtbaren Landes, nur mit spitzen Gipfeln aus dem Meere erhebt. — Die Größe Südamerikas beträgt ungefähr 350,000 Quadratmeilen. Die Grenzen sind gegen Osten das Atlantische und das Aethiopische Meer, gegen Süden der Australocean oder die Südsee und das südliche Eismeer, gegen Westen das stille Meer und die Südsee, und gegen Norden an die Landenge von Panama und das Caraibische Meer. — Der Boden ist gebirgigt, besonders zieht sich durch das ganze Land

(Südamerika) eine ungeheure Bergkette, die Andeskette oder Cordilleras de los Andes, mit dem Chimborasso an der Spitze, der nur von dem Dhawalagiri oder Dholagir in Asien, dem höchsten bekannten Berge des Himallahgebirges an Höhe übertroffen wird, hin. Außer dem genannten Berge findet man in dieser Bergkette Amerikas viele Berge, die 14 bis 18,000 Fuß hoch sind, und die erhabensten Hochebenen von 8 bis 9000 Fuß Höhe. Das berühmte Plateau, die gegen 8700 Fuß über die Meeresfläche erhabene fruchtbare Llano del Pullal enthält einen Reichthum an Chinarinde, Ipecacuanha, Sassaparille und andern Arzneymitteln. Unter Llianos oder Savannen versteht man hier baumlose Flächen, die zu Viehweiden dienen, indem sie die Regenzeit mit schönem Pflanzengrün bedeckt oder auch mit Wasser überschwemmt; in trocknen Jahreszeiten sehen sie einer Wüste ähnlich; sie enthalten aber auch zum Theil die nützlichsten Arzneykräuter ꝛc. Die genannte Gebirgskette de los Andes, deren Gipfel mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind, und deren im Innern wogende Feuermasse sowohl in Peru und Quito, als auch in Mittelamerika in Guatemala, auch in Mexiko oftmals ausbricht, bildet mit dem genannten Plateau einen sonderbaren Contrast. Die Andeskette zieht sich vom Kap Froward und Pilares an der Magellanischen Straße bis zur Landenge von Panama hin, die aus einer dichten, an 612 Fuß hohen Felsenmasse besteht, wodurch der Durchbruch des Atlantischen Oceans in die 20 Fuß tiefer liegende Südsee bis jetzt aufgehalten wurde. Das Land erhebt sich allmählig von der Küste des Atlantischen Oceans und steigt bis zu der hohen Bergkette hinan, welche auf der Westseite am stillen Meere in jähen Abhängen, wie eine ungeheure Mauer gethürmt dasteht. Aus der westlichen Einbuchtung des Meerbusens von Arica zieht nach Osten das Gebirge Chiquilos mit doppelter Abdachung hin.

Zwei ungeheure Ebenen breiten sich an seinem Fuße aus: die La Plata-Ebene oder die Pampas, und die Ebene des Amazonenlandes, jene grasreich, diese mit Wald bedeckt. Noch nördlicher, an der Küste des Karaibischen Meeres, erheben sich die Gebirge von Caracas, welche das 50,000 Quadratmeilen enthaltende Binnenland, die grasreiche Savanna oder Orinocoebene einschließen. Im Ganzen ist der Boden (die Ebenen und Thäler) sehr fruchtbar, und fast kein einziges Land Südamerikas ist ohne eine reiche Vegetation. Wenn der westliche Theil Colombias, ein großer Theil des ehemaligen Spanischen Südamerikas, theils gebirgig ist, so hat der östliche von den Ketten des Andes an große gewächsreiche Ebenen. So hat z. B. die Provinz Quito eine 50 Meilen lange, und 10 Meilen breite Ebene, welche eine der schönsten der Erde genannt wird, da die Luft darin sehr rein und gesund ist. Die Ebene ist 10,000 Fuß hoch, und von höhern Gebirgen umgeben. Nicht nur die Baumwollenstaude, das Zuckerrohr und andere tropische Gewächse gedeihen hier vorzüglich, sondern auch Europäische Getreidearten und Obstbäume. Allein dieses Land hat auch die furchtbarsten Vulkane, z. B. den Cotopaxi, 17,712 Fuß hoch, und den 15,180 Fuß hohen Tunguragua. Auch der Chimborasso ist in diesem Lande. Die Erdbeben sind hier sehr gewöhnlich, und dasjenige vom Jahre 1797, das fürchterlichste, welches man aufgezeichnet findet, es nahm in einer Länge von dreißig, und in einer Breite von zwanzig Meilen, in wenigen Sekunden 40,000 Menschen das Leben. Auf dem Pichinga, neben Quito, 2477 Toisen hoch, zählte Humbold in nicht vollen dreißig Minuten achtzehn Erdstöße, und der Auswurf der Vulkane war nicht Lava und Bimsstein, wie bei den Vulkanen in Europa, in Jntalien, sondern wasserstoffhaltiger Schwefel oder kohlenstoffhaltiger Lehm, und oft mit einer großen Menge von Fischen vermischt.

— In Peru sind die Küstenstriche zwar steil und sandig, aber da wo Flußthäler sind, auch fruchtbar. So z. B. hat der Gebirgsstrich von einer 8 bis 10,000 Fuß hohen Hochfläche, zwischen den verschiedenen Ketten der Anden, fruchtbare und angenehme Thäler, und dann sind noch die Pampas, oder großen sehr unbekannte Ebenen, die sich vom Fuße der östlichen Reihe der Cordilleren bis an die Grenze von Brasilien erstrekken, mit großen Waldungen und Savannen, welche die unabhängigen Indianer inne haben. — Chili hat gleichfalls ein sehr fruchtbares Küstenland im südlichen Theile; auch fehlt es in dem Gebirgsstriche nicht an schönen Thälern mit einem sehr ergiebigen Boden; nur im nördlichen Theile ist das Küstenland öde und wüste, wenigstens hat es ein solches Ansehen, nur hat hier der Strich der Cordilleren noch vierzehn thätige Vulkane, darunter der Peteroa, und der 15,000 Fuß hohe Descabezado ꝛc. Auch Süd-Chili oder der unabhängige Indianer Freistaat Arauco, hat einen vortrefflichen Boden, worauf auch Europäische Gewächse sehr gut gedeihen. — Die Republik Bolivia hat im Ganzen auch einen fruchtbaren Boden, wenn gleich der westliche Theil des Staats meistens aus Pampas besteht, die noch mit dichten Wäldern bedeckt sind, so wie überhaupt auch dieses Land mit Gebirgen oder Bergreihen durchzogen ist, wo außer den Anden auch die Cordillera de Acama und die Sierra de Aporoma zu bemerken sind. Die Cordillera de San Fernando macht zum Theil die Ostgrenze von Brasilien aus. — Im Staate Paraguay wird der Boden im östlichen Theile von mehreren Gebirgsreihen durchzogen, dagegen ist er im westlichen eben und fruchtbar; auch zwischen den Gebirgen giebt es sehr fruchtbare Thäler. — In den vereinigten Staaten von La Plata oder vom La Plata-Strome ist der Boden gleichfalls gebirgig, indem auch hier die Cordilleren de los Andes durchziehen und sich in zwei Ketten thei-

len, davon die westliche Sierra de los Punquenos heißt. Es giebt dann noch mehrere große Pässe und einige Bergketten von diesen Anden, sowohl südlich, als östlich. Der letztere Theil, der östliche, besitzt unermeßliche Niederungen, die sich nach dem Atlantischen Ocean immer mehr verflächen. Die Pampas, zum Theil wahre Steppen, mit trockenem Sandboden, und vielen Salz- und Salpeterstrichen, Mangel an Wasser, und worauf man nur selten Bäume und Hügel antrifft, erstrecken sich vorzüglich von der Westseite des Parana und der Südseite des Plata bis nach Patagonien hinein; der fruchtbarste und reich mit Vegetation bedeckte Boden ist auf der Ostseite des Parana und in den Gebirgsstrichen des nordwestlichen Theiles. — In Brasilien findet man lange und ausgedehnte Gebirgszüge, die sich größtentheils vom Norden nach dem Süden erstrecken, aber auch ungeheure Ebenen, die große Waldungen enthalten, und das ganze Jahr hindurch mit einer üppigen Vegetation bekleidet sind, und unzähligen Viehherden eine überflüssige Nahrung darbieten. — In Guyana ist der Boden theils eben, theils uneben, aber im Ganzen sehr fruchtbar, besonders in dem Theile, welcher Frankreich gehört; aber auch dem Brittischen und Holländischen Theile fehlt es nicht an fruchtbarem Boden, welches die Produkte beweisen, besonders der Kaffee, Zucker und die Baumwolle. Im Ganzen ist daher der Boden von Südamerika, obgleich durchgängig gebirgig, sehr fruchtbar, und daher ergiebig für den Anbau, als auch für den Handel durch die Menge von Handelsartikel, die er liefert. — Unter den Gewässern Südamerikas sind, außer den schon oben erwähnten Meeren, welche seine Ufer bespülen und seine Grenzen bilden, die vornehmsten Flüsse: der Amazonenfluß oder Maranhon, der größte Fluß auf der Erde, der über sechzig Flüsse aufnimmt, und nach einem Laufe von beinahe tausend Meilen durch die fast vierzig Meilen breite Mün-

dung ins Atlantische Meer geht, wo er noch achtzehn Meilen weit sein süßes Wasser behalten soll. Dieser Fluß soll zum Quellfluß den Apurimac haben, welcher am Anfange Perus unter dem 16ten Grade südlicher Breite aus einem kleinen See entspringt, weiterhin durch den Vilcomayo, Mantaro und Beni verstärkt, den Namen Ucayale annimmt, auf der südlichen Grenze von Colombia den Tunguragua mit sich vereiniget, und unter dem Namen Maranhon nach Brasilien übergeht, wo er noch mehrere, aus den Pampas von Peru kommende ansehnliche Nebenflüsse, als den Yavari, Yutai, Purus ꝛc. aufnimmt, auch den Madeira, und den ansehnlichen, durch viele Wasserfälle wenig zum Befahren geeigneten Tokantin. Man glaubte anfangs, daß sein Hauptquellfluß der Tunguragua sey, welcher aus dem See Lauricocha in Peru seinen Ursprung hat; allein nähere Untersuchungen haben den oben angeführten Apurimac ergeben. Der Orinoco, dessen Quelle in dem östlichen Theile der Republik Colombia entspringt, und der nach einem 330 Meilen langen Laufe sich in vielen Mündungen, der Insel Trinidad gegenüber, in den Meerbusen von Paria ergießt, aus welchem die Bocca grande in das Caraibische, und die Bocca di Serpente in das Atlantische Meer führt. Durch den Cassiaquari, einen Arm des Orinoco, der sich in den Rio Negro ergießt, tritt er mit dem Maranhon oder Amazonenflusse in Verbindung, und seine ansehnlichen Nebenflüsse sind: der Guaviari, Meta und Apure. Während der Regenzeit überschwemmt der Orinoco die anliegenden niedrigen Gegenden so weit, daß er fünfundzwanzig Meilen breit wird, und eine Tiefe von acht bis zwölf Fuß über dem überschwemmten Boden hat, daß man darauf sehr bequem fahren kann. Der la Plata- oder Silberstrom, der durch die drei Hauptströme, den Parana, Paraguay und den Uraguay gebildet wird, und in Bra-

silien fließt. Mit dem Paraguay vereiniget sich der Rio Cuyaba, und in den Ersteren fällt östlich der Yejuy, mit dem sich der Aguarey, ein Fluß der Seine gleich, von den Anden her, vereiniget, der sich durch einen perpendikulairen Wasserfall von 384 Fuß Höhe auszeichnet. Die westlichen Ströme, der Pilcomayo und der Vermejo in Bolivia kommen an Größe dem Paraguay selbst beinahe gleich. Dreißig Meilen von dem Ausflusse bildet der Pilcomayo eine Insel gleiches Namens, von etwa 250 Quadratmeilen. Da, wo sich der südliche Arm des Pilcomayo in den Paraguay ergießt, liegt Assumption, die ehemalige Hauptstadt von Paraguay. Unter den Wasserfällen des Parana ist der Salto grande, bei der jetzt zerstörten Stadt Guaira merkwürdig; denn hier wird der 2000 Toisen breite Strom plötzlich in ein Felsenbette von weniger als 100 Toisen eingezwängt. Der große, an seinen Ufern befindliche Sumpfsee Ybera giebt vier Flüssen den Ursprung, wovon zwei sich in den Parana, die andern beiden sich in den Uraguay ergießen. Die beiden genannten Ströme sollen ihres Gleichen in Europa kaum haben. Der Uraguay, der südlichste der drei Ströme, ist kleiner, als die beiden andern Arme des Plata, und entspringt in den Gebirgen von Brasilien. Diese Ströme überschwemmen jährlich das Land und bewirken dadurch eine große Fruchtbarkeit, wie der Nil in Aegypten. Der Plata selbst fließt südlich, und fällt zwanzig Meilen breit ins Meer; dann fallen noch östlich der See Francesco, südlich in Patagonien der Collorado, und nördlich in Granada der Magdalenenfluß, als große Küstenströme in das Weltmeer. Die niedrigen Gegenden dagegen, die Llanos oder Pampas erstrecken sich in einem Raume von 12,000 Quadratmeilen von der Küstenkette von Caracas bis zu den Wäldern von Guyana, und bis zu dem Delta der Mündung des Orinoco. Die Ebene ist dort ein unübersehbarer, grüner, unter Was-

ser stehender Wald, und hier ist sie im Ganzen baum- und quellenleer, außer daß sich hin und wieder die Fächerpalme zerstreut zeigt. In der trocknen Jahreszeit verschwindet hier die Vegetation, indem der Boden durch die Hitze in Staub verwandelt wird, den Wirbelwinde zu Staubwolken, gleich Wasserhosen emporjagen. Wie wirkungsreich hier die Hitze ist, geht daraus hervor, daß das Krokodill und die Boaschlange wie erstarrt im Sande liegen bleiben, und nur durch den ersten Regen wieder aus ihrer Erstarrung geweckt werden. Sobald die Regenzeit eintritt, verwandelt sich die Steppe in kurzer Zeit in eine üppige Grasflur; denn durch die Ueberschwemmungen des Uraguay, Parana, San-Francesco, Colorado, Pilcomajo, Vermejo und des Magdalenenflusses, die sämmtlich die schönsten Wasserfälle bilden, erhält das Land eine große Fruchtbarkeit. Die Seen sind in Südamerika weniger groß und wasserreich, als in Nordamerika, doch aber immer ansehnlich genug, wie der Ybara-, Zapatosa-, Maracaibo-, Parima- (El Dorado), Xarves-, Potos-, Chincaychocha-, Parime-, Merun-, Villa-Rica-, Lauri- und Titicacasee, und die salzreichen Porongosseen. — Das Klima Südamerikas ist kühler, als in andern Erdtheilen unter gleicher Breite, selbst unten und im Süden der Linie ist die Hitze erträglich, weil das Land schmal und hoch ist. Die meisten Berge in der heißen Zone sind mit ewigem Schnee bedeckt. Humbold bestimmt die Schneelinie unter dem Aequator auf 14,772 Pariser Fuß. Auf den Cordilleras in Granada und Peru regnet es fast das ganze Jahr. Auf der Küste regnet es niemals, auch vernimmt man daselbst kein Gewitter, kein Donnern. In andern Gegenden wird die Wärme durch die großen sumpfigen Niederungen gemildert, oder durch häufigen Regen. So liegen um den Maranhon Länder, die nur zwei trockne und zehn Regenmonate zählen, daher ist in Guyana ein ungesundes Land. So z. B. ist die Luft in der 22,350

Quadratmeilen großen Halbinsel Patagonien oder Magellanien sehr rauh, der Himmel selten heiter, die Küsten fast immer mit Nebeln bedeckt, und die Sturmwinde oft fürchterlich; und auf den 1522 Quadratmeilen großen Feuerlandsinseln sind die Thäler auf der Nordseite in der Nähe hoher kahler Gebirge mitten im Sommer mit Schnee bedeckt; dagegen findet man in Kolombien das gewöhnliche Tropenklima mit zwei Jahreszeiten, einer trocknen und einer nassen; in der Letztern steigen alle Flüsse, und in den nördlichen Ebenen an dem Orinoco verwandelt sich die ganze Fläche in einen See. In den Niederungen und an den Küsten wäre die Hitze unerträglich, wenn sie nicht durch die Seeluft gemildert würde, und in den Hochebenen zwischen den Zweigen der Cordilleren herrscht, ungeachtet ihrer Lage, beinahe unter dem Aequator, ein gemäßigtes und sehr angenehmes Klima, ein ewiger Frühling. Der Wechsel ist hier so merklich, daß man in den Gebirgsgegenden, auf einem nur mäßigen Raume, die Vegetation aller Klimate genießen kann, da man hier in einem Tage aus Gegenden mit dem brennenden Klima Afrikas in Regionen gelangen kann, die Lapplands Kälte haben. Hierzu kommen nun noch die Erdbeben, schrecklichen Stürme und Ungewitter, womit ganz Kolombien begabt ist, welche große Verwüstungen anrichten. Ein ähnliches Klima findet man auch in der Republik Peru, nur daß der ganze Küstenstrich fast gänzlich des Regens entbehrt und öfteren Erdbeben ausgesetzt ist; auch die Republik Chili hat beinahe ein gleiches Klima, wie Peru, Bolivia und die Staaten am la Plata-Strome, angenehm und gemäßigt, indem hier die Cordilleren durch ihre Höhe und die Seewinde die Hitze mildern, aber auch Erdbeben nicht selten sind. In den zuletzt genannten Staaten sind in der Nähe der Cordilleren Kröpfe bei den Einwohnern sehr häufig, und in Bolivia ist das Klima auch theilweise drückend heiß und feucht. Das Klima Brasiliens ist we-

gen seiner hohen Lage und wegen der Seewinde sehr angenehm, nur daß hier eben so, wie in allen tropischen Ländern, die nasse und trockne Jahreszeit herrscht, und die Erstere vom März bis September, und die Letztere vom September bis März dauert.— An Produkten ist Südamerika sehr reich, auch an mannigfaltigen tropischen Pflanzen, die durch ihre Merkwürdigkeit in Europa Aufsehen erregten. Humboldt und Bonplan haben über die Pflanzen Südamerikas, bei ihrer Bereisung dieses Theils der neuen Welt, ein großes und kostbares Werk in Folio herausgegeben, welches den Titel führt: Nova Genera et Species Plantarum quas in peregrinatione ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt. Paris, 1816. — Unter den Produkten aus dem Pflanzenreiche zeichnen sich als vorzügliche Nahrungsmittel und Handelsprodukte aus: die Kartoffeln, unter den Getreidearten auch der Mays, woraus die Eingebornen ein berauschendes Getränk, Chicha, machen; der Weizen trägt fünf und zwanzig, und in manchen Gegenden achtzig bis hundertfältig; der China- oder Quinquina-Baum, von dem man vierzehn Arten kennt, und jährlich 12 bis 14,000 Centner Rinde zwischen dem 2ten und 6ten Grade südlicher Breite für Europa einsammelt; die Aracacha oder Arakatscha, aus deren Wurzeln man ein mehliges und wohlschmeckendes Nahrungsmittel bereitet; die Wachspalme, etwas nördlich vom Gleicher, die nur in einem Bezirke von neun bis zwölf Meilen im Umkreise, zu der erstaunlichen Höhe von 160 bis 180 Fuß wächst. Aus Amerika sind allein 87 Palmenarten bekannt, deren Familie sich eben so sehr durch ihren Nutzen (denn sie liefern Wein, Wachs, Oel, Mehl, Zucker und Salz), als durch Schönheit der Formen und Größe des Wuchses vor allen andern Pflanzenfamilien auszeichnet. Ferner folgende Produkte verschiedentlich vertheilt: Kakao, Vanille, Piment oder Nelkenpfeffer (auch Englisches Gewürz), Spanischer

Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Zimmet (sowohl feiner, als auch Cassia), Sassaparille, Reis, Kassave, Yuka, eine Art Kassave, Pisang oder Bananen, Yams, Bataten oder Pataten, Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Tamarinden, Süßholz, Oliven, Quitten, Granatäpfel, Melonen, Kürbisse, Ananas, Liebesäpfel, Weintrauben, Aepfel, Alligatorbirnen, Chirimoya's (wegen des außerordentlichen Wohlgeschmacks ihrer Früchte die Königin aller Obstarten genannt), Pfirsichen, Feigen, Orangen, Citronen und andere edle Südfrüchte und tropische Früchte, Indigo, Rocou, Flachs und Hanf in Menge, nur ist die Kultur dieser beiden Produkte noch auf einer niedrigen Stufe, Paraguaythee oder Matte, dessen Gebrauch in Südamerika sehr stark ist; denn im Jahre 1814 gingen 20,000 Ballen (zu 210 bis 270 Pfd.) dieses Thees stromabwärts nach Buenos-Ayres; alle Arten von Gemüse; aus den Wäldern kommt vortreffliches Bau- und Tischlerholz, worunter Cedern-, Schwarzeben-, Brasilien- oder Fernambuk-, Grenadillen- und Mahagonyholz, verschiedene Farbehölzer, wozu auch der so eben erwähnte Fernambuk gehört, Balsam-, Gummi- und Harzbäume, worunter auch der Seringetbaum gehört, welcher das elastische Harz giebt, Ricinusbäume, Johannisbrodbäume, Kokosbäume. Brasilien soll allein über achtzig verschiedene, durch Schönheit der Farbe ausgezeichnete Holzarten, und einen unermeßlichen Vorrath an Bauholz besitzen, sowohl zum Schiffbaue, als auch zum Häuserbaue, zu Tischlerarbeiten, auch gutes Brennholz; eben so hat auch Guyana, sowohl das Französische, als Holländische und Brittische, einen Reichthum an Waldungen, womit das Land noch größtentheils bedeckt ist; eben so auch alle andern Produkte, welche auf den Molucken oder Gewürzinseln gewonnen werden, also alle Ostindischen Erzeugnisse, die hier ohne Dünger und Pflanzung emporkommen. In einigen Gegenden Südamerikas fehlt es an Wal-

dungen, und daher gänzlich an Holz, dafür haben andere wieder Holz im Ueberfluß. So findet man z. B. in den vereinigten Staaten am La Plata-Strome in dem Pampas südlich vom Plata, nach Patagonien zu, mit Ausnahme von Pfirsichbäumen, fast weder Baum, noch Strauch. Auf den Falklands- oder Malouinischen Inseln wird der Mangel an Holz durch einen großen Reichthum an Torf ersetzt. Von den Orchiden, eine Hauptzierde der tropischen Pflanzenwelt, hat man an 244 Arten erforscht. Chili ist sehr reich an Heilpflanzen, Gummi- und Harzbäumen, worunter auch der Weihrauch ꝛc.; auch die Kokospalme und Ceder erheben hier ihre Häupter. Um den 680 Fuß hohen Wasserfall von Tequendama, den die Bogota bei Santa Fé in der Republik Colombia macht, findet man eine große Menge von unbekannten Pflanzen. Ganze Wälder sind hier von Bäumen, Gesträuchen und Kräutern so dicht verwachsen, daß nur wilde Thiere, die Wasser suchen, einige Lücken gebahnt haben. — Die Thierwelt ist hier gleichfalls sehr reich ausgestattet. Alle Europäischen Hausthiere, welche von den Europäern nach der neuen Welt gebracht worden sind, kommen hier sehr gut fort, ja sie sind in einigen Gegenden ganz vorzüglich gediehen; z. B. Rindvieh und Schafe, von welchen es ganze Herden giebt. Erstere werden hauptsächlich der Haut wegen geschlachtet. In der Republik Chili sollen 5000 bis 8000 Stück Rindvieh als Eigenthum eines Privaten nichts Seltenes seyn. Auch in den vereinigten Staaten am La Plata-Strome, hat mancher Landbesitzer wohl 6000 Stück Pferde. Im Jahre 1822 wurden aus Buenos-Ayres allein 957,600 Stück Pferde- und Ochsenhäute nach England geschickt. Viele gute Pferde kommen auch in Brasilien vor. Auf der großen Grasebene, zwischen dem Arme des Plata und bis zum Madeira, weiden die durch die Europäer dahin verpflanzten wilden Pferde und wilden Rinder zu vielen Tausen-

den. Wie groß die Menge der Rinder in der Brasilianischen Provinz Rio grande und am Plata sind, geht daraus hervor, wie auch schon oben bemerkt worden, daß sie bloß der Haut wegen geschlachtet werden. Ferner: Maulthiere, Schweine, Kameele, Büffel, Jaguare, Armadille, deren Fleisch wohlschmeckend ist, Meerkatzen. Affen, Lamas, Vigognes oder Vikuanas, in der Größe eines Schafs oder einer Ziege, mit der feinsten Wolle, welche sich auf den höchsten und unzugänglichsten Gebirgen aufhalten, Pakas, welche als Hausthiere zum Lasttragen gebraucht werden, Guanacos, die einen Höcker auf dem Rücken haben, und daher nicht zum Lasttragen geschickt sind (diese vier Thierarten haben ein sehr wohlschmeckendes Fleisch), Wildpret, Opossum, eine Art Beutelratten, Aeneasratten, Peruanische Löwen, Puma genannt, eine Art von schwarzen Bären, in den Gebirgen, Gürtelthiere, Faulthiere, Bergkatzen, Füchse, besonders in Patagonien, Tapire, Tagassus, und wilde Hunde (Alkos) auf den Grasebenen oder Pampas ꝛc. — Mit Vögeln oder Geflügel sind die hohen Gegenden nicht zahlreich bevölkert, wohl aber die niedrigen; es kommen vor: Papageyen, worunter Aras, Kolibris von allen Arten, die kleinsten und schönsten Vögel, deren Gefieder mit dem herrlichsten Metallglanze in verschiedenen Farben schillert, von denen man über achtzig Arten kennt, Ahingas, Tukans oder Pfefferfresser, Condor, Geyerkönige, Habichte, Amerikanische Strauße, der kasuarähnliche Tuju, Schwäne, besonders in den Staaten des La Plata-Stromes, Rebhühner in den Pampas, rosenrothe Löffelreiher, Pinguine (besonders auf den Falklandsinseln oder Maluinen, wo diese Gänse oft in dem 6 Fuß hohen Pinguingrase dicht an einander ihre Nester anlegen), Albatrosse, Möven, Sturmvögel, Seeraben, Seeschwalben (die Letzteren besonders auf Neu-Südshetland, und viele andere tropische Vögel. — Eine Menge verschiedenartiger Fische, auch

Wallfische an den Küsten, und Robben (Seehunde, Seelöwen, Seebären, Seeelephanten ꝛc.). In den Jahren 1821 und 1822 fing man an den Küsten von Neu-Südshetland, von den Schiffern verschiedener Nationen, 320,000 Pelzrobben, und gewann 490 Tonnen Thran von Seeelephanten. Der Manati oder die Seekuh soll in den Flüssen von Guyana so zahlreich seyn, daß das Rudern der Böte durch sie aufgehalten wird. Die Robben sind jetzt, da man sie ohne alle Schonung verfolgt hat, fast ganz ausgerottet, Jakare, Leguane, Fischottern, Klapperschlangen, Abgotts- oder Königsschlangen, Anakonden, Giftnattern, Korallennattern, Hundertfüße, Skorpionen, Kröten, z. B. die garstige Rana Pipa oder die Surinamsche Kröte. Die Eidechsen haben an den großen Ameisen schlimme Feinde. Schildkröten, die besonders auf den Inseln Cucuruparu, Uruana, Pararuma am Orinoco eine so große Menge Eyer legen, welche die Einwohner sammeln, und daraus ein animalisches Oel bereiten, daß sie allein am Gestade von Uruana jährlich, nach Humboldt, 5000 Botijas, jeder zu 25 Flaschen, Oel erhalten, wozu wenigstens eine Anzahl von 33 Millionen Eyer erforderlich ist. Zitteraale, Perlmutter- und Purpurmuscheln, Muschelthiere. Unter den Insekten sind die Bienen und die Cochenille von großer Wichtigkeit. Die Ersteren wegen des Honigs und Wachses, und die Letzteren wegen der schönen karminrothen Farbe. Ferner die schönsten Schmetterlinge, besonders in Peru und in Guyana, mit den glänzendsten Farben, Laternenträger, welche mit ihrem hellleuchtenden Kopfe den Reisenden in der Nacht leiten. — Das Mineralreich liefert: Gold und Goldstaub aus den Flüssen, Silber, Platina, Kupfer, Zinn, Bley, Eisen, Queckſilber, Diamanten von außerordentlicher Größe und Schönheit, jedoch nicht den Ostindischen gleichend, Marmor, Serpentinstein, Arsenik, Spieß-

glanz, Schwefel, Alaun, Salpeter, Steinkohlen, Quell-, See- und Steinsalz ꝛc ꝛc.

Was die Bewohner Südamerikas betrifft, so theilt man sie in Ureinwohner und in Eingewanderte. Zu den Ureinwohnern gehören die kupferfarbigen Peruer oder Peruaner oder Quitschua, überhaupt alle Indianer, da man alle Ureinwohner durch ganz Amerika mit diesem Namen belegt. In Paraguay kommen die Guaranier vor, worunter sich die Abixones, Mocobis, Tobas und Andere auszeichnen; sie sind gute Reiter und die erbittersten Feinde der Spanier. Unter den Patagoniern oder Magellaniern unterscheiden die Spanier die Ureinwohner in Pampas, Feldbewohner, und in Serranos, Gebirgsbewohner; sie selbst nennen sich Puelches, Auracanen oder Aucaes, Moluches, Pehuenches, Tehuelches ꝛc., nach den sich gebildeten Stämmen, von denen die Ersteren gefährliche Nachbarn der Spanier sind; sie sind meistens gute Reiter, kriegerisch, dabei aber grausam im Kriege, geschickte Steinschleuderer, und größtentheils Menschen von sechs Fuß Länge, dabei gut gewachsen und stark. Ihre Riesengestalt, womit uns die ersten Reisebeschreiber dieses Landes unterhielten, ist daher ein Mährchen, und rührt nur daher, weil eine Menge gleich großer Leute diese in Verwunderung setzten. Die Einwohner des Feuerlandes, die Pescherähs, ein munteres dienstfertiges Völkchen von kaum 2000 Menschen, werden zwar als stumpfsinnig geschildert, sollen aber, nach Wedells Versicherung, nicht ohne geistige Anlagen seyn, und hübsche Halsbänder aus kleinen Muscheln, dann geschickt geflochtene Körbe, Bogen, Pfeile, Köcher verfertigen. Die Topinambuer, nördlich am Tokantin, ferner die wilden Quetakapen, die Moxosindier ꝛc. gehören zu den Ureinwohnern Brasiliens. Die in Unabhängigkeit lebenden Indianer in Brasilien werden

Tapuyas oder Gentios genannt, theilen sich in Stämme, und heißen Botokuden (Aymorbs), Puris, Moncoios, Coroatos (sehr zahlreich), Potaxos ꝛc. Die Ureinwohner von Guyana heißen Karaiben und Maipuren; die Omegaer wohnen am See Parima, dessen Ufer aus Talkstein bestehen, der in der Sonne wie Gold und Silber glänzt, daher das Mährchen vom Goldlande Eldorado. — Zu den Eingewanderten gehören: Die Spanier, Portugiesen, Franzosen, Holländer und Britten; dann giebt es in Südamerika auch Juden, und eine große Anzahl Afrikaner, meistens Negersklaven. Aus der Vermischung der Europäer mit den Indianerinnen entstehen die Mestizen. Ueberhaupt zählt man eilf Abstufungen der Mischlinge. 1) Die schon erwähnten Mestizen, dann 2) die Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mestiza; 3) die Ochavones, Kinder eines Europäers und einer Quarterona; 4) die Pulchueles, Kinder eines Europäers und einer Ochavona, welche schon den Spaniern gleichen; 5) die Mulatos, Kinder eines Europäers und einer Negerin; 6) die Quinterones, Kinder eines Europäers und einer Mulattin; 7) die Saltatras, Kinder eines Quarteron und einer Europäerin; 8) die Kalpan-Mulatos, Kinder eines Mulatten und einer Indianerin; 9) die Chinos, Kinder eines Kalpan-Mulatten und einer Indianerin; 10) die Zambos oder Zambajos, alle von Schwarzen und Indianerinnen erzeugten Kinder, und 11) die Creolen oder Criollos, alle von Europäischen Eltern in gesetzmäßiger Ehe erzeugten Kinder Amerikas. — Von den sogenannten Maronennegern oder aus den Kolonien entlaufenen Negern unterscheiden sich die verbündeten oder freien Neger, an der Plantage Occa und am Saramaccafluß, ungefähr 5000 Menschen, die von der Holländischen Regierung als eine freie Nation anerkannt worden, und Geschenke bekom-

men, wogegen sie sich verpflichten müssen, keine zu ihnen gelaufenen Neger aufzunehmen, und ihre Kapitaine vom Gouverneur ernennen zu lassen. — Von den Peruanern werden diejenigen, welche sich äußerlich zur katholischen Religion bekennen, Fideles, die Uebrigen aber, welche der Religion oder den Lehren des Inka folgen, Barbaros genannt. Jene schmachteten unter den Spaniern, außer der drückenden Kopfsteuer, und andern Lasten, unter der Mita oder Bergwerkspresse, wurden als Unmündige angesehen, und konnten zu keinem Amte gelangen. Zu den einträglichen Aemtern gelangte nicht einmal ein Creole, vielweniger ein Mestize. Dieses Alles hat dazu beigetragen, die Peruaner ganz herabzudrücken, sie zu einem rohen, unwissenden, armen und gleichgültigen Volke zu machen, welches mit Stumpfsinn auf die verschwundene Größe seiner Vorfahren hinblickt, die einen Grad der Kultur zeigten, den man bei ihren Ueberwindern, den Spaniern, nicht fand. Die alten Peruaner, vor ihrer Unterjochung, besaßen eine wirkliche wissenschaftliche Bildung, wenn man sie ihnen gleich noch vor funfzig Jahren streitig machen wollte, da doch die Spanier selbst des Lobes davon voll waren, und man doch nur aus ihren Quellen schöpfen konnte, da sie zuerst mit eigenen Augen sahen, was des Rühmens und Lobens werth war, und erst die neueste Zeit, nachdem hauptsächlich Herr von Humboldt während seiner Reise in Südamerika, nach den Angaben von Bauwerken einer frühern Zeit forschte, und sie zum Theile bestätiget fand, so auch andere wissenschaftlich gebildete Reisende, bestätiget die Wahrheit der frühern Aussagen der Spanier von der Kultur der Peruaner. Die Ruinen der Palläste der Inkas oder Peruanischen Regenten in Cusco und Quito, und dann der der Sonne gewidmete Tempel; die alten Festungen, welche die Inkas hatten errichten lassen, die über die Cordilleras in Felsen gehauene Heer- oder Landstraße, auch Inkasstraße ge-

nannt, welche über den 13,800 Fuß hohen Parama von behauenen Steinen in schnurgerader Richtung nach Cusco geht, und ein Werk seyn soll, welches die altrömische Appische Straße in Italien weit hinter sich zurück läßt; sie ist so angelegt, daß die auf derselben ziehenden Heere der Inkas nicht von der Hitze in den Thälern beläſtiget werden konnten; ferner die Pyramiden und andere Denkmäler. Am Hofe des Königs zu Bogota verstanden die Priester eine Mittagslinie zu ziehen und den Augenblick des Solstitiums zu beobachten; sie verwandelten das Mondenjahr durch Einschaltungen in ein Sonnenjahr. Spuren von astronomischen Kenntnissen findet man noch unter den Wilden zu Erivan in der Provinz Parima. Die Ureinwohner oder Indianer, welche die ersten Europäer, und auch lange noch Andere nach denselben, nicht für wirkliche Menschen erkennen wollten, sind von mittlerer Größe und schöner Muskelbildung; sie haben ein flaches Gesicht, hervorragende Backenknochen, gebogene Nase, langgespaltene Augen, außerordentliche Abplattung des Stirnbeins, und schlichte, straffe Haare; die Hautfarbe geht von dem Rostgelben in das Zimmetbraune und Kupferfarbene über. Nach Vater's und Dauxion Lavayssé's Untersuchungen über Amerikas Bevölkerung aus dem alten Continente (Leipzig, 1810) soll es wahrscheinlich seyn, daß die Mehrzahl in der ältesten Zeit von Asien aus eingewandert sey, zu der Mongolischen Race gehöre, und unter verändertem Klima und bei veränderter Lebensweise sich nach und nach so ausgebildet habe, wie sie jetzt vorhanden ist, oder wie sie es scheint. Die Indianer scheinen weniger stark zu seyn, als leicht und beweglich; sie fliehen die Arbeit, oft sind sie auch dazu ganz unfähig, und kommen lieber um, ehe sie der Gewalt nachgeben, oder dieser unterliegen; sie sind keine starken Esser und dem Vergnügen wenig ergeben, entweder aus Indolenz oder aus Gewohnheit, als Folge

ihrer Sitten. Man gewahrt wenig Mißgestalten unter ihnen, weil die tausend Zufällen ausgesetzte Kindheit diejenigen tödtet, welche den Gefahren nicht widerstehen können; auch sollen sie auf schwächliche Kinder und Krüppel wenig achten. Die Verschiedenheit des Klimas soll wenig Einfluß auf ihre körperlichen Eigenschaften haben; denn die Südamerikaner gleichen den Nordamerikanern, als wenn sie zu einer und derselben Familie gehörten, nur wirkt das Klima etwas auf ihre Gesichtsfarbe, überhaupt Hautfarbe; denn diese geht von dem Rostgelben in das Ziegelrothe, oder von dem Zimmetbraunen in das Kupferfarbige über, je nach dem Erdgürtel, unter welchem sie wohnen. Ihr Verstand ist beschränkt, wenigstens findet man diejenigen so, welche unter der Herrschaft der Europäer leben, oder diesen unterworfen sind; in ihrem freien Zustande beweisen ihre Handlungen und ihre Verschlagenheit Umsicht und Gegenwart des Geistes. Auf die Zukunft sind sie wenig bedacht; denn sie leben nur für die Gegenwart, und sind für dasjenige besorgt, was ihnen für den Augenblick dienen kann, daher sind ihre Unternehmungen auch nur sehr beschränkt, da sie sich nur immer aus der Gegenwart erzeugen. Ihre Vergnügungen bestehen im Tanze, in Hazardspielen und im Trunke, welche sie aus ihrer Schlafsucht oder Stille reißen. Zu ihren Lastern gehören, außer dem Trunke, den sie durch die Europäer empfangen haben, die Unempfindlichkeit, die Hartherzigkeit, die Verschlagenheit oder List, und die Liebe zur Rache; dagegen sind ihre Tugenden: der Muth, die Anhänglichkeit an ihrem Stamme, der Freiheitssinn und ein Beständigkeitsgefühl, welches macht, daß sie unter allen Umständen mit ihrem Schicksale oder Loose zufrieden sind, und welches den Europäern zu Statten kam, als sie Südamerika eroberten; denn wenn gleich sich die Peruaner, bei den unverkennbaren Absichten der Ersteren auf ihr Land, nicht gleich zufrieden gaben, und

die Europäer oder Fremdlinge mit der Gewalt ihrer Waffen zu vertreiben suchten, so ergaben sie sich doch sehr bald dem Geschicke, welches sie an die unbarmherzigen Fremdlinge band, die so schrecklich die Aufnahme und Gastfreundschaft belohnten. Selbst ihr Fürst, der Kaiser von Peru, dem ein Dominikaner, mit Namen Vinzent de Valverde, eine lange Rede mit seinem Dolmetscher hielt, worin er ihm den Inhalt der christlichen Religion vortrug, und ihm vorschlug, sich dazu zu bekennen und sich dem Könige von Spanien zu unterwerfen, den der Pabst Peru geschenkt habe; so antwortete ihm der Kaiser, nachdem er ihn mit vieler Geduld angehört hatte: „Ich will wohl der Freund des Königs von Spanien seyn, aber nicht ein ihm zinsbarer Fürst; der Pabst muß in einem bösen Wahne begriffen seyn, daß er dasjenige so freigebig wegschenkt, was ihm nicht gehört. Ich entsage meiner Religion um keiner andern, und wenn die Christen einen Gott anbeten, der am Kreuze gestorben ist, so bete ich die Sonne an, die nie stirbt.“ Er fragte darauf den Pater, wo er alles das hergenommen habe, was er von Gott und von der Schöpfung ihm gesagt habe? Vinzent überreichte ihm hierauf sein Brevier mit der Hinzusetzung: „aus diesem Buche.“ Der Kaiser nahm das Buch, betrachtete es von allen Seiten, lächelte, und sagte, indem er es zurückgab: „das Buch sagt mir von dem Allen nichts.“ Hierauf begann dann das Treffen, welches in seinen Folgen für den Peruanern so unglücklich ward, um so mehr, da sie die Wirkungen des Europäischen Geschützes nicht kannten, eben so wenig die der Reiterey. Hieraus soll nur gefolgert werden, daß die Peruaner auch dieses zuletzt als Bestimmung ansahen, und sich in ihr Schicksal fügten; würde man daher mit der Bekehrung zum Christenthume wie jetzt zu Werke gegangen seyn, so würde man ein Volk, welches schon diesen oben angeführten Grad der Kultur hatte, weit eher von der Gottheit überzeugt

haben, als durch ein Mittel, welches noch bis jetzt durch die Tradition die freien Indianer zu Feinden der Europäer macht. So hatten z. B. die Jesuiten zu Paraguay unter den kulturlosen Indianern, die in den dichten, und zur Regenzeit fast ganz unter Wasser gesetzten Wäldern lebten, vorzüglich den Guaraniern, Kolonien angelegt, und die Bekehrten, deren in zweiunddreißig Flecken 200,000 gezählt wurden, an den Feldbau gewöhnt, und dieses bloß durch die Gabe des Unterrichts und der Unterweisung im Feldbaue; denn jedes Neue, noch nicht Gehörte und Gesehene hat einen eigenthümlichen Reiz und zieht auch, und dadurch wird Alles möglich, wenn man es richtig anwendet. Die freien Indianer bilden verschiedene viele und zerstreut lebende Stämme, und man reiset oft tief ins Land, bei dreißig Meilen, und weiter, ehe man einen Menschen antrifft. Diejenigen, welche nicht von den Früchten ihrer Arbeit auf dem Felde leben, haben keine Idee von Eigenthum, sondern nur diejenige von Gleichheit und Unabhängigkeit, welche ihre ganze Glückseligkeit ausmacht. Ihre Oberhäupter besitzen wenig Macht, besonders während des Friedens; denn die Unterwürfigkeit ist nur unvollkommen. Die Kriege sind bei einigen rauhen Stämmen, wovon jedoch die Peruaner und einige andere Indianerstämme ausgenommen werden müssen, ganz in der Ordnung, und der Rachedurst läßt oft abscheuliche Handlungen zu, ja einige essen sogar das Fleisch ihrer getödteten Feinde. — Was ihre Religion betrifft, so sind wohl wenige unter den freien Indianern, welche ein göttliches Wesen erkennen; auch besitzen die meisten keinen öffentlichen Gottesdienst. Den Uebeln, welchen sie ausgesetzt sind, der Donner, welcher sie erschreckt, so wie überhaupt die Gewitter, sind die einzigen Gegenstände, welche sie auf die Idee eines unsichtbaren sie beherrschenden Wesens führt, welches auch beweiset, daß mehrere Stämme von ihnen sowohl

die Sonne, als auch den Mond anbeten, weil sie glauben, daß von diesen Körpern die Welt regiert werde, daß der Eine es am Tage, und der Andere in der Nacht thue; der größte Theil ist aber, wie die Neger, den Zaubermitteln und Amuleten ergeben; auch giebt es Stämme, die gewisse Thiere verehren. Die Begriffe von einem zukünftigen Leben und von der Unsterblichkeit der Seele sind im Allgemeinen weit mehr verbreitet, und mehr oder weniger entwickelt, als jeder andere Begriff auf ein höheres Wesen. Bei den weniger civilisirten Stämmen erwartet den Menschen ein glücklicheres Leben nach dem Tode, indem er in ein bezaubertes Land tritt, welches ein ewiger Frühling verschönert, und dessen Wälder mit Wildpret und die Flüsse mit Fischen angefüllt sind; hier genießt er nun alle Güter ohne Sorgen und Arbeit, und deshalb werden auch die Männer bei diesen Stämmen mit ihren Waffen und Lebensmitteln begraben; daher kommt diese Kleinmüthigkeit oder vielmehr diese kleinmüthige Hingebung bei allem Zufälligen, das als eine gewisse Vorbedeutung, wie z. B. ein Traum, das Geschrei der Thiere, der Gesang der Vögel ꝛc., betrachtet wird. Die in Unabhängigkeit lebenden Indianer findet man fast durch ganz Südamerika verbreitet, nur werden sie überall von den Europäern zurückgedrängt, sobald sie sich nicht zur christlichen Religion bequemen wollen. In der Republik Colombia findet man sie in den noch von keinem Europäer betretenen Wildnissen, besonders zwischen dem Orinoco und Maranhon; in Peru findet man sie in den Pampas, eben so in Chili. In Bolivia halten sie sich besonders im Departement Santa Cruz de la Sierra, an der Grenze von Brasilien auf, welches die ganze Hälfte des Staats umfaßt, und noch größtentheils aus Wildnissen besteht, in welchen sie in der Moxos- und Chiquitoshälfte sich aufhalten, und daher auch Moxos- und Chiquitos-Indianer heißen. Die Letzteren sind vortreffliche Reiter

und Krieger, vorzüglich tapfer, welche den Spaniern oder Boliviern viel zu schaffen machen. Die Moxos- oder Sumpfland-Indianer sollen nicht den Grad der Rohheit haben, als die vorher erwähnten. Es sind einige Missionen daselbst errichtet. In den vereinigten Staaten am La Platastrome findet man in den Pampas noch viele in Unabhängigkeit und nach ihren Religionsgebräuchen frei lebende Indianer, die öfters feindliche Einfälle in die angrenzende Distrikte machen. Fast eben so roh sind auch die in den Pampas lebenden Gauchos, die aus einer Vermischung der Spanier mit Indianerinnen entsprossen sind; sie sind Viehhirten und Viehtreiber, gute Reiter und fast stets zu Pferde lebend. Sie besitzen eine große Geschicklichkeit mit der Rimenschlinge, dem Lazo oder Lasso. Sie vereinigen sich oft mit den Indianern, wenn diese auf Beute ausgehen. Ein großer Theil (über 100 verschiedene Stämme) der freien Indianer lebt in den dicken Urwäldern Brasiliens, von denen schon mehrere Stämme oben genannt worden sind; auch Guyana hat dergleichen Indianer. Der größte Theil von ihnen sind Nomaden, die überall umherziehen und ihre Hütten in den dichsten Wäldern haben; einige Stämme leben auch in Dörfern bei einander. Die Portugiesen in Brasilien gebrauchen die Eingebornen zum Rudern, zu andern Dienstleistungen hat man sie aber nicht bewegen können; auch ist ihre Liebe zur Freiheit grenzenlos, und eben so grenzenlos ist auch ihr Haß gegen die Portugiesen, deshalb meiden sie alle Europäischen Niederlassungen und machen die Heerstraßen so unsicher, daß zwischen den Städten und der See zu Lande nur wenig Verkehr ist; dasselbe ist auch in Peru und Granada der Fall. Wenn man daher in den vereinigten Staaten von Nordamerika mit der Fortschaffung der Indianerstämme aus der Nähe der Staaten sich beschäftiget, und auch größtentheils dahin schon gelangt ist, so ist in Südamerika daran gar

nicht zu denken, weil sie hier in weit größerer Anzahl verbreitet sind, und besondere Kraft und Beharrlichkeit zeigen. Man sucht nämlich in den vereinigten Nordamerikanischen Staaten die Ueberreste der Indianischen Bevölkerung immer mehr zur Auswanderung in die großen Gebiete jenseits des Missisippi zu veranlassen, theils mit rechtlicher Auflösung früherer Verträge und Indianischer Besitztitel, und Kraft einer freiwillig eingegangenen Uebereinkunft, theils auch mit mancherlei Umgehungen der rechtlichen Formen, mit List und mit Gewaltschritten, um die Indianischen Bevollmächtigten zum Eingehen in die gemachten Vorschläge und gestellten Forderungen zu bewegen. Der Congreß läßt dieses willkührliche Verfahren der einzelnen Staaten ruhig hingehen und steuert ihm nicht; denn als die Chirokis einmal wegen empörender Unbilden, die sie von Georgien erlitten, sich an den Congreß wandten, erhielten sie zwar nicht den Worten, doch dem Inhalte nach folgende Antwort: „Wir können Euch gegen die Gesetze von Georgien nicht schützen; verlasset also die Gräber Eurer Väter und Eurer Krieger, übergebt Eure Ländereyen und fliehet nach dem fernen Westen, wo man Euch weite Jagdreviere anweisen wird, und wo Ihr auf Jahrhunderte gegen die eindringenden Fußstapfen des weißen Mannes geschützt seyn werdet.“ Man sucht daher den Indianern den Aufenthalt in ihrem Vaterlande auf alle mögliche Weise zu verleiden. Kommt es zum Abzuge, so trägt die Regierung alle Kosten, versieht die Abziehenden mit Geld, Lebensmitteln und auch mit Utensilien, und schließt auch vorher mit den Indianerstämmen, in deren Gebiet die Auswandernden einziehen sollen, die nöthigen Verträge. Ein am 1sten December des Jahres 1836 abgefaßter Bericht des Kommissarius für die Indianer-Angelegenheiten, enthält folgende Uebersicht: 1) Indianer im Osten des Missisippi, die ihren Vertrag, wodurch sie sich zur Auswanderung verpflich-

ten, noch nicht erfüllt haben, 48,918 Seelen; 2) Indianer, die noch keinen Auswanderungsvertrag abgeschlossen haben, 8,415 Seelen; 3) Indianer, die über den Missisippi ausgewandert sind, 45,699 Seelen; 4) Indianer in der unmittelbaren Nähe der westlichen Niederlassung, 150,341 Seelen. Die Genauigkeit der Zahlenangaben zeigt wenigstens mit welcher Förmlichkeit die Sache betrieben wird. Vom 1sten August 1829 bis zum 29sten März 1836 waren von der Regierung mit verschiedenen Indianerstämmen sechs und vierzig Verträge über ihre Auswanderung und die Abtretung ihrer Ländereyen, zusammen 93,401,637 Acres abgeschlossen worden, und die an Geld, Lebensmitteln, Utensilien ꝛc. den Indianern dafür gereichte Summe belief sich auf 67,458,318 Thlr., so daß der Acre der Regierung auf etwas über $\frac{2}{3}$ Thlr. zu stehen kam. Hieraus gewahrt man nun, auf welche Weise man die Indianer in Nordamerika von den Besitzungen der Europäer zu entfernen sucht, welches aber bis jetzt in Südamerika noch nicht versucht worden. Ihre Nahrung besteht in dem, was sie auf der Jagd und beim Fischfange erhalten, dann in Früchten der Waldungen, in Wurzeln und Honige wilder Bienen; auch gehen viele von ihnen auf Raub aus. Viele derselben gehen ganz nackt, Andere bekleiden sich mit einem Schurze ꝛc. — Die unterworfenen Indianer, die sich größtentheils zur katholischen Religion bekennen, wenigstens äußerlich, treiben Ackerbau, Viehzucht und einige andere Gewerbe, sind von sanfteren Sitten, wohnen in Dörfern, und stehen unter Vorgesetzten. So hatte der Engländer Heinrich Koster, welcher im Jahre 1810 Brasilien durchreisete, Gelegenheit, diese Indianer kennen zu lernen; er besuchte die Indianer-Dörfer Aronxas und Masangana, und auch noch ein drittes Dorf in der Nachbarschaft von Seara. Die genannten Dörfer liegen ungefähr zwei oder drei Meilen entfernt von der Stadt

und sind, wie gewöhnlich, in Gestalt eines Vierecks angelegt. Jedes Dorf enthielt ungefähr 300 Einwohner. Da Koster von Jemanden eingeführt worden, welcher den Geistlichen von dem Dorfe Aronxas kannte, so ward es ihm leichter, eine genaue Nachricht über die bekehrten Indianer einzuziehen. Der Geistliche bewohnte ein schönes Haus, welches ehemals den Jesuiten gehört hatte. Es hängt mit der Kirche zusammen, und ist mit einer großen Gallerie geschmückt, von welcher man in das Chor der Kirche gelangt. Alle Indianer, sowohl dieses Dorfes, als auch der andern, welche Koster besuchte, waren Christen; indessen sollen doch mehrere darunter im Geheimen ihrer alten oder verlassenen Religion ergeben seyn, und sowohl den Maraca anbeten, als auch alle Gebräuche ihrer scheinbar verlassenen Religion ausüben. In der katholischen Religion unterrichtet, artet diese, wenn sie wirklich ihren Geist zu beschäftigen anfängt, dennoch in Aberglauben aus. Nur in den kleinlichen äußeren Gebräuchen und Aufgaben, entweder durch die katholische Religion angeordnet, oder durch ihren alten Glauben vorgeschrieben, besitzen sie noch einige Beständigkeit, woraus man gewahrt, wie weit es mit ihrem Glauben gekommen ist, und daß sie nur die äußern Gebräuche mitmachen, im Innern aber immer noch ihren Zaubersprüchen und Amuleten ꝛc. ergeben sind. Jedes Dorf hat seinen Priester, und auch bürgerliche Vorsteher, als Obrigkeit, welche eine große Macht haben, und sie auch über die Personen ihrer Jurisdiktion ausüben. Wenn ein Eigenthümer oder Pflanzer Tagelöhner nöthig hat, so wendet er sich an einen Vorsteher, welcher nicht nur das Tagelohn ordnet, sondern auch einem Indischen Oberhaupte den Befehl giebt, sich mit einer gewissen Anzahl Indianer oder Untergebene seines Stammes nach der Besitzung zu begeben, von dessen Eigenthümer sie zur Arbeit bedungen worden. Die Arbeiter empfangen ihren Lohn selbst, und kön-

nen ihn nach Gefallen verthun. Da nun die Kaufpreise der Lebensmittel über dem gesetzmäßigen Preise stehen, so gewinnen die Plantagenbesitzer, welche zugleich Verkäufer der Lebensmittel sind, auch noch dabei. In jedem Dorfe sind zwei gewöhnliche Richter oder Gerichtspersonen, ein Weißer und ein Indianer, welche zwar ein gleiches Recht in der Ausübung ihres Amtes haben, indessen wird man sich leicht denken können, daß der Erstere die ganze Gewalt in Händen hat. Diese Richter haben die Macht, die verdächtigen Personen einzuziehen, und leichte Strafen zu ertheilen; nur bei Hauptverbrechen und bei allen schweren Verbrechen, müssen sie den Umgang des Oberrichters des Bezirks erwarten. Jedes Dorf hat ein Rathhaus und ein Gefängniß. Die Gerechtigkeit soll hier aber sehr schlecht verwaltet werden; denn man soll für eine gewisse Summe Geldes sich von der Bestrafung eines jeden Verbrechens loskaufen können. Oft wird daher ein Unschuldiger auf das Ansuchen eines reichen Mannes, dem er das Unglück gehabt hat, zu mißfallen, bestraft, während ein Bösewicht, ein Meuchelmörder, der Strafe entgeht, da er das Glück hat, unter dem Schutze eines Mächtigen zu stehen. Dieser Mißbrauch soll nur selten von der Bestechung der Richter, oder von deren Verdorbenheit herkommen, sondern von einer Art Feudalherrschaft, welche noch in diesem Theile des Landes besteht, so daß diejenigen Richter, welche gern ihre Pflicht zu erfüllen bemühet sind, nur zu gut wissen, daß ihre Bemühungen hierin fruchtlos sind, ja ihnen selbst Schaden bringen können. Die Indianer haben auch ihre Dorfältesten, eine Art von Sittenrichtern, welche den Titel Capitams-mores auf Lebenszeit führen. Der damit Bekleidete hat eine gewisse Macht über die Andern, da aber damit kein Gehalt verbunden ist, auch kein Eigenthum, so werden diese Indianischen Offizianten von den Weißen nur lächerlich gemacht, und vielleicht nicht

mit Unrecht, da ein halbnackter Befehlshaber mit seinem mit einem goldenen Knopfe versehenen Stocke eine komische Figur spielt, die den Weißen zu allerhand Witzen Veranlassung giebt. Auch Koster giebt an, daß diese unterworfenen Indianer ein friedfertiges, von Lastern ziemlich freies Volk seyen; nur wären sie ihren Herren nicht gut zugethan; aber wenn sie ihnen entliefen, so würden sie ihnen doch niemals zu schaden suchen. Ihre Unzufriedenheit hat einen sehr natürlichen Ursprung; denn da sie unter einem strengen Vorgesetzten stehen, so hat das Leben für sie wenig Reiz; auch sey es nicht befremdend, sie ihre Dörfer verlassen zu sehen, um sich durch die Flucht von einem Joche zu befreien, welches ihnen sehr lästig geworden ist; aber sie besitzen einen so beständigen Charakter, daß wenn sie sich einmal der Herrschaft eines Vorstehers entzogen haben, sie sich niemals anderweitig wieder festsetzen. Der Indianer pflanzt und säet selten für ihn, und wenn er es thut, so wartet er selten die Erndte ab; er verkauft seinen Mays oder seinen Manioc, ehe er noch reif ist, und begiebt sich in einen andern Kanton. Sein größtes Vergnügen ist die Jagd und Fischerey; ein See oder ein Bach kann ihn allein einige Zeit aufhalten. Mit einem unabhängigen Charakter begabt, verabscheut er Alles, was bezweckt, ihn in seinen freien Handlungen zu beschränken. Er unterwirft sich dem Vorsteher, weil er nicht Macht genug hat, ihm zu widerstehen; auch kann man einen Indianer nie dazu bewegen, seinem Herrn diesen Titel zu geben, obgleich er unter den Weißen und unter allen Freien im Lande so eingeführt ist; die Neger sind weniger stolz und weniger gewissenhaft in dieser Beziehung. Der Indianer redet ihn mit Beschützer oder Patron an, und bedient sich nur dieser Ausdrücke; der Widerwille, von dem Titel Herr Gebrauch zu machen, soll von den Nachkommen der Indianer herrühren, welche ehemals Sklaven waren,

und so sey es durch Tradition fortgepflanzt worden; sie scheinen daher in Uebereinstimmung aus Politik dasjenige jetzt zu verweigern, welches man ehemals von ihnen aus Zwang verlangte. Wenn indessen dieses der Ursprung jener Gewohnheit ist, so wird sie doch nicht durch denselben Bewegungsgrund fortgepflanzt; denn die Indier, mit denen Koster darüber sprach, schienen nicht zu wissen, daß ihre Voreltern genöthiget gewesen sind, als Sklaven zu arbeiten. Mörder sind sehr selten unter den Indianern, sie sind mehr Betrieger, als Diebe. Wenn sie es können, so essen sie übermäßig, aber eben so sind sie auch, wenn es die Umstände erfordern, sehr mäßig im Essen und begnügen sich nur mit einem geringen Theile von Nahrungsmitteln. Den Branntwein lieben sie eben so sehr, als ihre freien umherschweifenden Genossen, ja sie würden ihn Tag und Nacht trinken, wenn sie dabei tanzen und ihre kleinen monotonen Lieder in ihrer Sprache singen könnten. Die Mulatten glauben sich höher gestellt, als die Indianer, und selbst die Neger-Creolen sehen sie von oben bis unten an. Molino como caboclo (Elender, Bettler, wie ein Indianer), ist ein gewöhnliches Sprichwort von Leuten aus der niedern Klasse Brasiliens, wozu indessen die Indianer lächeln, indem sie auch ihren Werth als Mensch fühlen, und davon oft merkliche Beweise geben. — Die Indianer sehen mit Gleichgültigkeit auf die Lebensart und Aufführung ihrer Frauen und Töchter. Lügen und andere Laster, welche dem kulturlosen Leben angehören, machen auch ihr Eigenthum aus; sie scheinen von allen Arten von Leidenschaften entblößt zu seyn, und tragen weniger Sorge für das Leben und Wohlergehen ihrer Kinder, als alle andern Nationen, Bewohner dieses Landes. Die Frauen dieser Indianer sind aber keinesweges Sklaven, wie bei vielen andern noch rohen Völkern. Sie dürfen keine beschwerlichen Arbeiten verrichten; der Mann holt das Wasser aus dem Flusse

und das Holz aus dem Walde; er bauet seine Hütte, während seine Frau einen Zufluchtsort unter dem Dache eines der Nachbarn sucht; wenn aber irgend eine Reise unternommen wird, so muß die Frau die Kinder, die Töpfe, Kürbißflaschen ꝛc. tragen, während der Mann seine lederne Jagdtasche, die aufgerollte Hängematte, sein Netz und seine Waffen auf dem Rücken trägt, und hinter der Frau hergeht. Die Kinder werden am Tage ihrer Geburt in einem Bache oder an einem nahen Brunnen gewaschen. Sowohl die Männer, als die Frauen, sind reinlich, was ihren Körper betrifft, aber diese Reinlichkeit kommt nicht mit ihren Sitten überein, indem sie keine Nahrung verschmähen, und fast alle ihre Nahrungsmittel ohne Zubereitung verzehren: Ratten, Mäuse, Schlangen, Alligatoren, kurz Alles, was eßbar ist, wird von ihnen genossen, und hierin machen sie keine Ausnahme von ihren in den Wäldern lebenden Gefährten. Merkwürdig ist ein gewisser Instinkt (man würde hier schwer einen andern Ausdruck gebrauchen können) bei den Indianern, den man bei keinem andern Menschen antrifft, nämlich den Weg nach einem Walde oder Gehölze zu finden, und sich nach einem bezeichneten Ziele hinzubegeben, ohne Fußsteig oder ein scheinbares Zeichen von einem Wege; sie entdecken nämlich die Fußtritte auf dem abgefallenen Laube der Bäume. Die Fußboten von einer Provinz zur andern sind größtentheils Indianer, und so gewöhnt, große Beschwerden zu ertragen, daß sie Monate lang auf ihren Reisen zubringen, ohne einige Ruhe zu genießen; nichts hält sie auf ihren Wegen auf; selbst ein Reiter, der mit seinem Pferde wohl einem Indianer in den ersten Tagen vorkommen kann, wird, wenn die Reise länger dauert, dem Fußgänger nachstehen; denn dieser wird eher an Ort und Stelle kommen, als der Reiter. Wenn ein Verbrecher den Händen der Justiz oder Polizey entwischt ist, so werden ihm Indianer, als letztes Hülfsmittel, um ihn wieder zu er-

halten, nachgeschickt. Man weiß wohl, daß sie ihn nicht lebend wieder einbringen, denn ein Jeder von denen, welche den Verbrecher zuerst sehen, geben Feuer auf ihn, da sie es nicht abwarten, um erst handgemein zu werden. Dem Gerichte ist es dann unmöglich, zu entscheiden, wer von den abgeschickten Indianern ihn getödtet hat, und wenn man darnach frägt, so ist die Antwort ungewiß, und lautet gewöhnlich: os homems (die Menschen). Obgleich man gewiß und allgemein glaubt, daß eine Menge Indianer sich sehr gut schlagen werden, aber zwei und drei bei der geringsten Erscheinung der Gefahr entfliehen, so giebt es dennoch mehrere unter ihnen, welche dreist und muthvoll sind, ob man sie gleich im Ganzen für feig und unbeständig hält, ja von allem Schicklichkeitsgefühle entblößt, eben so empfänglich die Wohlthaten zu vergessen, wie die Beleidigungen; eigensinnig, halsstarrig bei Kleinigkeiten, und unbekümmert bei wichtigen Angelegenheiten. Der Charakter des Negers ist mehr ausgedrückt. Man kann aus den Negern die verworfensten Menschen machen, sie sind aber auch zu großen und edlen Thaten fähig. Der Indianer erscheint ohne Energie und ohne Beweglichkeit, eben so wenig empfänglich für das Gute, welches er empfängt, als für das Böse, welches man ihm bis zu einem gewissen Grade thut; es läßt sich daher wenig zu ihren Gunsten sagen, wenn man einzelne Stimmen über sie urtheilen hört, die sie haben kennen lernen; indessen, wenn man sie vereiniget, so findet man immer mehr zu ihrem Lobe, als zu ihrem Nachtheile, wenn man bedenkt, auf welcher Stufe der Kultur sie stehen, und wie es mit ihrer Erziehung beschaffen ist. Zuerst hat man sie beinahe vertilgt, nachher wie die Kinder behandelt; auch sind sie immerwährend unter dem Joche derjenigen gewesen, welche sich als ihre Oberhäupter betrachten. Diese Begierde sie zu beherrschen, ist zuletzt so weit gegangen, daß man sich in ihre häuslichen Angelegenheiten gemischt

hat. Wenn man alles dieses berücksichtiget, welches ein Volk ganz niederschlagen und zur Arbeit unfähig machen muß, so kann man sich über ihren jetzigen Zustand von Abspannung nicht wundern. Es stehen ihnen Wege auf, um etwas zu leisten, wenn sie Geist, Energie und Interesse für einen Gegenstand hätten. So stehen ihnen z. B. geistliche Aemter offen, wenn sie sich diesem Fache widmen wollen, allein sie benutzen die ihnen geöffneten Wege nicht*). Man findet keinen Indianer in den Städten, der ein nützliches Gewerbe treibt, auch ist kein Beispiel vorhanden, daß ein Indianer reich geworden sey. Dagegen sind reiche Mulatten und Neger nichts Seltenes. Koster hat sich der Indianer zu manchen Dienstverrichtungen bedient, und sich nie über sie zu beklagen gehabt; sie haben ihm nie etwas Nachtheiliges zugefügt, allein eben so wenig ist er von ihnen gut bedient worden; Einige ausgenommen. Sie sind, wie schon oben bemerkt worden, vortreffliche Reisebegleiter und Boten; denn ihre Neigung treibt sie zu einem umherirrenden Leben, welches dieser Dienst erfordert. Als Arbeiter haben sie Neigung zu betriegen, aber ihre dabei angewendete List ist ein Bißchen zu handgreiflich, und daher werden sie auch leicht dabei ertappt. Man kann auf sie nicht mit Gewißheit lange zählen; hat man ihnen einen Vorschuß an Geld und Kleidern gemacht, so kann man dieses als einen sichern Verlust rechnen. Wenn man eine Arbeit in einer gewissen bestimmten Zeit zu verrichten hat, und man nimmt dazu Indianer, so wird der Vorsteher, dem man sie anzeigt, sie selten in die Liste eintragen, wohl aber die Mulatten und Neger, und bei der Erkundigung, warum dieses auch nicht mit den Indianern geschieht, so erhält man zur Antwort: Caboclo he so para hoje, welches so viel heißt: Man kann den Indianer nur

*) Koster giebt aus guter Quelle zwei Beispiele von Indianern an, welche als weltliche Priester angestellt worden sind; allein der Trunk tödtete sie.

auf einen Tag rechnen, und kein Vertrauen in ihn setzen. Dieses beweiset auch folgender Fall. Zwei Indianer kamen eines Tages vor die Thür des Carmeliterklosters zu Güiana, und wünschten den Prior zu sprechen, dem sie eine Börse voll Goldstücke übergaben, die sie nahe bei Dous-Rios gefunden haben wollten, wobei sie baten, für dieses Geld eine gewisse Zahl Messen für sie lesen zu lassen. Der Prior, welcher diesen Grad der Redlichkeit bewunderte, fragte den Einen derselben, ob er bei ihm im Dienste bleiben wollte, und er willigte ein. Der Prior liebte die Jagd, und ging daher oft zu einem Freunde auf das Land, um diese Erholung zu genießen. Bald darauf, als er den Indianer in seine Dienste genommen hatte, machte er eine dieser Excursionen, und nahm den Indianer mit. Auf der Hälfte des Weges gewahrte er, daß er sein Pulverhorn vergessen hatte; er gab daher dem Indianer den Schlüssel zu seiner Zelle und befahl ihm, das Pulverhorn zu holen, während er seinen Weg fortsetzte. Umsonst erwartete er seine Rückkunft, und als er am Abend ins Kloster zurückkehrte, so erfuhr er, daß sein Diener davon gegangen sey. Er begab sich sogleich auf seine Zelle, glaubend, daß der Indianer sein Geld und Alles, was er hätte tragen können, mitgenommen habe, allein wie groß war seine Freude, als er gewahrte, daß ihm nur das Pulverhorn, zwei Piaster, ein alter Priesterrock und ein Paar eben so lange schon gebrauchte Nankinbeinkleider fehlten, und die übrigen Sachen unangerührt da lagen. Ein Beweis von der Genügsamkeit der Indianer. Die unterwürfigen Indianer sind durch diese Unterwerfung nicht ausgeartet, ihre äußere Gestalt ist dieselbe, wie sie bei den freien, in den Wäldern hausenden angeführt worden ist, nur sind sie beleibter geworden; sie haben keine so dunkle Kupferfarbe, auch hängt ihr schwarzes Haar nicht so lang und über das Gesicht bis auf die Schultern herab, wodurch die freien und noch sehr rohen Indianer ein

furchtbares Ansehen erhalten; auch drückt sich bei ihnen mehr die Mongolische Race aus. Sie haben keinen Schnurrbart und der Bart am Kinn ist nur dünn. Die Frauen sind in ihrer Jugend nicht von Reizen entblößt, allein sie verblühen schnell; auch fehlt es ihrer Taille an Zierlichkeit. Mißgestalten findet man auch hier selten, und Koster, der mehrere Dörfer der Indianer besuchte, erinnert sich nicht einen einzigen ungestalteten Menschen darin gefunden zu haben, und eingeborne Portugiesen versicherten ihm, daß die Indianer in dieser Beziehung, weit mehr von der Natur begünstigt worden wären, als jede andere Nation der Welt. Alle Indianer von Pernambuko reden Portugiesisch, aber nur wenige sprechen es gut aus; immer zeigt ein gewisser Akcent an, daß der Redende ein Indianer ist, wenn man auch sein Aeußeres nicht sieht, wodurch man leicht bestochen werden könnte, etwas zu finden, was nicht ist. Eine große Anzahl unter ihnen verstehen nur diese Sprache. Selten wird ein Indianer so gut Portugiesisch sprechen, als der Geringste der Creolen-Neger. — Wenn gleich der Ober-Aufseher die Indianer schlecht behandeln, und sie bestrafen lassen kann, so sind sie dennoch nicht ganz zur Knechtschaft gebracht worden; denn man kann den Indianer nicht zwingen, gegen seinen Willen zu arbeiten, auch kann er nicht verkauft werden; denn wenn man dieses auch wirklich thun wollte, so würde er nicht bleiben, sondern bei der ersten besten Gelegenheit in die Wälder entfliehen. Es geschieht auch oft, daß ein Indianer sein Kind, in einem noch niedrigen Alter, einer reichen Person übergiebt, um es ein Handwerk lernen zu lassen, oder als Diener des Hauses zu erziehen; sobald aber das Kind herangewachsen ist, und sich selbst ernähren kann, so lüstert ihn nach der Unabhängigkeit, und er verläßt seinen Wohlthäter, wenn es sein Wille ist. So viel über die Lebensart der freien oder unabhängigen und der abhängigen Urbewohner Südamerikas, der sogenannten Indier oder Indianer.

Die Neger, sowohl die unabhängigen, als auch die abhängigen und Sklaven sind von Afrika als Sklaven nach diesem Welttheile gekommen, und haben ihre Sitten und Gewohnheiten auch hier beibehalten; daher hier auf die Neger Südafrikas in dem oben angeführten Artikel: Südafrika, verwiesen werden muß. Ihre Behandlung als Sklaven von Seiten der Portugiesen ist sehr milde, daher können diese sich auch ganz auf sie verlassen. Sie besitzen eine außerordentliche Gewandtheit und Körperkraft, können unglaublich schwere Lasten auf dem Kopfe tragen, verrichten ihre Arbeit im Singen, wo es sich nämlich dazu schickt, und sind sehr gewandte Diener zur Aufwartung im Hause, so daß man von ihnen nicht das geringste Geräusch mit den Tellern ꝛc. bei der Bedienung am Tische hört. Auch kann man diese Sklaven zu allen Verrichtungen gebrauchen, weil sie eine große Lernbegierde besitzen. Die Negerinnen werden hier zum Waschen des Weißzeuges gebraucht, weil hier die Wäsche, wie in Frankreich, an den kleinen Flüssen und Bächen gewaschen und geklopft wird. Bei dieser Beschäftigung tragen sie ihre kleinen Kinder auf dem Rücken, in einem Tuche. Diese Kleinen müssen hier alle Bewegungen der Mutter beim Zeugklopfen aushalten, und dabei schlafen sie oft ganz sanft. Dieser Anblick soll wirklich etwas Herzerschütterndes haben. In den Hauptstädten Brasiliens, wie z. B. in der Residenz Rio de Janeiro hat man auch einige Botokuden als Sklaven, die aus dem Innern Brasiliens kommen und sich von den übrigen Negern aus Afrika nur durch ihre Größe und wildes Ansehen unterscheiden. Die Negersklaven werden oft des Nachts in den Städten von den Eigenthümern angeschlossen, weil sie sonst zu entwischen suchen, und sich zu den Buschnegern oder Maronennegern begeben, welche ganze Banden ausmachen, und sich aufs Rauben legen. Man hat deshlab eine Art Polizeykorps errichtet, die Waldjäger ge-

nannt werden, und deren Dienst darin besteht, die entlaufenen Neger wieder einzufangen und an die Behörde abzuliefern, von wo aus sie dann der Eigenthümer wieder erhält. Diese Offizianten sind mit Schießgewehren 2c. bewaffnet, und nicht selten kommt es zu einem Scharmützel, weil sich die Neger vereinigen, und diese Waldjäger anzufallen suchen. Den Negern, welche in solchen Treffen bleiben, werden die Köpfe abgeschlagen und dem Gerichte überliefert, welches sie zur Warnung auf Stangen an den Ecken der Hauptstraßen aufstellen läßt. Nach Eschwege sollen diese Buschneger alle nur möglichen Grausamkeiten ausüben, wenn sie einen einzelnen Reisenden, besonders aber einen Waldjäger, erwischen können; dagegen sollen sie auch wieder so feig seyn, daß ihrer wohl funfzig an der Zahl oft drei bis vier bewaffnete Reisende nicht anzugreifen wagen. Das Geringste oder Gewöhnlichste, was ein solcher Unglücklicher, der in ihre Hände fällt oder geräth, auszustehen hat, nachdem sie ihn beraubt haben, ist, daß ihm ein dickes Holz, gleich einem Gebisse oder Zaume, in den Mund gegeben und mit einem Seile so fest hinten am Kopfe zusammengebunden wird, daß oft der Mund zu beiden Seiten aufreißt; die Hände werden ihm dann auf den Rücken und an einen Baum festgebunden, und in diesem Zustande verlassen sie ihn, bis der Zufall Jemanden herbeiführt, der ihn erlöset. Viele werden von ihnen auch verstümmelt oder wohl getödtet. Daher sind diese Buschneger sehr gefährlich, und weit gefährlicher, als die freien Indianer. Die Polizey ist daher da, wo sie gut eingerichtet ist, sehr strenge in Verfolgung derselben, und die entlaufenen und wieder eingefangenen Sklaven erhalten Eisen mit Ketten an den Füßen, einen eisernen Ring um den Hals, woran sich ein langes Stück Eisen befindet, oder vielmehr hervorragt zur Warnung Anderer. — Von den Juden, welche sich in Südamerika aufhalten, haben diejenigen in dem Holländi-

schen Guyana große Rechte und Besitzungen; in ihrer Stadt, Juden-Savannah, zehn Meilen oberhalb Paramaribo, wohnen lauter Portugiesische Juden. Sie sollen durch die Mißhandlungen der Neger mit Veranlassung gegeben haben, daß viele Sklaven in unzugängliche Moräste und Waldungen entflohen sind, von woaus sie den Pflanzungen großen Schaden zufügen, und jetzt die Maronen- oder Buschneger ausmachen, die sich das Recht als freie Neger angemaaßt haben, welches ihnen zwar keine der Regierungen Südamerikas zugesteht; allein ihre Zahl soll so ansehnlich seyn, und ihre Schlupfwinkel so versteckt, daß man sie mit offner Macht nicht angreifen kann, und nur Einzelne durch die Waldjäger eingefangen werden. — Man hat viele Sprachen in Südamerika, indessen hat Alexander v. Humboldt die verschiedenen Idiome, worunter das Aztekische oder Mexikanische, das Peruanische und Caraibische, die verbreitetsten sind, auf zwei Stammsprachen, die Toltekische und Apalachische zurückgeführt. Die Zahl der Bevölkerung oder der ganzen Volksmenge Südamerikas soll sich auf 9 bis 10 Millionen belaufen. Freie Indianer soll es überhaupt 1 Million geben; sie bewohnen, wie schon oben angeführt worden, eigene Landstrecken, reden verschiedene Sprachen, unter denen die Guaraische fast überall verstanden wird. Ihre Oberhäupter mit beschränkter Gewalt, wie oben zu ersehen ist, heißen Caziken. — Die Religion der Europäer und der davon Abstammenden in Südamerika ist größtentheils katholisch, nur wo die Britten und Holländer herrschen, ist sie evangelisch; nach diesem Verhältnisse findet man auch die Bekehrung der sogenannten Heiden zu einer der genannten Religionen. Die Spanische und Portugisische Sprache wird von ihnen am meisten gesprochen. Die Holländische Sprache kommt nur in Surinam ꝛc. vor. — Wissenschaften und Künste ste-

hen in Südamerika noch auf keiner hohen Stufe, und dieses ist auch um so weniger möglich, da nach der gänzlichen Umwälzung der Südamerikanischen Kolonien, um sich zu neuen Staaten zu gestalten, die jetzt auch schon größtentheils constituirt dastehen, an diese Gegenstände wenig gedacht werden konnte, nur die politischen Verhältnisse erhielten das Uebergewicht, also auch mehr Industrie und Handel, wodurch sich erst Staaten befestigen können, um dann dasjenige zu pflegen, wodurch die Erziehung des Menschen veredelt und verschönert und die Gewerbe und der Handel in vielfältigen Beziehungen erhoben werden können. Der Ackerbau und die Viehzucht, besonders die Rindvieh- und Pferdezucht, auch die Schafzucht, werden in den meisten Staaten mit Eifer betrieben, wozu nun noch der Bau der verschiedenen Handelsprodukte, die oben angeführt worden, kommt, besonders derjenigen, die man aus Ostindien nach dem neuen Welttheile verpflanzt hat. Die Europäischen Gewächse und Hausthiere gedeihen auch in Südamerika vortrefflich, und wenn auch nicht in allen Staaten in gleichem Grade, weil oft das Klima hinderlich ist, doch in den vornehmsten und größten. Fabriken und Manufakturen haben sich noch nicht zu einer gewissen Höhe erheben können. So werden in Colombia noch viele Fabrikate aus dem Auslande eingeführt, weil der Fabrikfleiß zur Befriedigung der Bedürfnisse nicht hinreichend ist. In Peru werden Wollen- und Baumwollenzeuge, Gold- und Silberarbeiten, Seide, Corduan, Konfitüren ꝛc. verfertigt; dagegen ist in Chili die Industrie nur geringe; denn außer den Kupferwaaren und einigen andern Fabrikaten, verfertigen die Landleute grobes wollenes Tuch, Ponchos (eine Art Mäntel), und irdene Geschirre. In Bolivia ist die Industrie noch in der Kindheit, Glas und einige andere Artikel sind Alles, was dieser Staat hervorbringt, ein Gleiches findet in den vereinigten Staaten am la Pla-

tastrome Statt; denn hier beschränkt sich die Industrie nur auf allerlei Wollenzeuge, die jedoch nicht fabrikmäßig verfertiget werden. In Brasilien, so groß dieses Land auch ist, und so viele Hülfsquellen es besitzt, so hat die Industrie doch noch keine rechten Fortschritte machen können; sie besteht nur in den größern Städten, wo es Fabriken und Manufakturen giebt; dann hat man hier Rumsiedereyen, Zuckermühlen, Tabaksfabriken, Segeltuch- und Baumwollenwebereyen, mehrere Eisenwerke ꝛc. ꝛc. Der Tabak ist ein Hauptartikel Brasiliens, der diesem Staate viel einträgt. Man verschickt ihn in Rollen, die 100,200 bis 300 Pfd. wiegen, oft auch in Häuten oder Süronen nach Europa und nach Afrika, und hier nach Ober- und Niederguinea, wo die Portugiesen Besitzungen haben. Der Anbau des Tabaks ist unter allen Arten des Produktenbaues einer der leichtesten, und bei dem die wenigsten Umstände sind, und der daher auch einen bedeutenden Nutzen abwirft. Die Kultur selbst beschäftiget den Anbauer nur einen kleinen Theil des Jahres hindurch, und ein nur wenig fleißiger Neger kann neben seinen übrigen Feldarbeiten jährlich leicht 2000 Pfd. Tabak bauen. Auch in Hinsicht der Auslagen geht er den andern Produkten vor, denn diese sind bei ihm nur sehr geringe. Der Brasilianische Tabak war zwischen Portugall und Spanien vor den Französischen Ereignissen in diesen Ländern fast der einzige Verkehrsgegenstand, indem beide Reiche beinahe einerlei Produkte hervorbringen. Spanien nahm, Kraft eines besondern Vertrages, fast allen seinen Rauchtabak aus Brasilien, und erhielt auch viel Brasilianischen Tabak durch Schleichwege. Es hat Jahre gegeben, wo Spanien für mehr als 200,000 Pesos fuertes Brasilianischen Tabak von Portugall abgenommen hat. Es bezahlte dem Lieferer das Pfund mit zwei Reales oder ungefähr drei gute Groschen, und verkaufte ihn den Inländern wieder zu vierzig Reales

oder zwanzigmal so hoch, als es ihn einkaufte. Der Brasilianische Tabak ward nach den Königlichen Magazinen an den Grenzen zwischen Spanien und Portugall geliefert, wo ihn die Spanischen Kommissarien schaueten und die taugliche Waare übernahmen. Der Ausschuß ward dagegen auf der Stelle verbrannt, oder man schickte ihn nach Genua, wo er immer noch seinen Markt fand. Der zweite Artikel ist das Fernambukholz, welches seinen Namen von der Stadt Pernambuko erhalten hat. Vor der Trennung Brasiliens von Portugall war dieses Holz ein Monopol der Krone Portugalls, welche dasselbe auf gewisse Jahre an inländische Kaufleute, vor einigen Jahren an das Haus Mellish und de Visme zu Lissabon, in Pacht überließen; welches dafür einen festgesetzten Preis bezahlte, und die Waare hernach wieder den Handelsleuten mit einem ansehnlichen Vortheile abließ. Es werden davon jährlich 4 bis 5,000 Tonnen verladen, die theils nach Lissabon, theils nach Oporto gehen. Der Transport des Holzes, bis an den Bord der Schiffe, verursacht den Leuten viel Mühe, daher sich die Eingebornen des Landes immer ungern dazu gebrauchen lassen. Auch das Fällen und Schneiden ist eine harte Arbeit; man muß es hier gemeiniglich durch Neger verrichten lassen. Dieses rothfärbende Holz wächst auch in andern Provinzen, aber das beste desselben wächst in der Provinz Pernambuko, und wird zehn Meilen in der Runde um Olinde gefällt. Brasilien liefert nun noch mancherlei feine Ebenisten-, Tischler- und Fournirhölzer, z. B. gewöhnliches Ebenholz, dem Buchsbaum ähnlich, Violettholz, Acajouholz, Amarantholz, grünes Holz, dunkelblaues Holz oder Campecheholz, wie die Farbe des Holländischen Zuckerpapiers, bleichrothes, rothgeadertes, dunkelrothes ꝛc.; ein anderes schönes Holz ist dasjenige vom Capahubaume, welches dem Europäischen Nußbaumholze gleicht, aus welchem Baume der vortreffliche Copaiv-

balsam tröpfelt oder rinnt. Der wichtigste Artikel von allen Produkten Brasiliens ist der Zucker, dessen Anbau gleich beim Anfange der Kolonie schnelle Fortschritte gemacht hat. Zu Pirards Zeit, der gegen das Ende des vorletzten Jahrhunderts Brasilien bereisete, machte die große Menge Zuckers, die in Brasilien geerndtet wurde, den Hauptreichthum der Kolonie aus. Nach diesem Reisebeschreiber gab es damals in einer Strecke von 150 Meilen gegen 400 Zuckermühlen, deren jede 100,000 Arrobas zu 32 Pfd. am Gewichte rohen Zucker lieferte. Dieser Artikel ist auch noch jetzt der beträchtlichste in Brasilien. Es giebt aber auch keine Gegend in ganz Amerika, die sich besser zur Fabrikation und zum Transporte des fabrizirten Zuckers paßte; denn die ganze Küste ist mit kleinen Flüssen durchschnitten, welche durch die Thäler strömen, und sich zuletzt ins Meer ergießen. Diese treiben überall die hier befindlichen Zuckermühlenwerke, transportiren den Zucker, und erleichtern die Zufuhr der Bedürfnisse in der Kolonie, welches den Brasilianern beim Aufladen, Abladen 2c. ansehnliche Kosten erspart, und den Vortheil gewährt, ihre Waare um so viel wohlfeiler im Preise stellen zu können. — Der Baumwollenbau ist gleichfalls sehr bedeutend; dann wird Reis in manchen Gegenden Brasiliens häufig gebauet; er kann auch an den Ufern des Amazonenflusses in außerordentlicher Menge gewonnen werden, indem daselbst die beste Lage dazu ist, und Klima und Boden trefflich taugen; auch Mays und Manioc, welche beide Artikel hier die gewöhnliche Kost der Sklaven abgeben, werden im ganzen Lande viel gebaut. Es giebt auch hier und dort sehr fruchtbares Land, als unter andern in der Kapitanerie St. Vincente, der südlichsten Gegend von Brasilien, und zunächst am Rio de la Plata, dreizehn Meilen vom Meere, in der Nachbarschaft von der Stadt St. Pablo, woselbst sehr gutes Getreide und schöne Weiden vorkom-

men. Man kann annehmen, daß nach der Bodenkultur von dem ganzen Lande etwa $\frac{2}{100}$ kultivirtes oder Weideland, $\frac{12}{100}$ an Privatpersonen zwar abgegebenes, aber noch unter keiner Kultur befindliches, $\frac{70}{100}$ freies Land oder Urwaldung, dem Staate zugehörig, welches die Regierung noch zu verleihen hat, sind, und $\frac{16}{100}$ auf Flüsse, Seen, Sümpfe und des Anbaues unfähiges Land zu rechnen sind. — Der Kaffeebau wird jetzt in Brasilien stark betrieben. Nach dem Herrn von Langsdorf *) kann man mit vierzig Negern, wenn man sie zur Arbeit anzuhalten weiß, im ersten Jahre Kaffee aussäen, eine Baumschule anlegen, 20 bis 30,000 Kaffeebäume und Maniocwurzel, Welschkorn, Bohnen, Kohl und andere nahrhafte Pflanzen und Wurzeln, Bananenbäume ꝛc. pflanzen, so viel, daß man seine Leute nach den ersten sechs Monaten beinahe schon ernähren kann; nach achtzehn Monaten, wenn die Brodwurzel reif ist, besitzt man schon den Hauptnahrungszweig. Unterdessen fährt man fort, Kaffeebäume zu pflanzen und seine Baumschule zu vergrößern, so viel man Zeit und Sklaven hat. Von der Brodwurzel kann man nach achtzehn Monaten für den Werth von ungefähr 10,000 Fl. erndten. Nach drei Jahren fangen die 30,000 Kaffeebäume an zu tragen, und im vierten Jahre geben sie ihm wenigstens 1 Pfd. trockuen Kaffee per Baum, das ungefähr $\frac{1}{2}$ Fl. werth ist, so, daß er alsdann anfängt, die jährlichen Einkünfte von 15,000 Fl. zu ziehen. Im fünften Jahre, wenn er mit Beharrlichkeit fortgefahren hat seine Kaffeeplantage zu vergrößern, und von Jahr zu Jahr ungefähr 20,000 Kaffeebäume zuzupflanzen, so darf er sicher darauf rechnen, es in fünf bis sechs Jahren sehr leicht dahin zu bringen, daß ihm die Kaffeeplantage jährlich 25, 30 — 40,000 Fl. reinen Ertrag abwirft, und ein Deutscher

*) Bemerkungen über Brasilien. Mit gewissenhafter Belehrung für auswandernde Deutsche, von G. H. von Langsdorf. Heidelberg, 1821.

Anpflanzer, anstatt kümmerlich in Europa 3 bis 4 Prozent zu ziehen, dort mit Gewißheit in wenigen Jahren sein Kapital verdoppelt, und ein reicher angesehener Bürger wird. Ein Deutscher, der eine Kaffeeplantage in Brasilien anlegen will, muß jedoch ein Vermögen von wenigstens 60,000 Fl. mitbringen; denn ein großes unkultivirtes Landgut kostet z. B. 10,000 Fl.; er kauft sich vierzig Sklaven à 200 Spanische Thaler, macht 20,000 Fl. Der Bau der Häuser, Magazine und Wohnungen beträgt ungefähr 20,000 Fl. Die Nahrung von vierzig Negern, nebst Ankauf von Ackerbaugeräthschaften, Viehstand ꝛc., macht auf drei Jahre 10,000 Rthlr.; so hat man die angelegte Summe von 60,000 Fl. Dieses hat der Doktor Lezesne, ein ehemaliger Bewohner von St. Domingo, gethan, und auf den Ankauf und Anbau in ungefähr drei Jahren 60,000 Fl. verwendet. Durch Fleiß, Kenntniß und Betriebsamkeit ist es ihm gelungen, im ersten und bis zu Ende des zweiten Jahres an 100,000 Kaffeebäume zu pflanzen, und diese nur mit acht und dreißig Sklaven, da ihm zwei im ersten Jahre von den vierzig gestorben waren, und im vierten Jahre nach der ersten Pflanzung trägt jeder Kaffeebaum schon 2 bis 3 Pfd., aber nur 1 Pfd. angenommen, so hat Lezesne mit einem Kapitale von ungefähr 60,000 Fl. eine Niederlassung begründet, die ihm die jährliche Rente von 100,000 Pfd. Kaffee oder von 50,000 Fl. abwirft. Diese Berechnung galt vor zwanzig Jahren, gilt aber jetzt nicht mehr, da der Brasilianische Kaffee in Folge des starken Anbaues sehr wohlfeil geworden ist. — Bei der großen Ausdehnung des Landes und der Verschiedenheit des Erdbodens, der Fruchtbarkeit des Klimas und der Produkte, ist es unmöglich eine Preistabelle der ersten Bedürfnisse zu entwerfen, um den Kolonisten hiermit an die Hand zu geben. Der ärmste und arbeitsamste Tagelöhner und Bauer, der thätigste Handwerker, der geschickteste Künst-

ler, muß eben so, wie der reichste Kapitalist, seine Lage als Auswanderer genau überlegen, und nicht unbesonnen in den Tag hineinhandeln, und etwas verlassen, was schon gut ist, um etwas Besseres zu suchen und ein reicher Mann zu werden. Ein Neger oder eine Negerin kostet 500 bis 600 Fl.; die tägliche Nahrung eines Negers 15 bis 20 Kreuzer, die eines Europäers wenigstens 30 bis 40 Kreuzer. 32 Pfund Speck kosten 8 Fl., zuweilen mehr, je nachdem die Zufuhr aus dem Innern häufiger oder seltener ist. 1 Sack Manioc oder Brodmehl macht 5 bis 6 Fl.; 1 Sack trockner Bohnen guter Qualität 12 bis 14 Fl., wobei es sehr auf die Jahreszeit ankommt, nämlich ob vor oder nach der Erndte; sie sind zuweilen theuer, zuweilen auch etwas wohlfeiler. 1 Sack Welsches Kornmehl (Gries) 4 bis 5 Fl. Rindfleisch, und dazu schlechtes, 11 Kreuzer das Pfund. Weizenmehl ändert sehr oft im Preise, weil sowohl Getreide, als Mehl von außen zugeführt wird. Im Durchschnitt kostet das Pfund etwa 10 bis 12 Kr. Nur der reichere Bürger ißt Brod, auf dem Lande kennt man es selten. Ein Ey kostet 6 bis 7 Kreuzer; ein Huhn $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fl. Kartoffeln 8 bis 10 Fl. der Ctr. Gesalzene Butter, die von Holland, Irland und Frankreich zugeführt wird, im Durchschnitt das Pfund 1 Fl. Mit Salz besprengtes und an der Luft getrocknetes Rindfleisch, welches im südlichen Theile von Brasilien bereitet wird, und für die arbeitende Klasse die allgemeinste Nahrung ist, die Arroba (oder 32 Pfund) 6 bis 8 Fl.; aber auch bei diesem Artikel ändert der Preis mannigfaltig und richtet sich nach der Zu- und Ausfuhr dieses Produkts. 1 Kopf Weißkohl kostet 12 bis 14 Kr., 1 Bouteille Wein 30 bis 40 Kr., 1 Bouteille Englisches Bier 40 bis 50 Kr., 1 Zugochse 3 bis 4 Louisd'or, und 1 Kuh mit dem Kalbe 5 Louisd'or. — Kleider, Hemden, Weißzeug, die alle aus leichten Baumwollen-Zeugen bestehen, sind im Ganzen wohlfeil. Ein Hemd

kommt ungefähr 2½ Fl. Da in der Provinz Rio de Janeiro großer Mangel an Tagelöhnern und geschickten Handwerkern ist, so steht der Tagelohn im Durchschnitte sehr hoch. Ein guter Zimmermann bekommt wohl 3 bis 4 Fl. den Tag; ein guter Maurer eben so viel. Ein Neger mit bloßer Feldarbeit 1 Fl. den Tag. Wenn ein solcher Europäer Frau und Kinder zu ernähren hat, anständig und reinlich wohnen, und nach Europäischer Art leben will, so bleibt ihm am Ende der Woche, auch wenn er 4 bis 5 Fl. den Tag verdient, doch selten mehr übrig, als wovon er allenfalls des Sonntags noch zehren kann. Dieses sind nun die Preise in der Hauptstadt und in deren Umgegend. Ein Tischler muß das Holz oder die Bretter zu theuren Preisen kaufen; dazu ist alles Holz hart und schwer zu verarbeiten. Auf dem Lande, in den Inlandsprovinzen, ist Alles wohlfeiler. Der Neger, dessen Ankauf dort um die Hälfte theurer ist, verdient kaum ½ Fl., und der geschickteste Handwerker kaum 1 Fl. Zu den Künstlern und Handwerkern, die am meisten in der Provinz und in der Residenz von Rio de Janeiro gesucht werden, gehören Zimmerleute, Tischler, Maurer, Schmiede, Schlosser, Wagner, Klempner und Kupferschmiede, aber auch viele Schneider, Schuhmacher, sogar Perückenmacher und Putzmacherinnen finden bei einiger Betriebsamkeit Unterhalt in der Hauptstadt. Selbst geschickte Buchbinder würden ihr Glück machen. Die umliegenden Gegenden, besonders die Küstenländer, wo die Wasserkommunikation den Handel aller Produkte erleichtert, bieten einem unternehmenden Manne tausend Gelegenheiten etwas zu gewinnen dar. Bis zu den 1820ger Jahren fand man in dem Lande, wo die beste Baumwolle wächst, noch keine Spinnerey; selbst ein Mangel an allen Arten von Mühlen; es fehlten Säge-, Mahl- und Stampfmühlen. In der Nähe der Hauptstadt, wo man in den letzten zehn Jahren sehr viel gebauet hat, fehlt es noch an Ziegelhütten.

Aller Kalk wird aus Muscheln gewonnen und ist theuer. Die Kalksteine am Kap Frio, auf der Seeküste, dreißig Stunden von Rio de Janeiro, werden nicht benutzt, weil es an einem Unternehmer fehlt, der Kalköfen zu erbauen versteht, und der sein Vermögen in eine solche Anlage stecken will. Holz ist im Ueberflusse vorhanden, auch die trefflichste Porzellanerde, so wie der feinste und reinste Töpferthon, der sich beinahe allenthalben findet, ohne daß es irgend Jemand je eingefallen wäre, eine Steingutfabrik zu errichten. Alles Steingut für den Gebrauch von ganz Brasilien kommt von England. Eben so können mit dem größten Vortheile Glasfabriken, Potaschbrennereyen, Seifensiedereyen ꝛc. angelegt werden. Es fehlt bloß an Menschen, welche die gehörigen Kenntnisse und Kapitalien haben, solche Anlagen zu machen; an dem glücklichsten Erfolge darf man nicht zweifeln, da es der Vortheil der Regierung ist, solche Unternehmungen durch Privilegien nach allen Kräften zu unterstützen. Bei der so großen Ausdehnung Brasiliens ist es natürlich, daß jeder Unternehmer, sowohl der Kapitalist, als der Bauer und Handwerker, denjenigen Theil des Landes oder diejenige Stadt wählen muß, die ihm, nach seinen Kentnissen und seinen Vermögensumständen, der Ausführung seiner Pläne oder Ausübung seiner Kunst und seines Gewerbes am angemessensten ist. Der Bauer, der sich vorzüglich mit dem Ackerbaue beschäftigen will, muß sich in den südlichen gemäßigten, und zum Theil außer den Tropen gelegenen Ländern niederlassen, das heißt, in der Provinz von Rio grande oder in den hochgelegenen Ländern von St. Paul und Minas geraes, welche Provinzen auch zum Weinbaue geschickt sind, dagegen gedeihen die Reben nicht in allen übrigen dem Aequator näher liegenden Provinzen, wegen der allzugroßen Hitze. Die gemäßigte Provinz von Rio grande ist auch noch außerordentlich reich an Rindviehzucht, und die Einwohner schlachten hier oft das

Hornvieh bloß der Häute wegen. Diese Häute, die im Handel unter dem Namen von Buenos-Ayres- und Rio grande-Häute bekannt sind, werden ohne irgend eine besondere Bereitung ins Ausland oder nach Europa verführt, wo sie gegerbt und verarbeitet werden, und dann wieder unter mancherlei Gestalten nach Südamerika zurückkehren. Das Rindfleisch wird auch oft getrocknet verführt; es würde aber weit vortheilhafter seyn, wenn Jemand verstände das Fleisch gehörig zu salzen, die Ochsenzungen zu räuchern, und die Häute zu gerben, da man dort die vortrefflichsten Rinden zu Gerbestoffen finden kann. Butter und Käse kommen, wie oben bemerkt worden, von Holland, England und Frankreich, aber auch diese Artikel könnten mit größerem Vortheile in den eben genannten südlichen Ländern bereitet werden. Die Provinzen von Pernambuko, Maranham, Bahia und Rio de Janairo liefern sehr gutes Zuckerrohr; allein man ist in der Bereitung des Zuckers noch nicht so weit gekommen, als in der Havanna. Es fehlt daher hier an solchen Leuten, die eine bessere Bereitung des Zuckers verstehen. Die Baumwolle von Pernambuko, Maranham, Bahia und Minas novas ist allgemein im Handel bekannt, und bietet Millionen arbeitsamen Menschen einen unfehlbaren ergiebigen Erwerbszweig dar. In diesen Provinzen, wo das rohe Produkt sehr wohlfeil zu haben ist, fehlt es an Spinnereyen, und wenn erst diese in solcher Vollendung vorhanden sind, daß man einen gut gesponnenen Faden liefern kann, so könnten auch Webereyen aller Art mit dem größten Nutzen angelegt werden, wodurch Brasilien in den Stand gesetzt werden würde, die feinen Gewebe, wie Mousselin, Batist ꝛc., weit wohlfeiler und besser nach Europa zu liefern, als Ostindien. Der Reis kommt in allen Tropenprovinzen Brasiliens eben so gut fort, als in Südkarolina, nur fehlt es an gutem Willen und an Kenntnissen im Reisbaue, um auch

in Südamerika durch zweckmäßige Erbauung von Reismühlen die Ausfuhr dieses Produktes zu befördern. Die schon oben erwähnten Gewürze Ostindiens und alle Apothekerwaaren, auch der Indigo, die Cochenille ꝛc., gedeihen auch in den Provinzen von Para, Maranham, Seara und Pernambuko vorzüglich gut, nur Nachlässigkeit, Mangel an Bevölkerung und an Industrie sind Ursache, daß man es kaum der Mühe werth hält, diese Gegenstände als Handelsprodukte zu erhalten. Die weit ausgedehnten Küstenländer vom Amazonenflusse bis zum Rio de la Plata, über 33 Breitegrade oder zwischen 500 — 600 Deutsche Meilen ausgedehnt, sind sehr fischreich, nur fehlt es an zweckmäßig angelegten Fischereyen, wären diese vorhanden, so könnten sie mit denen von Neufundland wetteifern, und alle Einfuhr dieses Artikels entbehrlich machen; auch könnten durch diese Anstalten für den Staat brauchbare Seeleute erzogen werden. In Para hat man schon angefangen, mit dem besten Erfolge Fischleim und Hausenblase zu bereiten, und in St. Catharina und Rio grande bis nach Rio de Janeiro waren der Wallfischfang und die Thransiedereyen ehemals sehr beträchtlich. In der Nachbarschaft der vielen Seehäfen giebt es Waldungen im Ueberflusse, die nicht nur das nöthige Brennholz zu Fabriken und Manufakturen in großer Menge liefern, sondern auch Gelegenheit darbieten, Kohlenbrennereyen und Schneidemühlen in Menge anzulegen und den Schiffbau zu betreiben. Die Provinz von Minas geraes enthält Gold- und Eisenminen im Ueberfluß, und jedem Unternehmer ist es gestattet, nach den dortigen Anordnungen Gold- oder Eisenminen zu bearbeiten. Auch fehlen Minenoffiziere, Eisengießer und Bergleute. Diese könnten unter sehr vortheilhaften Bedingungen angestellt werden; auch könnten sie auf eigene Rechnung Minen und Hüttenwerke anlegen. Salzquellen giebt es in der Nachbarschaft des St. Fran-

ziskoflusses, in der Provinz von Minas geraes bei Salgado, sie werden aber nicht benutzt, obgleich bei dem scheinbaren Mangel dieses Produkts solches 200 bis 300 Stunden weit, nämlich von Rio de Janeiro nach den Inlandsprovinzen von Minas geführt wird. Auf der ausgedehnten, am salzigen Atlantischen Ocean gelegenen Küste ist es noch Niemanden eingefallen, das Salz durch Austrocknung des Seewassers zu gewinnen, obgleich beinahe täglich das auf diese Art gewonnene Salz von Setuval und den Capverdischen Inseln in die Häfen von Brasilien eingeführt wird. Talg wird in großer Menge von Rio grande nach Rio de Janeiro gebracht, und es würde ein Leichtes seyn, mit diesem Produkte und der aus den unermeßlichen Waldungen leicht zu gewinnenden Potasche Seifensiedereyen anzulegen, sobald die Regierung ein Verbot auf die Einfuhr eines solchen Artikels legte, oder einen hohen Impost, es würden dann Fabriken dieser Art die innere Industrie des Landes von selbst heben. Es kann in Brasilien weder guter Rum destillirt, noch andere gute Liqueure dort bereitet werden. Französischer, Spanischer und Portugiesischer Branntwein, und auch Weinessig wird zugeführt. Hieraus gewahrt man, daß es in Brasilien noch an aller Industrie mangelt; denn dasjenige, was betrieben wird, ist nichts gegen das, was noch betrieben werden könnte, und ganz darnieder liegt, weil es theils an Gewerbetreibenden fehlt, theils auch an Aufmunterungen der Regierung und an zweckmäßigen Maßregeln, um die Industrie und den Handel zu heben, und so wie es hier in Brasilien ist, so ist es auch größtentheils in den andern Reichen Südamerikas. Es fehlt hier noch an einem gehörigen Impuls, um die Industrie aus ihrer Schlaffheit zu erheben, um überall, so weit es sich thun läßt, Regsamkeit in den Gewerben zu verbreiten, sowohl des Ackerbaues, als auch der Künste und Handwerke; an Mitteln dazu fehlt es nicht, wohl

aber an eifrigen, geschickten und thätigen Arbeitern, und, wie schon gesagt, an Aufmunterung von der Regierung. — Was den Handel Brasiliens betrifft, so könnte er bei den Produkten, die Brasilien aufweisen kann, sehr ansehnlich seyn, wenn ihm nicht die mancherlei politischen Ereignisse dieses Landes in der neuen und neuesten Zeit sehr geschadet hätten. Brasilien hat eine Menge Landesprodukte, die sich zur Ausfuhr eignen und auch in Menge ausgeführt werden. Zu diesen Produkten gehören nun die schon oben erwähnten Hauptprodukte, als der Zucker, die Baumwolle, das Brasilienholz und andere Farbe- und Tischlerhölzer, der Tabak; ferner Häute, Reis, Sassaparille, Vanille, Kaffee, Ipecacuanha, Cacao, welche Artikel besonders die Gegend am Amazonenflusse liefert; Honig, Wachs, Seide, Straußfedern, dann verschiedene Arten von Chinarinde, davon die graue Sorte die beste Peruanische übertrifft, die Produkte des Cucheris- und Pechuri-Gewächses, welche beide aromatische Pflanzen sind, die den Muskatennuß- und Gewürznelken-Bäumen ähnlich sehen, Wallfischbarden, viel Thran, Fischbein, viele wilden Häute oder Häute von wilden Thieren, im Gegensatze derjenigen von zahmen oder Hausthieren. Die Portugiesen waren die Ersten, welche den Zuckerrohrbau in Amerika eingeführt haben. Vor dem Jahre 1650 zogen die Portugiesen jährlich aus Brasilien gegen 120,000 Faß Zucker, und weil hier Niemand mit ihnen concurrirte, so stellten sie diesen Artikel zu einem selbstbeliebigen Preise. Die Europäer bezahlten damals den Zucker mit 7 bis 8 Liv. oder Pfd. Sterl. (55 bis 56 Rthlr. Sächs.). Den Centner von 4 Arrobas; in dem darauf folgenden Jahrhunderte stieg er bis auf 32 Millionen Pfund, und auch in diesem Jahrhunderte ist die Zuckerausfuhr immer noch sehr ansehnlich, obgleich sich die Handelsverhältnisse sehr geändert haben. Der Zucker wird für Lissabon und England verladen, und geht über Pernambuko, welche Provinz

zwar den dritten Rang in politischer Beziehung einnimmt, aber in Hinsicht des Handels den ersten verdient, besonders in dem Handel mit England. Die Baumwolle ist in neuester Zeit größtentheils nach England gegangen; sie beläuft sich ungefähr auf 80 bis 90,000 Säcke jährlich, wovon der Sack ungefähr 160 Pfund wiegt, und auch über Pernambuko geht. Im Jahre 1815 bestand die ganze Schiffsflotte vor dem Frieden mit den vereinigten Staaten aus achtundzwanzig Schiffen, wobei zwei Kriegsschiffe, mit ihren zwei eroberten Schiffen, und vierundzwanzig Kauffahrer, wovon vierzehn von Pernambuko, und die zehn andern von Rio de Janeiro und von Bahia waren, welches beweiset, daß der Handel über Pernambuko am stärksten betrieben ward. Der Tabak wird, wie schon oben angeführt worden, in Rollen von 100 bis 300 Pfd. erhalten, und kommt entweder in ledernen Süronen von 500 Pfd. oder in Fässern an. Für die Sürone werden in diesem Falle 6 Pfd. und für das Faß 10 Prozent Thara abgerechnet. Die ächte Sorte des Brasilianischen Tabaks, der sogenannte Legitimo, kommt über Portugall, auch über England in den Handel von Europa. Er wird vor dem Verspinnen mit einer Sauce von Seewasser, von den Blättern und Früchten des weißen Brasilienholzes, und auf andere Art zubereitet, und sowohl zum Schnupfen, als auch zum Rauchen gebraucht. Auch der Kaffee giebt jetzt einen bedeutenden Handels- und Ausfuhrartikel ab, und besonders wegen seiner Wohlfeilheit, obgleich es ihm an dem balsamischen oder ätherischen Oele zu fehlen scheint, wodurch sich die übrigen Kaffeesorten auszeichnen; dann die Farbehölzer und die Häute. Die Letztern beziehen besonders die Franzosen und Holländer in großer Menge. Im Lande selbst wird der Transport der rohen Häute durch die vielen Flüsse befördert, woran die waldigen Strecken liegen, worauf das Hornvieh weidet. Besonders zahlreich sind

diese Herden Rindvieh um Rio de Janeiro, wo man sie hauptsächlich der Häute und des Talges wegen jagt und schlachtet. Weil ehemals ein großer Theil der Rückfrachten, welche die Schiffe aus Portugall in Brasilien einnahmen, in Gold bestand, welches nur wenig Platz einnimmt, so blieb immer Raum genug übrig für alle gewöhnliche Waaren, wozu auch die Häute gerechnet wurden, und das Frachtlohn, welches sonst diese Artikel sehr vertheuerten, konnte auf die kostbaren Ladungsstücke geschlagen werden, die es tragen können. Nach Raynals Angabe bestand Brasiliens Produkten-Lieferung vor Jahren aus 443,000 Centnern rohen weißen Zucker, 58,500 Centn. Tabak, 4500 Centn. Baumwolle, 20,000 Centn. Farbehölzern und über 100,000 Stück Häute. Im Jahre 1817 wurden dagegen allein zur See aus dem Hafen von Rio de Janeiro ausgeführt: 680,000 Arrobas (die Arroba zu 32 Pfd. gerechnet) Zucker, 9,567,960 Pfund Kaffee (1820 14,733,540 Pfd.), 320,000 Arrobas Baumwolle, 30,000 Centner Tabak, 512,000 Stück Ochsenhäute ꝛc. Der Brasilianische Zucker wird besonders von Rio de Janeiro, Pernambuko und Parayba ausgeführt, und ging ehemals am stärksten nach Holland, Hamburg und nach Italien, hier besonders nach Genua; jetzt geht er auch nach England. Die Baumwolle Brasiliens geht über Rio de Janeiro, Pernambuko und Maranham, wie dieses aus den Angaben der zuerst genannten Städte schon oben zu sehen ist, und nach England und Frankreich. Von Maranham aus gingen an Baumwolle:

im Jahre 1809 51 Schiffe mit 55,835 Säcken nach England, und 29 Schiffe mit 21,006 Säcken nach andern Ländern;

— Jahre 1810 37 Schiffe mit 40,684 Säcken nach England, und 19 Schiffe mit 11,793 Säcken nach andern Ländern;

im Jahre 1811 36 Schiffe mit 48,705 Säcken nach England, und 19 Schiffe mit 6,053 Säcken nach andern Ländern;
— Jahre 1812 29 Schiffe mit 35,567 Säcken nach England, und 29 Schiffe mit 4,803 Säcken nach andern Ländern;
— Jahre 1813 35 Schiffe mit 50,072 Säcken nach England, und 27 Schiffe mit 10,101 Säcken nach andern Ländern;
— Jahre 1814 22 Schiffe mit 31,205 Säcken nach England, und 34 Schiffe mit 14,436 Säcken nach andern Ländern;
— Jahre 1815 32 Schiffe mit 28,539 Säcken nach England, und 49 Schiffe mit 22,206 Säcken nach andern Ländern.

Zucker ist aus dieser Provinz wenig ausgeführt worden; denn bis zum Jahre 1820 gewann sie nicht einmal soviel Zucker, als sie selbst nöthig hatte. Man hatte fünf Zuckersiedereyen zu Itopikaru, welche 5000 Arroben Zucker lieferten, und auf der ganzen Insel sechs derselben in voller Thätigkeit. Der Bedarf desselben kam aus den Häfen der mittägigen Provinzen. Man wollte den Boden nicht zur Kultur des Zuckerrohrs geeignet halten; dagegen wird aber hier viel Reis zur Ausfuhr gewonnen, welcher mit der Baumwolle in Schiffen zu 25 bis 30 Tonnen nach dem Hafen San Luis verladen wird. Diese Schiffe folgen dem Laufe des Flusses, allein die Rückkehr derselben hat mancherlei Schwierigkeiten; denn man muß sie dann mit dem Ruder oder mit Tauen fortziehen, da sie aber leer, oder beinahe leer sind, so ist die Beschwerlichkeit nicht so groß. Von dem Hafen Santos auf St. Paul in der Provinz St. Paulo, eines der ältesten Etablissements oder Niederlassungen der Portugiesen in Brasilien, gehen viele Waaren nach Europa. Er hat einen beträchtlichen Handel, da er die Niederlage von St. Paul und

der Aufenthalsort der meisten Schiffe ist, die nach dem la Platafluſſe gehen. Man bauet in dieſer Provinz den beſten Reis und die ſchönſten Bananen. Die Spanier beziehen von dieſem Orte den größten Theil ihres Bedarfs an Zucker, Kaffee, Rum, Reis, Manioc und Indigo. Dagegen beziehen die Portugieſen von ihnen Häute und Talg, die ſie nach Europa ſchicken. Die Portugieſen hatten wenig Gewinn bei dieſem Handel, weil die Spanier ſie auf jede nur mögliche Weiſe zu übervortheilen ſuchten. Nach dem Hafen Santos kamen täglich mehrere hundert Mauleſel mit Landesprodukten an, und nahmen dagegen Eiſen, Salz, Fayance und Europäiſche Manufakturwaaren mit. Man kann hier den Fluß zwanzig Meilen mit Schiffen hinauffahren. In St. Paul giebt es Baumwollenmanufakturen und Spitzenarbeiten. In den Vorſtädten wird von den Creolen ſchöne Fayance gemacht, welche in den Handel mit den genannten Zeugen geliefert wird, jedoch im Lande bleibt. Die Kaufleute, die einen offnen Laden zum Verkauf ihrer Waaren halten, ſind hier ſehr zahlreich, machen gute Geſchäfte, und gelangen auch ſchnell zu Vermögen. Die Ochſen werden hier Herdenweiſe gekauft, und zu 24 bis 30 Schillinge das Stück bezahlt. Die Pferde werden mit 3 bis 12 Pfd. Sterl. bezahlt; ſie ſind ſchön und ſehr gelehrig. Die Pächter erziehen hier Ziegen, Schweine, Geflügel ꝛc., und bringen es auf den Markt zu St. Paul; eben ſo werden Ananas, Trauben, Pfiefichen, Bananen ꝛc. aus der Umgegend dahin gebracht und verkauft. Dieſe Provinz lieferte vor einem Jahrhunderte viel Gold, und erſt ſeitdem die Goldminen erſchöpft ſind, treiben die Einwohner Ackerbau, der ſehr ergiebig ſeyn würde, wenn nicht noch ein gewiſſes Vorurtheil dagegen herrſchte; denn noch immer ſind hier, wie in ganz Braſilien, die Bergleute mehr geachtet, als die Ackerbauer. Hat ein Landmann bei ſeinem Ackerbaue Geld gewonnen, ſo errichtet er eine

Zuckermühle zum Zerquetschen des Rohrs, und macht mit einem Neger Zucker, der jedoch nicht in den Handel des Auslandes kommt, sondern in der Provinz bleibt. Der Haupthandel der Provinz Monte-Video besteht in der Ausfuhr von Häuten, von Talg und von getrocknetem Fleische. Die beiden ersten Artikel gehen nach Europa, und der letzte nach den Antillen, und besonders nach Hav na; von Chili und Paraguay bezieht man Kupfer und den Paraguaythee. Die Pferde dieser Provinz sind vortrefflich, und arbeiten sehr schnell, werden aber, nachdem man sie acht Tage benutzt hat, wieder ein Monat auf die Weide gelassen. Ein gut abgerichtetes Pferd kostet 12 bis 15 Gulden, eine Stute 50 Kreuzer, eine Stück Rindvieh 5 Gulden, Schafe werden nur wenige und nur von einigen Personen der Wolle wegen gezogen, welche aber keinen Ausfuhrartikel abgiebt. Alle übrigen Handelsartikel, besonders Apotheker- oder Droguereywaaren, auch Cocosnüsse werden von allen Häfen Brasiliens ausgeführt. Auch durch den Weg der Contrebande werden mehrere vorzügliche und kostbare Artikel von den Engländern ausgeführt. Diese haben dazu eigens ausgerüstete Fahrzeuge, womit sie an den Küsten von Brasilien kreuzen, bei Nacht und Nebel an bequemen Orten anlegen, und da die von den Einwohnern zusammengebrachten Artikel, besonders Gold, Silber, Diamanten und Droguerey-Waaren erhandeln. Der ganze Handel Brasiliens, durch die zahlreichen Häfen an der Küste befördert, ist jetzt dadurch noch wichtiger geworden, daß er auch andern Nationen frei gegeben worden ist, darunter die Britten den stärksten Handel mit diesem Staate unterhalten, und nächst diesen die Nordamerikaner. Im Jahre 1821 betrug die Ausfuhr zur See 22,780,000, und die Einfuhr 12,940,000 Florin. Die Engländer führen größtentheils als Tauschartikel Manufakturwaaren, Fayance, Porter und andere nothwendige Gegenstände der kultivirten Völker

ein, wozu auch die Luxusartikel gehören; die Letzteren jedoch nur in geringer Quantität; auch Stahl und andere Quincailleriewaaren. Die Nord-Amerikanischen Staaten liefern Möbel und andere dergleichen Artikel, Mehl ꝛc., und nehmen Rum, Zucker und andere Artikel dagegen. Mit Afrika unterhalten die Brasilianer besonders Sklavenhandel. Der Binnenhandel, durch die vielen schiffbaren Flüsse erleichtert, aber durch die schlechten Straßen erschwert, ist noch sehr beschränkt, und wird meistens vermittelst des Transportes durch Maulthiere unterhalten. Aus Pernambuko liefen im Jahre 1823 323 Schiffe mit einer Ladung von 3,005,980 Millreis am Werthe aus, und 343 Schiffe, mit einer Ladung von 2,458,506 Millreis ein. Die Ausfuhr bestand größtentheils in Rothholz oder Fernambuk, Baumwolle, Reiß und Tabak. Aus Bahia geht viel Tabak, Reis, Zucker, Kaffee und Baumwolle aus. Die Einfuhr besteht ungefähr, nach den Conjunkturen des Handels, in 9 bis 10,000,000, und die Ausfuhr in 7,000,000 Millreis. Aus dem Hafen der Stadt Porto Seguro, in der Provinz Espiritu Santo werden Fische und viel Holz nach Bahia verschifft. Espiritu Santo treibt Küstenfahrt. — In den vereinigten Staaten am la Platastrome ragt besonders Buenos-Ayres in Hinsicht seines Handels hervor. Die Stadt selbst war schon von frühester Zeit her der Stapelplatz für alle Provinzen des la Plata. Im Jahre 1824 betrug die Ausfuhr von Buenos-Ayres 6,699,000 Piaster, à 2 Fl., und die Einfuhr 11,267,622 Piaster, darunter 5,730,052 aus England, 1,418,363 aus Brasilien, 1,368,768 aus Nordamerika, 552,187 aus Deutschland und Holland ꝛc., davon 2,606,123 wieder ausgeführt wurden, und 2,165,375 Piaster die Zollabgaben ausmachten. Die Kaufleute machen in Buenos-Ayres den Hauptstand aus, denn man nennt hier sowohl den reichsten Mann, der ins Große handelt, als der unbedeutendste Verkäufer auf der Straße, Kaufmann.

Im Allgemeinen ist der Spekulationsgeist aber nicht ein Eigenthum dieser Grossirer, denn sie verabscheuen jede Unternehmung, die außer ihrer gewöhnlichen Routine liegt. Diese bestand besonders darin, Waaren aus Spanien kommen zu lassen, und sie mit außerordentlichem Gewinne zu verkaufen. Von andern Gegenständen hatten sie damals keinen Begriff, und wiesen jeden Handel mit andern Nationen zurück, was jetzt nicht mehr der Fall ist, wie man aus der oben angeführten Ein- und Ausfuhr ersieht. Die vorzüglichsten Handlungen gehören Europäischen Häusern. Die Creolen treiben nur wenig Großhandel, sollen aber mehr Adel im Charakter, als die Spanier haben, welches man wohl bezweifeln möchte. Sie sollen daher auch kein so großes Glück machen, da sie die Sparsamkeit und Scheinheiligkeit, welche die Spanier charakterisiren, verabscheuen; denn ein Spanischer Kaufmann geht dreimal in die Kirche, um sich den Schutz und das Zutrauen der reichen Familien zu erwerben.—Unter den Detailhändlern gewinnen die Pulperos, die Magazinhändler und die Krämer am meisten. Erstere verkaufen Wein, Branntwein, Lichte, Salz, Brod, Gewürze, Holz, Fett und Schwefel. Bei diesen vereinigen sich gewöhnlich die Trunkenbolde der Stadt. Man zählt in Buenos-Ayres 700 Pulperos, die größtentheils von reichen Leuten unterstützt werden. Die Magazinhändler verkaufen Porzellan, Fayance, Glas, Apothekerwaaren, einige Konsumtionsartikel, und einige Urstoffe für die Fabriken. Die sogenannten Krämer verkaufen baumwollene, wollene und seidene Zeuge, Häute und andere Kleidungsstücke. Sie werden oft sehr reich, besonders wenn sie durch Faktoren nach Lima, Peru, Chili und Paraguay handeln. Dann giebt es noch eine andere Klasse Handelsleute, die mit Eßwaaren aus dem Innern des Landes handeln. Im Jahre 1822 liefen in die Rhede 304 Schiffe ein, darunter 167 Englische waren. Frankreich blockirt seit

dem 28sten März 1838 die Häfen von Buenos-Ayres. Die Veranlassung dazu war, Mißhandlungen Französischer Unterthanen wegen des Handels daselbst; denn außer daß die übrigen Bedingungen eines 1829 geschlossenen Handelsvertrages nicht erfüllt wurden, verlangte der Präsident der Republick, Rosas, sogar, daß die dort ansäßigen Franzosen Militairdienste thun sollten, und ließ die sich weigernden ins Gefängniß werfen. Frankreich hat durch seine Blokade, die mit wachsender Strenge gehandhabt wird, besonders seit der Einnahme der Insel Martin Garzia, welche durch ihre Lage die Mündung des Uraguay in den La Plata beherrscht, am 11ten Oktober 1838 (auch die Kammer von 1840 hat wieder neue Fonds für diese Blokade bewilliget) von dem Präsidenten Rosas aber nichts erlangt, als daß er seinen Einfluß in den Südamerikanischen Republiken immer mehr befestiget. — Das Französische Südamerika oder Guyana treibt mit Kaffee, Zucker, Baumwolle, Kakao, Indigo, Reis, Tabak, Gewürznelken und vielen andern Gewürzarten ꝛc. einen Handel nach Frankreich. Die Ausfuhr bestand in den Hauptartikeln aus 60,000 Centnern Zucker, 1000 Centnern Baumwolle, 210 Ctrn. Kakao, 200 Ctrn. Kaffee und 50 Ctrn. Indigo. Die Produkte des Holländischen und Engländischen Guyana sind im Handel dieselben, wie im Französischen Theile. Die Ausfuhr aus Surinam, dem Holländischen Theile, betrug 1812 860,207 Pfd. Sterl. am Werthe. 1824 wurden von den Niederländern 6 Mill. Pfd. Kaffee, über 22 Mill. Pfd. Zucker, 71,380 Pfd. Kakao, und (1820) 1,329,240 Pfd. Baumwolle ausgeführt. Im Brittischen Theile war die Ausfuhr in Berbice im Jahre 1812 335,461 Pfd. Sterl. Im Jahre 1814 wurden 1 Million Pfd. Zucker, 60,000 Gallonen Rum, 8½ Millionen Pfd. Kaffee, und 1,200,000 Pfd. Baumwolle ausgeführt, und aus Demerary und Esseguebo war der Werth

der Ausfuhr 1812 1,334,529 Pfd. Sterl. Im Jahre 1815 gewann man an Zucker 40,472,420, an Kaffee 7,814,275, und an Baumwolle 4,402,528 Pfd. und 1,988,918 Gallonen Rum. Der Handel Chilis ist bedeutend und wird durch seine gute Häfen sehr begünstiget. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Bergwerksprodukten: in Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Edelsteinen, Steinkohlen ꝛc.; dann in Farbehölzern, Südfrüchten ꝛc. Vor den Umwälzungen der Spanischen Kolonien Südamerikas oder der Revolution lieferte dieser Staat in den Handel 5000 Mark Gold, 20,000 Mark Silber und 40,000 Centner sehr gutes Kupfer; allein nach der Constituirung in einen unabhängigen republikanischen Staat, hat diese Ausbeute sehr verloren, indem die Bergwerke in Verfall gerathen sind; denn im Jahre 1824 wurden nur noch 868 Mark Gold und 1874 Mark Silber gewonnen. Am meisten baut man jetzt noch auf Kupfer. Den Bau der Gold- und Silberminen haben jetzt Brittische Bergwerksgesellschaften übernommen. Dieses ist auch der Fall mit der Republik Peru, wo der Bergbau seit der Losreißung von Spanischer Herrschaft eben so im Verfall ist. Zu Anfange des 19ten Jahrhunderts lieferte dieses Königreich noch jährlich 3,400 Mark Gold und 611,090 Mark Silber, an Werth 6,240,000 Piaster. Diese Ausbeute ist nicht mehr vorhanden. Außer diesen edlen Metallen liefert es auch Kupfer, Zinn, Bley, Eisen, Edelsteine, und dann viele andere Produkte des Pflanzenreichs, worunter auch viele Droguerey- oder Apothekerwaaren, Baumwolle, Kakao, Tabak, Zukker ꝛc. Der Handel wird zur See am meisten mit den übrigen Freistaaten am stillen Meere getrieben, wozu der Hafen Callao in der Nähe von Lima sehr geeignet ist, daher ist auch Lima der Stapelort der Waaren, welche ausgeführt werden. Der Binnenhandel hat große Beschwerlichkeiten wegen der gebirgigen Beschaffenheit

des Landes. In Bolivia beschränkt sich aber der Handel bloß auf Binnenhandel, denn der Hafen am stillen Meere ist noch nicht sehr in Thätigkeit. Die Republik Colombia hat einen bedeutenden Handel. Der Werth der Ausfuhr beträgt jährlich, nach Cochrane, 8 Millionen Piaster, und dieses sind Naturprodukte. Zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts lieferte das vormalige Vicekönigreich Neu-Granada, das jetzt einen Bestandtheil von Colombia ausmacht, jährlich 20,505 Mark Gold, 2,990,000 Piaster an Werth. Außer dem Golde wird noch ausgeführt Platina, Silber, Kupfer, Edelsteine, Eben- und Brasilienholz, Tabak, Kakao, Vanille, Reis, Kaffee, Indigo, Zimmet und verschiedene Apotheker- und andere Waaren. Besonders reich an Ausfuhrprodukten ist das Departement Venezuela. Das vornehmste Erzeugniß ist der Kakao, wovon jährlich 130,000 Fanegas, die Fanega zu $4\frac{1}{2}$ Scheffel gerechnet, ausgeführt werden; dann Acaju-, Brasilien- und anderes kostbares Holz und Honig in Menge, Vanille, Sassaparille, Indigo, Cochenille, Tabak, Baumwolle und andere Produkte.

Landeseintheilung, Regierungen ꝛc. Südamerikas. I. Das Kaiserreich Brasilien hat folgende neunzehn Provinzen: 1) Die Provinz Para, 10,523 Quadratmeilen groß, mit 143,073 Einwohnern, darin die Hauptstadt Belem oder Para. 2) Die Provinz Rio negro, 9600 Quadratmeilen groß, mit 48,357 Einwohnern, Hauptstadt Barzellos. 3) Die Provinz Maranhao, 3,211 Quadratmeilen groß, mit 182,986 Einwohnern, Hauptstadt San Louis de Maranhao. 4) Die Provinz Piauhi, 2865 Quadratmeilen groß, mit 46,296 Einwohnern, Hauptstadt Oeiras. 5) Die Provinz Ceara, 3,311 Quadratmeilen groß, mit 272,713 Einwohnern, Hauptstadt Aracati. 6) Die Provinz Rio grande de Norte, 1573 Quadratmeilen groß, mit 68,763 Ein-

wohnern, Hauptstadt Cidade do Natal, mit einem Hafen. 7) Die Provinz Parahiba oder Paraiba, 932 Quadratmeilen groß, mit 246,232 Einwohnern, Hauptstadt Parahiba. 8) Die Provinz Pernambuko, 1412 Quadratmeilen groß, mit 602,205 Einwohnern, Hauptstadt Pernambuko oder Fernambuko, mit einer Rhede; sie ist eine der ansehnlichsten Handelsstädte Brasiliens. 9) Die Provinz Alagoas, 910 Quadratmeilen groß, mit 256,956 Einwohnern, Hauptstadt Porto Calvo. 10) Die Provinz Sergipe del Rey, 856 Quadratmeilen groß, mit 267,523 Einwohnern, mit der Hauptstadt gleichen Namens und einem Hafen. 11) Die Provinz Bahia, 2579 Quadratmeilen groß, mit 559,570 Einwohnern, Hauptstadt Bahia; nächst Rio de Janeiro die vornehmste Handelsstadt des ganzen Reiches, auf der Spitze einer Landzunge, an der vier Meilen breiten und 90 bis 108 Fuß tiefen Allerheiligenbay, die so geräumig ist, daß sie die Seeschiffe aller Seemächte fassen kann. Sie hat eine Universität. 12) Die Provinz Espiritu Santo, 1788 Quadratmeilen groß, mit 73,996 Einwohnern, Hauptstadt Vittoria, mit einem Hafen. 13) Die Provinz Rio de Janeiro, 8930 Quadratmeilen groß, mit 589,650 Einwohnern, und der Hauptstadt Rio de Janeiro; sie ist die Residenz des Königs, liegt auf einer Landzunge an der gleichnamigen Bay, $\frac{1}{4}$ Stunde von dem Eingange des Hafens entfernt; mit einer Militairakademie, einer Akademie der Künste, einem Lyceum, einer chirurgischen Schule, einer Sternwarte, einer Handlungsbörse, einem Theater, einem Museum ꝛc. Sie ist die reichste Handelsstadt, und treibt sowohl Land- als Seehandel, wozu sie einen sehr guten Hafen hat, der durch viele Forts und Festungswerke vertheidiget wird. Die Stadt hat Segeltuch-, Zucker- und Baumwollenfabriken, Wallfischthransiedereyen, worin jährlich 150,000 Tonnen Thran gesotten werden. Die

Zahl der Einwohner beträgt 210,000, nach Caldeleugh jedoch nur 135,000. 14) Die Provinz St. Paul mit der Insel St. Catharina und mit der Provinz Rio Grande do Sul, 9010 Quadratmeilen groß, mit 610,632 Einwohnern, Hauptstadt St. Paul, mit dem Seehafen Santos. 15) Die Provinz Cisplatina (Montevideo), vormals ein Theil von Buenos-Ayres, die südlichste Provinz des Landes, durch den la Platastrom von den vereinigten Provinzen am la Platastrome getrennt, 10,565 Quadratmeilen groß, mit 175,960 Einwohnern, Hauptstadt Montevideo, mit einem Hafen. Die Einwohner treiben bedeutenden Handel. Diese Provinz ist jetzt ein Freistaat. 16) Die Inseln Fernando do Noronho und Trinidad, die eine Provinz bilden, 50 Quadratmeilen groß, mit 600 Einwohnern. 17) Die Provinz Minas Geraes, eine Binnenprovinz, 11,961 Quadratmeilen groß, mit 928,933 Einwohnern, Hauptstadt Mariana. 18) Die Provinz Gojaz, eine Binnenprovinz, 12,932 Quadratmeilen groß, mit 150,000 Einwohnern, Hauptstadt Gojaz oder Villa Boa. 19) Die Provinz Matto grosso, eine Binnenprovinz, 20,116 Quadratmeilen groß, mit 82,000 Einwohnern, Hauptstadt Villa bella. Ganz Brasilien enthält über $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner von verschiedenen Nationen, worunter die Portugiesen die Mehrzahl ausmachen. Die Negersklaven betragen allein an 2 Millionen, dann freie Farbige und Indianer, sowohl unterworfene, als in Unabhängigkeit lebende Indianer in den Wäldern Brasiliens. — II. Die Central-Republik Colombia hat folgende zwölf Departements: 1) Das Departement Orinoco mit den vier Provinzen Guyana, Cumana, Barzelona und Margaretha, 16,282 Quadratmeilen groß, mit 175,000 Einwohnern; Hauptstadt des ganzen Departements Cumana, mit einem Hafen. Zu bemerken sind noch die Städte Carupano mit einem Hafen, und Neu-Bar-

zelona mit einem Hafen. 2) Das Departement Venezuela, 6210 Quadratmeilen groß, mit 350,000 Einwohnern; Hauptstadt Caracas, ehemals mit 50,000, jetzt nur noch mit 31,000 Einwohnern. Sie hat eine Universität. Der Handelshafen von Caracas ist la Guayra, welche Stadt durch das dieselbe 1812 betroffene Erdbeben noch zum Theil in Ruinen liegt. Der Hafen ist mehr eine Rhede und die meisten Kaufleute sind Faktoren der Kaufleute zu Caracas. Zu bemerken sind noch: Porto Cavello, mit einem Hafen, und Valenzia, wegen ihres beträchtlichen Handels zwischen Caracas und Porto Cavello. -3) Das Departement Apure, 2622 Quadratmeilen groß, mit 80,000 Einwohnern; Hauptstadt Varinas. 4) Das Departement Sulia mit den vier Provinzen Coro, Truxillo, Merida und Maracaibo, 4221 Quadratmeilen groß, mit 162,000 Einwohnern, Hauptstadt Maracaibo mit einem Hafen und 25,000 Einwohnern. Bemerkenswerthe Städte sind noch: Coro oder Venezuela, deren Einwohner starken Viehhandel treiben; Barquisimeto, San Phelipe, deren Einwohner Kakao, Kaffee und Reis bauen, und Truxillo. 5) Das Departement Boyacca, 9,666 Quadratmeilen groß, mit den vier Provinzen: Tunja, Socoro, Pamplona und Casanare. Die Einwohnerzahl beträgt 444,000. Hauptstadt Tunja. 6) Das Departement Cundinamarka, 4580 Quadratmeilen groß, mit den vier Provinzen: Antioquia, Bogota, Maraquita und Neiba, mit 371,000 Einwohnern; Hauptstadt Bogota, sonst Santa Fe de Bogota, auch Hauptstadt der ganzen Republik und Sitz des Congresses. Sie hat viele ansehnliche Gebäude, 27 Kirchen, darunter die Kathedrale ansehnliche und kostbare Schätze enthält, 12 Klöster, eine Universität, eine Münze, eine öffentliche Bibliothek von 14,000 Bänden, eine Bergwerksschule, einen Pallast des Präsidenten ꝛc. Die Einwohnerzahl beläuft sich

auf 30,000. 7) Das Departement Cauca, 2690 Quadratmeilen groß, mit drei Provinzen: Popayan, Buenaventura und Choco; die Einwohnerzahl beträgt 193,000; Hauptstadt Popayan mit 20,000 Einwohnern. Zu bemerken sind hier noch die beiden Hafenörter Buenaventura und Escuande, am stillen Meere. 8) Das Departement Magdalena, mit den drei Provinzen Carthagena, St. Martha und Rio Hacha, 4920 Quadratmeilen groß, mit 240,000 Einwohnern und der Hauptstadt Carthagena, einem Hafen und regelmäßigen Festungswerken; sie soll eine der schönsten und festesten Städte Amerikas seyn. Zu bemerken sind noch die Stadt St. Martha, mit einem guten Hafen, und die Stadt Mompox, in der Nähe der Mündung des Cauca in den Magdalenenstrom, mit Schiffswerften und 10,000 Einwohnern, die Handel und Schifffahrt treiben. 9) Das Departement Isthmo, 2464 Quadratmeilen groß, mit 80,000 Einwohnern; Hauptstadt Panama, auf einer Halbinsel an einem Busen des stillen Oceans, mit einem Hafen und einem lebhaften Handelsverkehre. Ihre Einwohnerzahl betrug 25,000; sie ward merkwürdig durch den General-Congreß sämmtlicher Amerikanischer Frei-Staaten, der hier im Jahre 1825 eröffnet wurde, jetzt aber nach Tacubaya, einem Flecken, $\frac{3}{4}$ Meilen von Mexico verlegt worden ist. Zu bemerken sind hier noch: die Stadt St. Jago de Veragua, an einer Bay der Südsee, mit einem Hafen, und die Stadt Portobello, mit einem Fort und Hafen am Caraibischen Meere. 10) Das Departement Ecuador oder Aequator, am stillen Meere, 8680 Quadratmeilen groß, mit 270,000 Einwohnern; Hauptstadt Quito oder St. Franzisko de Quito, mit 70,000 Einwohnern, mit einer Universität, 10 Mönchs- und verschiedenen Nonnenklöstern, mehreren merkwürdigen Gebäuden, und mehreren Fabriken. Die Quitoschen Confitüren sind berühmt.

Das Thal, worin Quito liegt, begreift, außer der Stadt, noch 29 zu dem Distrikte derselben gehörende Flecken und Kirchdörfer, ohne die kleineren. Alle diese Oerter liegen zerstreut zwischen Pflanzungen von Indigo, Baumwolle und Zuckerrohr, und Hainen von Citronen, Pisang und Pumpelmus, die mit Gärten und Obstbäumen, mit herrlichen, von lebendigen Hecken eingefaßten Saatfeldern, und schönen mit Herden bedeckten Weiden abwechseln. Die Stadt Ambato ist berühmt durch ihr vortreffliches Backwerk, welches versendet wird, besonders Brod und Kuchen. In der Stadt Ibarra oder St. Miguel de Ibarra, mit 12,000 Einwohnern, werden Baumwollen- und Wollenzeuge verfertiget, und in Otavalo, mit 20,000 Einwohnern, sind gleichfalls Wollen- und Baumwollenwebereyen. Die Stadt Atakames hat einen Hafen, und in der Gegend von Esmeraldas sind Smaragdgruben. 11) Das Departement Guayaquil, im stillen Meere, 1813 Quadratmeilen groß, mit 90,000 Einwohnern. Hauptstadt Guayaquil, an der Mündung des Flusses gleichen Namens in einer Bay des stillen Meeres, mit 24,000 Einwohnern, die starken Seehandel treiben; sie dient zum Stapelplatze des Verkehrs zwischen Peru und Chili mit Colombia und Mexico. Zu diesem Departement gehört auch die im stillen Meere gelegene Gallapagos- oder Schildkröteninsel, reich an Schildkröten, davon die größten Albemarle und Narborough heißen. 12) Das Departement Assuay, 12,687 Quadratmeilen groß, und wird, ohne die freien Indianer, von 190,000 Menschen bewohnt; Hauptstadt Cuenca, mit 20,000, nach andern mit 30,000 Einwohnern. In der Gegend der Stadt Loxa wird die beste China gesammelt. Die Central-Republik Colombia hat sich im Jahre 1831 in drei kleinere Freistaaten: Neu-Granada, Venezuela und Aequator aufgelöset. — III. Die Republik Peru hat sieben Departements:

1) Das Departement Lima, mit 250,223 Einwohnern, mit der Hauptstadt Lima und Sitz der Regierung, mit einer 1540 gestifteten Universität, einem botanischen Garten, drei Kollegien oder höheren Bürgerschulen, einer medizinisch-chirurgischen Schule, einer Schifffahrtsschule, einem Findelhause, einem Theater, mehreren Fabriken und einem ansehnlichen Handel. Die Hafenstadt Callao, mit einem sichern Hafen, Haupthafen von Peru, wohin Lima seinen Seehandel treibt. Die zwei starken Forts, welche dem Hafen gegenüber auf einem Felsen stehen, beherrschen die Stadt und den Hafen. 2) Das Departement Truxillo, mit 460,067 Einwohnern, Hauptstadt Truxillo. Der Hafen Guanchaco liegt zwei Stunden davon. Bemerkenswerth sind noch die Städte: Caxamarka, deren Einwohner Silber- und Eisenwaaren, besonders Gewehre verfertigen; $\frac{1}{2}$ Meile davon sind die Bäder des Inka. Pacasmayo, deren Einwohner viel Seife, Corduan und Baumwollenzeuge machen und lebhaften Handel treiben. Die Stadt Piura, in einer öden Sandwüste, hat einen guten Hafen. 3) Das Departement Tarma, mit 191,668 Einwohnern, mit der Hauptstadt Caxatambo. 4) Das Departement Guanca Velica, mit 36,000 Einwohnern, und der Hauptstadt Guanca-Velica, mit Gold-, Silber- und Queckſilberminen in der Umgegend. Die Stadt Xauxa hat in der Nähe Silberminen. 5) Das Departement Ayacucho, mit 176,656 Einwohnern, und der Hauptstadt Guamanga, mit 26,000 Einwohnern, die einen bedeutenden Handel treiben. 6) Das Departement Cuzco, mit 376,992 Einwohnern und der Hauptstadt Cuzco, mit 26,000 Einwohnern, worunter viele fleißige und geschickte Indianer sind, Nachkommen der alten Peruaner, welche Wollen-, Baumwollen- und Lederfabriken haben, und mancherlei andere Waaren verfertigen; auch war diese Stadt die Residenz der alten Peruanischen Regen-

ten oder Jukas; die Ruinen der alten Festung sind noch vorhanden, welche die Jukas hatten errichten lassen, auch ist hier die schöne Heerstraße aus Quadersteinen, welche von Cuzco nach Quito führt; s. auch oben, S. 121. 7) Das Departement Arequipa, mit 196,960 Einwohnern und der Hauptstadt Arequipa mit 26 bis 30,000 Einwohnern, die viele Gold- und Silberwaaren verfertigen, auch Baumwollenzeuge, womit sie Handel treiben. Arica hat einen Hafen am Australozean und auch Quilca. — IV. Die Republik Chili hat drei Departements: 1) Das Departement Coquimbo, mit der Hauptstadt gleichen Namens, mit einem schönen Hafen. Die Einwohner treiben Seehandel; in der Gegend dieser Stadt sind die schönsten Kupferminen. 2) Das Departement Kapital oder Santjago, mit der Hauptstadt St. Jago des ganzen Staats, die 48,000 Einwohner zählt, welche einen ansehnlichen Handel vermittelst des achtzehn Meilen entfernten Hafens Valparaiso treiben. Die Stadt hat schöne Gebäude. Bemerkenswerth ist hier noch die Stadt Valparaiso, mit einem vortrefflichen Hafen, der Hauptsammelplatz der Kriegs- und Handelsschiffe von Chili. 3) Das Departement Conception, mit der Hauptstadt gleichen Namens, die 10,000 Einwohner hat. Zu bemerken ist hier noch: die Stadt Valdivia, mit einem $3\frac{1}{2}$ Meilen davon entfernt liegenden Hafen, einer der besten, an der Westküste von Südamerika, mit starken Festungswerken versehen. Unter der Spanischen Regierung war Valdivia der Verbannungsort für die Verbrecher aus Peru und Chili, wo sie zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wurden. Hierher wird nun noch 4) die Insel Chiloë gerechnet, zehn Meilen breit und zweihundert Quadratmeilen groß, mit Getreide-, Gemüse- und Flachsbau, und guten Waldungen ꝛc. Die Zahl der Einwohner wird auf 25,000 geschätzt, meistens Weiße. San Juan de Castro ist die Hauptstadt darin, und Chacao ein sche-

rer Hafen an der Nordküste, woran westlich die Festung San Carlos liegt, welche die Einfahrt des schmalen Kanals an der Nordküste deckt. — V. Die Republik Bolivia hat sechs Departements: 1) Das Departement la Paz, mit 1880 Quadratmeilen und 300,000 Einwohnern; darin die Hauptstadt la Paz mit 20,000 Einwohnern. 2) Das Departement Oruro, mit 400 Quadratmeilen und 30,000 Einwohnern, darin die Hauptstadt Oruro am Desaguadero, bei welcher auf Silber gebauet wird. 3) Das Departement Potosi, 1500 Quadratmeilen groß, mit 250,000 Einwohnern, Hauptstadt Potosi, 2 Meilen von den Quellen des Pilcomayo; sie hat eine Münze und 18,000, nach Andern 30,000, Einwohner, und ist durch ihre ehemaligen sehr ergiebigen Bergwerke, die besonders reich an Silber sind, berühmt. An der felsigen Küste der Wüste Atacama dieses Departements giebt es am Australozean einige vortreffliche Häfen. 4) Das Departement Chuquisaca, sonst Charcas, 1620 Quadratmeilen groß, mit 175,000 Einwohnern und der Hauptstadt gleichen Namens, die sonst Charcas oder la Plata hieß; sie ist die Hauptstadt des ganzen Staats und Sitz des Congresses und der Regierung, am Cachimayo. Sie hat eine Universität und über 26,000 Einwohner, welche Handel treiben. 5) Das Departement Cochabamba, 2600 Quadratmeilen groß, mit 200,000 Einwohnern und der Hauptstadt Oropesa, im Thale des Condorillo, mit 16,000 Einwohnern, welche sehr viele Baumwollenwaaren und Glas verfertigen. 6) Das Departement Santa Cruz de la Sierra, welches die ganze Hälfte des Staats umfaßt, an der Grenze von Brasilien liegt, größtentheils aus Wildniß besteht, und zum Theil noch mit unbezwungenen Indianern besetzt ist, und 7000 bis 10,000 Quadratmeilen enthält und 25,000 Einwohner. Die südliche größere Hälfte heißt Chiquitos und die nördliche Moxos. — VI. Der Staat

Paraquay, 7000 Quadratmeilen groß, hat folgende sechs Departements: 1) Santjago, 2) la Conzeption, 3) Villarica, 4) Curuguatay, 5) Candelaria und 6) Assumpcion. Die vorzüglichsten Städte darin sind, die Hauptstadt Assumpcion, mit 8000, nach Andern 16,000 Einwohnern, Villarica, Villarica de la Conzeption und Itapua, eine Grenzfestung, Candelaria gegenüber, an der Westseite des Parana. — VII. Die vereinigten Staaten am la Platastrome, aus dreizehn Staaten bestehend. Es sind: 1) Der Staat Buenos-Ayres, jetzt auch Argentina genannt, mit 275,000, nach Andern nur 145,000 Einwohnern und der Hauptstadt Buenos-Ayres und Bundesstaat der ganzen la Plata-Union, Sitz des Generalcongresses und des Präsidenten. Sie hat 70 bis 80,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Handel treiben, eine Rhede, ein Fort, eine Universität, mit einer öffentlichen, 20,000 Bänden starken Bibliothek, eine Sternwarte, eine Societät der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, mehrere andere Unterrichts-Anstalten, eine Gewehrfabrik 2c. 2c. 2) Der Staat Santa Fe, mit 13,000 Einwohnern und der Hauptstadt gleichen Namens, am Einflusse des Salado in den Parana, mit 4,000 Einwohnern. 3) Der Staat Entre-Rios, mit 32,000, nach Andern nur 18,000 Einwohnern, darin die Hauptstadt Conception. 4) Der Staat Corrientes, mit 24,000, nach Andern mit 15,000 Einwohnern, und der Hauptstadt gleichen Namens, am Zusammenflusse des Parana und Paraguay, mit 4500 Einwohnern. 5) Der Staat Cordova, mit 76,000 oder 78,000 Einwohnern, mit der Hauptstadt Cordova, in einem tiefen Kessel am Primeroflusse; sie hat eine Universität, manche schönen Prachtgebäude, und zählt 14,000 Einwohner. 6) Der Staat San Luis de la Punta, mit 10,000

bis 15,000 Einwohnern, und der Hauptstadt gleichen Namens mit 1500 Einwohnern. 7) Der Staat Mendoza oder Cujo, mit 30,000 Einwohnern, nach Andern mit 40,000, und der Hauptstadt Mendoza, von den Kanälen des Mendozaflusses bewässert, mit 20,000 Einwohnern, die einen bedeutenden Handel, besonders mit dem in der Umgegend wachsenden Weine treiben. 8) Der Staat St. Juan de la Frontera, mit 34,000 Einwohnern, nach Andern nur mit 15,000, und der Hauptstadt gleichen Namens, am Fuße der Anden, mit 8000 Einwohnern, die Weberey und Weinhandel betreiben. 9) Der Staat Rioja, mit 20,000 Einwohnern und der Hauptstadt gleichen Namens. 10) Der Staat Catamarka, mit 36,000, nach Andern nur mit 12,000 Einwohnern und der Hauptstadt gleichen Namens. 11) Der Staat Santjago del Estero, mit 45,000 (20,000) Einwohnern, mit der Hauptstadt gleichen Namens, am Rio dulce. 12) Der Staat Tucuman oder St. Miguel de Tucuman, mit 45,000 (14,000) Einwohnern und der Hauptstadt gleichen Namens, $\frac{1}{2}$ Meile vom Rio dulce und an einem Kanale desselben, mit 20,000 Einwohnern. 13) Der Staat Salta, mit 75,000 (40,000) Einwohnern und der Hauptstadt gleichen Namens am Flusse Arias, mit 9000 Einwohnern, die einen ansehnlichen Maulthier- und Pferdehandel treiben. — Im Jahre 1840 hat sich der südliche Theil von Buenos-Ayres für unabhängig erklärt, und allen Anzeichen nach steht auch den übrigen Republiken dieses vereinigten Freistaates eine Auflösung bevor. — VIII. Der Indianer Freistaat Arauco, der aus dem Indianischen oder Südchili gebildet worden, 1200 Quadratmeilen groß. Er ist in vier Uthalmapus oder Fürstenthümer getheilt, nämlich in das Lauguen-, Lelbun-, Mapir- und Pire-Mapu, wovon jeder von einem Toqui oder Fürsten regiert wird, die in der Regierung ihres Ge-

biets von einander ganz unabhängig sind, aber zusammen in einer Conföderation stehen. Die Einwohnerzahl sämmtlicher Fürstenthümer beläuft sich nach Einigen auf 130,000, nach Andern auf 400,000. Das Klima und der Boden ist vortrefflich, und die Europäischen Gewächse gedeihen daselbst sehr gut; auch soll es in ihrem Lande Gold- und Silberminen geben. — IX. Die Bauda Oriental oder Cisplatina, oder der Freistaat Montevideo, der schon oben bei Brasilien, als eine Provinz desselben erwähnt worden, hat sich aber davon getrennt und bildet jetzt, wie schon bemerkt, einen eigenen Freistaat; s. oben, S. 166. — X. Guyana oder das Französische, Holländische und Brittische Südamerika. Das Erstere umfaßt 1300 Quadratmeilen und 22,000 Einwohner, worunter 1100 Weiße, die übrigen aber freie Farbige und Negersklaven sind. Von Indianern sollen kaum noch 1000 innerhalb der Kolonie leben. Es giebt hier an funfzig Pflanzungen. Hierher gehört auch die Insel und befestigte Stadt Cayenne, wo die Regierung ihren Sitz hat. Das Holländische Guyana liegt zwischen dem Französischen und Brittischen Guyana, und hat 1515 Quadratmeilen und 66,000 Einwohner, worunter 6000 Weiße. Die Hauptstadt ist Paramaribo, am Flusse Surinam. Hier ist der Sitz des Gouverneurs; die Stadt hat 20,000 Einwohner, worunter 8000 Weiße. Hier sind auch die beiden Forts Amsterdam und Zeelandia zu bemerken, und das Judendorf Savanna. Das Brittische Guyana, 4145 Quadratmeilen groß, mit 102,000 Einwohnern, enthält die Kolonien Essequebo, Berbice und Demerary. Der Hauptort von Berbice ist Neu-Amsterdam. Dann sind noch zu bemerken Fort Nassau, am Berbice, und Hoop, eine Herrnhutherkolonie am Corentinflusse. Berbice hat 56,000 Einwohner. Essequedo und Demerary sollen zusammen 86,000 Menschen haben,

worunter im Jahre 1823 allein 77,376 Negersklaven waren. Die Hauptstadt von Demerary ist Stabroek, am Flusse Demerary, mit 9800 Einwohnern, welche einen ansehnlichen Handel treiben; auch Cumingoburgh ist eine regelmäßig angelegte Stadt. — XI. Patagonien oder Magellanien, der südlichste Theil von Südamerika, von den la Plataſtaaten bis zur Magellansstraße, 22,350 Quadratmeilen groß. Hierzu gehören die sämmtlichen, oben, S. 105 schon angeführten Eilanden an der Magellanischen Straße. Patagonien wird von Indianern bewohnt. Eine genaue Eintheilung des Landes kennt man nicht, da das Ganze größtentheils aus Indianerdörfern besteht. Die Britten haben kürzlich auf der Ostküste die Kolonie Hopparo des Wallfischfanges wegen angelegt. Man kennt auch nicht die Zahl der Einwohner, sowohl Patagoniens, als auch der Inseln. Die Falklands- oder Malouinischen Inseln enthalten 157 Quadratmeilen. Auf Ost-Falkland hat der la Plataſtaat Buenos-Ayres im Jahre 1824, zu Port Soledad oder Port Louis auf der Ostküste, am Berqueleysunde, eine Niederlassung mit hundert Kolonisten gegründet. Die Feuerlands- oder Terra del Fuego-Inseln betragen 1522 Quadratmeilen. Die Einwohner sind die schon oben erwähnten Pescheräs. Die Meerenge le Maire trennt die Insel Staatenland, auf welcher die Britten jetzt eine Niederlassung haben, vom Feuerlande. An der südlichen Küste liegt die Insel l'Hermite, mit dem Kap Horn, der südlichsten Spitze von Amerika, und an der südwestlichen Küste liegen die Neujahrs-Inseln. Die übrigen schon oben erwähnten zu Südamerika gehörigen Inseln verdienen hier weiter keiner Erwähnung, da die mehrsten davon auch nicht sehr benutzt werden, also öde liegen, und auch nicht gut wegen ihrer schroffen Felsen und Berge benutzt werden können, als zur Jagd von Thieren, die hier auch von

verschiedenen Nationen betrieben wird. Von den Neu-Süd-Shetlands-Inseln ist besonders die Deceptions-Insel zu bemerken, wo man Bimsstein und andere Vulkanische Produkte, auch heiße Quellen und einen vortrefflichen Hafen findet, welcher einer der geräumigsten der Erde und mit einer 600 Fuß schmalen Einfahrt versehen ist. Der Hafen hat zwölf Seemeilen im Umfange, und in der Mitte findet man mit 200 Klaftern keinen Grund.

Der Politische Zustand Südamerikas hat sich seit mehr denn dreißig Jahren sehr verändert. Vor dreißig Jahren waren die Länder Südamerikas nur Kolonien von Europa: von Spanien, Portugall, Frankreich, Holland und England, und jetzt sind es selbstständige Staaten, mit Ausnahme von Guyana, die sich von dem Mutterlande losgerissen haben und nach eigenen Verfassungen regiert werden. An der Spitze steht der constitutionelle Kaiserstaat Brasilien, die übrigen Staaten sind Republiken mit mehr oder weniger beschränkter Gewalt des an der Spitze stehenden Congresses und des Präsidenten, Diktators&c. Das Kaiserthum Brasilien bildet nach dem Dekrete des damaligen Prinz-Regenten vom 16ten December 1815 mit Portugal und Algarvien ein vereinigtes Königreich. Seit der Ankunft der Königlichen Familie in Bahia, die am 19. Jan. 1808 erfolgte, befindet sich der Sitz der Regierung und die Residenz des Königs Johann des Sechsten, der seiner am 20. März 1816 verstorbenen Mutter Maria in der Regierung folgte, in Rio de Janeiro. Dieser Wechsel durch die Franzosen herbeigeführt, hatte auf Brasilien einen bedeutenden Einfluß, indem sich dadurch das Land selbst mehr heben konnte, da die Regieruug jetzt selbst sehen und schaffend einwirken konnte, wo es dem Lande Noth that; denn durch das Dekret vom 18ten November 1814 wurde allen Völkern die freie Schifffahrt von und nach Brasilien erlaubt, die vorher,

wie der König, als Kronprinz, nach Brasilien kam, nur den Schiffen aller befreundeten und neutralen Staaten erlaubt war. Die Ausfuhr aller Landesprodukte wurde gegen Erlegung einer gewissen Abgabe, mit Ausnahme des Brasilienholzes, erlaubt. Mit England ward ein Bundes- und Handelsvertrag abgeschlossen, dem zufolge sogar Englische Kriegsschiffe in Brasilianischen Häfen neu erbauet oder ausgebessert werden durften. Auch versprach der Prinz Regent von Portugal weder die Inquisition einzuführen, noch den Sklavenhandel zu begünstigen, sondern ihm nach Kräften zu steuern. Auch wurden die in Deutschland eröffneten Verbindungen, um von dorther Einwanderer nach Brasilien zu ziehen, noch erweitert, und dieses hatte für Brasilien die wohlthätige Folge, daß gerade von Deutschland solche Einwanderer ankamen, die für Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Industrie thätig wirkten, obgleich man es auch nicht an Warnungsschriften in Deutschland fehlen ließ, welche die Begünstigungen zu verdächtigen suchten, die die Einwanderer dort erwarteten. Im Jahre 1815 ward Brasilien auch für selbstständig und gleicher Rechte mit Portugall theilhaftig erklärt, und zu Ende des eben erwähnten Jahres (16ten Dezember) zum Königreiche erhoben. Hierzu kam nun noch die Vermählung des Kronprinzen Don Pedro am 6ten November 1817 mit der Tochter des Kaisers Franz des Ersten von Oesterreich, der Erzherzogin Pauline, wodurch die Verhältnisse mit Deutschland immer enger geknüpft wurden. Man fing nun an die Begünstigung der Einwanderer aus Deutschland auch noch auf wissenschaftliche Forschungen auszudehnen, und besonders zeichnete sich der Minister Conde da Barca in dieser Beziehung aus. Man ließ die falschen Gerüchte, die man in Hinsicht der Ausgewanderten ausstreuete, daß sie keine sonderliche Aufnahme gefunden hätten, widerlegen, und zeigen, daß die politischen Ereignisse in Portugall kei-

nen nachtheiligen Einfluß auf die Ausgewanderten haben könnten, da sie unter jeder Regierungsform, als Fremdlinge betrachtet, mit Freundschaft und Nachsicht behandelt werden müßten. Diese Erklärung erfolgte besonders nach dem Ausbruche des Aufruhrs in Portugall und der Portugiesischen Truppen in Brasilien wegen einer Verfassung im Jahre 1820, worauf im Februar 1821 die Portugiesische Verfassung auch für Brasilien angenommen wurde, und der König am 26sten April 1821 wieder nach Portugall abreisete. Da aber die Portugiesen sich mit den Brasilianern nicht einigen konnten, oder nicht einigen wollten, indem sie Brasilien immer nur als eine Kolonie von sich betrachteten, so wurde eine besondere Verfassung für Brasilien entworfen, und im Juny 1822 eine Nationalversammlung von hundert Abgeordneten dieserhalb zusammen berufen, damit dieses geschehe, und da sich noch einige Mißhelligkeiten von den Portugiesen aus erhoben, so wurde am 1sten August 1822 Brasilien von Portugall ganz getrennt, und Don Pedro, der Kronprinz von Portugall, bestieg den Thron als verfassungsmäßiger Kaiser. Da aber dennoch die einmal aufgeregten Gemüther sich nicht beruhigen konnten, und eine noch freiere Verfassung wünschten, und auch noch andere Excesse bei dem Congresse in Rio de Janeiro vorfielen, so wurde im November 1823 eine zweite Nationalversammlung nöthig, die von dem Kaiserlichen Staatsrathe entworfene Verfassung vorgelegt, und diese, da man sie annahm, am 1sten Januar 1824 beschworen, welchem Beispiele auch die übrigen Provinzen folgten, und am 25sten März desselben Jahres beschworen auch der Kaiser und die Kaiserin das Verfassungsgesetz, welches seinem wesentlichen Inhalte nach aus folgenden Punkten bestand: Die Uebertragung der vier Staatsgewalten, nämlich der gesetzgebenden, vermittelnden, vollziehenden und richterlichen geht von der Nation aus. Die Regierung ist

monarchisch, erblich, verfassungsmäßig und repräsentativ, und als Repräsentanten des Brasilianischen Volkes sind der Kaiser und die Generalversammlung anzusehen, welche Letztere aus zwei Kammern, die der auf vier Jahre gewählten Diputirten, und die der Senatoten, lebenslänglich aus den Wahllisten vom Kaiser ernannt, gebildet ist. Der Deputirtenkammer steht das Recht der Initiative (die Einleitung zu einer Erörterung, die ohne diese nicht Statt finden darf) bei Auflagen, Truppenaushebungen und bei der Wahl einer neuen Dynastie zu. Die Sitzungen beider Kammern sind öffentlich, und die Entscheidung beruhet auf absoluter Stimmenmehrheit. Das Erkenntniß über Vergehen der Kaiserlichen Familie, der Minister, Deputirten und Staatsräthe, gehört vor das Forum des Senats; die vollziehende und vermittelnde Gewalt repräsentirt sich im Kaiser, dessen Veto aber nicht direkt absolut ist, so daß er einen Entwurf, den beide Versammlungen als gesetzgebende Körper genehmiget, auf wiederholentlichen Antrag nicht zurückweisen darf. Die Freiheit der Presse ist gestattet, doch sollen die Gesetze strenge über grobe Preßvergehen wachen. Alle besondern Vorrechte, Privilegien, Gilden und was dahin gehört, verlieren im Allgemeinen, wie im Einzelnen, ihre Gültigkeit. Schließlich wird noch das Kirchenwesen berücksichtiget, zur Staatsreligion die katholische Lehre erhoben, und den andern Lehren die Ausübung im Hause gestattet. Dieses waren im Allgemeinen die Grundsätze der Constitution, die das Brasilianische Volk und der Kaiser desselben beschworen. Allein auch diese freisinnige Constitution genügte noch nicht, und es entsponnen sich sehr viele Intriguen, die hier zu erzählen nicht der Ort ist, da nur die Verfassung ꝛc. berührt werden sollte. Nur so viel, daß der Kaiser Don Pedro den Thron zu Gunsten seines Sohnes am 7ten April 1831 entsagen mußte, und dieser jetzt (23sten April 1840) für majorenn er-

klärt worden, und als Don Pedro der Zweite über Brasilien herrscht, nachdem die Regentschaft abgetreten ist und sich aufgelöset hat. Hier muß nun noch so viel gesagt werden, daß nach der Abdankung des Kaisers Don Pedro sich wieder Partheien erhoben, die sich in die Unitarier, Föderalisten und Republikaner theilten. Die Ersteren verlangten eine Einheit der Verwaltung, deren Spitze der Kaiser und die Repräsentanten des Volks sind; die Zweiten verlangten die Souverainität der einzelnen Provinzen für die innern Angelegenheiten, und nur eine Föderation, keine monarchische Einheit, als gemeinschaftlichen Staatsverband, und die Republikaner strebten nach Abschaffung des Kaiserthums und Auflösung des Staates in einzelnen Republiken. Hier haben nun die Föderalisten den Sieg davon getragen. Die Kammer der Abgeordneten hat nämlich in der Sitzung vom Jahre 1834, nachdem sie sich für ermächtigt erklärt hatte, die Verfassung auch ohne Zustimmung der Senatoren abzuändern, am 6ten August einen Beschluß gefaßt, durch welchen die Verfassung vom 11ten December 1823 abgeändert, und in allen Provinzen gesetzgebende Provinzialversammlungen eingeführt wurden. Die Zahl der Mitglieder derselben ist nach den Provinzen verschieden, zwanzig, achtundzwanzig oder sechsunddreißig, diese, so wie die Präsidenten, Vice-Präsidenten, Sekretaire und Beamten werden auf dieselbe Weise erwählt, wie die Deputirten ꝛc. zur allgemeinen gesetzgebenden Versammlung. Jede Provinziallegislatur dauert zwei Jahre. Das Wichtigste aus dem Ressort derselben ist: Entwerfung des Provinzialbudgets; Beschlüsse über Vertheilung der indirekten Steuern; über bürgerliche, gerichtliche und kirchliche Eintheilung der Provinz, selbst Verlegung der bisherigen Hauptstadt; über das öffentliche Unterrichtswesen mit Ausnahme der in Folge allgemeiner Gesetze gestifteten Anstalten; über Eigenthums-Veräußerungen, in

Beziehung auf Provinzial- und Munizipalzwecke; über Munizipalpolizeyverwaltung; über Errichtung und Aufhebung der Provinzial- und Munizipalämter, mit Ausnahme derer, die sich auf Erhaltung und Verwaltung der allgemeinen Einkünfte und der Krieges- und Marinenverwaltung beziehen, und der Stellen des Präsidenten der Provinz, des Bischofs, der Mitglieder der Tribunale und Obergerichtshöfe, und einiger Anderer, die zur allgemeinen Staatsverwaltung gehören, und endlich über den Bau der Gefängnisse, Arbeits- und Besserungshäuser und deren Verwaltung. Auch durch diese Föderativ-Monarchie hat Brasilien nichts gewonnen; denn die Ruhe des Landes ist noch eben so unsicher, als früher, welches der blutige Aufstand von Bahia beweiset, das vom 7ten November 1837 bis zum 16ten März 1838 in den Händen der aufrührerischen Republikaner war. Die Provinz Rio grande ist schon seit längerer Zeit in offenbarer Empörung, und faktisch unabhängig; daher ist der ruhige Zustand noch lange nicht abzusehen. Wenn man dem Ursprunge dieser Zwietracht und Unruhen nachspürt, so findet man sie aus natürlichen Quellen entsprossen. Die Rechte der Brasilianer, auf die sie in ihrem Vaterlande Ansprüche machten, wurden ihnen durch die Portugiesen geschmälert; denn bei der Besetzung der Aemter wurden die eingebürgerten Familien übersehen, und die Verwaltung solchen Geschlechtern übertragen, die eben aus Portugall eingewandert waren. Auf diese Weise wurde schon früher der Same der Zwietracht unter beide Völker gestreut, der um so mehr Wurzel faßte, jemehr das Eine nach dem langte, was das Andere als sein Eigenthum betrachtete. Hiermit noch nicht genug, wurde der Unwillen auch noch dadurch vermehrt, daß die Regierung die Abgabe auf die Produkte des Landes und auf die Einfuhrartikel, die der Nothwendigkeit gemäß oder der Bequemlichkeit dienlich waren, erhöhete, und die Vermehrung der Sklaven zum

Anbau des Landes so nöthig, besonders bei der Bebauung noch unkultivirter Striche, einschränkte. Dann auch, das man Gold und Edelsteine, die der Gutsherr auf seinem Grund und Boden fand, entweder für ein Eigenthum des Fiskus ansehen wollte, oder mit einer bedeutenden Steuer belegte. In allen diesen Maximen der Regierung sah der auf seine Rechte stolze Brasilianer eine Verletzung derselben. Allein ungeachtet aller dieser Mißgriffe der Administration, konnte diese es doch nicht verhindern, daß nach den größeren Seestädten der nördlichen Provinzen, besonders nach Rio de Janeiro Einwanderer kamen, die aus einem glücklicheren Mutterlande entsprossen, gleich bei ihrem Eintritte in das neue Land die Bedrückungen mit dem größten Unwillen ansahen, sich mit Freimüthigkeit dagegen aussprachen, und sich durch Schleichhandel diejenige Freiheit des Verkehrs zu verschaffen suchten, deren sie in ihrem eigenen früheren Vaterlande entweder genossen, oder um deren Einschränkung willen sie es verlassen hatten. Die Grundsätze dieser Einwanderer fanden bei den Einheimischen willige Aufnahme, und um sich vornämlich beim Schleichhandel nicht der Gefahr auszusetzen, Gut, Freiheit oder Leben zu verlieren, glaubte man sich mit den Waffen vertheidigen zu müssen. Dieses Mißvergnügen des Handelsstandes fand nun noch kräftige Stützen, theils in den aus Portugal nach Brasilien geschickten dienstlosen Soldaten, denen man vorspiegelte, daß sie in Brasilien ihr Glück machen würden, da ihnen die Regierung Land zur Belohnung anweisen würde, welches zwar geschah, aber unbebauetes, und da sie keine Mittel hatten, um solches in Kultur setzen zu können, so war dieses ein überflüssiges Geschenk, von dem sie keinen Gebrauch machen konnten. Hierzu gesellten sich nun noch viele Abentheurer, die aus allen Gegenden Europas hierher strömten, um hier ein zweites Eldorado zu finden, und zuletzt in der niedern Geistlichkeit, die es mit tiefem Un-

willen ansah, daß die einträglichen Aemter der Kirche den Portugiesen überlassen wurden. Aus allen diesen Mißvergnügten bestand nun die Bevölkerung Brasiliens, aus einer Menge des verschiedenartigsten Gährungsstoffes, der immer reif zur Entladung war, und nur eines leichten Anstoßes bedurfte, um sich zu entladen; es gab hier der mannigfaltigsten Aufreitzer, weil es so viele Mißvergnügte und Getäuschte gab, denen die geringste Reibung willkommen war, indem sie durch eine Revolution dasjenige zu erhalten suchten, wozu sie auf einem rechtmäßigen Wege nicht gelangen konnten; und da der Druck der Administration zu sichtbar und von den Portugiesen ausging, die gleichfalls einen Haß oder vielmehr eine Verachtung gegen die Brasilianer nährten, so konnte es nicht fehlen, daß zuletzt die Explosion losgehen mußte, da man keine Mittel zu ihrer Abwährung traf, oder wo sie wirklich von der Regierung getroffen wurden, man ihnen von der andern Seite wieder entgegen arbeitete, so daß nichts geschah und nichts geschehen konnte, und der Wunsch nach Unabhängigkeit bei den Brasilianern immer reger wurde, bis er sich, wie oben angeführt worden, Luft machte. Alle diese Ereignisse in Brasilien haben wohl auch einigen Einfluß auf die neuen Kolonisten gehabt, obgleich sich der Anbau in Brasilien bedeutend vermehrt hat, namentlich die Kaffeepflanzungen; indessen ob Deutsche und Schweizer sich auch jetzt noch nach Brasilien einschiffen werden, wie es im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts geschehen, möchte wohl bezweifelt werden, da sie lieber, wenn sie ja eine Auswanderungslust verspüren, Nordamerika wählen werden, wo ihr Eigenthum doch besser geschützt ist, als in Brasilien; denn bis jetzt bietet sich den Auswanderern nach Brasilien kein sicherer Schutz dar, da hier eben solches Blutvergießen, eben sowohl Zwietracht und Bürgerkriege Statt finden, als in den Republiken, die aus dem Spanischen Amerika hingezogen

sind. Alles, was hier zum Wohlstande Brasiliens geschehen ist, ist diesen Verwirrungen und Unruhen vorangegangen, und was jetzt geschieht, sind Wirkungen der Bemühungen von Deutschen und Engländern. So hat schon in früheren Zeiten zur Erforschung des Landes der Fürst Moritz von Nassau, zehn Jahre lang Statthalter von Bahia, Vieles beigetragen; denn er ließ seinen Deutschen Leibarzt Markgraf alle Merkwürdigkeiten jener Küste genau zeichnen und abmalen, welches Werk sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet. In neuester Zeit haben naturhistorische Forschungen der Graf von Hofmannsegg und dessen Freund Gomez in Bahia angestellt. Der Prinz von Neuwied bereisete Brasilien, um die Schätze der Natur zu erforschen; auch andere Deutsche in Portugiesischen Diensten, wie der Oberstlieutenant von Eschwege, Begründer der nassen Pochwerke und Aufseher des Königlichen Mineralienkabinetts in Rio de Janeiro, der Major von Fellner und der Hofrath von Langsdorf haben sich, um Brasiliens Wohlstand zu heben, rastlos beschäftiget und die Mittel aufzusuchen bemühet, wodurch den Gewerben und dem Handel ein großer Impuls gegeben werden kann, und ihre Bemühungen sind auch nicht fruchtlos geblieben, um so mehr, da ihnen die Regierung dazu die Hand bot. — Caldcleugh schätzt die Einkünfte Brasiliens auf $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfd. Sterling, davon die Einfuhrzölle das Meiste ausmachen. Die Staatsschuld soll sich auf 12,156,145 Millereis oder über 21 Millionen Reichsthaler belaufen. Die Landmacht besteht aus 25 bis 30,000 Linientruppen und 50,000 Mann Milizen. Die Seemacht zählte 1825 1 Linienschiff, 6 Fregatten. 36 Schaluppen, Briggs und Schoner, 20 Kanonenböte ꝛc., und 2 Linienschiffe, 4 Fregatten, 7 Schaluppen, Briggs und Schoner, 8 Kanonenböte waren im Baue begriffen. — Die übrigen, aus dem vormaligen Spanischen Süd-

Amerika sich gebildeten Republiken Südamerikas haben sich größtentheils in Hinsicht ihrer Verfassung nach dem Nordamerikanischen Freistaate gebildet; sie haben nämlich eine Centralverfassung, nach welcher ein Congreß von zwei Kammern die gesetzgebende, und ein Präsident mit einem Staatsrathe, dem noch ein Vicepräsident beigegeben worden, die vollziehende Gewalt hat. So bilden z. B. in Colombia ein Senat und fünf und neunzig Repräsentanten den National-Congreß, welcher die gesetzgebende Gewalt besitzt und an dessen Spitze ein Präsident steht, der die vollziehende Gewalt hat, auf vier Jahre erwählt wird, und dem ein Vicepräsident und ein Staatsrath beigegeben sind. Auch besteht hier ein hoher Gerichtshof. Dasselbe ist auch der Fall in Peru, welches sich seit 1821 als eine freie Republik erklärt hat. Die gesetzgebende Gewalt beruht hier auf einer einzigen aus den Repräsentanten des Volks zusammengesetzten Kammer. Die vollziehende Gewalt besitzt ein Präsident, dem ein Vicepräsident beigegeben worden, und seit 1826 ist der Libertador oder Befreier Bolivar, der auch Präsident von Colombia ist, zum Präsidenten von Peru auf Lebenszeit erwählt worden, mit der Ermächtigung, seinen Nachfolger selbst zu ernennen. Die Minister sind verantwortlich, die katholische Religion ist Staatsreligion, auch in Colombia, und der Sklavenhandel gesetzlich abgeschafft. Im Jahre 1826 wurde Bolivar von Neuem zum Präsidenten von Colombia erwählt, legte aber schon 1827 diese Würde nieder, und warf im folgenden Jahre die von ihm größtentheils ausgegangene Verfassung über den Haufen, ließ sich im August 1828 zum Präsidenten mit beinahe unumschränkter Macht ernennen, und unterdrückte mit fürchterlicher Strenge die gegen ihn gerichtete Verschwörung, bei welcher Gelegenheit auch der General Santander verhaftet ward. Es entspann sich seit jener Zeit ein wüthender Partheyenkampf und gegen

Bolivar, den jetzt viele als einen Feind der Freiheit ansahen, und ihn als einen Usurpator haßten, wurde eine Verschwörung nach der andern angezettelt, wobei sein Leben stets in Gefahr kam. Gegen Ende des Jahres 1830 schien zwischen Peru und Bolivia ein Krieg ausbrechen zu wollen, auch wurden bereits von beiden Seiten bedeutende Rüstungen begonnen. Im November des gedachten Jahres ward Bolivar von Seiten mehrerer Städte angegangen, wiederum die Präsidentur zu übernehmen, besonders geneigt zeigte sich ihm Venezuela, auch mehrere Truppenabtheilungen erklärten sich für ihn, und die Europäer zu St. Martha wurden unterdrückt. Nach dem Tode Bolivar's, welcher bald darauf erfolgte, zerfielen viele seiner entworfenen Verfassungen, so auch die Verfassung von Bolivia, die Bolivar diesem Freistaate im Jahre 1826 gegeben hatte. Nach derselben besteht die im Besitze der gesetzgebenden Gewalt sich befindende General-Versammlung aus drei Kammern, mit einem auf Lebenszeit ernannten Präsidenten (Bolivar) und Vicepräsidenten, wobei die Sklaverey aufgehoben und eine allgemeine Religionsfreiheit gestattet ward. Diese Verfassung ist in neuester Zeit wieder abgeschafft und dem Staate die Freiheit gegeben worden, sich selbst eine Constitution zu entwerfen. Auch ist im Jahre 1839 der Peru-Bolivische Bundesstaat von 1837, wonach die drei Republiken Nordperu, Südperu und Bolivia eine Föderation bildeten, mit einem alle zwei Jahre zu versammelnden Congresse und einem auf sechs Jahre zu erwählenden Protektor wieder aufgelöset worden. Die Staatseinnahme von Colombia betrug vom Jahre 1824 — 1825 6,196,725 Dollars; für 1825 — 1826 11,794,596, und die Staatsausgabe 15,487,710 Dollars. Die Schulden des Staats an England betrugen im Jahre 1825 6,750,000 Pfd. Sterl., also über 40 Millionen Thaler. — Ueber die

Staatseinnahme und Ausgabe Peru's weiß man nichts Gewisses, wenigstens fehlen sichere Angaben. Im Jahre 1825 betrugen die im Brittischen Reiche gemachten Anleihen, 1,816,000 Pfd. Sterl. — Die Staatseinkünfte Bolivia's belaufen sich jährlich auf 2 Millionen Piaster, die durch die ermäßigten Zölle auf 1,800,000 Dollars herabgesetzt sind. In der Republik Chili, welches Land sich seit dem Jahre 1818 der Spanischen Herrschaft entzogen hat, beruht die gesetzgebende Gewalt auf einem aus zwei Kammern bestehenden Kongresse, nämlich aus dem der Repräsentanten, und dem des Senates, und ein Präsident, dem ein Vice-Präsident beigegeben ist, hat die vollziehende Gewalt in Händen. Der Römisch-katholische Kultus ist Staatsreligion. Die Staatseinnahme betrug im Jahre 1824 2,036,000, und die Staatsausgabe 2,497,325 Dollars; späterhin war die Einnahme 1,500,000 Piaster, die Staatsschuld 10,000,000 Gulden. — Die Finanzen des Staats Paraguay, eines Theiles des ehemaligen Spanischen Vice-Königreiches la Plata, sollen sich in sehr guten Umständen befinden, so daß in den Jahren 1823 — 1825 jedes Jahr ein Ueberschuß von $\frac{1}{2}$ Million Piaster war, und daher dieser Staat der einzige schuldenfreie unter den Amerikanischen ist, wozu ihn der Diktator Francia durch seine strenge, aber geschickte Führung gebracht hat. Uebrigens war Francia ein Tyrann, der nur durch Furcht zu herrschen und sich in seiner Würde als Diktator zu erhalten suchte; denn das erste unruhige Benehmen, welches seine Regierung hervorbrachte, währte nicht lange, indem er sich schnell geneigt erklärte, die Verwaltung des Landes tausend Deputirten zu übergeben, berief diese nach der Hauptstadt, wo sie selbst es jedoch für gut fanden, ihm alle Gewalt allein zu überlassen. Er nahm die Bittenden mit der Weisung an, daß er sie aufs Neue berufen würde, sobald eine Klage über seine Regierung

würde laut werden. Verschwörungen gegen ihn wußte er geschickt zu entdecken und zu unterdrücken. Er trug bis 1820 die Maske der Frömmigkeit, warf sie dann ab, machte es daher wie Cromwell, verhöhnte den katholischen Glauben, hob die noch bestehenden Klöster auf, und erklärte die Mönche für unnütze Glieder des Staats. Er suchte das Volk vor jeder Verbindung mit dem Auslande zu bewahren, beobachtete auch eine strenge Sonderung mit den übrigen Freistaaten, bloß mit Brasilien stand er 1822 in Handelsverkehr, und in der letztern Zeit machte er die Staatssperre noch strenger. Er erhob den Ackerbau und die Gewerbe in möglichster Schnelle in seinem Lande, denn es wurden immer neue Strecken urbar gemacht. Auf die Bereitung des Paraguaythee hatte er ein besonderes Auge, weil dieser Thee ein Staatsmonopol ist, und deshalb soll er auch den Naturforscher Bonpland in langer Gefangenschaft gehalten haben, weil er glaubte, daß dieser abgeschickt sey, um die Bereitung dieses Thees zu erfahren. Von seinem Gehalte als Diktator in den ersten drei Jahren, welches auf 9000 Piaster bestimmt war, nahm er nur den dritten Theil, weil der Staat des Geldes bedurfte. Vom Jahre 1824 an, wo das ganze Land ihm unterworfen war, zeigte er sich milder gesinnt und erinnerte nur zuweilen an seine unumschränkte Macht. Indessen erhörte er doch die Wünsche der Einwohner nach einer Reform in seinen Regierungsgrundsätzen, und ernannte zur Entwerfung eines Gesetzbuches eine Junta, in welcher er den Vorsitz führte. Obgleich der Staat unter seiner Herrschaft gewann, indem er in den Gesetzen strenge war, und selbst den nächsten Blutsverwandten auch nicht die geringste Beleidigung der Gesetze durchgehen ließ, viel Geld seines Einkommens verschwendete, dagegen mit dem Gelde des Staats der strengste Haushalter war, so war er doch nicht beliebt beim Volke, weil seine Strenge keine Grenzen kannte, obgleich er früher Theologie und dann

die Rechte zu Cordova de Tucuman in der Laplata-Republik studiert hatte, so zeigen seine nachher gezeigten Grundsätze nicht die Früchte jener Studien, indem die wahre Religion sich Liebe und Achtung auch bei der Strenge und dem erlangten Gehorsam erwirbt, und das strenge Recht oft der Billigkeit Gehör giebt, ohne besondere Begünstigung. Sein Tod erfolgte am 5. November 1837. Seine Kenntnisse, und mehr noch sein uneigennütziger Eifer für das Recht, brachten ihn zu ansehnlichen Aemtern vor der Revolution; denn 1811 war er Alcalde in seiner Vaterstadt Assumtion. Nach der Revolution, als er seine Laufbahn zum Diktator zu beginnen anfing, studierte er noch für sich Geschichte, Mathematik und Kriegskunst mit unendlichem Eifer. So weit das Leben dieses Mannes als Diktator von Paraguay, Schöpfer einer Verfassung, die auch wieder ihre Abänderungen erlitten hat. — Die vereinigten Staaten am la Plataströme haben sich schon 1816 für unabhängig von der Spanischen Herrschaft erklärt, und 1825 nahmen sie den Namen der vereinigten Staaten am la Plataströme an. Es wurden zwar alle Theile, die das vormalige Spanische Vice-Königreich la Plata ausmachten, zu dieser Union aufgefordert, aber Oberperu (jetzt Bolivia) constituirte sich zu einer besonderen Republik, Paraguay bildet einen besonderen Staat, und die Banda Oriental machte erst unter dem Namen Cisplatina eine Provinz von Brasilien aus, bildete aber späterhin einen eigenen Freistaat, so daß nur noch dreizehn Staaten zu dieser la Plata-Union gehörten, von denen sich der südliche Theil jetzt auch (1840) für unabhängig erklärt hat. — Die Landschaft Guyana, oder das Französische, Holländische und Brittische Guyana, wird nach den Gesetzen ihres Landes, wozu sie gehört, von Gouverneurs regiert. Die Einwohner Patagoniens bilden Stämme, und werden von Oberhäuptern regiert. Die

Verfassungen der übrigen nur geringen Bevölkerung der Inseln ꝛc. kommen hier nicht weiter in Betrachtung. — Was die Land- und Seemacht der oben angeführten Republiken oder Freistaaten betrifft, so hat Colombia ein Kriegesheer von 32,466 Mann, nämlich 25,750 Mann Infanterie, 4,296 Mann Kavallerie, und 2520 Mann Artillerie; nach Andern (1826) soll die Landmacht aus 93,000 Mann, worunter 60,000 Mann Milizen, bestehen. Die Seemacht ist nur 18 Segel, mit 526 Kanonen stark, darunter 3 Linienschiffe, 2 Fregatten, 7 Korvetten und 5 Goeletten, nach Andern soll die ganze Seemacht nur aus 2 Fregatten und 12 kleineren Schiffen bestehen. — Ueber Perus Kriegsmacht fehlen sichere Angaben, daher müssen dessen Land- und Seemacht hier übergangen werden. — Das stehende Heer Chilis, welches 8400 Mann betrug, ist jetzt verringert worden. Die Marine ist nur unbedeutend, sie soll aus 12 Segeln bestehen; dann giebt es noch 20,000 Mann Miliz. — Die Landmacht der Araukaner läßt sich nicht genau angeben, allein sie sind sämmtlich geborne Krieger und tapfer, haben mit Musketen bewaffnete Infanterie, und Kavallerie, die mit Säbeln und Lanzen versehen sind, und durch ihre Tapferkeit haben sie sich stets frei von der Unterdrückung der Spanier erhalten und stehen jetzt im Bündnisse mit der Republik Chili. — Nach einem Beschlusse der Republik Bolivia soll das Heer derselben nur aus 3000 Mann bestehen, sonst zählte es 10,000 Mann. — Die ganze Militairmacht der la Platastaaten beträgt jetzt 29,737 Mann, darunter sind 12,143 Mann Linientruppen, 7041 Civicos oder Bürgergarden, und 10,573 Milizen, größtentheils berittene Viehhirten oder Gauchas. — An männlicher waffenfähiger Bevölkerung rechnet man auf Buenos-Ayres 120,000; Cordova 90,000; Mendoza 26,666; St. Juan de la Frontera 26,666; Rioja 25,000; Cata-

marka 30,000; San Jago del Estero 60,000; Tucuman 40,000; Salta 40,000; Santa Fe 15,000; Entre Rios 30,000, und auf Corrientes 40,000 Mann. Es fehlt daher nicht bei einem Kriege diesen Staaten an Leuten, wohl aber an Geld, um sie gehörig zu equipiren. Die Patagonier, so wie alle Indianer sind geborene Krieger, daher fehlt es auch hier nicht an tüchtigen Soldaten; nur mit ihrer Disciplin und ihren Kriegsregeln steht es nicht besonders, wenn sie auch von fremden Befehlshabern angeführt werden, weil sie nicht an regelmäßigen Uebungen gewöhnt sind, sondern in Scharen auf den Feind losgehen, wie alle Orientalische Völker in den frühern Zeiten gethan haben, und die erst in der neuesten Zeit das Exercitium von den Europäern lernen und sich auf Europäische Weise schlagen. Die Guyanäer werden von ihren Mutterstaaten vertreten, wenn sie in einen Krieg verwickelt werden.

Die Deutschen Kolonisten in Südamerika, und deren Transplantation dahin, besonders aber nach Brasilien, als dem größten Lande Südamerikas. Wie schon oben bemerkt worden, haben Deutsche mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die sich in irgend einem Staate Südamerikas niederlassen wollen, so anlockend auch des Landes Fruchtbarkeit und das Klima in mehreren Gegenden ist; denn zu einer höhern Kultur gehören auch zweckmäßige Mittel um sie durchzuführen, und besonders in einem fernen Lande, wo es oft an den nöthigen Hülfsmitteln fehlt. Zuerst kommen aber die Transportkosten eines Kolonisten von Europa aus nach Südamerika in Betrachtung. Eine einzelne Person, sey sie Handwerker, Bauer oder Tagelöhner, männlichen oder weiblichen Geschlechts, muß z. B. für die Ueberfahrt von Havre de Grace oder aus einem andern Hafen Europas bis nach Rio de Janeiro 200 Fl. Rheinisch bezahlen. Für die

Reise zu Lande und zur Bestreitung der Nebenunkosten vor der Einschiffung, die nach besonderen Umständen sehr verschieden seyn können, erhält jeder Handwerker von einem Plantageninhaber oder von einem andern Entrepreneur einer Fabrik, Manufaktur ꝛc. 50 Fl. Die Weiber und Kinder erhalten nach Alter und Verhältniß etwa die Hälfte. Für Unkosten beim Ausschiffen, ersten Transport des Gepäcks ꝛc. wird 25 Fl. gezahlt. Die gesunde und gute Nahrung eines Mannes beträgt in der Nachbarschaft der Hauptstadt täglich ½ Gulden, welches jährlich 182 Fl. beträgt; Kleider, Wäsche ꝛc. ungefähr 43 Fl., welches zusammen 225 Fl. beträgt. Die Ausgabe für eine erwachsene Person, für einen Künstler, Handwerker, Bauern, oder für eine Frau, beträgt demnach im ersten Jahre 275, dazu 225 Fl., zusammen 500 Fl.; im zweiten Jahre 225, und im dritten Jahre 225 Fl., zusammen 950 Fl. Nimmt man nun an, daß ein Künstler oder Handwerker nach dem im südlichen Deutschland gewöhnlichen Tagelohne von ½ Fl. nebst Kost, die auch zu ½ Fl. gerechnet worden, in dreihundert Arbeitstagen jährlich von den vorgeschossenen 950 Fl. abverdient 300 Fl., so müßte er, um nicht mehr Schuldner des Entrepreneurs zu seyn, wenigstens drei Jahre lang dienen. Hier kommt nun die Frage in Betrachtung: welches die Vortheile sind, die der Pflanzer oder Fabrikunternehmer von einem zugeführten Kolonisten hat, der in den ersten drei Jahren ihn ungefähr 1000 Gulden kosten wird, und welches die Vortheile seyn werden, die der Kolonist durch die Unterstützung eines Unternehmers oder durch dessen Vorschuß erreichen kann. Der Vortheil, den ein Unternehmer an Deutschen Kolonisten hat, ist, von einer Seite betrachtet, groß; denn statt trägen, unwissenden und ungeschickten Handwerkern einen sehr theuren Tagelohn von 2, 3 und mehreren Gulden bezahlen zu müssen, kann er nun mit geschickten, an Arbeit gewöhnten, thätigen Handwerkern

zu weit geringerem Tagelohne und in kürzerer Zeit seine Gebäude aufführen, Mühlen aller Art und gute Häuser erbauen, und sein Land, das noch lange unangebauet liegen müßte, von arbeitsamen Menschen urbar machen lassen. Von der andern Seite ist aber auch der Nachtheil, den der Unternehmer bei einer solchen Urbarmachung einer Verpflanzung von Kolonisten von Europa nach Südamerika hat: daß er sein Kapital aufs Spiel setzt, daß er sich der Undankbarkeit und Grobheit vieler noch unbekannter Menschen aussetzt, die vielleicht, ehe sie ihm noch Dienste geleistet haben, davon laufen, krank werden oder gar sterben, und daß er sein ganzes Kapital nebst Zinsen verlieren kann. Ein Unternehmer riskirt dieses zwar auch mehr oder weniger beim Ankaufe eines Sklaven, dafür ist aber auch der Vortheil, den er durch Letzteren erhält, bei weitem größer; denn der Sklave, der ihn 600 Fl. kostet, und ihm täglich einen Gulden verdient, hat sich nach zwei Jahren völlig bezahlt, ist Zeitlebens sein Eigenthum, und gewinnt ihm ferner jährlich wenigstens 50 Prozent. Das Davonlaufen der Sklaven ist, wenn man sie gut behandelt, selten; auch sind die Polizey-Anstalten in dieser Hinsicht sehr gut. Dem Davonlaufen der Kolonisten ist gleichfalls durch manche, besonders durch Militairvorkehrungen, und ganz vorzüglich dadurch gesteuert, daß die Regierungen dem Deutschen Unternehmer alle in Europa mit den Kolonisten gemachten Kontrakte garantirt, und besondere Maaßregeln zur Vollstreckung derselben ergriffen hat. — Da wechselseitig der Vortheil des Unternehmers mit dem Nachtheile des Kolonisten in Verbindung steht, so ist es auch natürlich, daß der Künstler, Handwerker und Arbeiter, der sich an einen Unternehmer anschließt, sich folgender Nachtheile unterwirft. Er muß einige Jahre seines Lebens opfern, und erhält dafür freie Ueberfahrt nach Südamerika, nebst Nahrung, Kleidung und Wohnung während der ersten drei Jahre. Er hat

also hierbei den größeren Vortheil, daß er auf des Unternehmers Kosten in den ersten Jahren völlig versorgt ist, daß er die Sprache, Sitten und Gebräuche des Landes nach und nach erlernt, und daß er sich nach Verlust von einer bestimmten Zeit, und einer sorglosen, gleichsam bevormundschafteten Regierung nicht nur mit Sicherheit reichlich versorgt sieht, sondern auch bei Fleiß und Betriebsamkeit zu Reichthum und Wohlstand gelangen kann. Die Länge der Zeit, in welcher ein Kolonist die für ihn ausgelegten Transportkosten abarbeiten soll, richtet sich nach den größeren oder geringeren Ausgaben, die er mit einer zahlreichen oder kleinen Familie dem Unternehmer verursacht hat, nach der Zahl der arbeitsfähigen oder noch unmündigen Kinder, nach der Redlichkeit, dem Fleiße und der Geschicklichkeit der Handwerker. Man wird es aber auch dem Unternehmer nicht verargen, daß er bei Abschließung eines Kontraktes mit den Kolonisten sehr vorsichtig zu Werke geht, da man nur zu oft rohe, unwissende und undankbare Menschen darunter antrifft, die nicht wahre Lust zur Arbeit, um sich dann selbst ein kleines Besitzthum zu erwerben und sich so weiter auszudehnen, diesen Schritt zu begehen veranlaßt, sondern andere Absichten, um sich gleich ein bequemes Leben zu verschaffen und auf Kosten Anderer zu zehren. Hier muß freilich oft der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden, und noch öfter wird die Großmuth mit Undank belohnt. — Da eine Frau oder ein Kind über zwölf Jahre eben so viel Transportkosten verursacht, als ein geschickter arbeitsamer Handwerker, so soll es für den Unternehmer vortheilhafter seyn, nur unverheirathete fleißige Handwerksburschen dahin mitzunehmen; wer aber das allgemeine Wohl und die Sicherheit einer solchen Unternehmung für die Zukunft berücksichtiget, und wer nicht auf einmal reich werden, sondern auch seinen Kindern ein festes Etablissement zusichern will, der wird bald einsehen, daß es immer besser ist, dahin zu stre-

ben, ganze Familien dahin zu verpflanzen. Wenn man nun bei dem Maaßstabe des jährlichen Verdienstes stehen bleibt, so kann man nach der Erfahrung annehmen, daß eine gesunde, starke und arbeitsame Frau, oder ein junges dienstfähiges Mädchen jährlich von den, dem Unternehmer durch die Ueberfahrt, und durch die in den ersten Jahren verursachten Kosten von ungefähr 1000 Gulden, etwa 150 bis 200 Fl. abverdienen kann. Für die kleineren, nicht arbeitsfähigen Kinder müssen natürlicher Weise die Eltern nach Verhältniß ihres Alters und ihrer Anzahl arbeiten. Die Länge der Dienstjahre einer Frau und die Unkosten der unmündigen Kinder können durch die Arbeit, Thätigkeit, Geschicklichkeit und Betriebsamkeit des Mannes abgekürzt werden. Kinder über zwölf Jahre werden mit einiger Modifikation als dienstfähig, die unter zwölf Jahren aber als nicht dienstfähig angesehen. Der Kolonist wird also ein freier Mann, sobald er jene Dienstzeit überstanden hat, die als die Abbezahlung des für ihn von dem Unternehmer vorgeschossenen Kapitals, und als Erfüllung des mit beiderseitigem Einverständnisse gemachten Kontrakts anzusehen ist. Während dieser Dienstzeit hat er die Sprache, die Sitten und die Gebräuche des Landes erlernt, und kann nun, wenn er katholischer Religion ist, als gänzlich unabhängiger Mensch auftreten und anfangen, was ihm beliebt. Der evangelische Kolonist kann es auch, allein er findet hier doch viele Schwierigkeiten, weil in Südamerika die katholische Religion die herrschende und verbreiteste ist, und also auch hierin mehr Hülfe zu erwarten ist, da hier noch sehr auf diese Religion gesehen wird; außer in Guyana und in einigen andern Provinzen der Republiken. Es ist hier noch angenommen worden, daß ein jeder billigdenkender Unternehmer dem Kolonisten nach seinem mehr oder minder geleisteten Dienste und aus besondern Rücksichten zwar einen Nachlaß der Dienstjahre zugestehen, daß er aber unter keiner-

lei Vorwand die einmal im Kontrakte stipulirte Zeit der Dienstjahre verlängern kann. Hernach steht es aber dem Kolonisten frei, nach den dem Unternehmer geleisteten Dienstjahren unter verschiedenen Industriezweigen sich einen zu wählen. So kann er z. B. 1) den Beistand der Regierung verlangen, als welche in Brasilien jeder Familie 200 Morgen Landes als Geschenk zusichert, und die Kolonisten zehn Jahre lang von allen Abgaben befreit. In wie weit nun die Regierung das Land anweiset, ist nicht bekannt, indessen kann man annehmen, daß den neuen Ankömmlingen ein solches Land vielleicht in ganz unkultivirten, von leichter Kommunikation auf Flüssen und von schon bestehenden Niederlassungen entfernten Gegenden von der Regierung angewiesen werden könne. — 2) Der in der Portugiesischen Sprache nun schon geübte Kolonist kann sich nach der vollendeten Dienstzeit an einen neu angekommenen Unternehmer anschließen, der seine Ländereyen entweder in einer kultivirten Gegend kauft, oder solche von der Regierung in einem unkultivirten Landstriche umsonst erhält. Oder er kann 3) sich als freier Künstler oder Handwerker nach der Hauptstadt begeben, sich dort als Bürger niederlassen und mit Ordnung und Oekonomie bei hohem Tagelohne viel verdienen. Oder er kann 4) wenn er sich mit Ackerbau und auf dem Lande beschäftigen will, ohne irgend eigenes Vermögen zu besitzen, nach den oben erwähnten Dienstjahren einen neuen ihm vortheilhaften Kontrakt mit irgend einem Unternehmer machen, der dort bereits schon etablirt ist, und mehr Land besitzt, als er urbar machen kann. Angenommen, daß ein Unternehmer mehr Land besitzt, als er möglicher Weise mit seinen ihm zu Gebote stehenden Kapitalien durch Ankauf von Sklaven urbar machen kann, so frägt es sich nun hier: auf welche Art er seine Ländereyen zu seinem und der Kolonisten Vortheil am glücklichsten benutzen kann. Dieses scheint am besten daraus hervor-

zugehen, wenn man jenen Kolonisten, sowohl denjenigen, welche die Dienstjahre geendiget haben, als auch andern, welche, die Reisekosten selbst aus eigenen Mitteln bestreitend, sich auf den Ländereyen eines Unternehmers niederlassen, um der Vortheile theilhaftig zu werden, sich unter dem Schutze eines Patrons und in einer guten Gegend zu etabliren, wo die leichte Verwerthung ihres Erwerbzweiges und Fleißes ihnen einen schnellern und größeren Gewinn darbietet, als ein scheinbar beträchtlicherer, aber in einer weit von einer Hauptstadt entfernten und öden Gegenden. Jenen Kolonisten kann man nun einen, ihren Kultivirungsmitteln angemessenen, und zur Begründung ihres zukünftigen Glücks hinlänglichen Antheil des Landes als ewiges verkauf- und vererbbares Erblehen, auf Art der im Deutschen Grundvertrage üblichen Freistiftsgerechtigkeit, worüber rechtskräftige Urkunden ausgefertiget werden sollen, überlassen.—2) Die nie zu erhöhenden Lasten dieses freistiftigen Grundvertrags werden in der Naturalleistung des zehnten Theils von allen auf den von dem Unternehmer zu freistiftigen Erblehen herrührenden Grundstücken zu erzielenden Früchten und Nutzungen aller Art, an ihn, seine Erben und Nachfolger bestehen, und zwar so, daß der Grundhold, mit Inbegriff der Abgabe an die Regierung (welche statt der Europäischen Grundsteuer dort eingeführt ist, und in dem zehnten Theile von allen Früchten besteht) ein Fünftheil von seinen Früchten und Nutzungen für Steuer und grundherrliche Abgaben entrichtet, vier Fünftheile aber sein freies unantastbares Eigenthum verbleiben. Industrieunternehmungen auf dem so gewonnenen grundbaren Eigenthume, wobei die dem Unternehmer angehörigen Gewässer, Waldungen ꝛc. zur Errichtung von Mahl-, Säge- und andern Mühlen, Potaschbereitungen, Ziegelhütten, Seifensiedereyen ꝛc. von seinen Grundholden bewilliget werden, müssen auf gleiche Art an ihn den zehnten Theil ihres reinen Er-

trages als Grundzins abzugeben gehalten seyn. Wenn der Kolonist oder seine dereinstigen Erben und Nachfolger jemals ohne Intestat- oder Testamentserben mit Tode abgehen sollten, und also kein wirklicher Erbe vorhanden seyn, so fällt sein hinterlassenes Eigenthum wieder dem Unternehmer oder dessen Erben und Nachfolger zu. — 3) Da die Fruchtbarkeit des Brasilianischen Bodens so groß ist, daß der Landmann bei Pflanzungen von fruchtbringenden Bäumen, schon nach dem zweiten Jahre seine Mühe mit einer Erndte belohnt sieht, die übrigen Feldfrüchte aber, als Mays, Bohnen, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak ꝛc., schon im ersten Jahre eine ergiebige Erndte gewähren, so wird der Anfang des vierten Jahres, nach der Urbarmachung eines jeden einzelnen Stück Landes oder Ackers, seiner Niederlassung auf den Ländereien des Unternehmers, in der Eigenschaft seines Grundholden, als der Zeitpunkt festgesetzt, von welchem an er ihm die grundherrlichen Prästationen zu entrichten hat, als welche sich jederzeit nach der Quantität der Erzeugnisse auf seinem Gute richten. — 4) Auf die Vortheile, welche die Kaiserliche Portugiesische Regierung den Deutschen Kolonisten zugestehen will, nämlich die zehnjährige Erlassung aller Abgaben, kann der Unternehmer dann nicht Rücksicht nehmen, da er selbst diese Vortheile nicht genießt, indem er seine Ländereyen gekauft hat, und da er auch evangelischen oder protestantischen Familien, die auf diese Vortheile keine gerechten Ansprüche machen können, Landeigenthum überläßt. — 5) Die neuen Kolonisten werden also verpflichtet, nachdem sie das Land urbar gemacht haben, und sobald sie Früchte erndten, die zehn Prozent des Ertrages (die festgesetzte Grundsteuer) so lange dem Unternehmer zu entrichten, bis sie solche in der Folge, nämlich nach zehn Jahren, der Regierung zu geben verbunden sind, dagegen nimmt es der Unternehmer auf sein Risico den Zehnten oder die gewöhnlichen Abgaben in den ersten zehn

Jahren der Regierung zu bezahlen. — 6) Wenn es den von Vermögen entblößten und sich auf jenen Erbgütern niederlassenden Kolonisten an Mitteln fehlt, das Land bald möglichst urbar zu machen, damit sie den oben §. 4. erwähnten Vortheil so früh als möglich genießen mögen, so sollen die Kolonisten nach ihren Dienstjahren und bei der Niederlassung auf den Grundstücken folgende Unterstützung genießen. a) Jedem Familienvater und jedem arbeitsfähigen männlichen Kolonisten, der sich bei dem Unternehmer etabliren will, erhält so viel Land, als er mit seiner Familie nach und nach zu kultiviren im Stande ist, und zwar für den Anfang auf jeden männlichen arbeitsfähigen Kopf zehn Morgen Rheinisch. Hierbei ist zu bemerken, daß auf jeden Rheinländischen Morgen Landes, der 32,000 Rheinl. Quadratfuß mißt, 600 Kaffeebäume gepflanzt werden können, welches die vortheilhafteste Kultur auf dergleichen Ländereyen ist, da jeder Kaffeebaum nach drei bis vier Jahren jährlich ein, zwei und mehrere Pfunde Kaffee trägt, jedes Pfund $\frac{1}{3}$ Fl. beträgt, und daß wenigstens jeder Rheinl. Morgen Landes nach vier Jahren 200 Fl. abwerfen kann. b) Wird dem Kolonisten Unterstützung zur Erbauung von größeren oder kleineren Häusern, Holz, Arbeiter ꝛc. gegeben. c) Jedem Einzelnen werden Ackerwerksgeräthschaften, die in Aexten, Hacken, Spaten ꝛc. bestehen, gegeben. d) So lange sie noch nicht die dort gewöhnlichen Landesprodukte, als Bohnen, Mays, Manioc ꝛc. gewinnen, wird ihnen ein Vorschuß gemacht, den sie ihm nach zwei Jahren in Natur wieder zu erstatten haben. e) Eben so viel Land, als zur Kultivirung an die Kolonisten abgegeben worden, bleibt als Gemeindeweide und Waldung für die Bedürfnisse der neu entstehenden Gemeinde bestimmt, um in der Folge der Jahre, wenn die Bevölkerung sich vermehrt, gleichfalls unter die Nachkömmlinge der ersten Kolonisten vertheilt werden zu können. f) Einige Kühe oder einige Maulesel, je nachdem der Kolonist

der einen oder der andern besonders bedarf. g) Ein Kolonist, der sich mit eigenem Vermögen auf die Ländereyen eines Unternehmers niederlassen will, erhält nach Verhältniß dessen, was er bebauen kann, vierzig bis funfzig, auch wohl bis hundert Acker Landes. Hiernach sind nun diejenigen Deutschen Kolonisten zu beurtheilen, welche sich in Südamerika auf Kosten eines Unternehmers niederlassen wollen, und ihre Stellung, die nicht viel besser, als die eines Sklaven auf die Jahre der eingegangenen Verpflichtung nach einem Kontrakte ist. — Die Regierungen gehen bei der Kolonisation ihrer Staaten von andern Grundsätzen aus; man scheint aber auf die Prinzipien, die man früher in Europa befolgte, um Kolonisten anzuziehen und festzuhalten, nicht recht einzugehen, welches aber auch daher kommt, daß die Staaten größtentheils Schulden besitzen, und daher auch keine so anziehenden Vorschläge den Kolonisten machen können. An Ländereyen fehlt es nicht, und diese giebt man auch gratis, allein man bedingt dabei, daß der Kolonist Vermögen besitzt, oder doch so viel, daß er den Acker, den man ihm gratis überläßt, bewirthschaften kann, und dieses einen gewissen Zeitraum Abgaben frei, allein andere Vortheile räumt man ihm nicht ein, und an einen Kostenvorschuß ist gar nicht zu denken; dann ist auch noch nöthig, wie schon bemerkt worden, daß der Eingewanderte sich hier zur katholischen Religion bekennen muß. Die Brasilianische Regierung machte nämlich in den 1820ger Jahren bekannt, daß sie den sich in Brasilien niederlassenden Familien zu ihrer Ansiedelung unentgeldlich gewisse Strecken Landes ertheilen lassen wollte. Diese Strecken sollten eine Quadratlegoa enthalten, etwas mehr oder weniger, nach der Anzahl der Familien und Personen, aus welchen die Kolonie besteht. Die Brasilianische Legoa hat 3000 Brassas, jede von 7 geometrischen Fuß. Besteht die Kolonie aus verschiedenen Familien, welche sich zur Bildung derselben vereiniget ha-

ben, so wird das ihnen bestimmte Land in Stücke von ungefähr 400 Brassas ins Gevierte (etwa 200 Morgen Rheinl.) für jede Familie getheilt, und solche nach dem Looſe unter die Familien vertheilt werden. Zu gleicher Zeit soll der Kolonie hinreichendes Land zu Gemeinheiten und zur Anlegung einer Stadt angewiesen werden, sobald nämlich diese gebildet werden kann. Besteht die Kolonie aus Arbeitern oder andern Personen, welche ein Unternehmer versammelt und sie auf seine Kosten nach Brasilien führt, so wird das der Kolonie bestimmte Land in zwei Theile getheilt werden, wovon der eine dem Unternehmer zufallen, und der andere unter die von ihm hergeführten Familien oder Personen vertheilt werden soll. Die Regierung erkennt die Kontrakte und Kapitulationen der Unternehmer mit den von ihnen hergeführten Familien oder Personen für gültig an, und hält auf die Erfüllung derselben. Die Kolonien, welche auf die eine oder die andere der erwähnten Arten angelegt worden, sollen zehn Jahre lang von dem Zehnten und von allen andern Abgaben auf den ihnen zur Ansiedelung bewilligten Ländern frei seyn. Sollten aber die Kolonisten schon angebauete Ländereyen kaufen, so müssen sie von denselben die nämlichen Abgaben bezahlen, welchen die Eingebornen in diesem Falle unterworfen sind. Auch werden sie, gleich den übrigen Portugiesischen Unterthanen, den Fünften von dem gefundenen Golde, so wie die gebräuchlichen Zölle von den Waaren, mit welchen sie zu handeln beabsichtigen, zu entrichten haben. Die Familien, welche vor Ablauf von zehn Jahren nach Europa zurückkehren wollen, steht dieses frei, allein sie können nicht über die ihnen verliehenen Länder verfügen, da solche dann wieder an die Krone zurückfallen; wenn sie aber nach Verlauf von zehn Jahren in ihr Vaterland zurückkehren wollen, so ist ihnen erlaubt, über die inne gehabten Länder nach Belieben zu verfügen. Die Kolonisten, welche sich auf

den ihnen unentgeldlich bewilligten Ländereyen in Brasilien ansiedeln, sollen von der Zeit an, als Unterthanen der Regierung betrachtet werden und den Gesetzen und Gebräuchen des Landes unterworfen seyn, dabei sollen sie auch alle Vortheile und Vorrechte genießen, zu welchen die Portugiesischen Unterthanen berechtiget sind. Jeder Koloniebezirk soll von einem ernannten Direktor verwaltet werden, bis die Bevölkerung zahlreich genug ist, um eine kleine Stadt zu errichten, und darin örtliche Verwaltungs- und Gerichtsbehörden nach Portugiesischen Gesetzen zu ernennen. Alle Kolonisten müssen, um die vorerwähnten Rechte und Begünstigungen genießen zu können, Römisch-katholischer Religion und als Personen von guten Sitten und Grundsätzen bekannt seyn, welches sie durch gehörige Certificate darthun müssen, welche von den Ministern und andern Beamten der Regierung im Auslande bestätiget werden müssen.—In Brasilien sind zwar alle christlichen Religionen geduldet, aber diejenigen Personen, die nicht das oben erwähnte Glaubensbekenntniß haben, müssen sich die Ländereyen kaufen, und können auf die in obiger Verordnung festgesetzten Vortheile keine rechtmäßigen Ansprüche machen. Es versteht sich hierbei, daß die Regierung den Transport der Auswanderer übernimmt; denn solche werden nicht eher, als nach ihrer Ankunft in Brasilien, unter den Schutz der Regierung genommen. Die Deutschen Auswanderer müssen sich mit den zu ihrer Legitimation nöthigen Papieren versehen, und in den Scheinen für einen Familienvater müssen auch seine Frau und Kinder oder andere Personen, die zu seiner Familie gehören, erwähnt werden. Unter Deutschen Kolonisten werden alle diejenigen verstanden, welche in Deutschland oder in den angrenzenden Ländern desselben geboren sind und Deutsch sprechen (hierbei ist also auch die Schweiz verstanden). Als Kolonisten werden nicht bloß Ackersleute, sondern auch die auf dem Lande nöthigen

Handwerker verstanden, als Zimmerleute, Schmiede, Maurer, Wagner oder Stellmacher ꝛc ꝛc. Einzelne Personen müssen sich einer Familie anschließen, oder es müssen sich mehrere zu einem gemeinschaftlichen Zwecke in eine Gesellschaft vereinigen, da sie ohne eine solche Maaßregel als Landbauer wenig ausrichten können, und Sklaven in Brasilien zu kaufen, nach dem schon oben, S. 147, Angeführten wohl zu kostbar seyn möchte, da dieses nur von großen Unternehmern geschehen kann, die über ein bedeutendes Kapital disponiren können. Wenn sich ein Geistlicher entschließt, eine Anzahl Kolonisten als ihr Seelsorger zu begleiten, so soll er die gebräuchliche Besoldung und Emolumente der Landgeistlichen in Brasilien genießen. Um den Zweck der Kolonisation Süd-Amerikas zu befördern, sollen in den Deutschen Ländern, mit Genehmigung der Deutschen Regierungen, Kommissaire angestellt werden, bei denen sich die Auswanderer als Kolonisten zu melden haben, und die sie auch mit dem bekannt machen müssen, was sie als Kolonisten zu leisten haben, und welche Unterstützung sie von der Regierung erhalten. Da es für die zur Auswanderung sich versammelnden Deutschen viele Schwierigkeiten haben würde, wenn sie sich vor der Auswanderung an einem Orte versammeln wollten, um daselbst die übrigen Glieder der Gesellschaft abzuwarten, so können die zerstreut Wohnenden von ihrem Wohnorte aus sich schriftlich an einen solchen Kommissair wenden, der durch die öffentlichen Blätter angezeigt wird, so wird er ihnen auch schriftlich melden, wenn die bestimmte Zahl von Personen oder Familien vollständig zur Abfahrt bereit ist, damit sie zu einem gewissen Zeitpunkte da ankommen können, wo der Versammlungsort ist, und das Schiff zur Aufnahme bereit steht. Es werden zu einer Auswanderung immer 20 bis 25 Familien oder 80 bis 100 Personen erfordert. Durch diese Einrichtung wird jeder Auswanderer nicht nöthig haben, frü-

her seinen Aufenthalt oder seinen Wohnort zu verlassen, als es nöthig ist, wodurch er die Kosten erspart, die er dann noch auf den Transport nach Amerika anwenden kann. Wer indessen nach Südamerika wandern will, dem ist immer noch vorher anzurathen, sich mit Allem bekannt zu machen, was ihm daselbst erwartet, also sowohl mit dem Klima in den einzelnen Staaten und Provinzen, als auch mit den Erzeugnissen des Bodens und mit Allem, was zum Leben gehört, da ein einmal übernommener Schritt dieser Art große Schwierigkeiten hat, um ihn dann wieder rückgängig zu machen, wenn man schon an seinem Bestimmungsorte angelangt ist, und sich in seinen Erwartungen getäuscht sieht; denn man bedenke nur, daß man unter ganz fremde Menschen tritt, ganz andere Sitten und Gewohnheiten findet, und dann auch eine ganz andere Natur in Beziehung auf den Anbau und die Nahrungsmittel. — An die Kultur des Kaffees ist man nicht gebunden, wenn man ein besseres Produkt zu kultiviren findet, wobei man sein Auskommen hat; auch ist der Kaffee, wie bemerkt worden, in so großer Menge schon angebauet worden, daß er sehr unter den ersten Preis gesunken ist. Man kann daher Tabak, Getreide und andere Feldfrüchte, die sich gut verkaufen lassen, anlegen, auch Reis, Kakao, Baumwolle, Indigo ꝛc. Man muß sich daher nur in einer solchen Gegend niederlassen, wo dergleichen Produkte den geeigneten Boden zu ihrem Anbaue finden. So z. B. kommen die Pflanzen von Kolonialprodukten in den den Seeküsten näher gelegenen Gegenden gut fort. Auf den hohen Gebirgen, die bis zum Gipfel mit undurchdringlichen Urwaldungen bedeckt sind, und in den fruchtbaren und reitzenden Thälern, die von vielen rauschenden Krystallbächen bewässert werden, ist die Temperatur sehr gemäßigt, und die Produkte sind von denen in den Niederungen sehr verschieden. Wenn Kolonisten die Anlage einer kleinen Stadt beabsichtigen, so ist es immer

besser, wenn sie dazu einen solchen Landestheil wählen, wo es ihnen nicht an den nöthigen Bau-, Brenn- und Tischlerhölzern fehlt, die sowohl zur Anlegung einer Stadt nöthig sind, als auch zum Brennen und Verfertigen der Möbel und anderer Holzarbeiten; denn es hat große Schwierigkeiten in einem noch wenig angebaueten Lande Transportmittel in Bewegung zu setzen, wenn das Holz entfernt liegt, und dieses muß ein Kolonist besonders berücksichtigen, weil er weder Zeit, noch einen Aufwand von Geld zu verlieren hat. — In Hinsicht der Entdeckung Südamerikas, so gebührt dieselbe dem Genueser Christoph Colombo auf seiner dritten Reise nach Amerika, im Jahre 1497; allein ungeachtet er der Entdecker des ganzen Welttheils war, so erhielt doch derselbe den Namen nach dem Florentiner Amerigo Vespucci, der zu derselben Zeit nach Westindien, und 1501 an die von dem Portugiesen Pedro Alvarez Cabral entdeckte Küste von Brasilien kam. Die Südspitze des Continents entdeckte der Portugiese Hernandez Magelhaëns, der zuerst durch die nach ihm benannte Meerenge um die Welt segelte. Pizzaro erschien 1526 in Peru, dessen Unterwerfung ihm jedoch erst 1531 gelang. Sebastian Cabot entdeckte Paraguay, und die Augsburgischen Kaufleute Welser nahmen von Venezuela Besitz. Diego de Almagro entdeckte Chili, und Pedro de Mendoza die Länder am la Platastrome. Der Maranhon wurde zuerst von Orellana beschifft. Den Ruhm der ersten Bekanntmachung von Südamerika, so wie überhaupt von ganz Amerika, gebührt den Spaniern und Portugiesen, in Hinsicht der Ausrüstungen zu diesem Unternehmen, sonst verzugsweise den Italienern, weil Christoph Colombo und Amerigo Vespucci Italiener waren. Der Erdumsegeler Franz Drake entdeckte 1586 Cayenne, die Küste von Guyana und die Inseln an der Magellanischen Straße. Die fernern

Entdeckungen, Berichtigungen, wissenschaftlichen Forschungen und Aufklärungen über Gewerbe, Handel 2c. Südamerikas, verdanken wir, außer den schon genannten Spaniern, Portugiesen und Engländern, besonders einem Diego de Roxas, Garzia de Lerma, Diego de Ordez, Juan de Ayoba, Domingo de Irala, Juan de Goray, welcher Chaco begründete, Jacques Lemaire, der **1615** die nach ihm benannte Straße auffand, Mascardi, der zuerst den Indianerstamm der Cesares in Chili kennen lernte, Samuel Fritz und la Condamine, welche Beide durch Karten und Beschreibung des Amazonenstromes die Topographie des Innern aufhellten; Benoit, Boyer, Berkel, J. v. Lary, J. A. Riemer, Depon, Piton, Lindley, Lobo de Silveira, Koster, Alex. von Humboldt und Aimé Bonpland, Azara, Southey, Mave, Brackenridge, Heckewelder, Kunitz, Henderson, Prinz Max von Neuwied, St. Hilaire, Temple, Hamilton, Spex und Martius, Pohl, Mikan und Natterer, Eschwege, Basil Hall, Caldeleugh, Mollien, Stuart-Cochrane, Langsdorf, Gosselmann, Stevenson, Head, Miers, Broctor, Rengger und Beauchamps, King und Pringle-Stokkes und Andere. Auch müssen hier noch die Missionen der Jesuiten und Franziskaner im **17**ten und **18**ten Jahrhunderte erwähnt werden, weil die Mitglieder derselben, besonders Dominik Brite, Andr. de Toledo, Texeira 2c. 2e., durch ihre Erfahrungen zu Santa Cruz, de la Sierra, Chiquitos und Paraguay die Erdkunde bereichert und sich bemüht haben, über die Staaten von Südamerika Licht zu verschaffen. Miers und Head haben besonders dazu beigetragen, die großen Ideen ihres Vaterlandes, Englands, in Betreff der unermeßlichen Schätze, womit Südafrika angefüllt seyn sollte, etwas zu mindern; indessen haben

sich doch sieben Englische, zwei Nordamerikanische und ein Deutscher Bergwerksverein gebildet, um die Schätze in Silber und Gold zu heben, deren Kosten sich aber auf 20 Millionen Thaler belaufen, die noch nicht gedeckt sind. Aus den Werken der eben genannten Gelehrten geht hervor, daß man die Gold- und Silbermasse zu groß, und die Kosten der Bearbeitung zu geringe angeschlagen hat. Edmond Temple, Sekretair des Brittischen Bergwerkvereins in Peru, der mit dem Geschäftsführer desselben, General Paroissin, dem Bergwerksvorsteher Baron von Czettritz, und dem Bergschüler Scrivener 1825 nach der neuen Welt abgesegelt war, hat während seines dreijährigen Aufenthalts daselbst viel Neues beobachtet und bekannt gemacht. Nach ihm sollen 1826 aus den schon seit zweihundert und funfzig Jahren geplünderten Gruben von Potosi, Portugaletta und Chayanta, 177,127 Mark reinen Silbers gewonnen worden seyen. Doch hat auch Andrews, der 1825 im Auftrage der Bergwerksgesellschaft für Südamerika, von Buenos-Ayres durch die innern la Plataprovinzen nach Bolivia und Chili reisete, in seinem 1829 zu London erschienenen Werke, von solchen Unternehmungen abgerathen. Auch haben Reisende erwiesen, daß die Eingebornen bei ihrer einfachen Lebensweise und ihren geringen Bedürfnissen die Gruben wohlfeiler und vortheilhafter hätten bauen können, als die Europäer, und daher müßte auch für diese der Ertrag bedeutend sinken. — Nach dem Geognosten Pentland soll nicht der Chimborasso der höchste Berg im südlichen Amerika seyn, sondern der Nevado oder Schneeberg von Socata, welcher 23,644 Pariser Fuß hoch ist, wie er durch die trigonometrische Berechnung ermittelt hat. Der Illimain in der Bolivischen Provinz Lapaz hat eine Höhe von 22,706 Pariser Fuß über der Meeresfläche. Ferner hat sich der Franzose Parchappe ausgezeichnete Ver-

dienste um die Erdkunde Südamerikas erworben, der zwölf Jahre lang Reisen durch die Mittel- und Südprovinzen unternommen hat. Seine Entdeckungen, die noch nicht gedruckt sind, sollen ein neues Licht über den Lauf des Uraguay und anderer Ströme des Paranagebiets, über den Landstrich Corrientes, die Provinz Entre Rios ꝛc. verbreiten.

Südbrabant, eine ehemalige Provinz des Königsreichs der Niederlande, die jetzt zu dem, sich seit dem Jahre 1830 davon losgerissenen, unter dem Namen Belgien bestehenden Landestheil, der jetzt zu einem Königreiche gleichen Namens erhoben worden ist, gehört, welcher Landestheil ehemals die Oesterreichischen Niederlande ausmachte, davon Brüssel die Hauptstadt ist. Er umfaßte damals 66 Qradratmeilen mit 460,000 Einwohnern. Das Land ist eben, hat einen fruchtbaren, auch vortrefflich angebaueten Boden, und eine ausgebreitete Industrie, besonders in Leinwand, Spitzen, Wolle ꝛc. Vorzüglich berühmt waren ehemals die Brüsseler Spitzen, und sind es auch noch, obgleich sie durch die Concurrenz von andern Ländern, die mit dergleichen Spitzen auftraten, sehr am Absatze verloren haben. Auch liefert Brüssel sehr schöne Kutschen und Wagen aller Art, Gold- und Silberarbeiten, Kattune, andere Baumwollenzeuge, Wollenzeuge, besonders Tücher, die zu ihrer Zeit viel Aufsehen machten, feine Hüte, Stecknadeln, schönes Glas und Krystall. Im Jahre 1815 beschäftigten die Kattundruckereyen, die Baumwollenspinnereyen und Baumwollenfabriken, 12,350 Arbeiter, bei einer Einwohnerzahl von 75,000. Den beträchtlichen Handel der Stadt befördert der 12 Fuß tiefe Kanal, welcher in die Schelde führt. Außer den schon genannten Fabriken hat Brüssel auch noch Vitriol- und Scheidewasserbrennereyen, Tabak-, schwarze Seif-, Stärke-, Fayance-, Glasbouteillen-, Tapeten- und Buntpapierfabriken, 30 Buchdruckereyen, Kattun-

druckereyen, Zeugrollen, und eine Menge von Maschinen zur Verfertigung von Waffen aller Art, mehrere Papiermühlen, und in der Umgegend baut man alle Sorten von Obst und Gemüse in vorzüglicher Güte, und die um die Stadt liegenden Wiesen, die des Winters mit dem schlammigen Wasser der Senne bedeckt sind, geben einen ansehnlichen Ertrag für die Viehzucht. Brüssel ist jetzt die Residenz des Königs von Belgien, Leopold des Ersten; sie hat, außer dem Pallaste des Königs, eine Handelsbank, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, ein Königliches Kollegium, eine öffentliche Bibliothek von 80,000 Bänden, ein Kunstmuseum, einen botanischen Garten 2c. 2c. Außer Brüssel, der Hauptstadt von Südbrabant und jetzt des Königreichs Belgien, sind noch in Hinsicht der Gewerbe und des Handels, der Wissenschaften und Künste merkwürdige Städte in Südbrabant: Löwen an der Dyle, mit 25,000 Einwohnern, einer Universität, mit ungefähr 400 Studenten, und einem prächtigen Invalidenhause. Ehemals war Löwen berühmt wegen seiner wichtigen Tuchfabriken, die am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gegen hunderttausend Arbeiter ernährten, jetzt hat sie noch wichtige Bierbrauereyen, und schöne Gärten, Aecker und Weinberge, welche in der Stadt liegen. Nivelles, Stadt an der Thiene, mit 7000 Einwohnern, mit Leinwand- und Batistfabriken, in der Gegend bei dem Vorwerke la belle Alliance wurde am 18ten Junius 1815 die für die alliirten Preußen und Britten gewonnene Schlacht gegen die Franzosen geliefert. Die Britten benennen diese Stadt nach dem Dorfe Waterloo, am Soigner Walde, mit einem Denkmal auf dem Schlachtfelde, von der Niederländischen Regierung errichtet. Die Stadt Diest, mit 5800 Einwohnern, an der Demer, in einem Thale, hat Strumpf- und Wollenfabriken, und ansehnliche Bierbrauereyen. Die Stadt Tirlemont, auch Tienen

genannt, mit 7800 Einwohnern, am Fluß Geete, hat Flanell- und Wollenstrumpffabriken. Die Stadt Halle an der Senne, mit 5000 Einwohnern, liefert schöne Holzwaaren. Vilvorden, Stadt mit 2800 Einwohnern, hat ein großes Zuchthaus. Die übrigen Städte, wie Wawre, Aerschot ꝛc., kommen in Hinsicht der Gewerbe und des Handels in keiner großen Betrachtung. Im Allgemeinen ist das Land, wie schon oben bemerkt worden, vortrefflich zum Anbaue geeignet, weil das Klima eben so vortrefflich ist, rein und gesund, indessen giebt es einzelne Stellen, wo der Sand vorherrscht, und daher der Anbau mühsamer ist, jedoch gewinnt man darauf Rocken, Hafer, Buchweitzen und vielen Flachs, auch hat dasselbe ansehnliche Holzungen. Die andern, und bei weitem größten Theile haben einen fetten fruchtbaren Boden, und bringen einen Ueberfluß an Früchten hervor, die zum Absatze oder Handel dienen. Der Fluß Demer, der aus der Provinz Lüttich kommt, durchströmt einen Theil des Landes, nimmt die kleinen Flüsse Geete, Dyle und Senne auf, bekommt dann den Namen Rupel, und verliert sich in die Schelde, die Brabant im Westen berührt, und der bei Brüssel aus dem Flusse Senne gebildete Kanal bis an das Dorf Willebroeck, woselbst er sich in den Fluß Rupel ergießt, der sich bald darauf mit der Schelde vereiniget, erleichtert den Handel der genannten Stadt, weil man vermittelst dieses Kanals von Brüssel in die Nordsee schiffen kann. Dieser Kanal soll 800,000 Gulden gekostet haben. Auch der Kanal von Löwen bis an die Rupel, welcher den Damm zwischen Löwen und Mecheln in zwei gleiche Theile theilt, dient zum Waarentransporte. Zur Erleichterung des Handels von Brüssel nach Frankreich, von Mecheln nach Brüssel, auch nach Löwen, von Löwen nach Tirlemont, von diesem Orte nach Wawre ꝛc. sind jetzt Eisenbahnen angelegt worden. Das Belgische Eisenbahnsystem beruht auf

dem sehr bald zur Ausführung gekommenen Gesetze vom 1sten Mai 1834. Die Regierung übernahm demnach die Anlage eines Eisenbahnwerkes, von welchem der Centralpunkt Mecheln ist, von wo aus die Strahlen nach den vier Weltgegenden laufen, und den Handel nach Frankreich, Preußen und dem übrigen Deutschland erleichtern. Auch die Scheldenfrage ist durch den Friedensschluß vom 19ten April 1839 dahin entschieden, daß Holland von der Schifffahrt auf der Schelde und ihren Mündungen von jedem Schiffe $1\frac{1}{2}$ Gulden per Tonne erhebt; Belgien gestattet aber nach Beschluß der Repräsentantenkammer vom 18ten May 1839 diesen Zoll sämmtlichen Schiffen zurück, so daß dadurch, der That nach, für den Handel die Schelde gänzlich frei ist. Südbrabant hatte stets seinen Handel mit England, Frankreich und Deutschland, und dieser Handel ist auch noch jetzt dieser Provinz unter Belgischem Zepter geblieben.

Südcarolina, eine von den dreizehn alten Provinzen der vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und nach der Reihe die zwölfte Provinz, wurde von den Spaniern, kurze Zeit nach ihren ersten Zügen in die neue Welt entdeckt, und zwar von Jean Ponce de Leon, Spanischem Gouverneur von Portorico, im Jahre 1512. Er gab diesem Theile des Festlandes wegen seines freundlichen Ansehens den Namen Florida, verließ es aber bald wieder, da er darauf weder Gold- noch Silberminen vorfand. Eilf Jahre später (1523) gelangte der von Franz dem Ersten von Frankreich ausgesandte Joh. Verazani dahin, und 1562 bestimmte es der Admiral Coligny zu einem Asyle für seine verfolgten Glaubensgenossen, die Huguenotten, von denen auch eine bedeutende Zahl unter Anführung des Kapitains Jean de Ribaud 1562 auf zwei Schiffen unter Segel ging, unter dem 30sten Grade nördlicher Breite an der Mündung des Flusses Ediston

landete, und daselbst ein Fort erbauete, das man zu Ehren Carls des Neunten, Carlsfort nannte. Im Jahre 1564 unternahm ein gewisser Laudonnières eine neue Expedition dahin, setzte sich an dem Maiflusse fest, und erbauete das Fort Carolina, welcher Name späterhin dem ganzen Gebiete zu Theil ward, sowohl dem nördlichen, als dem südlichen. Späterhin, nach mancherlei Schicksalen der Kolonisten, deren Erzählung wohl in die Geschichte Amerikas hin, aber hier nicht her gehört, kam es von den Spaniern, die es den Franzosen wieder abgenommen hatten, an die Engländer, bei denen es dann bis zur Abreissung der Kolonie von dem Mutterlande (England) blieb. Karl der Zweite schenkte nämlich das Land durch ein Patent von 1663, an acht adelige Familien, mit der Bedingung, daß es ein Lehn von der Krone seyn sollte, und der berühmte Philosoph Locke entwarf für die Kolonie eine Constitution, die zwar allgemeine Duldung jeder Glaubenspartey zum Grundsatze hatte, allein sie hielt dennoch das Aufkeimen der bürgerlichen Gewerbsamkeit zurück, so daß man derselben bald überdrüßig wurde. Die Provinz war nach dieser Verfassung in Grafschaften getheilt, und der jedesmalige Aelteste der acht Landeigenthümer (die Lords Berkeley, Clarendon, Albemarle, Craven, Ashley, und die Ritter Carteret, Berkeley und Colleton) sollte unter dem Titel eines Palatin die Regierung führen, und ihm ein aus den andern adeligen Besitzern gebildeter Gerichtshof beigeordnet seyn; allein die Einrichtung mußte doch Fehler haben, da sie der aufkeimenden Kolonie täglich nachtheiliger wurde, und nach der Brittischen Revolution von 1688 ihre Endschaft erreichte. Das Gesetzbuch von Carolina gab den acht Eigenthümern, wodurch diese Kolonie gestiftet worden war, und ihren Erben, nicht nur alle Rechte eines Monarchen, sondern auch die ganze gesetzgebende Gewalt, welches daher der bür-

gerlichen Freiheit entgegen war, worauf die übrigen Ansiedler Ansprüche machten, mithin mußte diese Verfassung wieder zerfallen, da sie sich so nicht halten konnte. Die ganze Verfassung Carolinas bestand aus einer in 120 Artikeln abgefaßten, von Locke entworfenen Fundamentalconstitution, die im Jahre 1699 unterzeichnet wurde. Diese Constitution, auf die Herrscherrechte bezogen, bestand nämlich darin, daß die acht Eigenthümer, wodurch diese Kolonie gestiftet worden, wie schon erwähnt, monarchische Rechte hatten, und ihr Hof der Palatinische genannt wurde. Er hatte die Macht oder das Recht, zu allen Aemtern und Würden zu ernennen, selbst das Recht den Adel, aber unter neuen und seltsamen Titeln zu ertheilen. In jedem Reviere sollten zwei Kaziken ernannt werden, deren jeder vierundzwanzig tausend Acker Landes besitzen, und einen Landgrafen, der allein achtzig tausend haben sollte. Die mit diesen Titeln bekleideten Männer sollten das Oberhaus ausmachen; dabei waren ihre Besitzungen unveräußerlich; man ließ ihnen bloß das Recht, den dritten Theil davon höchstens auf das Leben dreier Menschen zu verpachten. Das Unterhaus sollte aus den Abgeordneten der Städte und der Grafschaften bestehen. Die Zahl dieser Repräsentanten sollte wachsen, nach dem Wachsthume der Bevölkerung der Kolonie. Jeder Freisasse sollte nur einen Schilling ($7\frac{1}{4}$ Sgr.) vom Acker bezahlen, und auch den Grundzins loskaufen können; aber alle Einwohner, sowohl die Freien, als Sklaven, sollten verpflichtet seyn, auf den ersten Befehl des Palatinischen Hofes die Waffen zu ergreifen. Dieses würde nun auch so weit gut gegangen seyn, wenn nicht das Bestreben der Herrschenden dahin gegangen wäre, auch die freien Kolonisten zu unterdrücken, und sie aller Rechte, die ihnen von denselben Herrschern erst eingeräumt worden, zu berauben, wogegen diese nun wieder Alles thaten, um diesem zu entgehen, und ihre ihnen ertheilten

Rechte aufrecht zu erhalten, wodurch Streitigkeiten, Tumulte ꝛc. entstanden, welche die ganze Provinz in eine immerwährende Unruhe brachten, und sie aller Vortheile eines aufkeimenden Gewerbefleißes und Handels zerstörten. Hierzu kam nun noch, daß Granville, der im Jahre 1705, als der Aelteste von den acht Eigenthümern das Staatsruder führte, alle Dissidenten, welche zwei Drittheile der Bevölkerung ausmachten, dem Gottesdienste der Englischen Kirche unterwerfen wollte. Dieses Verfahren empörte alle Gemüther, um so mehr, da es von dem Mutterlande, als zugestanden, nicht anerkannt und getadelt wurde. Hierzu gesellte sich nun noch, daß die ganze Provinz oder vielmehr das ganze Land unter dem Namen Carolina im Jahre 1720 durch verschiedene Indianerstämme angegriffen wurde, die durch eine Menge von Ungerechtigkeiten zur Verzweiflung getrieben, ihre Waffen ergriffen, obgleich fruchtlos; denn sie wurden überall, mit der Europäischen Kriegskunst unbekannt, geschlagen und vernichtet; aber der Muth und die Tapferkeit, die dieser Krieg unter den Kolonisten erweckt hatte, waren Folge, daß auch die Unterdrükker der Rechte der Kolonie diesem gewachsenen Muthe unterlagen; denn da das Oberhaus sich geweigert hatte, zu den Kosten einer Unternehmung etwas beizutragen, deren ersten Früchte doch die Obern einzuerndten meinten, so wurden sie Alle im Jahre 1728 der Vorrechte beraubt, Carteret ausgenommen, der den achten Theil des Gebiets behielt (beinahe die Hälfte von Nord-Carolina, und den Theil, der am nächsten an Virginien grenzt). Man gab ihnen aber als Entschädigung 24,000 Pfd. Sterl. (über 144,000 Rthlr.). Die Krone oder das Mutterland (England) nahm die Regierung wieder in die Hände, und die Kolonie bekam Theil an der Staatsverfassung der andern. Um nun diese Verwaltung zu erleichtern, theilte man das Land in zwei Provinzen, unter den Namen von Süd-Carolina und

Nord-Carolina, welche Theilung dann geblieben ist, so daß es zwei getrennte Provinzen oder Staaten bildet, und von dem Ersteren ist hier die Rede. Süd-Carolina liegt zwischen Nord-Carolina, dem Meere und Georgien, enthält 1146 Quadratmeilen, und hatte im Jahre 1790 249,073 Einwohner, darunter 107,094 Sklaven, und 1830, also vierzig Jahre später, 581,185 Einwohner, darunter 315,401 Sklaven, welches eine Vermehrung der Weißen um 87 Procent, und der Schwarzen um fast 200 Prozent beträgt. — Was den Boden betrifft, so ist dieser in der Nähe des Meeres flach, landeinwärts dagegen erhaben, indem ihn verschiedene stark bewaldete Gebirgsketten, die zu den Apalachen gehören, durchziehen, und sich bis zu 4000 Fuß erheben. In der Nähe des Meeres kommt daher die Baumwolle und der Reis gut fort, und in den andern Gegenden verschiedene andere Europäische und Süd- oder tropische Früchte. An den Ufern des Meeres, an der Mündung der Flüsse, die sich in dasselbe ergießen, ist der Boden zum Theil sumpfig, mit Morästen bedeckt, zum Theil sandig, mit einer leichten sandigen Erde bedeckt, die nur zu den Produkten brauchbar ist, welche einen sandigen Boden lieben, und die hier auch gebauet werden. Zwischen den vielen Quellen, welche das Land durchströmen, ist der Boden zum Theil unfruchtbar, andern Theils auch wieder sehr fruchtbar. Entfernter von den Ufern findet man oft große leere Plätze mit weißem Sande bedeckt, wo nur Fichten wachsen; dann wieder Ländereyen, wo die Laubhölzer eine ungemeine Fruchtbarkeit verkündigen. Diese Abwechselungen des Bodens und dessen Fruchtbarkeit verschwinden, sobald man tiefer in das Land hineinkommt; denn hier zeigt sich der Boden überall gut und fruchtbar. Zu diesem zum Theil vortrefflichen Boden zum Landbaue kommen auch noch sehr angenehme Weideplätze hinzu, wo man eine große Menge Rindvieh zieht, die des Morgens ungehindert

in die Wälder gehen, und des Abends von selbst wieder zu den Pflanzungen zurückkehren. Die Schweine mästen sich auf gleiche Weise in den Laubwäldern, weil sie hier eine gute Mast finden, und sind noch zahlreicher und besser in ihrer Art; nur das Schaf will hier nicht gut fortkommen, denn es artet in Hinsicht der Wolle und des Fleisches aus, auch ist es viel seltener. Was das Klima betrifft, so ist die Hitze des Sommers nicht übermäßig, aber anhaltend, wodurch sie leicht dem nicht daran Gewöhnten beschwerlich fallen kann. Die Kälte des Winters empfindet man nur am Morgen und am Abende, und die an der langen Küste gewöhnlichen Nebel zerstreuen sich vor der Mittagszeit. Dagegen ist man auch, wie in ganz Amerika, oft schnellen Wetterveränderungen unterworfen, wodurch man genöthiget wird, in der Kleidung und Nahrung eine unter andern Himmelsstrichen unnöthige Diät zu beobachten. Orkane kommen hier auch vor, indessen sind sie doch seltener und nicht so gewaltsam, als auf den Antillen. — Was die Produkte des Bodens von Südcarolina betrifft, so sind der Reis und die Baumwolle zwei der Hauptprodukte dieses Staats. Der Reis wurde durch Zufall diesem Lande zugeführt. Ein Schiff, welches von Ostindien kam, scheiterte an dessen Küste, der Reis, womit es beladen war, ward durch die Wellen an die Küste geworfen, und wuchs dort auf. Dieses unerwartete Glück machte, daß man auf dessen Anbau bedacht war, wozu sich der Boden ganz besonders eignete. Lange war der Anbau nur geringe, weil die Kolonisten gezwungen waren, ihre Erndten in die Häfen des Hauptlandes zu schicken, von wo aus der Reis nach Spanien und Portugal ging; sie mußten also ihren Reis um solchen Spottpreis fortgeben, daß sich kaum die Kosten des Anbaues belohnt machten. Seit dem Jahre 1730, da ihnen von einer einsichtsvolleren Staatsverfassung erlaubt ward, diesen Artikel selbst zu verführen und an die Frem-

den zu verkaufen, hat eine Vermehrung des Gewinns, auch eine Vermehrung dieses Produktes hervorgebracht, indem man sich jetzt weit emsiger mit dem Anbaue des Reisses beschäftigte, ja man gewinnt ihn in solcher Menge, daß es nicht zu wünschen seyn soll, seinen Anbau noch zu vermehren, weil der zu große Anbau desselben ein Nachtheil für die Luft der Umgegend ist; wenigstens hat sich dieses auch im Mayländischen gezeigt, wo man in den Reisfeldern nichts als bleiche und wassersüchtige Bebauer erblickt, so auch in Frankreich, wo man auch den Reis zu bauen anfing, hier wurde aber dessen Anbau deshalb untersagt. Der Reisbau ist in Südcarolina nicht eingeschränkt, sondern derselbe noch vermehrt worden. Ein zweiter Artikel ist die Baumwolle, die dieser Staat von besonderer Güte liefert; dann Indigo, der aus Ostindien nach Amerika gebracht worden ist, und auch in Südcarolina sehr gut fortkommt. Bei der Einführung des Indigobaues zweifelte man anfangs am Gelingen, indessen haben doch viele Anbauer gezeigt, daß er sich gut ziehen läßt; denn sowohl die Güte des Himmelstrichs, als auch die Größe des Gebiets, der Ueberfluß und nicht zu hohe Preis der Lebensmittel, die leichten Wege, sich mit Geräthschaften zu versehen, und eine zum Anbaue nöthige Anzahl Sklaven zu bekommen, Alles dieses gab ihrem Unternehmen Gewicht; indessen scheint man doch nicht den Fleiß darauf zu verwenden, als zu den andern Artikeln, welches der geringe Verkehr damit beweiset. Die übrigen Produkte, die noch von Bedeutung sind, bestehen in Terpentinöl, Theer, Pech, Harz ꝛc. ꝛc. Die erste Gewinnung desselben, die sie von den Schiffern von Neu-England lernten, war nur sehr einfach. Um den Terpentin zu erhalten, schnitten sie nur Streifen in den Stamm der Fichten, die bis an den Fuß gingen, und ließen den Saft in die Gefäße laufen, die man darunter setzte. Wollten sie Theer haben, so errichteten sie eine zirkelförmige Bettung von

Lehm, worauf sie Stöße von Fichtenholz legten. Man zündete dieses Holz an, und der Harz lief in die darunter gestellten Fässer ab. Dieses Harz ward hierauf in großen eisernen Kesseln, worin man es kochen ließ oder in Gruben von Lehmerde, worein man es im Fluß goß zu Pech. Späterhin verbesserte man diese Bereitungsart. Da nun diese Artikel anfangs die meisten Handelsprodukte abgaben, so verband man damit noch einige andere, und besonders den Kornbau, den Bau des Türkischen Weizens ꝛc., und so gelangte man nach und nach durch die Anpflanzung der schon oben erwähnten andern Produkte zu einer ansehnlichen Produkten-Ausfuhr, die z. B. schon um die Mitte des verwichenen Jahrhunderts (1754) bestand in: 759 Oxhoften Terpentin, 2943 Oxh. Theer, 5869 Oxh. Pech und Harz, 416 Oxh. Rindfleisch, 1560 Oxh. Schweinefleisch, 16,400 Scheffeln Türkischen Weizen, und in 9162 Scheffeln Erbsen; in 4196 gegerbten und 1200 rohen Häuten, 1,114,000 Bohlen, 260,000 Latten, und 395,000 Fuß Zimmerholz, 882 Maaß Fellen Rothwilds, 104,682 Oxhoften Reis, 216,924 Pfund Indigo, welche Artikel sämmtlich in der Folge noch sehr gestiegen sind, jemehr sich der Handel Amerikas ausbreitete, auch kamen immer noch neue Artikel zu; denn man führt auch noch Sassaparille oder Salsaparille, Ipekacuanha, Gummi, Honig, Wachs, Indisches Korn, Tabak ꝛc. aus. Man theilt die Kultur in Südcarolina in Acker- und Plantagenbau, und rechnet zum Plantagenbaue den Reis, die Baumwolle, den Tabak, Indigo ꝛc., und zum Feld- oder Ackerbaue das Europäische Getreide, den Manioc, die Erbsen ꝛc. Hierzu kommt nun noch der Waldbau, der eigentlich keiner Kultur bedarf, weil das Holz und der junge Anwuchs an vielen Stellen in großer Menge vorhanden ist. Da nun der größte Theil Südcarolinas noch nicht angebauet ist, so kann hier noch sehr viel geschehen; denn bisjetzt sind nur diejenigen, dem Meere am nächsten liegenden Ländereyen

bebauet worden; man fängt aber auch weiter mit dem Anbaue dieses Staats zu gehen an, und wenn dieses früher noch nicht geschah oder geschehen konnte, so kommt dieses daher, daß gegen zehn schiffbare Flüsse nicht einer ist, den man höher als sechzig (Englische) Meilen herauf fahren könnte, und daher diesem Uebel erst durch Wege und Kanäle abgeholfen werden muß, wozu viele Arme nöthig sind, und wenn gleich die Sklaven in Südcarolina noch nicht emancipirt worden, und eine Menge derselben vorhanden sind, so kann man sie doch zum Anbaue des Feldes und der Plantagen besser gebrauchen, als daß man sie zum Wegebau und zum Ausgraben der Kanäle gebrauchen sollte, und dann sind auch die Unkosten sehr groß. Indessen geschieht gegenwärtig doch schon sehr viel hierin, und ist auch hierin schon viel geschehen, so daß man hier bald auf eine größere Vollendung dieses, die Handlung befördernden Zweiges wird Ansprüche machen können. Indessen fehlt es noch immer an reichen Einwanderern, da es bis jetzt immer noch nicht dieser Provinz hat gelingen wollen, dergleichen in großer Zahl anzuziehen, als die andern Provinzen oder Staaten; denn von den 1839 nach Nordamerika ausgewanderten Deutschen in 114 Schiffen, kamen von den darauf befindlichen 12,421 Passagieren, nur 149 auf Charlestown an, die andern auf Baltimore, Neuyork, Neuorleans, Philadelphia und Richmond; auch sind überhaupt in dem genannten Jahre weit weniger eingewandert, als in den Jahren 1835 und 1836, wo 2000 mehr aus Deutschland ausgewandert sind. An Land zum Anbauen fehlt es daher nicht, und dieses vergrößert sich immer mehr und mehr, da man die noch freien Indianer auch hier aus ihren Besitzungen zu verdrängen sucht, wie schon oben, S. 128 angeführt worden. Die Dampfschifffahrt befördert jetzt außerordentlich den Handel, und da man in den Vereinigten Staaten auch Eisenbahnen anlegt, so wird dieses auch

den Transport der Waaren im Innern sehr befördern, der sonst bei einem Kriege mit England ꝛc., wo der Küstenhandel ins Stocken geräth, sehr erschwert wurde; denn in dem im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts mit England geführten Kriege, mußte man zum Landtransporte seine Zuflucht nehmen; es wurden sechsspännige Wagen mit trockenen Waaren beladen aus dem Innern nach Charlestown abgesandt, die oft sechzehn bis zwanzig Tage ununterbrochenen Fahrens erforderten, um dahin zu gelangen, da die Wege sehr schlecht sind. Charlestown ist die Haupt- und erste Handelsstadt von Südcarolina, nach der die meisten Waaren aus dem Innern des Landes gehen, um von dort aus weiter versandt zu werden, und welche Stadt auch den Haupthandel von Süd- und Nord-Carolina führt; denn obgleich in dem letzteren Staate die ehemalige Hauptstadt Edenton am Albemarlesund, mit einem Hafen, Handel treibt, so auch die neue Hauptstadt Raleigh am Crabtree-fluſſe, einem Arme des Newse, so sind sie doch nur unbedeutende Städte gegen Charlestown, die an 25,000 Einwohner zählt, dagegen hat Raleigh nur 3000 und Edenton 2000 Einwohner, und daher gehen auch viele Waaren von Nord-Carolina nach Charlestown, und vergrößern die Reichthümer Süd-Carolinas. Die einzige Stadt in Nord-Carolina, die einen guten Handel treibt, ist Wilmington, mit einem Hafen und 2000 Einwohnern; von hier wird ein großer Theil der Produkte des Staats ausgeführt. Charlestowu liegt am Zusammenflusse des Aschley und des Cooper, zweier schiffbarer Flüsse, die hier eine Halbinsel bilden, worauf die Stadt liegt, welche regelmäßig und schön gebaut ist, und breite, gerade, sich in rechten Winkeln durchschneidende Straßen und einen Hafen hat. Die Stadt hat eine öffentliche Bibliothek, sechs Banken, eine Börse, und die Einwohner treiben einen beträchtlichen Handel. Der Werth der Ausfuhr betrug im Jahre 1824: 8,034,281 Dol-

lars, und der der Einfuhr 2,164,540 Dollars, so daß der Werth der Ausfuhr den der Einfuhr bei Weitem überstieg. Charlestown besitzt die schönsten Pflanzungen der Kolonie, und verbreitet einen ansehnlichen Wohlstand unter seinen Einwohnern, da ein ansehnliches Vermögen durch den Handel in die Hände vieler Personen kommt, welches man auch an den Sitten und Handlungen der Einwohner gewahrt. Unter allen Städten Nordamerikas wurde sie schon im verwichenen Jahrhunderte als diejenige bezeichnet, in welcher man die mehrste Bequemlichkeit und Ueppigkeit finde, welches durch den sich erworbenen Reichthum der Einwohner hervorgebracht worden. Diese Stadt würde noch ansehnlichere Geschäfte machen, wenn der Hafen etwas ausgedehnter wäre, der aber nur Schiffe von 200 Tonnen aufnehmen kann. Ueberhaupt besitzt Süd-Carolina viele reiche Kaufleute und Pflanzer, welche den Luxus und die Pracht lieben, aber ohne besondern Geschmack. — Unter den übrigen Städten dieses Staats, der in achtundzwanzig Distrikte getheilt ist, sind noch zu bemerken: Colombia, welche Stadt im Jahre 1787 angelegt wurde, und in welcher jetzt die Regierung ihren Sitz hat; sie hat eine Universität, über 2000 Einwohner und liegt am Congareefluſſe. Die einen ansehnlichen Handel treibende Stadt Georgetown, an einer von der Mündung des Pedeflusses gebildeten Bay, mit einem Hafen und 2000 Einwohnern. Camden, eine Handel treibende Stadt am Watereefluſſe. Beaufort, eine kleine Stadt, auf der kleinen Insel Port-Royal, mit einem so ansehnlichen Hafen, daß eine ganze Flotte darin liegen kann. Man hegte früher die Befürchtung, daß sich der Haupthandel von Charlestown nach Beaufort ziehen würde, allein bis jetzt ist dieses nicht geschehen, da, wenn auch der Hafen ansehnlich, doch die Stadt nur noch unbedeutend gegen Charlestown ist, denn sie zählt nur 800 Einwohner. Die von

einem Hamburger neu angelegte Stadt Hamburg, an der Savannah, Augusta gegenüber, zählte schon 1826 2700 Einwohner, und kann sehr blühend werden. Fabriken und Manufakturen haben sich hier immer noch nicht recht heben wollen, obgleich man schon früher darauf bedacht war, auch diese hier in Flor zu bringen, besonders Leinwand-, Baumwollen-, Wollen- und Seidenmanufakturen; auch aus gemischten Fäden, z. B. aus Seide und Schafwolle, Baumwolle und Leinen ꝛc.; bedeutend sind sie aber nicht geworden, weil die Hauptkapitalien auf den Feld- und Plantagenbau, auf die Viehzucht ꝛc. verwendet werden. Charlestown treibt auch einen sehr ansehnlichen Seehandel, und mit Boston, Neuyork, Philadelphia, Baltimore, Portsmouth und Salem wohl den ansehnlichsten. Einen Haupthandel treiben die vereinigten Staaten Nord-Amerikas unter sich; so nimmt Charlestown seine Fabrikate und Manufakturwaaren, worunter auch Möbel und alle andere Geräthschaften und Modeartikel gehören, von Philadelphia, Boston ꝛc., und giebt dagegen seine Produkte des Feld- und Plantagenbaues und der Viehzucht ab; auch sucht es der General-Congreß oder die Regierung dahin zu bringen, daß die Staaten mehr unter sich verkehren, und sich dadurch mehr vereinigen sollen, wenigstens alle diejenigen Produkte des Kunstfleißes, die in den Städten der vereinigten Staaten gemacht werden, auch von diesen zu beziehen, und nicht direkt von andern Völkern, wodurch dem Lande selbst ein Schaden erwächst, indem seine Industrie gehemmt wird; allein man kehrt sich daran nicht viel, und sucht doch mit andern Nationen direkt zu verkehren, und von diesen diejenigen Waaren zu beziehen, die man nöthig hat, um sich hier keine Hemmschuhe anlegen zu lassen. Nach der Ansicht der Regierung würden sich durch den innern Verkehr der Staaten unter sich, die Ausfuhrartikel mehr nach einigen Orten hin concentriren, und die eigenen Fabri-

kate im ganzen Lande oder durch alle vereinigten Staaten vertheilen, wodurch man eine bessere Uebersicht von dem Zustande dieser Staaten erhalten könnte, als wenn sich das Ganze vereinzelte, jeder Staat gleichsam ein für sich geschlossenes Ganze bildete, und nach seinem Gefallen, ohne Bekümmerniß um die übrigen Staaten, mit andern Ländern verkehrte, wodurch selbst der Patriotismus geschwächt, und der Egoismus oder die Selbstliebe befördert würde, die nur nachtheilig auf das Ganze wirken könnte, wie wir dieses auch in dem letzten Kriege mit England gesehen haben; denn nicht leichter wären Staaten zu trennen, als auf diese Weise. Sowohl Süd-Carolina, als auch Nord-Carolina treiben einen direkten Handel mit Europa und den Antillen, hauptsächlich mit den Engländern, auch mit den Mexikanischen Freistaaten ꝛc. — An Naturprodukten besitzt Südcarolina noch viele schöne tropische Gewächse, auch Cactus, schöne Vögel, mehrere vierfüßige wilde Thiere, Fische im Ueberfluß, und an den Küsten Robben, Wallfische, auch Schlangen und andere Amphibien, prachtvolle Schmetterlinge, Käfer ꝛc.

Sude, Natrum, s. Sode, Th. 155, S. 135 u. f.

Sudel, ein nur in einigen Gegenden übliches Wort, eine Sammlung unreinen Wassers, eine Pfütze, einen Pfuhl, eine Lache zu bezeichnen, daher sagt man ein Mistsudel, eine Mistpfütze. S. auch Sudeln.

Sudelbuch, Kladde, Stratze, Klitterbuch, im gemeinen Leben, bei der Handlung und andern Gewerben, ein Buch, worein man die täglich vorfallenden Geschäfte ohne weitere Ordnung und Reinlichkeit verzeichnet oder einschreibt, um sie nicht aus dem Gedächtnisse zu verlieren; sie werden dann daraus in das Reine geschrieben; s. auch den Art. Kladde, Th. 39, S. 303.

Sudeler, s. Sudler.

Sudeley, eine unreinliche, schmutzige Art zu arbeiten, und eine dergleichen Arbeit selbst.

Sudelkoch, ein ungeschickter Koch, welcher nicht nur schmutzig und unreinlich mit den Speisen umgeht, die er bereitet, sondern sie auch ungeschickt anrichtet, so daß sie die Eßlust nicht besonders reizen. Daher sagt man auch Sudelköchin, von einer Köchin, welche in gleicher Eigenschaft die Speisen bereitet.

Sudeln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort und auch Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzteren Falle das Hülfszeitwort haben bekommt, nämlich nasse Arbeiten verrichten. In der Küche sudeln, aufwaschen und aufwischen, das heißt, sowohl das Geschirr in einem Scheuerfasse, mit warmem Wasser, auch Sand ꝛc., als auch mit einem Waschlappen die Küchentische, Schämel ꝛc. reinigen. Am häufigsten bedeutet es unreinlich und ungeschickt mit etwas umgehen. So sudelt der Koch, wenn er mit der Zubereitung der Speisen unreinlich und ungeschickt umgeht. Der Koch sudelt die Speisen nur so hin. Die Wäscherin sudelt mit der Wäsche, wenn sie solche durch eine ungeschickte Behandlung nicht rein wäscht, den Schmutz darin läßt, oder sie in der Bearbeitung von Neuem beschmutzt. Ingleichen im gemeinen Leben schlecht und unreinlich schreiben. Nach Adelungs Anmerkung zu diesem Worte ist es entweder ein Intensivum, welches vermöge der Endsylbe eln von einem veralteten sud gebildet worden, oder es stammt auch unmittelbar von Sudel ab, welches vermittelst des Suffixi—el, welches ein Werkzeug, Ding, Subjekt bedeutet, von Sud gebildet worden. In einigen Gegenden bedeutet Sutte noch jetzt ein Pfütze, Kothlache, und das noch nicht ganz veraltete Sod, Brühe, gehört gleichfalls hierher, so daß in diesen Wörtern eigentlich der Begriff der Flüssigkeit herrscht. Im Hüttenbaue sudet man den Eisenstein, wenn man ihn mit lehmigem Wasser begießt, welches sudern von sudeln nur sehr geringe verschieden ist.

Mit anderen Suffixis heißt sudeln im Niederdeutschen auch subbeln, in einigen Oberdeutschen Gegenden sulwern, sulzen, sulchen, solchen, welches ähnliche Intensiva von dem noch Niederdeutschen sölen, sühlen ꝛc. ist, bei dem Ottfried salon, bei dem Ulphilas saaljan, im Angelsächsischen sylian, im Englischen soil, sully, im Französischen souiller, im Schwedischen sola, im Italienischen sogliare, deren Stammwort noch im Französischen sale, schmutzig, und im Englischen soil, Koth übrig ist. Es läßt sich daher nicht sagen, daß unser Hochdeutsches sudeln durch Einschaltung des d aus dem Niedersächsischen sölen gebildet worden. Man sehe hierüber noch die Art. Sühlen und Sauen nach.

Sudelpapier, Löschpapier, s. unter Papier, Th. 106, S. 480. Auch nennt man altes Makulatur, welches zum Einlegen oder Einwickeln von Waaren nicht mehr gebraucht werden kann, weil es schon stockig und mürbe geworden ist, also bloß zum Abwischen der Fenster, Reinigen der Gläser ꝛc. dient, Sudelpapier.

Sudelspitze, Phalaena populata, eine Art Nachtfalter, der unter Nachtfalter, Th. 100, übergangen worden, da er nur unbedeutend ist.

Süden, ein Nebenwort, welches nur mit einigen Vorwörtern üblich ist, die südliche Himmelsgegend zu bezeichnen, ob es gleich auch die dritte Endung von Süd seyn kann. Der Wind kommt von Süden. Gegen Süden segeln, fahren, liegen, wohnen. Man schreibt es so wie Osten, Norden und Westen, gemeiniglich mit einem großen Buchstaben, entweder in so fern sie wahre Hauptwörter der dritten Endung sind, oder auch, weil man sie von Alters her als eigenthümliche Namen angesehen. Man sehe auch Osten, ingleichen Süder.

Süder, ein Beiwort, von Süd, die mittägliche Gegend, welches für sich allein veraltet, und so wie Osten, Nor-

den und Westen nur noch in einigen Zusammensetzungen für südlich üblich ist.

Süderbreite, in der Astronomie und Geographie, die südliche Breite, das ist, die Entfernung eines Orts von dem Südpole.

Süderkreuz, in der Astronomie, ein Sternbild, nahe am Südpole, welches aus vier kreuzweise stehenden Sternen besteht, und den Seefahrern in den südlichen Gewässern eben das ist, was der kleine Bär in den nördlichen ist; es wurde 1679 von A. Royer gebildet, und steht in seiner herausgegebenen Himmelskarte.

Süderland, ein Land oder eine Landschaft, welche gegen Süden liegt, wie z. B. von großen Landestheilen: Südafrika, Südamerika, Südindien 2c., von kleineren und kleinen Theilen: Südholland, Südkarolina 2c.

Südermannland, eine Provinz Schwedens, s. unter Schweden, Th. 150, wo Manches, was auf diese Provinz in Hinsicht der Gewerbe und des Handels Bezug hat, vorkommt.

Südern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort im Hüttenbaue, welches mit Sudeln eine Bedeutung hat; s. diesen Artikel, oben, S. 225.

Süderpol, s. Südpol.

Südersee, ein Meerbusen des Deutschen Meeres oder der Nordsee, funfzehn Meilen lang und zehn Meilen breit.

Süderseerose, s. Südseerose.

Südersonne, bei den Seefahrern, so viel als Mittag.

Süderwespe, s. unter Wespe, in W.

Sudeten, ein Gebirgszug oder eine Gebirgskette, die, nach dem Ptolemäus, schon den Alten bekannt war; an der Seite derselben wohnten die Hermanduren. Jetzt begreift man im weiteren Sinne unter Sudeten die ganze Gebirgsstrecke an der Ostseite Böhmens und der Westseite Schlesiens, welches die höchsten Gebirge des ganzen nördlichen Deutschlands sind, und sich in das

Lausitzer Gebirge (Wohlischer Kamm), das Isergebirge, mit der 3379 Fuß hohen Tafelfichte, das Riesengebirge, das Glatzergebirge und die Mährischen Gebirge theilen, wovon die Ersteren sich durch das Preußische, und das Letztere sich durch das Oesterreichische Gebiet zieht, und durch den Paß von Jablunka mit den Karpathen zusammenhängt. Das Riesengebirge fängt sich an der Grenze der Oberlausitz am Flusse Queis an, und erstreckt sich durch die Schlesischen Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz bis an das Fürstenthum Münsterberg und die Grafschaft Glatz, und erhält nach den verschiedenen Gegenden mehrere Namen. Das eigentliche Riesengebirge ist drei Meilen breit, und erreicht seine größte Höhe zwischen Schmiedeberg und Hohenelbe; die meisten Gipfel seiner Berge sind keine Spitzen, sondern Kuppen. Die höchste Kuppe, Schneekuppe, hat eine Höhe von 4950 Fuß über der Meeresfläche. Es ist reich an Metallen und edlen Steinen; auch ist es sehr stark von arbeitsamen, fleißigen und geschickten Menschen bewohnt. Da das Riesengebirge Theil 123 übergangen worden, so möge über dieses Gebirge noch Folgendes hier stehen, welches sich auf die Bereisung desselben und auf die nahe Umgegend bezieht, um Alles zu sehen, was das Ganze enthält, wozu zwanzig Tagereisen angesetzt werden. Nach Fritsch (Taschenbuch für Reisende ins Riesengebirge, vom Oberprediger Fritsch. Leipzig, 1816): Wenn man in Wigandsthal im Gasthofe angelangt ist, der zu den vorzüglicheren Gasthäusern gerechnet wird, so sieht man sich daselbst, nachdem man sich durch Speise und Trank gestärkt hat, nach einem brauchbaren Gebirgsführer um, die man daselbst von Handwerk antreffen soll, um mit ihm die Reise am nächsten Tage, nachdem man mit demselben darüber accordirt hat, zu beginnen; denn ohne einen solchen geschickten Führer würde man gewiß eine sehr unzweckmäßige Berei-

sung des Gebirges unternommen haben. Am ersten Tage geht die erste Ausflucht über die Tafelfichte, 3600 Fuß hoch, und den Iserdamm zur neuen Schlesischen Baude am Reifträger, wo man übernachtet. Am zweiten Tage geht es über den Reifträger, Spitzberg, die Schneegruben, das große Rad, die große Sturmhaube; dann zur Pudelbaude, wo Mittag gemacht wird; am Nachmittage geht es zum Elbfall und Pantschefall, über den großen Kesselsberg und Kächoroschi hinab in den Elbgrund zum Mädelsteige und zum Fall des Weißwassers, als der wahren Elbquelle; endlich nach Friedrichsthal oder den freundlichen Krausebauden, wo übernachtet wird. Am dritten Tage wird der Elbfall besichtiget, von Friedrichsthal bis Hohenelb und Arnau, wobei der Heidelberg besucht wird. Am vierten Tage geht es von Arnau nach Trautenau; am fünften von Trautenau nach Freiheit, und am sechsten von da nach dem Johannesbade, Schwarzenberg und Schwarzenthal, als einen besondern Ausflug. Am siebenten Tage geht es nach Schötzlar, und die Rückkehr geht über den Rehhornberg. Am achten Tage geht es im Aupenthal hinauf bis Petzkerscham; von da Nachmittags durch den Zehegrund über den Brunnenberg nach der Böhmischen Wiesenbaude. Am neunten Tage wird die Schneekuppe bestiegen, und der Aupengrund und Aupenfall besichtiget und untersucht; dann erfolgt die Rückkehr zur Wiesenbaude. Am zehnten Tage geht es über die kleine Sturmhaube zu den Teichen, den drei Steinen und der Hempelsbaude. Am eilften Tage geht es nach Schmiedeberg, über Grumhübel und Steinseifen (Aufenthalt von kunstvollen Holzschneidern; auch sind hier die Insekten von Kahl, dem Sohne, merkwürdig, und zeigt derselbe seines Vaters ersten Versuch eines Modells des Riesengebirges). Am zwölften Tage Besichtigung der umliegenden schönen Gegend: Buschvorwerk, Buchwald, die Friesensteine ꝛc. Am dreizehnten Tage, eine Reise zu Wagen nach Lands-

hut, Grüssau und Liebau. Am vierzehnten Tage eine Reise von den genannten Orten nach dem Kupferberge, gleichfalls zu Wagen. Am funfzehnten Tage geht es nach Fischbach, wo die gemietheten Pferde stehen bleiben; jetzt werden zuerst die beiden Falkenberge bestiegen, und dann wieder nach Hirschberg gefahren. Am sechzehnten Tage Aufenthalt in Hirschberg, Besichtigung der nahen herrlichen Gegend, des Kavalierberges, des Helikon ꝛc. Am siebzehnten Tage Ausflug nach Rohrdorf, zum Sprudel- und Stangenberg; Rückkehr nach Hirschberg. Am achtzehnten Tage Ausflug nach Warmbrunn; Nachmittags von da auf den Kynast, und in Hermsdof wird übernachtet. Am neunzehnten Tage geht es von Hermsdorf nach Schreiberhau zum Vitriolwerke und zu den Wasserfällen des Zacken und der Kochel. Im Kretscham zu Schreiberhau wird übernachtet. Am zwanzigsten Tage geht es über die Hochsteine, die man nicht versäumen muß, nach Flinsberg. Reiset man des Morgens um vier Uhr von Schreiberhau ab, so kann man um zwölf Uhr recht gut in Flinsberg seyn, die Badeanstalten besichtigen, ausruhen, und in den kühlen Abendstunden, von sechs bis acht Uhr oder von sieben bis neun Uhr nach Wigandsthal hinübergehen. — Dieser Reiseplan von zwanzig Tagen durchschneidet das ganze Gebirge in allen Richtungen, und vereiniget alle Sehenswürdigkeiten, selbst die Umgegend. Der Mineraloge und Bergmann können diesen Plan nach ihrem Befinden noch erweitern. Auch ist dieses Gebirge wegen der Volkssagen vom Rübezahl intressant, dessen Schauplatz die Siebengründe, der Teufelsgrund, die schwarze Kuppe ꝛc. ist. Unter den Gebirgsführern wird ein gewisser Gottfried Fiedler aus Petersdorf, Nr. 104 wohnhaft, empfohlen; da aber dieser Mann schon zu alt seyn wird, wenn er nämlich noch lebt, so wird man in dessen Behausung gewiß erfahren, wo man einen solchen geschickten Führer erhält;

vielleicht hat er Führer in seiner Familie dazu gebildet; denn auf einen geschickten Führer, wie schon oben erwähnt worden, der Zeit und Sehenswürdigkeiten in Anschlag zu bringen versteht, kommt sehr viel an; er muß darin schon so geübt seyn, daß er nirgends einen Anstoß findet, sondern ungehindert den Reisenden durch das ganze Gebirge, mit Zuziehung der nahen Umgegend, führt. Man zahlt einen solchen Führer, bei ganz freier Station täglich 24 Böhmen oder 12 Groschen Preußisch Cour., und einem Träger dabei etwa 8 bis 10 Böhmen oder 4 bis 5 Groschen Preußisch Courant. Außerordentliche Wegweiser erhalten höchstens 12 bis 16 Böhmen, oder 6 bis 8 Gr. Preuß. Cour. Die Wohlfeilheit in Vergleich mit den Führern in andern Alpengegenden soll außerordentlich seyn. Die Zehrung kann von einem Thaler in den Kretschams höchstens bis zu zwei steigen, der Kostenbetrag also auf keinen Fall beträchtlich ausfallen. Reichard sagt in seinem Passagiere auf der Reise in Deutschland, in der Schweiz 2c. 2c. über die Wegweiser in den Sudeten: „Der tägliche Lohn eines Wegweisers im Riesengebirge ist nach Verschiedenheit der Lokalverhältnisse, der Dienstleistung, der Brauchbarkeit, und selbst der Celebrität des Führers sehr verschieden. Wegweiser, die dieses Geschäft nur nebenher treiben, oder außergewöhnliche Wegweiser, erhält man in den Gebirgsdörfern der Böhmischen Seite und selbst in manchen Schlesischen Bauden, zu 30, 36 und 40 Kreuzer täglich, wobei sie zugleich das Gepäck des Reisenden tragen; die gewöhnlichen, und gewissermaaßen zunftmäßigen Schlesischen Wegweiser fordern in der Regel 1 Fl. 15 Kr., auch darüber, wobei sie sich als vornehme und in der Gebirgswissenschaft grundgelehrte Leute zu dem Tragen nicht mit verstehen mögen, und wenn also der Reisende etwas mehr als ein in der Hand fortzubringendes Bündel mit sich führt, ihn noch zu einer besondern Auslage

für den Träger nöthigen. Die Zehrung des Führers und Trägers wird ohne Rücksicht auf den bedungenen Lohn ordentlicher Weise von dem Reisenden selbst besonders übernommen, eine Herkömmlichkeit, die außerdem, daß der Reisende dadurch vor Prellerey gesichert ist, weil die Kost des Führers ihm von den meisten Wirthen dennoch in Rechnung gebracht werden würde, auch noch das Gute hat, daß der Führer dadurch von ihm mehr abhängig bleibt, und da Beide ihre Mahlzeit zu gleicher Stunde verzehren, das Reisegeschäft selbst überall mehr gefördert wird. Dergleichen Führer erhält man zu Meffersdorf, Schreibershau und Brückenberg." — In dem Innern der Sudeten oder dem Riesengebirge sind zwar alle Bauden oder einzelnen Wohnstätten mehr oder weniger dazu geeignet, genügsamen Reisenden zur kurzen Herberge zu dienen, jedoch verdienen unter der Menge von 2500 Bauden, auch wohl darüber, welche in dem ganzen Gebirge zerstreut liegen, bei genauer Prüfung nur eine sehr kleine Anzahl derselben die eigentliche Benennung wirklicher Herbergen; nur die nämlich, welche ihrer Lage nach an den gangbarsten Fußwegen des Gebirges von einheimischen und fremden Reisenden einen häufigern Zuspruch erhalten, und deshalb zur Aufnahme und Bewirthung von Gästen mehr eingerichtet sind, als die übrigen, wo es nur durch Zufall geschieht, daß zuweilen ein Reisender in dieselben einkehrt. Eigentliche Herbergen dieser Art sind im Riesengebirge die Wiesen- oder Rennerbaude auf der weißen Wiese, die Hempelbaude am Seifenberge, die alte Schlesische oder Hallmannsbaude über Schreiberhau, und etwa noch die sogenannte Hofbaude, am kahlen Berge über Rochlitz hinauf. Außer diesen wirklichen Bauden kann man hierzu nun auch noch die mehrsten Schulzen-, Förster- und Müllerwohnungen derjenigen Gebirgsdörfer rechnen, die ihrer Höhe und zerstreueten Lage wegen schon zu den Gebirgsbauden gezählt wer-

den. Alle diese Häuser nähern sich, obgleich von außen in allen Stücken den übrigen Bauden ähnlich, ihrer innern Verfassung nach, noch einigermaßen den Wirthshäusern kleiner Dörfer; in den meisten derselben erhält der Reisende, außer dem, was jede andere Baude ihm darbietet, nämlich außer Haferbrod, Milch, sauern Rahm, Butter, Käse und Kartoffeln, auch zuweilen einen Milchbrey, einen Eyerkuchen, oder ein Gericht Forellen, seltener ein Stück Fleisch; an Getränken: Bier, zuweilen auch eine Flasche Wein, Kaffee, Branntwein, auch wohl Breslauer Rosoli. Man kann aber nicht zu allen Zeiten und auch nicht in jeder Herberge auf alle diese Dinge rechnen. Eines oder das Andere erhält man vielleicht gerade heute nur in dieser, jenes hingegen morgen in einer andern Baude besser und in großer Menge, weil bei dem häufigen Zuspruche der Reisenden hier ein Bedürfniß erst kürzlich aufgezehrt, dort hingegen ein frischer Vorrath eines andern so eben wieder angeschafft worden ist, deshalb soll es auch rathsam seyn, daß Gesellschaften, die ohnehin, zur Fortschaffung ihres unentbehrlichen Gepäcks, einen oder mehrere Träger haben müssen, sich über ihre Gebirgsreise mit einem hinlänglichen Vorrathe von Lebensbedürfnissen, als etwas Weißbrod, Kaffee, Zucker und Chokolade, kalten Braten, Schinken oder geräucherten Zungen, guten Wein und Punschessenz versehen, um auf keine Weise wegen Mangel angemessener oder gewohnter Nahrungsmittel in Verlegenheit zu kommen. — Wer die Sudeten bereisen will, muß einen Führer bei sich haben; denn ohne diesen ist es fast unmöglich zurecht zu kommen, besonders bei eingefallenem Nebel oder regnigtem Wetter ohne Führer in den höheren unbewohnten Gegenden des Riesengebirges, entweder bloß auf seine Lokalkenntnisse, oder auf Charte und Kompaß vertrauend, seinen Weg fortsetzen zu wollen, würde eine Verwegenheit seyn, welche die traurigsten Folgen haben könnte. Der unsichere

Charakter vieler Fußsteige im Riesengebirge, die zuweilen nur Viehtreiben sind, können den Wanderer sehr leicht an sumpfige Stellen, in das Dickicht der Wälder, in unwegsame Windbrüche, undurchdringliche Knieholzgebüsche oder halsbrechendes Steingewölbe führen, in welchen er vielleicht stundenlang hülflos mit augenscheinlicher Lebensgefahr kämpfen und es am Ende noch für ein Glück halten muß, wenn er auf Kosten seiner Gesundheit nur noch sein Leben rettet. Sein Gepäck muß der Sudetenwanderer immer so gering und leicht als möglich einrichten, damit er im äußersten Falle auch da, wo entweder kein Träger zu haben ist, oder wo er keinen Wegweiser mehr braucht, seine Habseligkeiten mit Ersparniß an Zeit und Geld selbst fortbringen kann. Zur Einkehr soll man da, wo sich mehrere Bauden in einer Gegend befinden, immer die größte und ansehnlichste wählen, wenn nicht der Wegweiser aus eigener Kenntniß und Erfahrung selbst für eine andere entscheidet.

Südholland, ein Gouvernement des jetzigen Königreichs Holland, welches mit dem Gouvernement Nordholland die Provinz Holland bildet, die 98½ Quadratmeilen mit nahe an 800,000 Einwohnern enthält, wovon auf Südholland über ⅓ der Einwohner kommen. Die ganze Provinz ist sehr gut angebauet, nur liegt sie tiefer als das Meer, und muß daher, außer den Dünen, durch Dämme gegen das Eindringen des Meeres geschützt werden. Das Ganze ist eine Ebene, auf der man weder Berge, noch Hügel findet, aber schöne Wiesen geben hier der Viehzucht vor dem Getreidebaue den Vorzug. Südholland hat, außer der Viehzucht, dem Getreide-, Gemüse- und Obstbaue, der Blumisterey oder Blumenkultur, die einen ansehnlichen Zweig des ländlichen Betriebes abgiebt, eine ansehnliche Industrie in den Städten und einen bedeutenden Handel. Zu den Produkten des Gewerbefleißes in den Städten

und deren Nähe gehören: Tuch-, Kattun-, Fayance-, irdene Tabakspfeifen-, Papier-, Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen-, Bleyweiß-, Bleyzucker-, Lackmus-, Tabaks-, Krapp-, Scheidewasser- und andere Fabriken, Branntweinbrennereyen, Marseiller- und Bristoler-Seifsiedereyen, Zuckersiedereyen, Salzsiedereyen, Stückgießereyen, Buch- und Kattundruckereyen, Garn- und Leinwandbleichen, Traßmühlen, Ziegelbrennereyen 2c. Die irdenen Tabakspfeifen, die aus Südholland kommen, waren ehemals sehr berühmt, ja die einzigen in Deutschland, bis man erst anfing, auch hier dergleichen Fabriken anzulegen. So z. B. findet man noch jetzt in der Stadt Gouda, an der Gouwe, einem Rheinkanale, 123 irdene Tabakspfeifenfabriken, wovon mehrere über dreißig Arbeiter beschäftigen, obgleich dieser Industriezweig in jetziger Zeit sehr gesunken ist, besonders durch die Cigarren, und dann auch durch die vielen ähnlichen Fabriken, die jetzt fast in allen Staaten Deutschlands angelegt worden sind. In der Umgegend dieser Stadt liegen viele Ziegeleyen. Lackmus war ein eben so gesuchter Artikel, welcher zu Rotterdam und in dessen Umgegend fabrizirt wird, und ehemals, besonders noch zu Anfange dieses Jahrhunderts, in großer Menge nach Deutschland ausgeführt wurde, da man ihn zum Anstreichen der Zimmerwände und auch zum Wäsche- oder Zeugblauen gebrauchte, der jetzt aber auch außer Curs gekommen ist, indem man andere Farben statt seiner anwendet. Er kommt in Gebinden zu 300 Pfund und darüber in den Handel. Das Bleyweiß war gleichfalls ein sehr gesuchter Artikel, der aber auch durch die große Concurrenz dieser Waare in jetziger Zeit sehr am Absatze verloren hat. Rotterdam liefert ihn gleichfalls, welches viele Fabriken unterhält, auch findet man mehrere in dessen Nähe. Die Färberröthe oder der Krapp, welcher auf der Insel Voorne in der Gegend von Briel gebauet wird, gab ehemals auch einen

bedeutenden Handelszweig dieses Gouvernements ab, hat aber auch durch die Concurrenz verloren, indem auch Schlesien sehr gute Röthe in den Handel liefert. Die Tücher, welche Leyden liefert, haben sich zwar noch immer in ihrer Schönheit erhalten, allein ihr Absatz ist sehr gesunken; ehemals waren die Tuchfabriken dieser Stadt so blühend, daß Leyden seinen Reichthum fast diesem Fabrikationszweige verdankte; jetzt sind sie fast ganz herabgedrückt, wenigstens gehen nicht mehr viele Tücher und Wollenwaaren in das Ausland, eben so die Tücher von Delft. Die schönen gebleichten Leinwande und Garne, welche Dortrecht lieferte, sind gleichfalls keine so bedeutenden Artikel mehr für das Ausland, als ehemals; auch die Kattundruckereyen Rotterdams, die ehemals schöne Waaren in den Handel brachten, haben jetzt gleichfalls der allgemeinen Concurrenz der andern Völker darin weichen müssen; eben so die Tabake dieses Gouvernements, die sonst weit und breit verführt wurden; besonders waren die Holländischen Tabake, sowohl Rauch- als Schnupftabake, in Deutschland in Ansehen; auch diese lieferte Rotterdam. Die Zuckersiedereyen lieferten ehemals und liefern auch noch jetzt viel Zucker in den Handel, und so mehrere andere schon oben genannte Fabriken ihre Waaren, die aber nicht so bedeutend sind. — Der Handel dieses Gouvernements wird über Rotterdam, Leyden, Delft und Dortrecht geführt. Nach Amsterdam, in dem Gouvernement Nordholland, ist Rotterdam, in dem Gouvernement Südholland, die vornehmste Handelsstadt, die 59,000 Einwohner enthält, und von Kanälen durchschnitten wird, auf welchen die größten Schiffe mitten in die Stadt kommen können, nur durch die Flußversandungen hat in neueren Zeiten die Handlung gelitten. Es laufen jährlich nahe an 2000 Seeschiffe ein, woraus man schon auf ihren Handel schließen kann, der in der neuesten Zeit doch nicht mehr so bedeutend ist, als es früher der

Fall war. Die Stadt selbst hat an 7000 fünf bis sechs Stock hohe Häuser, worunter die Börse, größer und schöner gebauet, als die Börse zu Amsterdam, das Admiralitätsgebäude mit den Werften und Magazinen, das Ostindische Haus und andere merkwürdig sind, und hat Näh- und Stecknadel-, Korkpfropfen-, Bleyweiß-, Bleyzucker-, Scheidewasser-, Lackmus- und Tabaksfabriken, bedeutende Kattundruckereyen, viele Zuckersiedereyen, Salzraffinerien, Wachholderbranntwein, Glaswaaren ꝛc., eine gut eingerichtete Bank, eine Messe und einen guten Hafen. Das Dampfboot geht von hier jeden Mittwoch nach London, vom März bis September, in 24 Stunden; der Preis ist 1 Pfd. Sterl.; auch finden regelmäßige Abfahrten mit Dampfböten nach andern Holländischen Städten Statt, auch gehen täglich Diligenzen nach Deutschland, Brabant und Frankreich. — Die Stadt Leyden, als zweite Handelsstadt, liegt am Rhein, der durch die Stadt fließt, eine Stunde vom Haarlemer Meer, mit dem sie zu Wasser in Verbindung steht. Die Stadt hat 7000 Häuser mit 28,000 Einwohnern, schöne breite Straßen und Kanäle. Von der Burg, welche die Stadt beherrscht, hat man eine schöne Aussicht von der Warte. Die Stadt hat ferner eine Universität mit 600 Studenten, eine Bibliothek von 40,000 Bänden, ein schönes Observatorium, einen botanischen Garten, ein Museum, ein Rathhaus mit Arsenal und Fleischbänken, ein Springbrunnen auf dem Fischmarkte ꝛc., und ansehnliche Tuch- und Wollenmanufakturen; Kunststraßen von Baastamen nach Nyßwick, Delft, Haag, Katwyk. — Die Stadt Delft als dritte Handelsstadt, liegt in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend, am Kanal Schie, der in die Maas führt, zwischen Rotterdam und Leyden, und hat 3000 Häuser und 29,000 Einwohner, die einen ansehnlichen Handel treiben und viele Fabriken besitzen, die Fayance, feine Töpferwaaren, feine Tücher, Leder und Lederwaaren,

Branntwein, Bier, Essig, Seife ꝛc. liefern. Der Hafen liegt zwei Stunden von der Stadt bei dem Marktflecken Delftshafen, mit 2000 Einwohnern. Noch sind hier zu bemerken das Rathhaus mit schönen Gemälden, das große Zeughaus mit den Artilleriewerkstätten des Reichs; eine Artillerie-, Ingenieur- und Marineschule, worin 150 Kadetten für den Land- und Seedienst erzogen werden, mit Bücher-, Modell-, Instrumenten- und andern Sammlungen; dabei im Stadtgraben eine vollständig ausgerüstete kleine Kriegsfregatte für den praktischen Unterricht ꝛc. Die Stadt Dortrecht an der Maaß ist die vierte Handelsstadt; sie hat 4000 Häuser und 18,000 Einwohner, die einen ansehnlichen Handel mit Salz treiben, das vom Oberrhein und der Ostsee eingeführt wird; dann mit Zucker, Tabak, Thran, Stockfisch, Steinkohlen, Getreide, Holz ꝛc. Die am Oberrhein gebildeten Flöße, deren Werth oft mehr denn 100,000 Fl. beträgt, landen hier, werden hier gelöset und in Parthien verkauft. Zu bemerken ist hier das Haus Merwede, der einzige Rest der 1421 bei einer Ueberschwemmung versunkenen 72 Dörfer. Schöne Chaussee nach Rotterdam, so auch Dampfboot dahin. — Dann sind noch in Hinsicht der Gewerbe und des Handels zu bemerken: die Stadt Schiedam an der Merwe, mit ihren Branntweinbrennereyen; die Stadt Gouda, wegen des Marktes für den Stolkschen und Houwschen Käse; der Flecken Vlaardingen, wegen der Heringsfischerey; die Städte Schoonhoven und Gorcum wegen des Lachsfanges. Auch Briel hat einen Hafen und treibt einen nicht unbedeutenden Handel mit Getreide, Krapp ꝛc. Die Einwohner Briels bestehen zum Theil aus Fischern und Lootsen, welche die Schiffe aus der See in die Maas hinaufführen; und auch Helvoetsluis, eine Stadt auf der Insel Voorne, hat einen vortrefflichen Hafen und eine Rhede, und dabei ansehnliche Magazine und Werfte zur Ausbesserung der Kriegsschiffe. Von

hier ist die gewöhnliche Ueberfahrt nach Harwich in England, welche bei gutem Winde in funfzehn bis achtzehn Stunden geschieht. — Ein besonderes Produkt zur Ausfuhr aus Südholland ist der Käse, unter dem Namen Holländischer Käse, von dem jährlich viele Millionen Pfund gemacht werden. Nord- und Südholland, Gröningen und Utrecht liefern jährlich 140 Millionen Pfd. Käse, und den Werth der Butter schätzt man auf 24 Millionen Gulden, welches die vortreffliche Rindviehzucht beweiset, worin Holland stets seinen großen Ruf bewährt hat. Man rechnet, daß von dem oben angeführten Käse über 10 Millionen Pfund auf Südholland kommen. Die Hauptausfuhr Südhollands besteht in Käse, Butter, Heringen, Lachs, Branntwein, besonders Wachholderbranntwein, Seife, Krapp, Bleyweiß, Lackmus, Tabak, Bleyzucker, irdenen Tabakspfeifen, Fayance, Leinwand, Kattunen, Tüchern, und andern wollenen Waaren; dann in Kolonialwaaren, worunter besonders raffinirter Zucker, Gewürze aus den Kolonien; in Holz, verschiedenem Getreide, Sämereyen zum Gemüse- und Blumenbaue, besonders Zwiebeln zu Zwiebelgewächsen ꝛc. Der Haupthandel geht nach Deutschland und dem Norden; dann nach Frankreich und England, obgleich dieser Handel nicht mehr so lebhaft betrieben wird, als in der früheren Zeit, weil eine Concurrenz in fast allen Artikeln, die ehemals Südholland eigenthümlich zugehörten, getreten ist, selbst beim Käse, obgleich hierin Holland immer noch die Vorhand besitzt, weil die nachgemachten Käse lange nicht die Weide des Rindviehs, also auch nicht die Milch in diesem Produkte im Geschmacke zeigen, sondern wie schon bemerkt, an Fett und Geschmack den Holländischen Käsen weit untergeordnet sind. Das Holz, welches die Holländer auf dem Rheine aus Deutschland bekommen, giebt einen ansehnlichen Handel damit nach Frankreich ab, wo es Holländisches Holz genannt wird.

Dortrecht treibt damit einen ansehnlichen Handel, wie schon oben bemerkt worden. Die Holländer brauchen zu ihren Fußböden und allen Holzwerken in ihren Zimmern nur Tannenholz, welches sie vermittelst eines Firnisses und der besondern Reinlichkeit lange gut zu erhalten suchen; das Eichenholz und andere Hölzer gehen daher nach Frankreich. Auch zum Schiffbaue wird viel Holz gebraucht, indem die Kaufleute sowohl für ihre Rechnung, als auch für Rechnung der Ausländer Schiffe bauen lassen; denn ohne den Schiffbau selbst in Betrachtung zu ziehen, ist Holland immer der stärkste Handelsplatz in Europa für alle Gattungen von Materialien und alle zum Dienste des Seewesens erforderlichen Geräthschaften gewesen, und darnach ist es auch dasjenige Land, wo man die verschiedenen Eigenschaften der Baumaterialien am besten zu schätzen und zu bestimmen weiß, und so werden auch in Südholland Schiffe für Ausländer gebauet und ausgebessert, und eben daher bleibt auch viel Holz im Lande. Was Südholland für die Waaren, die es ausführt, wieder einführt, sind daher Zimmerholz, Potasche, Wachs (welches hier gebleicht und dann wieder ausgeführt wird), Honig, Eisenblech, Schafwolle, Schreibfedern, Schlesische und Westphälische Leinwand, Erfurter und Braunschweiger Zwirn, und alle Gattungen von Feldfrüchten; dann auch eiserne Oefen, besonders chemische, und feine Stahlwaaren; auch Modeartikel, die es aber größtentheils aus Frankreich bezieht. Wein und Holz kaufen die Kaufleute von Rotterdam und Dortrecht selbst auf den Plätzen am Rhein; sie schließen den Handel in eigener Person ab, oder doch durch ihre Abgesandten oder Commis; was aber die übrigen Artikel betrifft, die auf dem Rhein entweder aus- oder zugeführt werden, so geschieht dieses durch den Commissionshandel. Man läßt z. B. in Rotterdam Eisen, Leder, Potasche, Feldfrüchte ꝛc. durch Commission verkaufen. Holländer selbst

kaufen dergleichen Waaren auf Vorrath, und geben Leuten auf den Plätzen selbst, wo die Waaren sind, Auftrag, den Einkauf zu besorgen, jedoch soll dieses nicht sehr oft geschehen. Die Kaufleute, sowohl zu Frankfurt am Main, als auch in allen andern Städten, welche durch die Schifffahrt auf dem Rheine versorgt werden, lassen ihre Waaren zu Rotterdam durch ihre Kommissionaire oder dortigen Handlungsfreunde verkaufen. Die Fahrzeuge, welche die Schifffahrt von Holland nach Kölln verrichten, treiben nur Frachthandlung zum Besten ihrer Eigenthümer. Die Handlung auf dem Rheine, welche die Städte Südhollands betreiben, ist sehr ansehnlich, und wird jetzt durch Dampfschiffe sehr erleichtert. Eben so ist auch der Handel mit Frankreich immer noch ansehnlich, obgleich die früher so glänzende Periode vorüber ist, wozu die Revolution in Frankreich und deren Folgen bis zum Jahre 1814 Veranlassung gegeben hat. Die Südholländer nahmen eine ansehnliche Menge Waaren aus Frankreich, besonders Sammet, Atlasse und andere Seidenwaaren, seidene Bänder, Borten, Knöpfe, Hutfedern, Wand- und Taschenuhren, Handschuhe in großer Menge aus Paris, Rouen, Vendome und Clermont, gesponnenes Garn aus der Picardie, Papier, Nadlerwaaren, Segeltuch aus der Bretagne und Normandie, Matratzen, Bettgeräth, schmale und breite Franzen von Seide ꝛc., Wein aus Gascogne, Xaintonge, Nantes und andern Orten, ferner Branntwein, Weinessig, Safran, Seife, Nadeln, Oliven, Kapern, Pflaumen, sogenannte Prünellen, Honig ꝛc. ꝛc. Auch der Buchhandel war ehemals in Südbrabant in einem überaus blühenden Zustande. Die Ausgaben Lateinischer, Französischer, Holländischer ꝛc. Schriftsteller, welche im Haag und in Leyden erschienen, beweisen dieses, und die Buchdruckerkunst, wie die Elzevirianischen Ausgaben beweisen, stand damals, überhaupt in Holland, auf der höchsten Stufe der Voll-

kommenheit. Schon nach der ersten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts kam dieser Handel im Verfall, indessen werden immer noch eine große Anzahl Buchdruckereyen im Haag und in Leyden unterhalten, und noch erhalten sich Nachkommen aus dieser blühenden Zeit des Buchhandels in Südholland bei großem Vermögen, besonders im Haag. Die große Aufnahme des Buchhandels in Frankreich hat dem Holländischen sehr enge Grenzen gesetzt. Hierzu kommt nun noch, daß das Papier in Holland viel theurer ist, als in Frankreich, und dann haben auch die Holländer nicht mehr die Gelegenheit, sich so gute und einträgliche Manuscripte zu verschaffen, als die Buchhändler in Frankreich. Dann ist auch Holland nicht das Land, wo die Bücher stark abgehen, daher sehen sich die Buchhändler genöthiget, ihren Handel zum Theil durch Tausch zu führen, auch genießen sie selten das Glück, eine Ausgabe völlig gegen baares Geld zu verkaufen. Ferner sind sie unter den Buchhändlern in Europa diejenigen, die am meisten durch den Nachdruck Schaden leiden müssen. Der Stapelort der Holländischen und in Holland gedruckten Bücher ist Leipzig, wo noch jetzt von mehreren Handlungen Bücher hingesandt werden; allein er kommt mit dem früheren nicht mehr überein. Alle Französischen Klassiker aus dem siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kamen in Holland heraus, wurden entweder zu Amsterdam oder im Haag ꝛc. gedruckt und mit Kupfern in verschiedenen Ausgaben ausgestattet. Frankreich hat jetzt Holland hierin, wie schon bemerkt worden, überflügelt, so daß dasselbe nicht mehr mit jenem concurriren kann. — Haag, Grafenhaag, Fr. la Haie, ist die Hauptstadt Südhollands; sie liegt eine Stunde vom Meere, und ist eine offene, große und schöne Stadt, welche ehemals die Residenz des Erbstatthalters und jetzt des Königs ist; sie hat sechs große Plätze, regelmäßig angelegte und zum Theil schnurgerade Straßen, über

7000 Häuser und 50,000 Einwohner. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus der Binnenhof, ein Gothisches Gebäude, worin der Sitz der Dikasterien, der Lotteriesaal, der Saal der Generalstaaten, mit schönen Gemälden; der Moritzpallast, mit Gemälden und Seltenheiten; Voorhout, wo eine Königliche Bibliothek und ein bedeutendes Münzkabinett; der Pallast des Prinzen von Oranien; der Königliche Pallast in der Straße Scheveningen ꝛc. Die Stadt hat Kattundruckereyen, Färbereyen, Brauereyen, Kanonengießereyen ꝛc.; dann mehrere Bücher-, Kunst- und Naturaliensammlungen, eine Königliche Gemäldesammlung, eine Schädel- u. Skelettensammlung ꝛc. ꝛc. In dem eine halbe Stunde langen und eine halbe Stunde breiten Gehölze, der Busch genannt, liegt das Haus am Busch (Oranienzaal) ein Lustschloß des Königs. In der Nähe vom Haag ist Sorg Vliet oder Sanssouci, eine reizende Englische Anlage des Grafen von Bentink.

Südindien, auch Australien, Polynesien, Oceanien und Australasien genannt, wird als der fünfte Welttheil betrachtet, der durch des großen Weltumseglers Cook's Bemühungen, und wobei er auf der dritten oder letzten Reise seinen Tod auf der Insel Owaihi fand, indem er von den Insulanern erschlagen ward, erst ganz bekannt wurde. Der Capitain Cook wurde nämlich auf Befehl des Königs von Großbritannien Georg des Dritten aus England abgesandt, um eine Reise um die Welt zu machen, wobei die für die meisten Europäischen Seemächte so wichtige Frage erörtert werden sollte: ob der bisher noch unerforschte Welttheil gegen den Südpol bloß Wasser, oder auch festes Land in sich fasse. Die erste Reise, die Cook deshalb unternahm, geschah im Jahre 1768, sie genügte aber nicht, und deshalb unternahm er die zweite Reise auf Befehl seines Monarchen in den Jahren 1772 — 1775, und segelte im Julius des Jahres 1772 als Be-

fehlshaber der Resolution mit der Adventure unter Capitains Furneaux Kommando von Plymouth ab, und nahm die beiden Forster als Naturforscher, Hodges als Landschaftsmaler, und Wales und Baley als Astronomen zu seiner Begleitung mit, und entdeckte auf dieser Reise noch mehrere Inseln im Australozean, wobei er die auf seiner ersten Reise entdeckten wieder besuchte; aber festes Land fand er nicht. Die dritte und letzte Reise unternahm Cook in den Jahren 1776 — 1780, die dazu bestimmten Schiffe waren: Resolution und Discovery, Ersteres von Cook und Letzteres von Clerke befehliget. Der Zweck dieser Reise, welche gleichfalls unter den Auspicien des genannten Monarchen unternommen ward, ging dahin, die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt zwischen Asien und Amerika zu bestimmen, und dabei zugleich die Inseln der Südsee noch einmal zu untersuchen, und den Otahiter Omiah, welcher mit der vorigen Reise nach England gekommen war, und sich daselbst beinahe ein Jahr aufgehalten hatte, wieder nach Hause zu bringen. Die Resolution segelte im gedachten Jahre am 12ten July aus England ab, und die Discovery folgte ihr den 1sten August. Anfangs des Novembers trafen beide Schiffe auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zusammen; am 31sten November liefen sie wieder von da aus, und am 27sten Januar 1777 befanden sie sich schon bei Vandiemens Land, der südlichsten Spitze von Neuholland, und so ward dann das feste Land, welches man suchte, entdeckt; denn von allen Inseln der Südsee, die man bis jetzt entdeckt hatte, und die diesen Welttheil ausmachten, ist Neuholland als das Kontinent dieses Welttheils zu betrachten; denn bei der Anschlagung der Größe dieses Welttheils auf 160 bis 170,000 Quadratmeilen, nimmt Neuholland allein $\frac{7}{8}$ ein, und kommt also Europa an Größe fast gleich. Man kann daher Cook als den Entdecker dieses neuen

Welttheils betrachten, wenn gleich Holländer schon im siebzehnten Jahrhunderte Inseln davon entdeckt haben, so hatte man doch bis auf Cook noch keine Notiz davon genommen. Dieser fünfte Welttheil liegt, wie schon bemerkt worden, im stillen Meere oder in der Südsee, östlich von den Asiatischen Inseln und westlich von Amerika, vom 130 Grad bis 270 Grad östlicher Länge, und vom 54 Grad südlicher Breite bis 23 Grad nördlicher Breite. — Die Größe ist schon oben angeführt worden. Die Größe des Kontinents oder Neuhollands wird auf 150,380 Quadratmeilen, nach Französischen Angaben nur auf 138,375 Quadratmeilen geschätzt; es ist völlig vom Meere umgeben, und grenzt daher an keinen andern Welttheil unmittelbar an. Am nächsten liegt es Asien, indem es von den Molukkischen Inseln 70 Meilen entfernt ist. Es wird durch die Torresstraße, deren südlicher Theil die Endeavourstraße heißt, von Neu-Guinea, und im Süden durch die Baßstraße von der Insel Vandiemensland geschieden, und liegt von 10 Grad 37 Minuten, bis 38 Grad 56 Minuten südlicher Breite, und von 129 Grad 59 Minuten 45 Sekunden bis 171 Grad 18 Minuten und 15 Sekunden Länge. Seine größte Ausdehnung von Westen gegen Osten beträgt etwa 680, und von Norden gegen Süden 500 Meilen. — Der Boden Neuhollands läßt sich im Allgemeinen nicht gut bestimmen, da man nur schmale Küstenstriche dieses großen Landes kennt, und viele Gegenden der Küste wegen Untiefen oder heftiger Brandung den Schiffen keinen Zugang erlauben. Einige Küsten haben ein rauhes unfruchtbares Ansehen, andere enthalten große fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und Thiere, die dahin versetzt wurden, vortrefflich gedeihen. Das Innere ist fast ganz unbekannt und zeigt viele Gebirge, von welchen man nur die blauen Berge kennt, eine im Westen der Englischen Kolonie von Norden nach Süden und noch weiter mit der Küste parallel fort-

laufende wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht, indem sie etwa 6 bis 7000 Fuß hoch ist, wenigstens schätzt Oxley einen der höchsten Berge derselben, den Sea-View-Mount, an dessen Fuß der Hastings entspringt, 6 bis 7000 Fuß hoch. Das Uebersteigen der blauen Berge geschah im Jahre 1813 zum ersten Male von Neu-Südwales aus, und von da ist man immer weiter in den südöstlichen Theil von Neuholland vorgedrungen. Da nun in neuester Zeit noch eine Kolonie auf der Südküste, Südaustralien gegründet worden ist, so läßt sich erwarten, daß der zwischen beiden liegende Raum, etwa von 30 bis 38 Grad südlicher Breite, und von 170 bis 158 Grad östlicher Länge von Ferro bald ganz durchforscht seyn wird. Bis zum Januar 1815 hat man in sechsmonatlicher Arbeit eine Straße über die blauen Berge vollendet, dieselben überstiegen, und die jenseits derselben gelegenen Gegenden kennen gelernt. Man fand am Fuße eines Mount Yorks benannten Berges eine fruchtbare, von zwei Bächen bewässerte Ebene, deren Vereinigung den Coxfluß bildet, der sich in den Nepean ergießt; jenseits des Coxflusses überstieg man wieder eine Reihe sehr hoher Berge bis an den Fischfluß, wo der Anblick des Landes immer schöner wurde. Es folgen hier fruchtbare Ebenen aufeinander, welche durch mäßige Bergreihen getrennt werden. Auf einer dieser Ebenen vom Macquarie-River durchflossen, unter dem 33 Grade 24 Minuten 30 Sekunden südlicher Breite und 149 Grad 37 Minuten und 45 Sekunden östlicher Länge von Greenwich, ist jetzt eine neue Stadt angelegt, die den Namen Bathurst erhalten hat, und ungefähr dreißig Deutsche Meilen von Sidney liegt. Man fand auf der Westseite der blauen Berge üppige und malerisch-schöne Landstriche, mit einem Boden, der nirgends besser seyn kann. Eben so bieten auch die kürzlich untersuchten Gegenden in Westernport auf Grantsland, auf der Südostküste

Neuhollands, einen reichen und fruchtbaren Landstrich dar, der sich zum Anbaue sehr gut eignet; man kann jedoch von Sidney zu Lande nur mit großen Schwierigkeiten dahin gelangen, weil vier hohe Bergketten, deren Gipfel zum Theil ewigen, oder doch bisweilen Schnee tragen, überstiegen werden müssen. Auch die Kolonie Westaustralien am Schwanenflusse, wo man jedoch noch nicht weiter als dreißig Meilen vorgeschritten ist, läßt auf die Folge noch Aufschluß über das Innere erwarten. Von dem ganzen übrigen Neuholland kennt man, wie schon oben angeführt worden, nur die Küsten, die von verschiedenen Seefahrern sehr genau aufgenommen worden sind; denn es fehlen nur einige unbedeutende Strekken im Carpentariagolf. Der neueste Versuch in das Innere einzudringen, von den Engländern Grey und Lushington, im Februar und März 1838, von der Hannoverbay an der Nordwestküste aus, von dem man sich so viel versprach, ist durch die Feindseligkeiten der Eingebornen fehlgeschlagen. Sonst hat sich bei der Expedition gezeigt, daß nicht dieses ein Haupthinderniß ist, das man zu bekämpfen hat, sondern die natürliche Beschaffenheit des Landes, die, obgleich fruchtbar an manchen Stellen, doch im Allgemeinen wüste und unfruchtbar ist; je weiter man daher in die unbekannte Gegend hineindringen würde, je sicherer würde man seinem Untergange entgegen gehen. Männer, wie Meinicke, behaupten, daß uns hier keine besondern Entdeckungen bevorstehen, am wenigsten von Gebirgen, Seen und andern großartigen Naturbildungen, sondern daß uns das Flachland, das wir am Darling kennen, mit seinem rothen, von dichtem Gebüsche bedeckten Lehmboden, seinen vereinzelten kleinen Berggruppen und Piks, und mit seinen spärlichen Flußlachen einen genügenden Vorschmack des noch unbekannten Innern gewährt. Die höchsten Punkte sollen sich in dem schon bekannten Südostlande finden, welches der gebildetste Theil des ganzen Continents seyn soll, wenigstens hegen mehrere Naturforscher

diese Vermuthung. Nach Sommers Taschenbuch für 1836 (S. 156) und Berghaus Annalen soll von einem Lascar, einem Indischen Matrosen, das uns noch ganz unbekannte Innere durchwandert worden seyn, der, nachdem er mit einer Englischen Brigg an der Nordwestküste Schiffbruch gelitten, von hier aus nach einer anderthalbjährigen Wanderung in der neuen Englischen Niederlassung Newcastle an der Ostküste angelangt sey, aber sein Tagebuch verloren und nichts Bedeutendes zu erzählen gewußt habe, wodurch dieses noch sehr in Zweifel gezogen wird, obgleich seine Erzählungen weder beachtet noch widerrufen worden. Man hält Neuholland, nach dem Boden, und was er erzeugt und ernährt zu urtheilen, für ein noch im Werden begriffenes Land, welches sich erst in der Natur zu bilden anfängt, also noch auf einer untern Stufe der Naturbildung steht; denn wenn man die Bodenbeschaffenheit, die Pflanzen-, die Thier- und die Menschenwelt betrachtet, so trägt Alles den Charakter der Unreife und der Einförmigkeit. Man will dafür so Manches aus der Thier- und Pflanzenwelt anführen, welches einen Stillestand des Entwickelungsprozesses anzeigt (nach von Roon, Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde, II. S. 128). So z. B. schwarze Schwäne, weiße Adler, behaarte Vögel ohne Flügel, einen Maulwurf mit einem Entenschnabel, das Känguruh, ein Thier, welches die Größe des Hirsches mit der Gestalt des Eichhörnchens verbindet, und nur auf den mit Vogelkrallen versehenen Hinterbeinen umherhüpft. Hier finden sich mannshohe Gras- und baumartige Schilfarten, Birnen, deren Stengel am breiteren Ende, Kirschen, deren Steine an der Außenseite wachsen; Bäume, deren lederartige Blätter senkrecht auf den Stengeln sitzen, die nicht ihr Laub, sondern ihre Rinde mit den Jahreszeiten wechseln ꝛc. Die Hälfte aller Pflanzen, die man bis jetzt gefunden hat, gehören nur eilf Familien an, woraus sich auch die Einförmigkeit des Landes ergiebt.

In Hinsicht der Thierwelt tritt die Einförmigkeit weniger hervor, als die Unreife, namentlich scheint Australien den Reichthum an Vögeln mit den Indischen Inseln zu theilen. — Was die Gewässer Neuhollands betrifft, so sind die nördlichen, südlichen und westlichen Küsten vom Indischen, die östlichen vom stillen Meere umflossen. Beide Meere bilden unzählige Bayen und Busen. Die merkwürdigsten sind: 1) Der Busen von Carpentaria, auf der Nordküste, 80 Meilen breit und 120 Meilen lang; 2) die Joseph Bonapartens-Bay, gleichfalls an der Nordküste; 3) der Busen Bonaparte, von den Britten Spencers Busen genannt, der sich an der Südküste 40 Meilen landeinwärts erstreckt, und sich in der Gestalt eines sehr großen Flusses zeigt; 4) der Busen Josephine, von den Britten der St. Vinzent-Busen genannt, der sich 18 Meilen landeinwärts erstreckt, auch auf der Südseite; 5) die Hayen- oder Seehundsbay, durch die Halbinsel Peron in zwei Theile geschieden; 6) die Geographenbay, beide auf der Westküste; 7) die Botanybay, und 8) die Port-Jacksonsbay, auf der Ostküste. An großen Flüssen scheint es zu fehlen, wenigstens sind die bis jetzt bekannt gewordenen nur Flüsse von mittlerer Größe, oft schmale Meerarme, die sich nach einer Strecke von 10 bis 15 Meilen in kleine Bäche endigen. Unter diesen Flüssen an der Ostküste von Neu-Südwales sind am bemerkenswerthesten: 1) der Brisbane, der größte darunter, 1824 entdeckt, welchen Einige für den Abfluß des Macquarie halten, der eine fruchtbare Gegend durchfließt, an seiner Mündung $\frac{3}{5}$ Meilen breit ist, und unter 28 Grad südlicher Breite sich in die Moretonbay ergießt; 2) der Boyne, der in der Curtisbay mündet; 3) der Tweed, der in der Nähe der Warningberge fließt; 4) der Hastings, ein Fluß, welchen Oxley untersucht hat, der in einem engen Gebirgsthale, nördlich von den Brittischen Kolonien entspringt,

hernach mehrere fruchtbare Gegenden durchfließt, den Forbes und Ellenborough aufnimmt, und bei seiner Mündung in das Meer unter 31 Grad 25 Minuten südlicher Breite und 170 Grad 34 Minuten östlicher Länge einen Hafen, den Port Macquarie, bildet; 5) der Hawkesbury, der in die Brockenbay seine Mündung hat, und 10 Meilen landeinwärts für die größten Schiffe fahrbar und 150 Ruthen breit ist. Er tritt oft 40 Fuß über seine hohen Ufer und reißt die Häuser und Erndten der Kolonisten mit fort. Weiter hinauf nimmt er den Fluß Grove auf, der durch eine schmale Oeffnung aus der Gebirgskette herabkommt. Oberhalb dieser Stelle wendet er sich gegen Süden, und bekommt den Namen Nepean. Nach dem Hawkesbury folgt der Georgsfluß, der sich in die Botanybay ergießt, und bis sechs Meilen oberhalb derselben schiffbar ist, wo er eine Breite von 80 Ruthen hat, und sich in zwei Arme theilt. Kleine Flüsse sind: der Cooksfluß, der Paramatta, der Hunter, der Endeavour, der Schwanenfluß ꝛc. Größer sind die Flüsse, welche im Innern von Neu-Südwales, auf der Westseite der blauen Berge, in einer von Osten gegen Westen gehenden Richtung fließen, und erst durch die neuern Untersuchungen der Britten entdeckt worden sind, als: 1) der Macquarie, welcher aus der Vereinigung des Fisch- und des Campbellflusses entsteht, unter 32 Grad 32 Minuten südlicher Breite, und 160 Grad 32 Minuten östlicher Länge von Ferro den Belles-River aufnimmt, viel Wasser von seinen vier Hauptnebenflüssen empfängt, und seinen Ufern durch Ueberschwemmungen eine reiche Vegetation giebt; 2) der Lachlan, der auf seinem langen Laufe, welcher in gerader Linie 70, aber mit den Windungen 170 Meilen beträgt, außer den Zuflüssen, die er aus seinen Quellenflüssen von den blauen Bergen erhält, keinen einzigen Strom aufnimmt, und seine Gewässer über niedrige und unfruchtbare

Sumpfgegenden verbreitet; 3) der Castlereagh, ein ansehnlicher Strom, welcher dem Macquarie ziemlich gleich ist; 4) der Peelsfluß, welcher den Cockburn-River aufnimmt. Die Mündungen der zuerst genannten beiden Flüsse, des Macquarie und des Lachlan, und das Flußsystem, zu dem sie gehören, das des Darling und Murray, wurden durch Oxley, Hume, Sturt und Mitchell bekannt, der Letztere, Landmesser in Neu-Südwales, bereiste diese Gegenden 1832, 1835 und 1836. Der Darling entsteht aus der Verbindung der Karaula und des Kindur; es ergießen sich in ihn der Castlereagh, der Macquarie und der Bogan. Die Quellen des Murray sind noch unerforscht; mehr bekannt ist sein bedeutender Nebenfluß, der Morumbidge, und dessen nördlicher Zufluß, der Lachlan. Als Mündung des Murray nahm man früher den Alexandrinesee an, welcher mit der Encounterbay nur durch eine schmale, kaum für ganz flache Fahrzeuge schiffbare Straße zusammenhänge; neuerlich hat man aber weiter östlich einen breitern und tiefern Ausfluß desselben, die eigentliche Mündung des Murray, entdeckt. Den Lauf des Darling soll man nicht mit Gewißheit angeben können; allein die frühere Vermuthung, daß derselbe vielleicht nordwestlich den ganzen Continent durchfließe, hat sich bis jetzt noch nicht ermitteln lassen, soviel will man aber entdeckt haben, daß er eine Biegung nach Südwesten habe, welche die Ansicht erzeugen mußte, daß er entweder in der Nähe des Murray oder in diesen selbst münde. Seitdem daher Sturt 1829 auf dem Morumbidge in den Murray und auf diesem bis zur Encounterbay hinabgefahren ist, und die Einmündung eines bedeutenden Flusses in das rechte Ufer desselben entdeckt, und seitdem Mitchell dasselbe bestätiget hat, zweifelt man nicht mehr, daß dieses der Darling sey; auch kennt man die Gegend schon genau genug, um behaupten zu können, daß dort die Bildung

noch eines andern so bedeutenden Flusses, welcher dieser Nebenfluß seyn könnte, undenkbar sey. Die Flüsse des Flachlandes sollen dort nur alle ein prekäres Daseyn haben; ohne eigentliche Quellen, ohne Nahrung durch kleine Zuflüsse, verwandeln sie sich bei der Dürre in eine Reihe von Lachen, und trocknen auch wohl ganz aus, während sie zur Regenzeit das Land weit und breit überschwemmen; sie haben daher weder bei der Fülle, noch bei dem Mangel des Wassers einen eigentlichen festen Lauf. Der Murray mit seinen Zuflüssen, die aus den Warragonbergen kommen, ist diesem Wechsel und dieser Steppennatur weit weniger unterworfen, als der Darling, und soll, allem Anscheine nach, nie ganz austrocknen; nach der Mündung zu soll er sogar sehr bedeutende Dimensionen haben, eine Breite von 1200 und eine Tiefe von 20 Fuß. Bemerkenswerth ist nun noch wegen seiner Wasserfälle der Gebirgsfluß Apsley, bei dem ersten Wasserfalle, den die Britten Becketts Catarakt nannten, stürzt der Fluß 150 Fuß senkrecht in ein tiefes Becken hinab. Noch prachtvoller ist der zweite Wasserfall, Bathurst's Catarakt genannt, indem hier der durch viele Waldströme verstärkte Fluß mit seinen durch einem Felsen getheilten zwei Strömen, deren Breite 210 Fuß beträgt, 235 Fuß hoch mit betäubendem Getöse hinabstürzt, dann 1200 Fuß weit durch die Felsspalten fortrollt, zum dritten Male in unzertrennter Masse 100 Fuß hinabfällt, und dann zwischen senkrechten Klippen mehr als 1200 Fuß hoch von Fall zu Fall noch eine Viertelmeile fortströmt, bis er sich zwischen unermeßlichen Felsklippen dem Auge entzieht. Neuerlich hat man auch außerhalb der Englischen Kolonie einige bedeutende Flüsse entdeckt. Die Engländer Grey und Lushington trafen einen solchen bei ihrer schon oben erwähnten verunglückten Expedition in das Innere an, der sich auf der Nordwestküste mündet, und den sie Glenely nannten. Der Erstere (Grey) hat bei

seinem Aufenthalte in der Kolonie Swanriver im Jahre 1839 den westlichen Küstenlandstrich von 24 bis 32 Grad südlicher Breite untersucht, und unter 24 Grad 25 Minuten die Mündung eines Flusses Gascoigne gefunden. Dazu sind noch bei neueren Aufnahmen der Nordküste, drei dieser angehörenden Flüsse gekommen. Adelaide, den man sogar funfzehn Meilen weit aufwärts fuhr, Victoria, und Fitz Roy. Der Erstere mündet westlich von der Vendiemensbay, der Viktoria in eine bisher noch nie bis in ihre Tiefe aufgenommene östliche Bucht der Joseph-Bonaparte-Bay, und der letztere in den Kingssund. Große Landseen hat man eben nicht entdeckt. Die bedeutendsten der bis jetzt bekannten sind: der Georgensee, auf der Westseite der blauen Berge, 2139 Englische Fuß über der Meeresfläche; der Campbell-Lake, im Innern von Neu-Südwales, 3 bis 4 Englische Meilen lang, und 1½ Meilen breit, und der Taylors-Lake, an der Seeküste, am Fuße der drei Brüder genannten Berge. Ueber das Daseyn des großen Flusses, welchen der Brittische Kapitain King, der die Nordwestküste von Neuholland untersuchen sollte, an der auf der Nordseite befindlichen Vandiemensbay entdeckt hat, und der an seiner Mündung eine beträchtliche Delta bildet, hat man noch keine näheren Nachrichten. Er befuhr diesen Strom 60 Engl. Meilen, wo er über 400 Fuß breit war. — Das Klima Neuhollands ist das gewöhnliche der Tropenländer. Im Sommer ist die Hitze oft außerordentlich groß; sie wird aber durch die See- und Abendwinde gemäßiget und erträglich gemacht; auch Stürme sind nicht selten. Im Winter fallen heftige Regen; Gewitter sind beinahe zu allen Jahreszeiten häufig und dabei heftig, auch fehlt es nicht an Erdbeben; allein außer diesen Erscheinungen ist das Klima sehr gesund, und dem Menschen sehr zuträglich. — Was die Produkte dieses Welttheils betrifft, so findet man im Pflanzen-

reiche einen Zufluß von mehr als tausend neue Pflanzenarten: Palmkohl, Sago, Pfeffermünze, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagonyholz, viele Arten von Eucalyptus, Eisenholz, Rosenholz, Mimosen, eine neue Art Kajaputbäume, Yames, wilden Flachs ꝛc. — Das Thierreich liefert hier mannigfaltige Gattungen, als das Känguruh, den Wombat, ebenfalls zu den Beutelthieren gehörig, das Schnabelthier, die Schweifthiere (Dasyurus macrourus), eine Art Affen, eine Art Schakals, welche den Schafherden in den Brittischen Kolonien sehr gefährlich ist, den Dingo oder Neuholländische Hund, das Neuholländische fliegende Eichhorn, die Känguruhratte, gleichfalls mit einem Beutel, wie die Beutelthiere, den stachligen Ameisenbär ꝛc. Ferner Papageyen, weiße Adler, schwarze Schwäne, Neuholländische Casuare oder Emus, die prachtvollen Mänuras, Ohneflügel (Apteryx australis), wilde Puter, Gänse, Enten, kupferfarbige Tauben, weiße Wasserhühner und andere Vögel. An den Küsten findet man See-Elephanten, Hayfische, Wallfische, Robben, Schildkröten in großer Menge, verschiedene Schlangen, Gekkos (eine Art Eidechsen), viele See-, aber wenig Flußfische, ungeheure Rochen, 300 — 400 Pfund schwer; auch Stachelrochen, Austern, Riesenmuscheln, Tripangs oder Holothurien, die in großer Menge nach China gehen, wo sie als Reizmittel genossen werden, Perlmuttermuscheln ꝛc. Im Mineralreiche findet man Kupfer, Eisen, jedoch nur bis jetzt in geringer Menge, Granit, Porphyr, Basalt, Kalkstein, Marmor, Schiefer, Steinkohlen, sehr schöne Walkererde, Steinsalz ꝛc. In den Europäischen Kolonien gedeihen sehr gut Europäische Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Geflügel, Getreide, Gartengewächse, Obst, edle Südfrüchte, Wein, Tabak, der dem Westindischen nichts nachgiebt, Hanf, Hopfen, dessen Anbau man kürzlich mit dem vollkommensten Erfolge eingeführt hat, Flachs und andere Ge-

wächse, die man aus der heißen Zone hierher verpflanzt hat.

Die Eingebornen oder Ureinwohner Neuhollands stehen auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung und gehören zu der negerartigen Raçe, gehen ganz nackt, oder sind leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren fast Alles roh, schlafen meist unter freiem Himmel oder in Höhlen, auch in schlecht zusammengesetzten Hütten, verkriechen sich in Felsenhöhlen, und ziehen ihre meiste Nahrung aus den Flüssen oder aus dem Meere. Wenn gleich in Afrika und Amerika, beim Vordringen der Europäer in unbekannte Länder, es nie an Feindseligkeiten mit den Urbewohnern gefehlt hat, welche sich diesem Eindringen widersetzt, und immer die Kämpfe erneuert haben, und sie auch jetzt noch da erneuern, wo sie von den Europäern beunruhiget werden, so ist dieses doch nicht so der Fall mit den Ureinwohnern Neuhollands gewesen; denn diese haben sich ziemlich friedlich gegen die Europäer betragen, nie haben sie diesen ernstlichen Widerstand entgegengesetzt, und nur einmal ist es in Neusüdwales nöthig gewesen, das Kriegsgesetz zu proklamiren. Auch ihre jetzigen Räubereyen in Südaustralien, soll man eigentlich keinen ernstlichen Widerstand nennen können. Dafür sind aber auch die Eingebornen dem in ihr Land verpflanzten Europäischen Leben völlig fremd geblieben; denn alle Versuche, sie zu einer ansäßigen Lebensart zu gewöhnen, sind gänzlich mißlungen, und es geht hier mit ihnen eben so, wie es mit den Buschmännern und Kaffern an der Südspitze von Afrika geht, und mit den Hottentotten gegangen ist; sie lieben das herumschweifende Leben und ihre Freiheit über Alles, und wollen sich nicht einzwängen oder einpfärchen lassen. Auf einem Raume von 140,000 Quadratmeilen fand man keine Spur von Anbau. Man glaubt, daß die Eingebornen sich gänzlich in das Innere des Landes zurückziehen werden, ohne die von den Eu-

ropäern kultivirten Theile zu berühren, und ihrer Gesittung theilhaftig zu werden. Auch täuscht man sich über ihre Anzahl, und nimmt sie wahrscheinlich viel zu hoch an, weil die Hütten, welche sie bei ihrem Weiterziehen zurücklassen, über ihre Zahl täuschen. In dem angebautesten Theile der Englischen Kolonien haben sie sich schon fast ganz verloren, nur einige Individuen haben die Landbauer an sich fesseln können, und sie leisten ihnen, bei der Schärfe ihrer Sinne, namentlich bei der Jagd, sehr gute Dienste. Hierzu kommt nun noch, daß Niemand die Sprache des Landes kennt, mit Ausnahme einiger entflohenen und wieder eingeholten Verbrecher, und diese sind doch auch nur sehr dürftig darin unterrichtet; mithin haben auch die zwei Missionsgesellschaften der Kirchenmissionsgesellschaft (Church Missionary Society) am See Macquarie bei Newcastle und in Wellingtonvalley hier keine Fortschritte machen können. In Vandiemensland ist es dagegen anders, weil hier, bei der Kleinheit des Landes, eine dauernde Berührung bleiben mußte. Das mühsam hergestellte gute Vernehmen wird hier oft durch die Beleidigungen gestört, welche die Fischer und Seehundsfänger an den Küsten, die Hirten und namentlich die entflohenen Verbrecher im Innern gegen die Einwohner ausüben. Hierdurch wurden diese endlich in den 1820ger Jahren, obgleich nur einige Hundert stark, zu einem Rachekriege gegen eine wohl dreißigfache Uebermacht angefeuert, und unterstützt durch die Beschaffenheit des Landes und ihre Kenntniß der Lokalitäten führten sie ihn mit solchem Glücke, daß die Kolonisten mehrere Jahre lang mit den äußersten Anstrengungen nichts gegen sie ausrichten konnten. Endlich kam es 1832 zu einer friedlichen Ausgleichung, wonach die Stämme einzeln besänftiget, nach einer Insel der Gruppe Fourneaux, in der Baßstraße, geführt wurden. Es waren damals ungefähr 200 Köpfe. Sie sollten an dem neuen Orte nur eine Art von Kolonie bilden, unter der

Leitung der Europäer, und wurden von denselben mit allem Nöthigen versorgt, um sie an Ackerbau und häusliche Beschäftigung zu gewöhnen; allein ein großer Theil unterlag bald trotz der mildesten Behandlung, und ihre Zahl soll sich immer mehr vermindern, und deshalb scheint auch ihre Fesselung an dem Boden, oder auf einem bestimmten Raume große Schwierigkeiten zu haben, wie dieses der Anfang gezeigt hat. — Berücksichtiget man alle Einwohner oder Urbewohner Südindiens oder Australiens mit Inbegriff aller Inseln, woraus dieser Welttheil besteht, so kann man die Zahl der Einwohner mit Einschluß der kolonisirten Europäer, auf 1,500,000 bis auf 2,000,000 schätzen. Hier theilt man nun die Ureinwohner in zwei Hauptnationen, in eine negerartige, die Papuas, welche hervorstehende Backenknochen, aufgeworfene Lippen und Wollhaare, wie andere Neger, haben, und sich von ihnen nur durch sehr dünne magere Arme und Beine auszeichnen, und diese sind es, die auf Neuholland leben, wie schon oben angeführt worden, jedoch ohne die geringste Civilisation, im völligen Zustande der Rohheit, ohne geselliges Band, und ohne eine bestimmte Religion, eine bestimmte Verehrung eines Wesens. Die andere Hauptnation, die auf den Inseln lebt, ist in körperlicher Bildung und Gestalt wenig von den Europäern verschieden; sie gehört zur Malayischen Raçe, und zeichnet sich durch die schönsten und regelmäßigsten Formen aus. Die Farbe der Haut ist bisweilen nicht dunkler, als die der Spanier und Italiener. Sie sind größtentheils Fetischanbeter, doch haben auch viele von ihnen die christliche Religion angenommen, sind von sanftem Charakter, haben eine bestimmte Staatsverfassung, wohnen in hölzernen Gebäuden, und treiben Ackerbau. Menschenopfer sind bei ihnen gewöhnlich, Einige essen auch das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde. Zu diesen Letzteren gehören auch die Neuseeländer, welches ein sehr schöner Menschenschlag ist; sie sind groß

und stark, von schönem Gliederbaue, mit meist angenehmen Gesichtszügen und kraftvoll, muthig und kriegerisch, ja man will sie in dieser Beziehung für ein weit kräftigeres und schöneres Volk als die Europäer halten, nur blutdürstig, tollkühn und stolz. In Festigkeit und Erfindungsgeist behaupten sie den Vorzug vor den Australiern oder Neuholländern; dafür finden aber Letztere in ihren heimathlichen Wäldern Ueberfluß an Allem, was ihre mäßigen Bedürfnisse erheischen. Die reine Luft und das milde Klima ihrer Wohnorte machen jede Bekleidung des Körpers unnöthig, und ihre höchst einfachen Hütten geben ihrem abgehärteten Körper hinreichenden Schutz gegen unfreundliche Witterung. Die Natur hat daher so reichlich für diese einfachen Naturkinder gesorgt, daß sie des Lebens Unannehmlichkeiten nicht fühlen, die das Loos anderer wenig begünstigter Völkerstämme sind, und daher kommt auch zum Theil ihr gewöhnlicher Frohsinn, ihre heitere Laune, ihre Aufgelegtheit zum Scherzen ꝛc. Wie schon bemerkt, hat man Versuche gemacht, das Christenthum unter ihnen auszubreiten, und sie den Früchten einer sittlichen Bildung theilhaftig zu machen; allein sie sind nur zum Theil geglückt, was seinen Grund darin zu haben scheint, daß sie, wie die meisten rohen Völker, einen unbeschreiblichen Hang nach Unabhängigkeit haben und ihre Freiheit und einfache Wohnungen den Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens vorziehen. So z. B. ließ ein vornehmer Engländer einen jetzigen Australier oder Neuholländer, der als Kind seiner Mutter genommen worden, ganz auf Europäische Weise erziehen. Der Knabe lernte Lesen, Schreiben, Rechnen ꝛc., sich reinlich und seine Kleider in Ordnung halten, und dieses ganz nach Wunsch; er zeigte sich gelehrig und willig; seine natürlichen Fähigkeiten verriethen keinen Mangel; dabei war er gutmüthig, aufgeweckt und voller Lust und Lebensmuth. Da erhielt er gelegentlich Besuche von seiner Mutter und einigen Gliedern seines Stammes

und sein Herr glaubte von dieser Seite nichts für die Fortschritte der sittlichen Bildung seines Pfleglings befürchten zu dürfen. Wie groß war daher sein Erstaunen, als er ihn, nachdem er kaum sein sechzehntes Jahr angetreten hatte, eines Tages völlig nackt und mit den Waffen seines Stammes vor sich erscheinen sah, mit der Erklärung, daß er gesonnen sey, sich nun eine Gattin zu erwerben. Er hielt also die Bildung nun für hinreichend um zu seinem Naturleben zurückzukehren. Um die Brautwerbung vorzunehmen, gehen die Einwohner von Neu-Südwales auf folgende Weise zu Werke. Der junge heirathsfähige Wilde sucht gewöhnlich in einem andern Stamme den Gegenstand seiner künftigen Zärtlichkeit. Hat er sich ein Mädchen auserkohren, so folgt er dem Stamme, welchem die Auserkohrne angehört, auf Schritte und Tritte und von Ort zu Ort, und sucht sie zu beschleichen; hat er sich derselben hinreichend genähert, so springt er plötzlich auf sie los, versetzt ihr einen Schlag mit seinem Waddie oder seiner Keule, und schleppt das dadurch betäubte Mädchen mit sich fort zu seinem Stamme. Die Begleiterinnen des Mädchens laufen nun unter lautem Geschrei und Geheule davon, und melden den Ihrigen was sich zugetragen hat. Der Raub wird für eine Beleidigung bei den Neuholländern angesehen, und der Stamm, welcher diese erlitten, fordert von dem andern, welchem der Räuber angehört, Genugthuung und Bestrafung des Letzteren für den begangenen Frevel. Beide Stämme versammeln sich nun an einem zuvor bestimmten Tage, und die Ceremonie zur Herstellung des Friedens zwischen den betheiligten Partheyen nimmt ihren Anfang. Diese besteht nicht sowohl in Bestrafung, sondern vielmehr in Prüfung der Unerschrockenheit und Gewandtheit des Beleidigers, welches man ein Turnier zu Fuße nennen könnte. Der Held des Tages und Räuber des Mädchens muß sich durch Muth, Thätigkeit und Geschicklichkeit seiner Braut würdig zeigen, und wenn

auch nur in seltenen Fällen der Tod sein Loos seyn sollte, so hat er doch eine sehr schwierige Probe zu bestehen; denn eine bestimmte Anzahl von Kriegern aus beiden Stämmen, Gesicht und Körper roth bemalt, um fürchterlicher zu erscheinen, stellen sich unter wildem Geschrei einander gegenüber, werfen ihre Bumerangs (eine säbelförmige $2\frac{1}{2}$ Fuß lange hölzerne Waffe) hoch in die Luft, und machen allerlei feindselige Stellungen und Geberden, als wollten sie einander gegenseitig zum Kampfe herausfordern. Nach einiger Zeit vereinigen sie sich zu einer Gruppe und bestimmen den Gang der Ceremonie. Einige untersuchen ihre Lanzen und befestigen sie an den Wummerah (ein Instrument, womit sie ihre Speere abschleudern), und balanziren sie gleichsam zum Wurfe. Andere schwingen ihre Keulen, zielen damit zum Scheine auf einander, und suchen auf alle Weise ihre Geschicklichkeit in Führung dieser Waffe darzuthun. Endlich wird von dem Häuptlinge das Zeichen zum Anfange der Ceremonie gegeben. Es ziehen sich nun beide Theile sogleich bis auf eine gewisse Entfernung von einander zurück, und der Mädchenentführer bloß mit einem Heliman (ein hölzernes $2\frac{1}{2}$ Fuß langes, in der Mitte 4 Zoll dickes Schild) versehen, tritt vor, um willig die genannte Genugthuung zu geben. Hierauf nähern sich ihm zwei oder drei Krieger vom feindlichen Stamme, mit ungefähr einem Dutzend Lanzen bewaffnet, dem Wummerah und dem Waddie bis auf etwa fünfundzwanzig Schritte. Es erfolgt ein allgemeines Stillschweigen; Aller Augen sind auf die Kämpfer gerichtet. So wie Einer von den Angreifenden seine Lanze zum Wurfe vorbereitet, setzt sich der Angegriffene in eine vertheidigende Stellung, ein Speer nach dem andern wird mit voller Kraft und sicherem Ziele gegen ihn abgefeuert, aber der Heliman, den eine feste kaltblütige Hand richtet, wehrt sie alle ab. Auf den Gesichtern der Zuschauer malt sich ängstliche Erwartung und jedem

glücklich parirten Wurfe folgt ein lautes Zujauchzen. Hat der Mädchenräuber alle Lanzen ohne Verletzung aufgefangen, so folgt nach einem abermaligen Beifallsgeschrei der Kampf mit dem Waddie, wozu er sich seinen Gegner selbst auswählen darf; dies ist in der That ein barbarisches Schauspiel, wobei es nicht sowohl auf Geschicklichkeit und Uebung, als vielmehr darauf ankommt, die heftigsten Schläge auf den Cobbera oder den Kopf auszuhalten. Die Schläge fallen hageldicht und mit furchtbarer Gewalt auf die Schädel der Kämpfer, die es nur der Dicke ihrer Kopfknochen und dem dichten verfilzten Haupthaar zu verdanken haben, daß sie mit dem Leben davon kommen. Der Beleidiger darf nun bei diesem Kampfe, um seinen Zweck zu erreichen, weder weichen, noch seinen Gegner um Einstellung der Feindseligkeiten bitten. Hat er auch diese Probe glücklich überstanden, so wird er von beiden Stämmen mit lautem Beifall begrüßt und Niemand legt ferner seiner Verbindung mit der geraubten Schönen ein Hinderniß entgegen.—Denkt man sich nun die Lebensart der Südindianer, so wird man kaum glauben, wie ein junger sechzehn bis siebzehnjähriger Südindier, der den Vorschmack der Europäischen Bildung erhalten, wieder zu der Lebensart und den Sitten seiner Väter zurückkehren kann, und dennoch, von der andern Seite betrachtet, muß ihm das Leben der Europäer wie ein Zwangsleben vorkommen, was wir selbst nicht fühlen, da wir daran gewöhnt sind, da wir uns in die mancherlei Werkthätigkeiten fügen müssen, die oft mit Mühseligkeiten ohne Zahl verbunden sind, und Geist und Körper an- und abspannen; dagegen lebt der kulturlose Südindier seine Tage in Freuden hin, das Leid berührt ihn selten, weil er für Kleider nicht zu sorgen hat, und seine Mahlzeit täglich verrichten kann, weil er diese auf der Jagd findet, und seinen Trunk an einem Bache labt. Geborener Krieger, weiß er sich vor seinen Feinden durch seine Waffen zu

schützen, und erliegt er, so ist es das gewöhnliche Loos aller Feindseligkeiten und Stillung der Rachegefühle, durch die Niederlage des Gegners oder durch sein Fliehen den Platz behauptet zu sehen. Auch hat er seine nächtlichen Gelage und Tanzparthien, seine Schauspiele ꝛc. Wie muß ihm daher das Leben der Europäer vorkommen, die den ganzen Tag über beschäftiget sind, immer arbeiten und das Vergnügen nur zugemessen erhalten, und wenn es der Reiche genießt, so muß es der Arme für ihn verdienen, und dann doch noch hören: daß er ihm Brod giebt, weil er sonst verhungern müßte. Laßet eure Hände weg ihr Armen, und wo wird das Verdienst des Reichen seyn, wer wird ihn dann reich machen — seine beiden Hände?! Dergleichen Betrachtungen können sich leicht den rohen Naturkindern aufdringen; sie müssen ein ähnliches Gefühl hegen, daß sie eine genossene Kultur hinten ansetzen, und lieber wieder zu ihrem Nomadenleben zurückkehren. Die einbrechende Nacht versammelt die einzelnen Stämme der Südindier zu einem gemeinschaftlichen Mahle und zum nachherigen Schlummer bei ihren Gunyas, es versteht sich von selbst, jeder Stamm für sich. Eine reisende Gesellschaft macht davon eine getreue Schilderung, die hier wörtlich folgen mag: „Es waren achtzig bis neunzig Schwarzen oder Neger, sagt der Berichterstatter, welche in einzelnen Gruppen: Männer, Weiber und Kinder, schmausend und rauchend um ihre, inmitten des nächtlichen Walddunkels vor ihren Hütten lodernden Feuer saßen. Schon der Weg dahin durch den dichten Wald im Tarlo-Distrikt war höchst interessant; die Strahlen des hoch am Himmel stehenden Mondes fielen geknickt durch das dunkle Laubdach und bedeckten den Boden mit ihrem blassen Lichte. Opossums, Eichhörnchen ꝛc. unterbrachen durch ihr Gekreisch die nächtliche Stille, oder krochen aus ihren Löchern hervor, und schnellten pfeilschnell an den Ruhestörern vorüber. Als sich diese den

Gunyas näherten, vernahmen sie das Gekläff von Hunden, welche die Neger von den Europäern erhalten haben, und die sie vorzüglich wegen ihrer Wachsamkeit schätzen. Die Beller wurden sogleich von ihren Herren zur Ruhe verwiesen. Die Fremden stiessen zunächst auf eine Hütte mit drei Negern und einem Häuptling, der eben sein Mahl beendiget hatte, und mit gekreuzten Füßen dasaß und rauchte, und seine beiden Weiber, die noch mit Abnagung einiger Opossum- und Rattenknochen beschäftiget waren, und dann und wann mit einem Stocke geröstete Yams aus der Asche hervorholten, um sie ihrer Fleischkost hinzuzufügen. Ein näher kommender Hund erhielt dann und wann, wenn seine Nase dem Knochen zu nahe kam, einen Stockschlag, der ihn zum schnellen Rückzuge bestimmte. Die Köpfe beider Frauen waren mit Känguruhzähnen geschmückt, und die Eine trug überdies einen kleinen Knochen im Nasenknorpel und eine Art Halsband von kleinen Stückchen gelbem Rohr. Beide waren noch jung, aber keineswegs von angenehmer Gesichtsbildung. Die obere Körperhälfte deckte ein über die Schulter befestigtes Opossumfell. In der andern Hütte sah die Gesellschaft einen jungen Neger, der mit zwei Schnüren Kunststücke machte, die er so zusammen zu winden und in die Höhe zu werfen wußte, daß sie allerlei Figuren, Quadrate, Kreise ꝛc. bildeten; seine Schnelligkeit und Geschwindigkeit dabei erregte die Bewunderung der Umstehenden. In noch andern Gunyas lagen die Wilden theils auf dem Erdboden und schliefen oder rauchten, und schwatzten. Hier und da fanden sie auch Eltern mit Belustigung und Unterhaltung ihrer Kinder beschäftiget. So z. B. legte ein ältlicher Mann ein besonders gestaltetes Blatt auf den Rücken seiner linken Hand, und schlug mit dem Finger darauf, so daß es dreizehn bis vierzehn Fuß hoch emporsprang; diese Leistung galt einem etwa zweijährigen Kinde, das mit seinen Händchen zur nicht geringen Er-

götzlichkeit der Zuschauer das herabfallende Blatt aufzufangen suchte. Die Kinder waren durchgängig nackt, und spielten mit kleinen Tomahawks." — Hieraus gewahrt man das Naturleben in seiner Kindheit, ohne Erziehung und Bildung, und doch bis zu den kleinsten Zügen wieder dem Leben der Gebildeten gleichend, ohne daß hier jene diese kopirt haben können, und doch so wahr, so treu, nur daß hier bei den Negern die rohe Natur, und dort die verfeinerte und verkünstelte zu uns spricht. — Ihre Vergnügungen haben ebenfalls Seiten, die die unsrigen berühren; so z. B. ihre Tänze. Einer derselben, den sie Corrobori nennen, soll etwas Eigenthümliches und Seltenes seyn, was selten oder nie einem Europäer vorgekommen ist. Mehr als hundert Neger versammeln sich an einem bestimmten Orte, der dem Schauspiele vollkommen entspricht, auf einem freien Rasenplatze in der Mitte eines dunkeln Waldes, rings von hohen dickstämmigen Bäumen umgeben. Diese Plätze werden nicht bloß der Ceremonie wegen gewählt, sondern auch um den Europäern unzugänglich zu seyn; indessen gestattete man es doch einigen Engländern, die diese Gunst sich durch Geschenke an Tabak erworben hatten, sonst würden uns diese Tänze verborgen geblieben seyn. Die Zuschauer bei einem solchen Schauspiele sind auch Neger, aber von einem andern Stamme, der früher mit den Schaugebern in Feindschaft gelebt hat; sie setzen sich in Opossumfelle gehüllt in einem Halbkreise um den Schauplatz nieder, die Aeltesten zu beiden Enden; unmittelbar vor ihnen werden hochlodernde Feuer von Knaben mit dürrer Rinde fortwährend genährt und brennend erhalten. Die ganze Szene hat etwas Theatralisches; der Abglanz der Flammen auf Bäumen und Laubwerk, und den schwarzen Männergestalten stach gegen die rings umher herrschende Finsterniß seltsam ab. Die Weiber, welche das Orchester bildeten, nahmen die eine Seite ein, und waren dem Blicke fast

völlig entzogen, dagegen waren ihre scharfen gellenden Stimmen und das wilde Geklapper, welches sie durch mehrere an einen Strang gereihete Holzstücke erregten, dem Ohre nur zu vernehmlich, und erhöhten nicht wenig das Wilde dieses sonderbaren Schauspiels. Die Männer, welche tanzten, waren weiß bemalt, und hatten überhaupt nichts unterlassen, um ihre Gestalten furchtbar und abschreckend zu machen. Alles harrte nun mit Spannung auf den Anfang der Ceremonie, und am meisten, sagt der Berichterstatter, wir Europäer, die das Glück hatten, zu einem solchen Schauspiele zu gelangen. Bei den Negern erschienen Einige aufmerksam und ernsthaft, Andere rauchten, wiederum Andere lachten und plauderten, bis mit einem Male eine plötzliche Stille eintrat, und Aller Augen sich nach der Bühne richteten, wo mit einem Male acht von den Schauspielern auftraten, die so plötzlich aus der dicken Finsterniß hervorkamen, daß sie wie durch einen Zauber aus der Erde aufgestiegen zu seyn schienen, und die so vor dem Feuer standen, und Alle dieselbe Stellung annahmen. Diese Wirkung soll höchst überraschend seyn, indem man lebendige Gerippe vor sich zu sehen glaubt. Die Weiber beginnen ein schreckliches Konzert und die gespensterartigen Männergestalten mit ausgestreckten Armen und Beinen halten ihren Körper in einer Art zitternder Bewegung, die vorzüglich am Knie und Ellenbogen deutlich zu bemerken ist, drehen sich in regelmäßiger Ordnung und mit dem Schrei Whrou! Whrou! (oder Whiroh), das wie das laute Schnurren eines Spinnrades klang, um die Feuer herum, wobei sie sich nach dem Takte des unsichtbaren Orchesters richteten. Der Tanz dauerte ununterbrochen funfzehn Minuten lang, bis Erschöpfung die Tänzer aufzuhören zwang, welche dann eben so plötzlich, wie sie aufgetreten waren, wieder verschwanden. Es entstand nun eine kurze Pause, wobei eine Todesstille herrschte, bis dann wieder eine neue

Weise oder ein neues Geheul begann, welches der Finsterniß ein Dutzend Jungen entlockte, die ihre erwachsenen Vorgänger nachzuahmen suchten. Nach den Knaben erschienen die Männer noch einmal, um einen neuen Tanz zu beginnen. Jeder trug einen kleinen Busch, und Einer erschien nach dem Andern, ungefähr wie ein Känguruh hüpfend, und wenn sie mit dem Hüpfen fertig waren, marschierten sie langsam gemessenen Schrittes an dem Feuer hin und her, wobei sie von Zeit zu Zeit die rechte Hand emporstreckten. Das ganze Schauspiel dauerte mehrere Stunden hindurch, mit stets neuer Abwechselung in Tanz und Musik, und unter dem tiefsten Schweigen Seitens der Zuschauer. — Die Südindianer besitzen eine bewundernswürdige Fertigkeit im Klettern; sie erklimmen die höchsten Bäume mit einer Leichtigkeit und Geschicklichkeit, die in Staunen setzt. Sie bedienen sich dabei zweier Methoden. Bei der einen gebrauchen sie das Tomahawks (eine steinerne Axt), bei der andern die Rebe, die als Seil dient. Erstere ist die gewöhnlichste und erfüllt die fremden Zuschauer mit Besorgniß für den kühnen Kletterer. Sobald der Südindianer die Neigung des Baumes mit den Augen gemessen, so macht er eine Kerbe, gerade tief genug, um seine große Zehe aufzunehmen, mit seiner Axt in den Stamm. Die Höhe der Kerbe von dem Boden beträgt ungefähr drittehalb Fuß; sie hängt jedoch bloß von dem Kletterer ab, da kein Neger die Kerben oder Stufen eines andern wieder gebraucht; denn wenn ein Baum schon mehrere Male erstiegen worden, und reichlich mit Kerben versehen ist, so bildet sich der neue Kletterer doch seine eigenen. Hat er nun die erste Kerbe gemacht, so bildet er darauf die zweite, zwei oder drei Fuß höher, für den linken Fuß. Ist auch dieses geschehen, so schlägt er seinen Tomahawk so hoch als er reichen kann, in den Baum, hält sich an denselben fest und ersteigt die ersten beiden Kerben. Ist die linke große Zehe in dem zweiten

Ausschnitt, so läßt er seine ganze Körperlast darauf ruhen, umfaßt den Baum mit dem linken Arme und macht wiederum zwei Einschnitte, ganz so, wie das erste Mal. Dergestalt fährt er fort, sich immer höher hinauf zu arbeiten, bis er die ersten Aeste erreicht, die nicht selten 40 bis 50 Fuß vom Boden entfernt sind. Die Dicke des Stammes ist kein Hinderniß für ihn, und seine Sicherheit verdient Bewunderung. Die zweite Klettermethode, mit der Weinrebe, ist gleichfalls originell, und kann nur von denjenigen Eingebornen ausgeübt werden, in deren Wohnorte der Weinstock vorkommt; sie besteht in Folgendem. Der Südindier erwählt eine Rebe von hinreichender Länge und Stärke, je nach der Größe des zu erkletternden Baumes, umschlingt damit den Stamm, und bindet beide Enden in einen Knoten zusammen. Hierauf begiebt er sich selbst in die Schlinge, hebt sie mit beiden Händen empor, und lehnt sich mit aller Kraft dagegen, um sowohl ihre Festigkeit, als die Festigkeit des Knotens zu prüfen. Nach dieser Vorsichtsmaaßregel macht er einen Sprung, wobei er zugleich die Schlinge höher hebt, als sich selbst. In dieser lehnenden Stellung wird der Körper einzig und allein von der Rebe unterstützt. Bei dem zweiten Ansatze schnellt er sich mit Händen und Füßen empor; hierauf erfolgt ein zweiter, dritter, vierter, und so fort, und dieses mit reißender Schnelligkeit. Auf gleiche Weise verfolgen sie auch Thiere, welche auf die Bäume klettern. So z. B. verfolgte ein Neger ein Opossum bis auf einen hohen Baum, den er mittelst des Tomahawks erstieg. Sobald er das Loch gewahrte, worin er das Opossum verborgen glaubte, stieß er den Handgriff seines Beiles hinein, und gab bald darauf seinen Kamaraden zu verstehen, daß er sich nicht geirrt habe; gleich darauf sondirte er noch einmal, und rief dann herab, daß er es wirklich erwischt habe, und das Opossum schnellte hervor, erhielt aber sogleich einen Schlag mit dem Tomahawk, daß es gleich todt zur

Erde stürzte. Soviel von den Eingebornen Neuhollands oder von der negerartigen Race auf diesem Continente. Da man, was ihre übrigen Gebräuche betrifft, und besonders über ihre Religion oder ihren Götzendienst bis jetzt nichts hat ermitteln können, da sie, wie schon bemerkt worden, sich zur Civilisation gar nicht hinneigen, und man auch mit ihrer Sprache nicht vertraut ist, um hierdurch Aufschlüsse über ihre weiteren Sitten und Gebräuche zu erhalten. — Von den Insulanern, welche zu den Südindiern gehören, mögen hier nur diejenigen von ein Paar der größten Inseln in Hinsicht ihrer Sitten und Gebräuche, und namentlich von der Malayischen Race, erwähnt werden. Zu diesen Insulanern gehören: 1) die schon oben erwähnten Neuseeländer, zu der zweiten Hauptrace, der Malayischen. Ihre Gesichtszüge sind ausgezeichnet, so wie ihr ganzer Körper wohl proportionnirt, wie schon oben im Allgemeinen angeführt worden. Die Kleidung, welche bei beiden Geschlechtern dieselbe ist, besteht aus einem Ueber- und Oberkleide. Das Erste ist eine Tunika, die durch einen Gürtel um den Leib festgehalten wird; das Letztere ist ein Mantel, der für gewöhnlich aus sehr grobem Stoffe, bei festlichen Angelegenheiten aber aus einem feinern besteht, und oft mit wirklich mühsam gearbeitetem Schmucke verziert ist. Den Stoff liefert der Neuseeländische Flachs. Kopf und Füße lassen sie, wenn man den Federschmuck ausnimmt, den besonders die Männer bisweilen auf dem Ersteren tragen, unbedeckt. Sie färben diese Mattengewänder zum Theil roth, und ihre Geschicklichkeit in Verfertigung derselben ist bewunderungswürdig; denn einige sind weich wie Sammet, glänzend und geschmackvoll mit Figuren verziert. Das Tättowiren ist bei ihnen noch gebräuchlich; es sollen sich indessen nur ihre Häuptlinge tättowiren, unter welche Neuseeland vertheilt ist, davon jeder 150 bis 400 Unterthanen hat. Man kennt hier das Tättowiren

unter dem Namen Moko oder Amoko, und es geschieht hier anders, wie auf andern Südseeinseln; denn man bedient sich hierzu nicht des anderwärts üblichen, einem feinen Kamme ähnlichen Instruments, das nur die Haut ritzt, und worauf nur ein wenig Blutwasser ausfließt, sondern einer Art von Meißel, womit man tiefe Einschnitte macht, aus welchen das Blut reichlich hervorströmt. Dieser Meißel ist bisweilen ziemlich $\frac{1}{4}$ Zoll breit; jedoch wendet man zu feinen Figuren ein schmäleres Instrument an. Der Stab, womit man den Meißel eintreibt, läuft bisweilen in ein breites Ende aus, um damit das Blut wegzuwischen. Die Farbe soll man hin und wieder aus dem Safte eines gewissen Baumes gewinnen. Der Engländer John Rutherfort erwähnt nichts davon, daß die Figur vor dem Schneiden auf der Stelle vorgezeichnet werde, wie solches nach Sauvage in Neuseeland, so wie anderwärts mit einem Stücke Kohle oder rother Erde zu geschehen pflegt; auch ist John Rutherfort, der lange Zeit in Neuseeland lebte, und sich tättowiren ließ, auf einmal genau tättowirt worden; allein Cruise und Marsden behaupten, daß stets mehrere Monate und bisweilen Jahre erforderlich sind, um einen Anführer völlig zu tättowiren, weil man den einen Theil des Gesichts oder Körpers erst heilen lasse, ehe man zu einem andern übergehe. Knaben vom achten bis zum zehnten Jahre werden schon tättowirt, und ist es ein junger Mann vom zwanzigsten Jahre noch nicht, so wird er für einen Schwächling angesehen. Marsden sagte zu einem Anführer, dessen Neffe ein schöner junger Mann von angenehmer Gesichtsbildung war, er möchte denselben doch nicht tättowiren lassen, weil dieses sein Gesicht ganz entstellen würde; der Anführer lachte aber darüber und meinte, er müsse tättowirt werden; denn dieses gäbe ihm ein edles, männliches und kriegerisches Ansehen, mit einem glatten Gesichte tauge er nicht zu seinem Nachfol-

ger, und die Neuseeländer würden ihn für ein Weib ansehen. Nach Sauvage verlangt man von den Frauen auf Neuseeland nichts weiter, als daß ihnen eine kleine Spirallinie an jeder Seite des Kinns, eine halbkreisförmige Figur über den Augenbraunen, und zwei oder drei Linien an jeder Lippe tättowirt werden. Nach Rutherfort's Angabe haben sie am Kinn eine Figur, die einer umgekehrten Krone gleicht, auf der einen Seite der Lippe aber Figuren von blauer Farbe; ferner hatten sie an beiden Seiten des Mundes Zeichen, die einem Leuchter ähnlich sahen, so wie zwei Striche von der Länge eines Zolles an der Stirn und an jeder Seite der Nase. Die Verzierungen scheinen aber auf der ganzen Insel verschieden zu seyn, sowohl nach dem Geschlechte, als auch nach den Gegenden des Landes. In dem Theile von Neuseeland, wo Rutherfort sich aufhielt, waren die Männer allgemein im Gesicht, an den Hüften und am Leibe, einige sogar bis an die Knie tättowirt; nur der erste Anführer durfte sich Stirn, Kinn und Oberlippe tättowiren lassen. „Je mehr sie tättowirt waren, sagt Rutherfort, um so größere Ehrerbietung genossen sie." Nach Sauvage sollen die Priester nur an einer kleinen viereckigen Stelle über den Augen tättowirt werden. Die Flecke und Zeichnungen, obgleich sie mit der Zeit an Deutlichkeit verlieren mögen, gehen so tief ins Fleisch ein, daß sie unverlöschlich sind. Sie sollen auf den Gesichtern der Neuseeländer bewirken, daß man die Spuren des höheren Alters nicht bemerkt. Da nun diese Zeichnungen, wenn sie einmal dem Körper einverleibt worden, unauslöschlich sind, so ist eine jede derselben die eigentliche Auszeichnung der Person, an welcher sie sich befindet; sie dienen derselben auch bisweilen als Merkmal oder Abzeichen. Ein Englischer Seeofficier, der auf seinem Petschafte zufällig ein Wappenschild führte, wurde von den Neuseeländern gefragt, ob dieses sein Amoko wäre. Als die Missionaire von ei-

nem der Häuptlinge, der Gunnah hieß, ein Stück Land kauften, wurde eine Kopie des Amokos seines Gesichts, das ein Mitanführer gezeichnet hatte, der Kaufurkunde als Unterschrift angeheftet, während ein anderer Eingeborner als Zeuge das Amoko einer seiner Wangen hinzufügte. Die Waffen der Neuseeländer bestehen in Spießen, Keulen und dem Pattu-Pattu oder Patoo-Patoo, womit sie den Kopf spalten. Die vornehmste Waffe ist die kurze dicke Keule, die Alle ohne Unterschied beständig tragen; sie wird entweder an dem Gürtel befestiget, oder in der rechten Hand gehalten, und mit einer Schnur an das Gelenk gebunden. Der Form nach sieht sie beinahe wie ein Schlägel aus, ist bald zehn, bald achtzehn Zoll lang, mit Inbegriff eines kurzen Griffes, und gewöhnlich gegen vier bis fünf Zoll breit, in der Mitte dick, und hat an beiden Seiten eine sehr scharfe Schneide. Sie ist meistens aus einer Art grünem Talke verfertiget, welcher bloß auf der südlichen Insel gefunden zu werden scheint, und von dem die Neuseeländer viele abergläubische Begriffe haben. Einige werden aus einem dunkleren Steine gemacht, welcher eine hohe Politur annimmt, einige aus Fischbein. Dieses Instrument wird beim nahen Kampfe angewendet, indem man meistens nach dem Kopfe damit zielt, und ein gut geführter Schlag ist vollkommen hinreichend, um den härtesten Schädel zu spalten. Patu-Patu soll nach Einigen nur ein allgemeiner Name für eine tödtliche oder kriegerische Waffe seyn, die das Wort tödten oder schlagen bedeutet; in der doppelten Form Patu-Patu wird es in dem Neuseeländischen Wörterbuche als eine Keule erklärt, um die Baumwurzeln aus dem Boden zu ziehen. Wird der Name Patoo von den Eingeborenen irgend einem ihrer Kriegeswerkzeuge insbesondere beigelegt, so möchte es scheinen, daß er wohl eher der Streitaxt gegeben worden ist, eine Waffe, die aus einem sehr harten Holze verfertiget wor-

den, mit einem wenigstens gegen fünf Fuß langen Schafte, welcher an dem einen Ende spitzig ist, um gelegentlich als Pike gebraucht zu werden, während die andere eine halbzirkelförmige Klinge mit einer scharfen Schneide zum Hauen hat. Mit derselben hauen sie im Kampfe die Köpfe ihrer Feinde ab. Ihre einzige Waffen zum Werfen (Steine ausgenommen, die sie bloß aus der Hand schleudern) sind kurze Spieße, welche von hartem Holze oder Fischbeine gemacht und an einem Ende spitzig sind. Sie sind sehr geschickt, solche sowohl nach einem Ziele zu werfen, als auch mit den Klingen ihrer Streitärte aufzufangen oder abzuwenden. Dieses sind die einzigen Schilde, welche sie brauchen, die Falten ihrer dicken und wogenden Matten ausgenommen, welche sie auf den linken Arm nehmen, und welche dicht genug sind, um einen Spieß abzuhalten; sie haben aber auch andere dreizehn, vierzehn bis funfzehn Fuß lange Spieße, welche sie statt Lanzen oder Bayonnetts brauchen. Diese, oder vielmehr die kürzere Art, werden von den Englischen Schriftstellern auch oft Patoos oder Patoo-patoos genannt. Endlich führen sie noch eine Waffe, welche der Hellebarde ähnlich ist, dabei sonderbar geschnitzt und mit Büscheln von Papageyenfedern geziert ist, die um seine Spitze gebunden sind, welches Instrument sie einen Hennee nennen. In den Künsten, welche die Neuseeländer ausüben, steht das Schnitzen in Holz ꝛc. oben an. Geschmack und Erfindung solcher Schnitzereyen sind gerade nicht zu loben; indessen muß man sie doch bewundern, wenn man die höchst unvollkommenen Werkzeuge dieses Volkes betrachtet; denn der Neuseeländer hat weder eine Drechselbank, noch die Handwerkszeuge, die man in jedem civilisirten Lande findet. Sein einziges Schneideinstrument ist grob aus Steinen oder Knochen gearbeitet, und gleichwohl giebt er durch dasselbe und vermöge seiner Geschicklichkeit und Ausdauer dem Holze jede Form, die ihm seine Phantasie vorstellt.

Einiges auf diese Weise gearbeitetes Schnitzwerk soll sich durch die Gefälligkeit und den Reichthum der Zeichnung so vortheilhaft auszeichnen, daß es Europäischen vorzüglicheren Künstlern keine Schande machen würde. Die Kriegsböte der Neuseeländer, die oft so groß sind, daß sie zweihundert Personen fassen können, haben an dem Vorder- und Hintertheile gewöhnlich mit großem Fleiße gearbeitete Schnitzereyen. — Bei der Wahl des Orts zur Anlegung eines Dorfes befolgen die Neuseeländer dieselben Grundsätze, wie andere kulturlose Völker; entweder legen sie ihre Hütten an den Abhängen von Hügeln an, um bei einem feindlichen Angriffe den Vortheil des Bodens zu haben, oder an den Ufern eines Flusses, damit ihnen derselbe Schutz und zu gleicher Zeit Fische, ihre Hauptnahrung, zukommen. In der Mitte des Dorfes läßt man ein Stück Land unangebauet liegen, welches sie zu ihren öffentlichen Versammlungen benutzen. Das Haus des Oberhauptes ist gewöhnlich das größte im Dorfe. Der Kapitain Cruise beschreibt ein solches und sagt: „Es war auf in die Erde gerammten Pfählen errichtet. Die Seite und das Dach bestanden aus Pfählen und waren dicht mit Gras durchflochten, und der Eingang, kaum groß genug für einen Mann, bildete eine Schiebethür. Das ganze Gebäude war etwa 20 Fuß lang und 8 Fuß breit. Die Wohnung des Häuptlings befand sich zur ebnen Erde und hatte eine Flur nach der Vorderseite zu, die aber so niedrig war, daß nur ein kleiner Mann darin aufrecht stehen konnte. Die Hütten des gemeinen Volkes werden nur als sehr elend geschildert, und sollen nicht besser, als bloße Schuppen seyn, doch findet man an denselben, besonders in dem nördlichen Theile des Landes, kleine sehr gut gepflanzte Gärten, worin Rüben, Kartoffeln ꝛc. gebauet werden. In der Mitte der Hütte wird bei kalter Witterung ein großes Feuer angezündet, um das sich die Bewohner herum ausstrecken. Man will auch Dörfer gefunden ha-

ben, welche auf steilen Landspitzen oder Bergen liegen, und mit einer doppelten Einfassung von Pallisaden und einem Graben, so wie auch mit Thoren versehen sind, und im Innern des Dorfes ein freier Platz mit drei öffentlichen Gebäuden und einer Art Statüe, welche die Mitte des Platzes ziert. — Die Nahrungsmittel der Neuseeländer bestehen in Vegetabilien, hauptsächlich aber in Fleisch von Wallfischen, Seebären ꝛc., dann in Menschenfleisch, von welcher abscheulichen Gewohnheit alle Bemühungen der Engländer sie nicht haben abbringen können. Sie schlachten und verzehren nämlich besonders ihre im Kriege gemachten Gefangenen, welche sie in Stücke schneiden und so auf heißen Steinen braten. Oft soll man auch Sklaven unter irgend einem Vorwande tödten, um sich mit ihrem Fleische ein köstliches Mahl zu bereiten. Von den geschlachteten Männern essen sie nur Arme und Beine, von den Weibern und Kindern aber Alles, nur nicht den Kopf; denn sie besitzen im Zurichten und Trocknen der Menschenköpfe eine große Geschicklichkeit, so daß sie sich sehr lange erhalten. Auf diese Weise bewahren sie die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde oder auch der Personen auf, die ihnen im Leben theuer waren. Von dem Menschenfleische ziehen sie dasjenige ihrer Landsleute, dem der Europäer vor. Das Fleisch der Wallfische braten sie, nachdem sie das Oel oder den Thran herausgekocht oder gesotten haben, und essen es als Speck; auch leckten einige Neuseeländer das alte Oel aus den Schiffslampen auf dem Schiffe Cook's bei seiner letzten Reise mit großer Eßlust aus. Dann dörren sie auch Austern auf gewöhnliche Weise, nehmen sie hierauf aus den Schalen, reihen sie aneinander, und hängen sie über das Feuer, um sie im Rauche trocknen zu lassen. So zerlegt, schmecken sie wie alter Käse, und halten sich Jahre lang; sie geben eine gute Winterkost oder Kost in der Winterszeit. — Was ihre Verfassung betrifft, so ist man noch nicht hin-

reichend davon unterrichtet; allein man glaubt, nach dem was Reisende berichten, daß sich das Volk, wie unter den meisten Asiatischen Stämmen, zu den wenigen Eigenthümern des Bodens so ziemlich verhält, wie Sklaven oder Vasallen, doch weiß man nicht, wie weit sich die Gewalt der Ersteren über die Letzteren erstreckt. Einiges scheint darauf hinzudeuten, daß die Häuptlinge in Hinsicht des Rechts, Dienstleistungen zu fordern, keine unbeschränkte Herrschaft über das gemeine Volk, das innerhalb ihres Gebiets wohnt, ausüben, während ihnen auf der andern Seite die Gewalt zusteht, nach Umständen völlig willkührlich über das Leben desselben zu verfügen. Es giebt zwar in Neuseeland keine geschriebenen Gesetze, indessen werden Streitsachen nach gewissen allgemein verständlichen Regeln geschlichtet, die den Häuptern zwar Spielraum im Handeln lassen, allein der Ausübung doch bestimmte, stillschweigend angenommene Grenzen setzen, die selten überschritten werden. So soll es nur bei gewissen Gelegenheiten in der Macht der Oberhäupter stehen, ihren Sklaven das Leben zu nehmen, wie z. B. bei dem Tode eines Gliedes ihrer Familie, dessen Mahnen, wie sie glauben, ein solches Sühnopfer fordert. Daß in Neuseeland oft Sklaven in solchen Fällen geopfert werden, davon hat man überflüssige Beweise. So erzählt auch Kapitain Cruise, daß, als in Neuseeland in Herrn Marsdens Hause der Sohn eines Häuptlings starb, Marsden seine ganze Auctorität aufbieten mußte, um die Landsleute des Knaben, die bei ihm waren, zu verhindern, daß sie nicht zu Ehren ihres verstorbenen Freundes einige Sklaven todtschlugen. Sonst scheint das Leben des Sklaven nur dann in Gefahr zu seyn, wenn sie eines Verbrechens überwiesen worden, obgleich auch hierdurch nur ein schwacher Schutz bedingt ist, da der Häuptling der einzige Richter in dergleichen Fällen ist. Auch scheinen die Sklaven, die zu dem Hause der Häuptlinge gehören,

deren Laune und Leidenschaftlichkeit mehr ausgesetzt zu seyn, als der Haufe des Volks, dessen Vasallenschaft, die, nach Allem zu schließen, in nicht viel mehr besteht, als in der Obliegenheit, ihnen in ihren Kriegen zu folgen, und in ähnlichen Sachen des Gemeinwesens Gehorsam zu leisten. Zwischen Häuptlingen und Volk, das Cukis heißt, steht noch eine ziemlich zahlreiche Klasse in der Mitte, die man mit dem Namen Rungatidas oder Rangatiras bezeichnet, was dem Englischen niedrigen Adel zu entsprechen scheint. Diese Klasse besteht aus denen, die durch Verwandtschaft mit den Familien der Oberhäupter verbunden sind, und die, wenn sie auch keine Territorialrechte haben, eben so, wie die Oberhäupter selbst, als ein von der niedern Klasse verschiedener Stand angesehen werden, von dem sie sowohl durch ihre politische Stellung und Vorrechte, als auch durch das Ansehen ihres Ranges und ihrer Würde unterschieden werden. Wenn gleich keine allgemeine Regierung in Neuseeland ist, so unterscheiden sich doch die Häuptlinge von allen Andern durch ihre Macht, und Einige von ihnen scheinen sogar in gewisser Rücksicht eine Auctorität über Andere zu behaupten. Die, welche in einem höheren Range als die gemeinen Häuptlinge stehen, werden Arikis genannt, obgleich schwer zu bestimmen ist, ob sie sich Einer dem Andern als wirklich untergeben anerkennen. So scheint der Häuptling ein Ariki gewesen zu seyn, von dem Cook, bei seiner ersten Reise nach diesem Lande, an verschiedenen Orten hörte, die er längs der Ostküste der nördlichen Insel besuchte, und den er Teratu nannte, und dessen Macht sich vom Kap Turnagain bis in die Nähe der Merkursbay erstreckte. Die acht Distrikte, in welche diese Insel noch durch Toogee auf der Karte, die er für den Kapitain King zeichnete, getheilt wurde, waren wahrscheinlich Nominalbesitzungen oder Lehngüter verschiedener Arikis. — Ueber ihre Religion weiß man nichts Bestimmtes,

doch scheinen sie einem Fatum zu vertrauen, auch haben sie Priester. — Was Gewerbe und Handel dieses Volkes betrifft, so stehen beide noch, rechnet man ihr Schnitzwerk ꝛc. ab, auf einer niedrigen Stufe. In dem nördlichen Theile dieser Insel beschäftiget man sich mit dem Ackerbaue und der Weberey, in dem südlicheren mit dem Schiffbaue, mit der Fischerey und einigen andern Zweigen der Nothdurft. In der Fischerey sind sie sehr erfahren, auch sind sie geschickte Taucher und nach Rutherforts Versicherung sollen sie einen lebendigen Fisch mit der größten Gewißheit aus dem tiefsten Wasser heraufholen. Ihre Angelhaken und andere Fischergeräthschaften verfertigen sie aus Knochen und geben ihnen verschiedene Formen. An den Küsten von Neuseeland wimmelt es von Fischen, die eine Hauptquelle des Wohlstandes der Einwohner bilden. Unter den verschiedenen Arten, die daselbst gefunden werden, gehören, außer andern, die Makrele, der Kohlfisch, nach der Benennung der Matrosen, und der nach Cook's Behauptung größer und schmackhafter ist, als irgend ein anderer eßbarer Fisch, auch erklärte ihn der größte Theil der Schiffsmannschaft für den vorzüglichsten Leckerbissen, welchen die See liefert; ferner die Butte und ein lachsähnlicher Fisch, beide sehr wohlschmeckend und nahrhaft. Hierzu kommen noch einige andere eßbare Gegenstände der Fischerey, als Hummer, Bachkrebse, Muscheln, Austern ꝛc. Auch wird das Meer in der Nähe von Neuseeland oft von Wallfischen besucht, welche die Eingebornen, außer dem Thrane, vorzüglich auch des Fleisches wegen schätzen, das sie unter die größten Leckerbissen zählen. Auch Seebären, Seelöwen ꝛc. kommen vor und werden von den Einwohnern gefangen und getödtet, des Fleisches und Thranes wegen. Die gefangenen Fische werden eingesalzen, nicht aber in Salzwasser gelegt, sondern bloß eine lange Zeit in Salzwasser getaucht, und dann in der Sonne getrocknet. Von Säu-

gethieren findet man nur Hunde, Ratten und Fledermäuse auf der Insel, aber eine große Menge von Vögeln, und von Gewächsen entdeckte Forster zweihundert und funfzig neue Arten. Unter die nützlichen Gewächse werden gezählt: der Neuseeländische Flachs, der einen vortrefflichen Faden giebt, der wilde Sellerie, die Arumwurzeln, Pataten oder Bataten, Theemyrthen und Sproßtannen (die Blätter von beiden geben einen antiscorbutischen Thee, auch wird aus diesen Fichten- oder Tannenzapfen das Prucebier bereitet, das so heilsam gegen den Scharbock seyn soll), Kohlpalmen ꝛc.; an fruchttragenden Bäumen sind nur wenige auf der Insel. Man hat auch Europäische Bäume hier eingeführt, indem die Britten oder Engländer auf dieser Insel seit dem Jahre 1814 eine Kolonie und Mission angelegt haben, die unter dem Gouverneur von Neu-Südwales in Neuholland steht, um auch hier das Christenthum und die Civilisation zu verbreiten. Die eingeführten Früchte sind: Weizen, Erbsen, Türkisches Korn, Rüben, Kürbisse, Weißkohl, Kartoffeln ꝛc., welche sehr gut fortgehen; auch Pfirsichbäume gedeihen hier sehr wohl. Man hat ferner Marmor, Granit, Quarz, Feuersteine, Chalcedone, Achate, Eisenstein und Ocher; auch der Orienthalische Nierenstein oder der Jade ist merkwürdig, woraus die Eigebornen ihre Waffen bereiten. Dieser Stein ist ein Gegenstand des innern Handels, so wie das Schiffsbauholz und mehrere andere Gegenstände ihren auswärtigen Handel beleben, den sie mit den Engländern aus den Kolonien Neusüdwales und Vandiemensland treiben, wofür diese ihnen andere Artikel liefern; sie treiben daher bloß einen Tauschhandel. Zum Schiffbaue nimmt man die Cowrie- oder Bergfichte, die bisweilen über 100 Fuß hoch wird, ehe sie Zweige verbreitet. Der Hafen Mangeroa befindet sich auf dem nördlichen Theile der Insel, wo 1809 die Mannschaft des Englischen Schiffes Boyd grausam

ermordet wurde. — Nach Cook sind die Kanots oder Kanoes der Neuseeländer nur lange und schmale Schiffe, nach Art der Böte, die man in Neu-England zum Wallfischfange gebraucht. Die größten darunter, welche 40 bis 100 bewaffnete Männer tragen können, scheinen bloß zum Kriege bestimmt zu seyn; eines derselben, welches gemessen wurde, hatte $6\frac{1}{2}$ Fuß Länge, 5 Fuß Breite, und war $3\frac{1}{2}$ Fuß tief. Die Bretter waren sehr gut ineinander gefügt und durch Querhölzer befestiget. Auch diese Kähne waren durch allerlei Schnitzwerk und durchbrochene Arbeit schön verziert, und überdies mit herabflatternden Frangen von schwarzen Federn ausgeschmückt, die ihnen ein artiges Ansehen gaben. Auch in Verfertigung und im Gebrauche der Ruder sind die Neuseeländer sehr geschickt, desto ungeschickter aber im Segeln; denn sie wissen nur vor dem Winde zu steuern, verstehen sich aber nicht auf die Kunst, auch gegen den Wind zu schiffen. Statt des Steuerruders sind zwei Männer am Hintertheile, welche den Lauf des Schiffes durch ihr Rudern lenken. — Die Einwohnerzahl Neu-Seelands beträgt 100,000 bis 150,000. — 2) Die Otahitier, Otaheitier oder Tahitier, auf den Societäts-Inseln, gehören gleichfalls zu der Malayischen Race, und sind ein schöner Menschenschlag, größer, als alle gewöhnlichen Europäer, und oliven- auch kupferfarben. Die Vornehmen sollen eine hellere Farbe besitzen, daher man vermuthet, daß sie von einem andern Stamme sind, oder daß die Arbeit der Geringern in der Sonnenhitze ihre Farbe verändert, und sie dunkler macht, wie dieses überall bei der arbeitenden Klasse der Fall ist. Ihre Kleidung besteht in Zeugen, die sie selbst verfertigen; auch besitzen sie viel Geschicklichkeit in Verfertigung von Zeugen, Matten, Kanots, Fischergeräthen, musikalischen Instrumenten und Waffen aus Steinen ꝛc.; auch sollen sie in der Heilkunde nicht unerfahren seyn. Auch sind die Otahi-

tier ein gastfreies, gutmüthiges, frohes, dem Tanze und der Musik leidenschaftlich ergebenes Völkchen, welches man zu den glücklichsten auf der Erde zählen könnte, das aber jetzt durch die Besuche der Europäer ganz verdorben worden ist; denn die Verführung zu mancherlei Lastern hat reißende Fortschritte gemacht, und drohet diesen herrlichen Menschenschlag zu zerstören. Bei allen liebenswürdigen Eigenschaften der Otahitier, war nur die Blutrache, welche dieses Volk bisher, so wie die benachbarten Inseln, in hartnäckige Kriege verwickelte, sowohl zu Lande, als zur See, weil sie von zwei Erbkönigen beherrscht wurden, wobei man die Gefangenen grausam zum Tode marterte, zu verabscheuen; auch waren Menschenopfer und Kindermorde auf der Insel nichts Seltenes, die jetzt durch die Bekehrung zum Christenthume aufgehört haben. Uebrigens lieben sie mit Leidenschaftlichkeit die Schauspiele, und es wird kein Fest bei ihnen gefeiert, wobei nicht zugleich ein Schauspiel gegeben wird. So wurde z. B. Cook bei seiner zweiten Reise nach Otahiti von dem Könige Otoo daselbst mit einem Schauspiele beehrt; es war ein mit Tänzen abwechselndes dramatisches Stück, welches aus fünf Akteurs und einer Aktrice bestand, welche Letztere nichts Geringeres als des Königs eigene Schwester war. Die Musik bestand bloß aus drei Trommeln, und das Stück dauerte beinahe zwei Stunden. Es war Cook und seinen Gefährten nicht möglich, den Inhalt des Stückes zu errathen. Einiges schien sich auf Cook zu beziehen, da sein Name oft genannt wurde. Nachdem darauf Cook nach der Insel Huaheine abgesegelt war, so wurde er auch auf derselben mit einer besondern Ceremonie empfangen, die er selbst mitmachen mußte, ehe man ihm gestattete, ans Land zu treten. Das Haus des Chefs dieser Insel, die gleichfalls zu den Societätsinseln gehört, lag dicht am Ufer, und als Cooks Boot dicht am Ufer angelandet war, wurden fünf junge Moos-

bäume, welche bei ihnen Sinnbilder des Friedens bedeuten, mit Feierlichkeit, jeder besonders, an Bord gebracht. Drei junge Ferkel, deren Ohren mit Bast von Kokosnüssen ausgeziert waren, begleiteten die ersten drei Bäume, und ein Hund den vierten. Jedes hatte seinen besonderen Namen und Bedeutung, die aber zu geheimnißvoll für Cook und seine Gefährten waren, als daß sie solche hätten verstehen sollen. Zuletzt schickte der Chef der Insel die auf ein dünnes Stück Zinn gestochene Inscription, welche Cook ihm 1769 zurückgelassen hatte, und sich in derselben Tasche befand, die er hatte machen lassen, nebst einem Stücke Englischer Münze und einigen Knöpfen, die Cook zugleich mit hineingesteckt hatte. Nachdem Alles in das Boot gebracht worden, verlangte der Anführer, daß drei junge Moosbäume von Cook und seinen Gefährten mit Gläsern, Nägeln, Knöpfen ꝛc. ausgeziert werden sollten, und als dieses geschehen war, landeten die Engländer mit den genannten Bäumen in den Händen, und wurden durch eine Menge Volks zu dem Chef gebracht. Sie mußten sich einige Schritte von ihm hinsetzen, die Bäume wurden ihnen abgenommen, und nebeneinander vor ihm hingelegt. Einer dieser Bäume sollte für das höchste Wesen, der andere für den König, und der dritte für die Freundschaft seyn, und dieses zeigte überhaupt das Symbol des Friedens an, daß nämlich keine Entzweiung zwischen ihnen Statt gefunden. Auch zu Ulietea, einer andern Societäts-Insel, wurde dem Cook bei seiner Ankunft von dem Chef Oreo dieser Insel ein Schauspiel zu Ehren gegeben. Die Musik des Stückes bestand aus drei Trommeln, und die agirenden Personen waren sieben Männer und ein Mädchen, welche des Chefs Tochter war. Das Stück, welches sie aufführten, hieß der Dieb, und dessen Inhalt war: daß zwei mit außerordentlicher Geschicklichkeit einen Diebstahl begingen; dieser wurde entdeckt, ehe der Dieb Zeit hatte, das Gestoh-

lene wegzubringen; darüber entstand ein Handgemenge mit denen, welche das Gestohlene wieder haben wollten. Das Ende des Stückes war, daß die Bestohlenen, ob ihrer gleich vier waren, von den zwei Dieben zurückgetrieben wurden, und diese dann das Gestohlene mit großem Triumphe davon trugen. Der Berichterstatter ist der Meinung, daß dieses Stück in Europa einen sehr verschiedenen Ausgang gehabt haben würde. Auch geht daraus hervor, daß bei diesen, so wie auch bei den übrigen Insulanern der Diebstahl, besonders an Fremden, für kein großes Verbrechen gehalten wird, welches diese Insulaner auch auf den Schiffen von Cook bewiesen, wo sie sich zahlreich einfanden, und trotz der Geschenke, die man ihnen mit Kleinigkeiten, die bei ihnen großen Werth hatten, wie Nägel und anderes Eisenwerk 2c., machte, dennoch mit vieler Gewandtheit auf den Schiffen dieses oder jenes zu stehlen suchten; ertappte man sie, so nahm man ihnen das Gestohlene wieder ab, aber größtentheils entkamen sie damit, indem sie gleich in ihre Kanoes sprangen und davon ruderten. Wurde nun der Diebstahl vor den König gebracht, so gewahrte man wohl, daß er nicht beschützt wurde, und daß die Gesetze der Insel ihn bestraften; denn der König oder der Chef der Insel selbst gab oftmals bei dergleichen Klagen seinem Volke Verweise, erwähnte der guten Behandlung und der Geschenke, die sie von den Fremden erhalten, und wie niedrig dergleichen Handlungen wären, die nur den Undank zeigten. Er ließ sich dann einen genauen Nachweis von allem Geraubten geben, versprach Alles anzuwenden, um es wieder zu bekommen; und wirklich wurden Nachsuchungen angestellt, die Eines oder das Andere ergaben; zu allem Entwendeten gelangte man nicht. Dieses war auch unmöglich, da auf der Insel so viele Schlupfwinkel verblieben, um etwas so lange zu verstecken, als die Schiffe der Fremden am Ufer lagen, und waren diese erst fort, so wurde das Gestohlene

hervorgebracht, weil dann nichts mehr zu befürchten war, und auch die Strafe wegfiel. Durch Furcht erhielt die Schiffsmannschaft einzelne gestohlene Gegenstände wieder, indem Cook ein Geschütz abfeuern ließ, und ihnen drohete, Alles auf der Insel zerstören zu lassen, und Rache zu nehmen; allein auf Alle wirkte auch dieses nicht, indem sie sich dann in die Wälder zurückzogen. Ein Diner, welches der Befehlshaber der Insel Ulietea, Oreo, Cook gab, bestand darin, daß der Erdboden der Insel die Tafel war, wozu man eine der schönsten Stellen ausgesucht hatte, die man mit grünen Blättern bestreuete, so weit nun diese Blätter gestreuet waren, so weit reichte die Tafel. Alle Gäste setzten sich nun rund umher, und sogleich wurde ein gebratenes Ferkel auf die Blätter getragen, und bald darauf ein zweites, welche beide so heiß waren, daß man sie kaum anrühren konnte. Die Tafel war rings umher mit warmer Brodfrucht und Kokusnüssen besetzt. Als nun Jedermann mit einem Messer versehen war, wurde ohne Umstände zugegriffen, und man soll es zu Ehren ihrer Kochkunst sagen können, daß kein Essen besser und sauberer zurecht gemacht seyn kann, als dieses war. Denn obgleich die beiden Schweine ganz aufgetragen wurden, und das Eine wenigstens funfzig bis sechzig Pfund wog, so war doch jedes Stück daran vollkommen gar, und weit schmackhafter, als Alles, was nach Europäischer Art gebraten und gebacken wird. Der Befehlshaber der Insel, sein Sohn und einige von seinen Freunden, saßen neben den Engländern, denjenigen, die dahinter saßen, wurden Stücke zugereicht; denn es war eine große Menge Menschen bei diesem Diner vorhanden. Der Chef verfehlte nicht, das Glas mit dem von den Engländern mitgebrachten Madeira, so oft die Reihe an ihn kam, zu leeren, ohne daß er im Geringsten dadurch berauscht worden wäre. Sobald das Essen beendiget war, nahmen die Matrosen das übrig Gebliebene, und

so wurde Alles verzehrt. Sobald die Gesellschaft aufgestanden war, stürzten sich viele von dem Volke über die Tafel her, um die herabgefallenen Brocken aufzulesen, weshalb auch die Blätter alle einzeln durchsucht wurden. Die genannte Insel soll die beste von den Societäts-Inseln seyn. Diese Insulaner sind übrigens, wie schon oben bemerkt worden, sehr gutmüthig und gastfrei; auch brachten sie sogleich, als Cook zum zweiten Male bei ihnen landete, auf Kähnen Fische, Kokusnüsse und andere Früchte herbei, dann Schweine, selbst verfertigte Zeuge ꝛc., und tauschten diese Gegenstände gegen Kleinigkeiten um, besonders gegen Nägel. Selbst das Oberhaupt einer jeden der Societäts-Inseln schickte an die Engländer zum Geschenke Zeuge, Früchte, große Fische und Schweine. Das Oberhaupt erschien dann jedesmal selbst nach den Geschenken, die auch Cook von seiner Seite in passenden Gegenständen erwiederte. — Bewunderungswürdig sind die Morais oder Begräbnißgebäude dieser Insulaner, die sie, zum Theil von außerordentlicher Höhe und Größe, bloß mit steinernen Instrumenten zu Stande bringen. — Die Regierungsform ist eine Art von Lehnssystem. Jetzt steht an der Spitze des Staats ein erblicher König, der über alle Inseln, die zu dem eigentlichen Societäts-Archipel gehören, herrscht. Auf diesen folgt der Adel, der sich in verschiedene Klassen theilt, als die Erihs oder Häuptlinge der verschiedenen Distrikte, die zwar sämmtlich unter dem Könige stehen, aber in ihren Distrikten fast eine gleiche Gewalt ausüben. — Die Meduahs, eine zweite Klasse des Adels, Vasallen der Erihs, die Towhas, die geringere Güter von den Erihs zur Lehn empfangen, und die Ratirrahs, die unterste Klasse des Adels, die noch geringere Güter erhalten. Das gemeine Volk besteht aus Mahanunen oder den eigentlichen Bauern, und den Tautaus, welche unserm Gesinde gleichen. Durch die Bemühun-

gen der Brittischen Missionaire ist jetzt auf diesen Inseln das Christenthum als allgemeiner Landesglaube angenommen worden, die Götzenaltäre sind verschwunden, und eben so die abscheulichen Menschenopfer und Kindermorde. Die Einführung des Christenthums fand anfangs bei diesen Insulanern großen Widerstand, mehrere Bekehrungsversuche mißlangen, bis es endlich im Jahre 1797 der Londener Missionsgesellschaft glückte, die Otahitier zur christlichen Religion zu bekehren. Kapitain Wilson, von dreißig Missionairen begleitet, verließ am 10ten Oktober 1796 auf dem Schiffe Duff die Themse, und langte nach einer glücklichen Fahrt am 1ten März 1797 in der Matarabay an der Küste von Otahiti an. Die Einwohner empfingen ihn und seine Begleiter mit allen Zeichen der Freude, und Pomarre, der König, trat ihnen nach einer Unterhaltung bald darauf in einer feierlichen Versammlung den Distrikt Matarai zur Gründung einer Missionsanstalt ab. Die Mitglieder dieser Anstalt wirkten nun auf der Insel in Bekehrung der Einwohner zum Christenthume. Schon bis zum Jahre 1813 hatten viele Bewohner von Otahiti ihren alten Götzendienst verlassen, die alten heidnischen Bilder und Altäre, z. B. die Morais, ihre Begräbnißplätze und Tempel, verschwanden eben so bald, als sich das Volk bekehrte. Der König und seine ganze Familie, sein Hofstaat ꝛc., hatten die christliche Religion angenommen, um so ihrem Volke vorzuleuchten, welches man nicht zwingen wollte von seinem alten Glauben ohne Ueberzeugung des Bessern der christlichen Religion abzulassen, und so ist jetzt diese über 5000 Einwohner enthaltene Insel mit Christen besetzt. Ob übrigens alle Einwohner im Herzen so ganz der christlichen Lehre zugethan seyn mögen, ist freilich schwer zu entscheiden, indessen wird kräftig fortgewirkt, und die kommenden Generationen werden wir dann gewiß als wirkliche Gläubige, als Christen, erblicken und die Civilisation

wird dann überall ihre Wirkung in dem bürgerlichen Leben dieser Insulaner zeigen. — Als der Englische Kapitain Wallis im Jahre 1767 das schöne und reiche Otahiti endeckte, soll diese Insel 200,000 Einwohner gehabt haben; aber Krankheiten, die sie den Europäischen Ankömmlingen verdankten, rafften die Insulaner zu Tausenden hin, so daß von dieser bedeutenden Volkszahl nur noch der oben angeführte schwache Rest übrig ist, den Einige nur auf 4000 Einwohner setzen wollen. Jetzt können Viele der Einwohner lesen und schreiben, und wie es um die Religion steht, beweisen die sechsundsechzig Kirchen auf Otahiti und die achtzehn Kirchen auf Eimeo. In der Buchdruckerey, welche die Londoner-Missionsgesellschaft dahin geschickt hat, wird jetzt ein Theil der Evangelien in der Landessprache gedruckt. — Der Tanz, die Musik und der Gesang sind auch jetzt noch die Vergnügungen der Otahitier geblieben. Die Mädchen sollen eine sehr schöne Stimme besitzen. Schon als Cook diese Insel besuchte, rühmte er die Stimmen der Weiber. Es wurde damals vor ihm ein Gesang von drei jungen Mädchen vorgetragen, der seinen ganzen Beifall erhielt, und als er diesen öffentlich zeigte und jedem der Mädchen ein Geschenk machte, so brachte dieses alle Weiber, die in der Gesellschaft waren, zum Singen, und Cook versichert, daß ihre Gesänge harmonisch, und nichts weniger als rauh und unangenehm waren. Bei solchen kleinen Ehrenfesten wird auch eine Art Punsch bereitet, den man aus dem Taumelpfeffer macht, und Awa oder Kawa nennt. Er wurde in Gegenwart der Europäer bereitet, welche Bereitung aber nichts Angenehmes hatte. Es wurde z. B. zuerst den Engländern ein Stück von der Wurzel des Taumelpfeffers zum Käuen gereicht, diese verbaten jedoch diese Operation, es geschah daher durch Eingeborne. Als nun die Wurzel genug gekäuet war, wurde sie in eine weite hölzerne Schale gespieen und mit Wasser be-

gossen, und sobald dieses wieder durchgeseihet war, wurden Becher von zusammengebogenen grünen Blättern gemacht, und jedem von allen Engländern einer voll von diesem Getränke präsentirt. Cook war der Einzige, der es versuchte, den Uebrigen hatte die Art es zuzubereiten, bereits ihren Durst völlig gestillt. Die Schale wurde bald ausgeleert, da Männer und Weiber daran Theil nahmen. Es schien den Engländern sonderbar, daß sie nie einen Becher zweimal füllten, noch zwei Personen aus einem Becher tranken, sondern ein Jeder bekam einen ganz vollen Becher. Bei diesem Getränke, welches eine ganz eigene berauschende Wirkung zurückläßt, sind sie zwar heiter und lustig, allein die Wirkungen sollen nachfolgen und sehr nachtheilig auf den Körper seyn, weshalb auch dieses Getränk verboten ist. — Eine Gewohnheit ist bei den Otahitiern, daß sie sich vor ihren Chefs die Schultern entblößen, auch mit entblößtem Kopfe vor ihnen stehen, sonst aber, wenn sie nichts von ihnen verlangen oder zu ihnen gerufen werden, sich um sie wenig bekümmern; sie beobachten bloß die Folgen. — An Handelsprodukten finden sich eine Menge auf der Insel, da der Boden sehr fruchtbar und gut angebauet ist, wegen des äußerst milden und schönen Klimas. Die Produkte sind Brodfrüchte, womit die Ebenen weit und breit bepflanzt sind, Kokospalmen, Pisangs, Pataten oder Bataten, Yams- und Arumswurzeln, Zuckerrohr, Katappnüsse, Taumelpfeffer, woraus die Einwohner ein berauschendes Getränk bereiten, welches sie Awa oder Kawa nennen, das aber jetzt strenge verboten ist, Flaschen- und Kugelkürbisse, Papiermaulbeerbäume, aus deren feinem Baste die weißen Zeuge verfertiget werden, Bambusrohr, Knotenbäume, aus deren Holz man die schönsten Waffen und Geräthe macht, eine Art Aepfel, die ihres Geschmackes wegen der Ananas vorgezogen werden, Tabak, Baumwolle, Ananas, Südfrüchte, Acajuäpfel, Nataas oder

Tahitische Kastanien, Jombusen, Pandangs, Marras, ein Baum, dessen hartes Holz zum Bau der Kähne gebraucht wird, und eine Menge anderer Bäume und Früchte, wovon sich die meisten zur Ausfuhr eignen. Dann Schweine, Hunde und andere von den Europäern eingeführte Hausthiere; viele Vögel, als Hühner, Tauben, wilde Enten, Papageyen, Reiher, Spechte, Fregattenvögel, Möwen 2c. Ferner Fische in Menge, Muscheln, auch Perlenmuscheln 2c. Der Handel geschieht größtentheils mit den Engländern, welche die Produkte, die sie für Europa brauchen können, ihnen in Tausch gegen andere Waaren, besonders Quincaillerie- und Putzwaaren, Eisenwaaren, Waffen, Pulver 2c. abnehmen, und deshalb ist der Verkehr hier auch von Neuholland und Vandiemensland wichtig. — 3) Die Sandwichinsulaner, auf deren Hauptinsel Owhyhen oder Owaihi der berühmte Entdecker derselben Cook, sein Leben durch die Einwohner verlor, sind gleichfalls von Malayischer Race, wohlgebildet und von dunklerer Kupferfarbe, als die Otahitier. Die Männer sind theils groß, theils von untersetzter Statur oder von mittlerer Größe, wohl proportionirt und beleibt. Die Frauenzimmer sind nicht auffallend hübsch, vielmehr von starkem männlichen Baue, und mit den schönen Tahiterinen nicht zu vergleichen; indessen ist ihre Stimme sehr sanft, die Zähne egal und glänzend weiß. Die Haare tragen sie hinten kurz abgeschnitten, nach der Stirn zu aber lang, und als ein Tuppee zurückgeschlagen, welches ihnen jedoch nicht zum vortheilhaftesten steht. Die Bekleidung der Männer bestand nur in einem Gürtel um die Mitte des Leibes, welcher aber bunt und bemalt war, wie unsere gedruckte Linnen. Die Kleidung der Weiber gleicht der männlichen, nur ist sie weiter, und geht bis auf die Knie herab. Die vornehmen Frauen der Insel hatten große Armbänder von Schweinszähnen um, einen Halsband von geflochtenen Haaren, vorn mit ei-

nem sonderbar geformten schön polirten Knochen, und waren überhaupt mehr mit Kleidungsstücken versehen, als die niederen Frauen. Männer und Weiber begegneten einander mit großer Sanftmuth; wenn auch bei kleinen Veranlassungen ein Schelten eintrat, so war dieses bald vorüber und vergessen, zu Thätlichkeiten kommt es selten. Das Tättowiren war durchgängig Mode, hauptsächlich bei den Männern; dann war Jeder noch besonders markirt, welche Marke den Chef anzeigt, dessen Jurisdiktion sie untergeben sind. Beide Geschlechter sind von sanftem Charakter, sehr reinlich, und baden sich täglich zwei- oder dreimal. Unter allen Völkern scheinen diese am meisten der Sinnlichkeit ergeben zu seyn, und die Frauenzimmer verschenken ihre Gunstbezeugungen nicht so sehr aus Eigennutz, wie auf Otahiti, als aus Neigung. Einige derselben mochten höchstens zehn Jahr alt seyn; sie drängten sich mit Gewalt auf das Schiff von Cook, und man konnte die Mädchen auf keine Weise vom Schiffe bringen; sie blieben auch die Nächte über darauf, so daß von den Vorstehern der Insel die Verfügung getroffen werden mußte, daß die Mädchen nicht bei Tage, nur bei Nacht an Bord kommen sollten. Cook hatte auf seiner dritten Reise es ausdrücklich verboten, die Mädchen nicht auf das Schiff zu lassen, um diese unschuldigen Geschöpfe wo möglich gegen die galante Krankheit zu bewahren, womit einige Matrosen behaftet waren; allein sie fanden dennoch Gelegenheit, darauf zu kommen, und bei der nachmaligen Zurückkunft auf diese Insel entdeckte man die Folgen davon. Der größte Gegenstand des weiblichen Luxus sind Arm- und Halsbänder von Federn, Zähnen, Muscheln und Haaren, vornämlich der Geliebten. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Vegetabilien, die Chefs lassen sich dagegen das Schweinefleisch sehr gut schmecken, woran jedesmal ein Priester einigen Antheil hat, jedoch speiset er mäßig. Vor Tische wird von den Priestern und zwei

bis drei der Aeltesten ein Gebet an die Gottheit gesungen, während dessen die übrigen sich freundschaftlich die Hand geben. Hierauf wird der Gottheit von Allem eine Libation gemacht; auch wird beim Trinken des Awa gesungen und gebetet. Gekocht und gebraten wird wie auf Tahiti, und das Getränk ist Wasser; nur die Chefs trinken häufig Awa, und es soll als ein Zeichen des hohen Standes angesehen werden, ein firniges Gesicht und roth entzündete Augen zu haben. Ungeachtet der Wärme des Klimas schläft man hier nicht so viel, als auf Tahiti; man ist viel fleißiger. Vergnügungen und Musik sind denen auf Tahiti ähnlich. Die Tänze sind originell, allein lange nicht so graciös wie auf Anamoka, eine der Freundschafts- oder Tonga-Inseln, auch nicht so lasciv wie auf Otahiti, aber ernsthaft und sehr lebhaft. Die Sprache der Sandwichinsulaner ist der Otahitischen sehr ähnlich, eben so listig und gewandt waren sie auch im Stehlen, so daß man nicht viel Unterschied unter den Charakteren dieser Insulaner der Südsee findet. — Ihre Religion bestand darin: höhere leitende Wesen anzuerkennen, sonst waren sie Fetischanbeter. — Kunst- und Gewerbsfertigkeit hat bei ihnen schon einen höheren Aufschwung erhalten, als bei den übrigen Südseeinsulanern; sie sind sehr geschickt in Verfertigung von Zeugen und Matten, die in Rücksicht der Feinheit, Eleganz und Dauer alle andern Matten übertreffen; auch machen sie Angelhaken von Perlmutterschalen, Knochen oder Holz, bauen Schiffe nach Europäischer Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn, Seilen und Tauwerk so weit gebracht, daß sich die Seefahrer jetzt damit versehen, und dieses Takelwerk für dauerhafter halten, als das Europäische. Ihre Böte sollen z. B. so vollkommen gemacht seyn, als es nur möglich ist; sie waren auch ehemals bei ihnen der größte Reichthum, und um so mehr verdiente der Bau derselben die Bewunderung der Europäer, die

sie sahen, da man nur bedenken muß, welche Mühe sie ihnen verursachten. Erstlich einen großen Baum mit Steinen zu fällen, ihn auszuhöhlen, von den hohen Bergen ohne alle Maschinen ihn zehn bis zwölf Meilen weit ans Ufer zu bringen, zusammen zu fügen, die Fugen zusammen zu binden; Segel von Baumrinden zu machen ꝛc. Das Königsboot war zwei und siebzig Fuß lang, und man denke sich die Arbeit ohne Handwerkszeug wie unser ausgebildetes Geräth. Mit diesen Böten verstehen sie sich auf das Wasserfahren, auch in den größten Brandungen so gut, daß dieses fast ihr Element zu seyn scheint. — Die Knaben auf Owaihi besitzen eine große Geschicklichkeit, die Stimmen der Vögel vollkommen nachzuahmen, so, daß sie herbeigelockt und auf einer Art Leimruthe gefangen werden können. Die Gastfreundschaft ist auf diesen Inseln zu Hause, so arm die Leute aus den untersten Klassen auch immer sind, so sind sie doch sehr gastfrei. — Die Häuser der Dörfer einiger dieser Inseln liegen nahe am Ufer, andere wieder davon entfernt; einige stehen auf Pfählen, etwa drei Fuß hoch, wegen der Ueberschwemmung, andere nicht. Sie sind rund umher mit trocknem Grase gegen den Regen gesichert; der inwendige Platz ist mit Grase bestreut und mit Matten bedeckt, von welchen einige recht schön sind. Als Cook auf seiner dritten und letzten Reise die Sandwich-Inseln entdeckte, kam auch der König einer derselben, Tomahana, zu ihm an Bord und schenkte dem Kapitain eine sehr künstlich geschnitzte Schale, wogegen er von Cook einige große Nägel und einen geschliffenen Glasbecher erhielt. Er konnte ungefähr dreißig Jahre alt seyn, war von mittlerer Größe, und nicht besser gekleidet, als der geringste seiner Unterthanen, nur durch die große Ehrfurcht, welche man ihm erwies, unterschied er sich von denselben. Bald nachher kam auch die Königin an Bord, und schenkte an Cook einen schönen Halskragen von Federn, und erhielt dagegen einen

kleinen Spiegel ꝛc.; sie war jung, von angenehmem Wesen, aber ihre Kleidung war gleichfalls nicht ausgezeichnet. Auf der Insel Owhyhee oder Owaihi kam der König Terriaboo auch mehrere Male an Bord des Schiffes, und schenkte Jedem der Capitains, außer vielen Kocosnüssen, Zuckerrohr, Brodfrüchten und Salz, dreißig Schweine, und seine Zufriedenheit mit den Fremden zeigte er noch dadurch, daß er ihnen noch zweihundert junge Schweine schenkte und auch ein großes Ballet geben ließ, dagegen ließen Cook und seine Gefährten ein großes Feuerwerk abbrennen. Dieses war vor ihrer Bekehrung zum Christenthume. Noch bis zum Jahre 1818 hatten sich keine Missionaire auf den Sandwich-Inseln niedergelassen, und Reisende, welche unter dieser Zeit die Inseln besuchten, glaubten nicht, daß bei diesem sinnigen Volke sie je würden eingeführt werden können oder sie je mit Erfolg auf das Volk wirken würden; indessen ist es geschehen; denn seit dem Jahre 1820 haben sich christliche Missionaire aus Nordamerika auf diesen Inseln niedergelassen, welche eine Schriftsprache und eine Buchdruckerey eingeführt haben. Es sind jetzt sechs Missionsstationen daselbst, drei auf Owaihi, eine auf Owahu, eine auf Mauwi, und eine auf Atowai, und an jedem dieser Orte haben die Oberhäupter eine Kirche erbauen lassen, in welcher regelmäßig am Sonntage Gottesdienst gehalten wird; auch sind auf den Stationen Schulen angelegt, in welchen mehr als tausend Kinder unterrichtet werden. Die ausgezeichnetsten Schüler werden nach andern Bezirken geschickt, um als Lehrer aufzutreten, und das Lesen und Schreiben verbreitet sich täglich mehr unter den Eingebornen. Auch werden Eingeborne zu Predigern gebildet, und christliche Bücher in der Landessprache gedruckt. Die Zahl der Eingebornen, welche auf sämmtlichen Inseln bis zum Jahre 1830 lesen lernten, belief sich schon auf 15,000, und zum Christenthum Bekehrte im Jahre 1837 über 92,000;

auf den größeren Inseln derselben sind alle Einwohner Christen. Rechnet man nun nach der Angabe von Nordamerikanischen Missionairen die ganze Bevölkerung der Sandwich-Inseln auf 130,000, davon 85,000 auf Owaihi und 20,000 auf Owahu kommen, so sind nahe an $\frac{2}{3}$ der Einwohner dieser Insel Christen, und es würden vielleicht noch mehrere übergegangen seyn, wenn nicht der Streit zwischen den protestantischen und katholischen Missionairen hier nachtheilig gewirkt hätte, so daß der König durch eine Verordnung vom 18. December 1837 die Letzteren von der Insel verbannen mußte, worauf ihr Kultus geächtet, und die sich Weigernden gefangen gesetzt wurden; allein im Jahre 1839 sind die Verbannten durch eine Französische Fregatte wieder zurückgeführt worden, und nach einem Vertrage, der von Neuem mit ihnen eingegangen worden, haben sie eine Kapelle gebauet, und sich wieder dauernd niedergelassen. — Die jetzige Bildung der Sandwichinsulaner soll jedoch im hohen Grade Verweichlichung seyn, als deren Folge sich eine immer deutlichere Abnahme der Bevölkerung zeigt, welche nach amtlichen Dokumenten, die Chamisso mitgetheilt hat, in den Jahren 1832 bis 1836 von 129,814 auf 108,393 herabgesunken ist. — Cook rechnete die Zahl der Einwohner dieser Inseln auf 400,000, und so ist diese Zahl auch immer angenommen worden, bis die Missionaire die oben angeführte Zahl aufstellten. Wenn daher nach Cooks Ueberschätzung die Zahl wirklich so groß gewesen ist, so haben sich diese Insulaner seit einem Zeitraume von sechzig Jahren bedeutend verringert, wozu die von den Europäern ererbten Krankheiten wohl das Ihrige dazu beigetragen haben können. Die übrigen Einwohner haben bis jetzt ihre Religionsgrundsätze behalten; sie verehren nämlich mehrere Götter, worunter die Hauptgottheit Etuah heißt, glauben an einen zukünftigen Zustand, und haben Priester; indessen wurde schon im

Jahre 1819 vom Könige Tamehameha, der 1820 starb (und dessen Sohn, welcher mit seiner Gemahlin eine Reise nach England machte, im Jahre 1824 daselbst starb), der Götzendienst, in so fern er mit der Regierungs-Verfassung in Verbindung stand, abgeschafft. Der jetzige König heißt Kaukiali und ist ein jüngerer Bruder des im Jahre 1824 in London verstorbenen Königs Tamehameha des Zweiten der Sandwichinseln; bei seiner Minderjährigkeit führte der Feldherr von Tamehameha, Karaimoku, die Regierung. Schon der Vater dieses jetzigen Königs, der sich alle Inseln dieser Gruppe unterworfen hatte, benutzte den beständigen Verkehr mit den Seefahrern der Amerikanischen Freistaaten und der sich daselbst aufhaltenden Weißen, darunter viele Engländer, um seine Unterthanen immer mehr zu civilisiren. Die Regierungsverfassung ist monarchisch und erblich, und die Einwohner sind in Erihs oder Oberhäupter, und in Canakamorihs oder das Volk abgetheilt. Der König bewohnt ein auf Europäische Art erbauetes Haus, vor welchem funfzehn Kanonen stehen, und wo ein regulaires, mit Flinten und Bayonnetten versehenes Militair, von etwa funfzig Mann, Wache hält. Bis zum Jahre 1820 waren sechzig bedeckte Fahrzeuge vorhanden, die Tamehameha alle von seinen Schiffszimmerleuten, meistens Eingebornen, hatte erbauen lassen, worunter auch ein Amerikanisches Schiff von 200 Tonnen ist. Kotzebue sah darunter einen Dreimaster und eine hübsche Brigg. Die meisten dieser Schiffe sind mit Europäischem Geschütze versehen. Alle Oberbefehlshaber und auch viele andere Einwohner der Sandwichinseln haben zur Erinnerung an diesen König, den sie sehr vermissen, sich seinen Namen und den Tag seines Todes auf ihre Arme eingestochen, und sprechen seinen Namen mit einer Art religiöser Ehrfurcht aus. Der jetzige König, welcher Tamehameha der Dritte genannt wird,

geboren 1814, hat in seinem Zimmer das Bildniß des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms des Dritten und des Feldmarschalls Fürsten Blücher zu hängen; auch hat derselbe dem genannten Könige von Preußen einen Federmantel übersandt. — Was den Handel betrifft, so fehlt es dazu nicht an zahlreichen Produkten, welche diese Inseln besitzen; es sind: Aronswurzeln, der Hauptgegenstand ihrer Landwirthschaft, Yamswurzeln, Ananas, Bataten oder Pataten, Kartoffeln, Brodfrüchte, Zuckerrohr, Kokosbäume, Pisangs, Sandelholz, Papiermaulbeerbäume, Citronen, Apfelsinen, Pomeranzen, Weintrauben, Papayas, Senf, Meerrettig, Kohl, Kürbisse, Melonen, Arbusen, Bohnen, Erbsen, Petersilie und andere Europäische Gewächse, die daselbst eingeführt worden sind; dann Schweine, mehrere Europäische Hausthiere, darunter auch der Hund, Tauben, wilde Gänse, Wasserhühner, Kolibris, Papageyen, Fische ꝛc.; die größten Fische werden eingesalzen ꝛc. An Mineralien: Schiefer, Wetzstein, lapis lydius, Marmor, Mineralquellen und Salz, das in Menge an den Küsten durch Abschlämmen gewonnen wird. Wie lebhaft der dortige Handelsverkehr ist, beweisen die Ankündigungen in dem Wochenblatte der Hauptstadt: Champagner, Rheinwein, Jamaika-Rum, Holländischer Käse, Westphälischer Schinken, Chinesische Confituren, Damenschuhe aus Paris, Französische Seidenzeuge, Spielkarten ꝛc. ꝛc. Die Engländer und Amerikaner haben daselbst ihre Consulen. Der Handel ist aber auch allen andern befreundeten Nationen geöffnet, auch Preußische Schiffe laufen in ihre Häfen ein. Der Hauptausfuhrartikel bleibt das Sandelholz, welches sich jedoch sehr vermindern soll, weil man keine rechte Sorge dafür hegt, um es durch Nachpflanzung zu erziehen; aber auch andere oben erwähnte Artikel werden in Tausch gegen andere Waaren genommen. —

4) Die Einwohner der Freundschafts- oder

Tonga-Inseln gehören auch zur Malayischen Race und sind schön gebauet, sowohl das männliche, wie das weibliche Geschlecht. Beide Geschlechter sind schlank, mittler Statur, von den schönsten Verhältnissen und dunkelolivenfarbig. Ihre Gesichtszüge sind gut, die Augen glänzend und lebhaft, die Nase etwas flach, Mund und Lippen wohl proportionirt, jener weder zu weit, noch diese zu dick, und die Zähne so weiß und glänzend, als Elfenbein. Die Haare sind von Natur schwarz, werden aber mit allerhand Materialien braun, gelb und weiß gefärbt. Die langen Haare sind ein Zeichen höheren Ranges; nur die Vornehmsten können sie tragen. Auch fand man auf diesen Inseln nur allein das Bartscheeren als eine Mode. Die Männer rasiren sich sorgfältig mit zwei aneinander geriebenen Muschelschalen; auch gefiel ihnen die Europäische Art zu rasiren sehr wohl, und die Barbiere auf den Schiffen hatten genug zu thun. Kopf, Nacken und Brust werden mit sehr wohlriechenden Oelen parfümirt. Auch hier tättowiren sich beide Geschlechter, also Männer und Frauen; die Männer von den kurzen Ribben bis auf die Knie, die Letzteren oder die Frauen nur auf der innern Seite der Hand. Die Kleidung besteht aus dem bekannten aus Baumrinde oder Baumflachs verfertigten, oft sehr feinem und schön gefärbtem Zeuge. Je vornehmer Einer ist, um so mehr behängt er sich mit Zeugen. Um den Hals tragen sie gewöhnlich eine Art von Palatine von wohlriechenden Blumen und Blättern. Die Häuser sind nur einfach, gemeiniglich an der Seite offen oder nur von einer Seite zu, und mit einer guten Bedachung. Wenn die Häuser Wände haben, so bestehen diese aus starken Matten oder aus geflochtenen Kokoszweigen. Nur in die Pflanzung geht man durch eine Thür, das Haus bedarf keiner. Im Innern liegt auf dem Boden eine reine Matte, worauf man sitzt und auch schläft. Der Hausrath ist nur geringe. Ein

Tisch, worauf man den Taumelpfeffer, oder vielmehr dessen Wurzel, zum Punsch bereitet. Körbe von allerhand Größen und Formen, schön gefärbt und mit Federn geziert; zwei bis drei Stühle, welche statt des Kopfkissens gebraucht werden, einige Bündel Kleider, und gewöhnlich eine zahme Taube auf dem Balken, machen die ganzen Möbel und Geräthschaften des Hauses aus. Die Nahrung der Einwohner und deren Zubereitung ist der auf Otahiti ganz ähnlich, außer daß man hier nur allein Früchte und Fische, Schweine und Hunde, jedoch nur selten, genießt. Das Getränk ist Wasser und Kokosnußmilch. Leute von Stande nehmen vor der Mahlzeit allemal ein Gläschen Awa, sonst aber nicht; sie sind darin viel mäßiger, als die Otahitier. Ein Geringerer darf in Gegenwart eines Vornehmen nicht essen. Selbst Vornehme packen schnell ihr Essen zusammen, wenn einer höher im Range, als sie selbst sind, erscheint. Mit Anbruch des Tages stehen sie auf, waschen sich in der See, hierauf in süßem Wasser, frühstükken, und beschäftigen sich dann, wie sie es für gut finden, gewöhnlich mit Geschäften oder Unterredungen. Um eilf Uhr wird zu Mittage gegessen, um vier Uhr Nachmittags wieder, und dann des Abends vor acht Uhr zum letzten Male. Nach dieser Mahlzeit geht es gleich zur Ruhe. Auch hält man in den heißen Tagen des Nachmittags Ruhe. Ihre Vergnügungen bestehen im Tanzen, Singen, Ringen und Boxen, worin sie sehr geübt sind, so wie überhaupt in allen angeführten Belustigungen und Kunstfertigkeiten. Die Tänze der Mädchen geschehen gewöhnlich des Abends bei Fackeln; die Mädchen sind dann sehr zu ihrem Vortheile angezogen, und mit wohlriechenden Blumen geschmückt. Ihre Bewegungen sind leicht, regelmäßig und genau nach dem Takte der Musik. Die musikalischen Instrumente bestehen aus Bambusrohrstäben von verschiedener Länge, welche der Musikant kunstmäßig gegen den Boden stößt,

welches einen dumpfen Ton giebt, hoch oder tief, nach Verhältniß der Länge der Stäbe. Ein Anderer hält einen drei Fuß langen Bambusstiel in der Hand, und markirt darauf mittelst Anschlagung eines kleinen Stabes den Takt. Diese Musik soll ganz angenehm klingen. Die Musikanten sitzen in einem Zirkel in der Mitte, und die Tänzerinnen tanzen um sie herum. Nur selten tanzen die Männer mit, und wenn es geschieht, so werden diese Tänze öffentliche Ballets (Heivahs) genannt; also bei öffentlichen Lustbarkeiten, an einem Festtage ꝛc. Dann sind auch mehr Musici zugegen, welche zum Theil singen, und solches Parthienweise, Baß, Alt und Tenor, in Begleitung einer kleinen Trommel aus einem hohlen Baumstamme verfertiget. Ein solches Ballet soll manchmal aus zweihundert Personen bestehen, wo jeder nach und nach auf des andern Stelle kommt. Ein Paar Harlekins machen zuweilen die Bewegungen vor, und die Genauigkeit und Geschwindigkeit des Ganzen ist unbeschreiblich. Bei dem Ringen, Boxen, und Schlagen mit der Kolbe giebt es oft derbe Schläge, doch will man kein Beispiel haben, daß die Fechter gegeneinander in Zorn gerathen. Auch die Frauen mischen sich zuweilen in die Boxparthien, und theilen derbe Schläge aus; als aber die Engländer zu erkennen gaben, daß sich dieses für das schöne Geschlecht nicht schicke, sah man sie nicht wieder bei dergleichen Parthien. Diese Insulaner besitzen auch Flöten mit vier Löchern, welche mit der Nase geblasen werden, und Pfeifen, wo sieben bis acht Röhren von verschiedener Länge an einander geheftet sind. — Die Keuschheit wird unter den Insulanern nicht als eine Tugend betrachtet; denn die meisten Mädchen sind leicht mit ihren Gunstbezeugungen, die Töchter der Staatsbeamten ausgenommen, welche man gegen alle Versuchungen fest fand; alle Uebrigen machten nicht die geringste Schwierigkeit, in einem süßduftenden Gebüsch ein Stelldichein zu geben. Jede Familie von

Beträchtlichkeit hat ihren eigenen Begräbnißplatz, mit einer Hecke umgeben und von wohlriechenden Bäumen beschattet; in der Mitte ist ein Hügel, worauf einige Hütten mit Thüren stehen, worein die Verstorbenen gelegt und alsdann verlassen werden. Dergleichen Plätze haben wohl 150 bis 200 und mehrere Fuß im Umfange. Bei den Begräbnissen wird es Niemanden verstattet, besonders keinem Fremden, Zeuge zu seyn. — Uebrigens zeichnen sich die Bewohner dieser Inseln durch freundschaftliche Gesinnungen gegen Fremde, dann durch Freigebigkeit, Großmuth, Ehrlichkeit und Kunstfleiß vortheilhaft vor den andern Südbewohnern aus. Die Weiber beschäftigen sich mit Verfertigung der Matten aus dem Papiermaulbeerbaume zu den Kleidern ꝛc., worin sie sehr geschickt sind, und die Otahitier übertreffen. Die Männer beschäftigen sich mit dem Ackerbaue und Fischfange, und verfertigen die Häuser und Kanots; auch machen sie Stricke von den Fibern des Kokosnußbaumes und Aexte von scharfen Steinen. Die schön angebaueten Ebenen, die Wälder mit Grasplätzen durchschnitten, und die schon oben erwähnten Morais oder Begräbnißplätze, geben hier den Landschaften ein sehr gefälliges Ansehen. Man findet hier eine ordentliche bürgerliche Verfassung, eine Art von Lehnsystem, wie auf den Societäts-Inseln, nur herrscht hier weit mehr Ordnung und Regelmäßigkeit, und ein weit höherer Grad der Ehrfurcht, die dem Regenten bezeigt wird. Niemand redet ihn an, ohne nicht vorher eine Verbeugung gethan zu haben; dann setzt sich der Supplikant, und trägt sein Anliegen vor. In einiger Entfernung sitzen die Staatsbedienten in einem halben Zirkel, der König an der Spitze, und neben ihm gewöhnlich eine alte Matrone mit einem Fächer. Die Krone ist erblich, und die gegenwärtige Familie soll sie schon seit fünf Generationen besitzen, wenigstens war dieses der Fall, als Cook diese Inseln besuchte. Sonst wird diese absolute

Königliche Auctorität durch die drei ersten Staatsbedienten so balancirt, daß diese ihn absetzen, ja tödten können, wenn er etwas der Wohlfahrt des Staats gerade Entgegengesetztes unternehmen wollte. Die unterste Klasse des Volkes wird hier von den Chefs in großer Unterwürfigkeit gehalten, ja die Anmaßung hierin übersteigt oft die Grenzen der Menschlichkeit. Bei diesem Volke herrscht noch die abscheuliche Sitte der Menschenopfer. Ihre Waffen sind Keule und Lanze, Letztere mit stachlichten, scharfen Fischknochen versehen; auch haben sie Pfeile und Bogen, brauchen sie aber nur zum Schießen nach dem Ziele, nicht im Kriege. Die Residenz des Königs ist auf der Insel Tongatabu oder Tonga, auf welcher sich Englische Missionaire niedergelassen haben, die den Anbau von Europäischen Gartengewächsen betreiben, die hier vortrefflich gedeihen. Die meisten Inseln dieser Gruppe sind dem Könige von der Insel Tongatabu unterworfen, dem die Fürsten und Herren oder Gutsbesitzer Abgaben entrichten, und Gehorsam leisten. Die Einwohner haben einige Religionsvorstellungen, nur ist man nicht genau mit ihren Gebräuchen bekannt; sie scheinen aber Aehnlichkeit mit denen auf den Societäts-Inseln zu haben. — Das Klima dieser Inselgruppe ist sehr schön, und der Vegetation und Gesundheit sehr günstig; nur die vielen Korallenriffe und dadurch verursachten Brandungen machen die Schifffahrt zwischen diesen Inseln sehr gefährlich. Die Produkte zur Nahrung und zum Handel sind hier eben so mannigfaltig, wie auf den Societäts-Inseln: Yames, Pisang, Brodfrüchte, Zuckerrohr, Citronen, Papiermaulbeerbäume, Sago, Sandelholz, Muskatnüsse, die aber nicht gewürzhaft seyn sollen, eine Art Pfeffer, Bambus, Flaschenkürbisse ꝛc. Dann Schweine, Hunde, Papageyen, Tauben, Hühner, wilde Enten, Tropikvögel, Reiher, Fische, Schildkröten, Austern, Krebse, Seeschwämme ꝛc. Der Handel und Austausch der Waa-

ren geschieht größtentheils mit den Engländern. — Die Bewohner der übrigen Inselgruppen, die zur Malayischen Raçe gehören, kommen mehr oder weniger mit den hier beschriebenen überein, die übrigen gehören zu der negerartigen Raçe oder den Papuas. Diese gehen größtentheils völlig nackt, und gürten sich zuweilen mit einem Stricke von den Kokosnußfasern gewunden oder gedreht; sie sind mittelmäßiger Statur, auch oft darunter, von dunkelbrauner Farbe, und nicht übel gebaut. Sie haben dunkelbraune und lebhafte Augen, eine flache und breite Nase, kurze Stirn, dicke Lippen hervorstehende Backenknochen, und krauses, wolliges Haar, das klumpenweise mit einer Art rothbrauner Erde und einem Oele zusammengebacken ist, welche Frisur einen sonderbaren Effekt macht. Einige haben auch als eine Art Auszeichnung das ganze Gesicht mit dieser Komposition beschmiert. Ihre Zähne sind nicht vorzüglich. Arme und Brust sind mit allerlei Figuren auf das Sonderbarste bezeichnet, so daß das hervorstehende Fleisch die Zeichnung macht; sie waren nicht tättowirt oder punktirt, wie auf den übrigen Südseeinseln, deren Einwohner oben beschrieben worden. Um den Hals tragen sie eine Art von Strick, fast so gewunden und so dick, als unsere Peitschenstricke; auch findet man sie mit einem ähnlichen Stricke um den nackten Leib gezogen, der so fest gebunden ist, daß er einen tiefen Einschnitt macht. Die Weiber sehen sehr simpel aus, haben abgeschorenes Haar, bis auf einen kleinen Zirkel rund um den Kopf. Diejenigen, welche Kinder bei sich führen, haben ein Thierfell um die Schultern hängen, welches vorn zugenäht ist, um darin die Kinder fortzutragen. Die übrigen sind ganz nackt. Sie nehmen dasjenige, was man ihnen giebt, gern, scheinen aber keinen Werth darauf zu legen. Ein lautes Gelächter giebt ihren Beifall zu erkennen. Sie sind den Eingebornen auf Neuholland ganz gleich, also von gleicher Raçe. So viel über die Ur-

einwohner Südindiens von der negerartigen und Malayischen Raçe, von welchen die Letztere als die kultivirteste auftritt, und größtentheils die Inseln bewohnt, statt die Erstere den Continent Neuholland und Vandiemensland, und einige andere Inselgruppen einnimmt, und ohne alle Kultur ist, welches auch ihr nackender Zustand beweiset, das heißt, daß sie, beide Geschlechter, größtentheils ganz nackt oder nackend, ohne die geringste Bedeckung, einhergehen, die Männer bloß mit Keulen bewaffnet. Man will die Südsee-Insulaner für antediluvianische Menschen halten; denn da man hier billig die Frage aufwerfen kann: Woher diese Insulaner, besonders von der Malayischen Raçe, kommen, die 500—600 Meilen von einander wohnen, von einander nichts wissen, wie solches unterrichtete Reisende gefunden haben, indem sie mit ihren Schiffen keine so weite Fahrt unternehmen, und auch nicht unternehmen können, fast einerley Sprache und so sehr ähnliche Sitten haben, die nur in Kleinigkeiten abweichen? Und bei dieser Frage muß sich dieses aufdrängen, da man sonst durchaus nicht weiß, wie sie schon zu einem Grade der Gesittung gekommen sind, da sie ganz isolirt liegen und von Handel treibenden Völkern, so weit die Geschichte reicht, nicht berührt worden sind, und auch wohl nicht berührt worden seyn konnten, da die Europäische Schifffahrt um die Welt, und das Aufsuchen von Ländern, die entweder vom Meere getrennt sind, oder im Meere liegen, erst seit dem funfzehnten Jahrhunderte beginnt, mithin fällt die Geschichte Amerikas und Südindiens weit über unsere oder die uns zugekommene Geschichte hinaus, was man auch über ihre unvollkommene Bildung in Hinsicht ihrer Naturerzeugnisse sagen mag, so findet man auch wieder so ausgebildete Produkte der Pflanzen und Species der Thierwelt, daß man nicht als Vorwand nehmen kann, die Natur sey hier erst mit dem Bilden beschäftiget, und habe ihre Bildung noch

nicht vollendet; vollendet gewiß, nur nicht nach dem angelegten kritischen Maaßstabe der Menschen, die überall nur ihren Maaßstab anlegen, und wenn sie nach diesem nicht Symmetrie oder Eurythmie finden, nicht den Centralpunkt ihres Kalküls, sogleich von unordentlicher und unreifer Bildung sprechen. Die Natur kehrt sich aber daran nicht, sie will oft so bilden, um uns durch Contraste zu ergötzen, die auch immer die beste Wirkung thun. — Die Dampfschifffahrt ist für die Südsee-Inseln von großer Wichtigkeit, und wie ein Schriftsteller gewiß sehr Recht hat, wenn er sagt: „sie ist für keine Gegend auf der ganzen Erde so wichtig, als für diese Inselwelt.“ Und um diese zerstreuten Inselgruppen in Verbindung zu bringen, giebt es auch kein besseres Mittel, als die Dampfschifffahrt, welche die Handelsthätigkeit sehr befördert, um so mehr, da hier größtentheils noch Tauschhandel getrieben werden muß, indem diese Inseln des Metalles entbehren, wonach die Europäer streben. Uebrigens sind alle diese Inselgruppen ganz geeignet, alle Produkte heißer Klimate hervorzubringen, welche den Europäern fehlen; denn die Versuche, die mit dem Zuckerrohre und mit andern tropischen Gewächsen hier angestellt werden, gelingen vorzüglich, da diese Produkte herrlich gedeihen. Auch der Kokosnußbaum, der auf diesen Inseln heimisch ist, hat in neuester Zeit eine große Wichtigkeit erreicht, indem das Oel daraus zur Bereitung der Seife einen immer mehr gesuchten Einfuhrartikel in England bildet, und diese Seife sich auch schon in ganz Europa verbreitet hat, indem man sie überall in dessen Handel findet, wodurch namentlich auch viele arme, fast nur aus Korallen bestehende Inseln, in diesen Handelsverkehr gezogen worden sind. Auch das Sandelholz und mehrere andere Artikel geben Ausfuhrprodukte ab, und werden auch in großen Quantitäten ausgeführt.

Das Wichtigste auf Südindien sind die Kolonien

der Europäer, welche die Umwandlung eines großen Theils der Südindier veranlaßt haben, besonders der kleinen Inselgruppen mit den Einwohnern von Malayischer Race. Die älteste dieser Kolonien ist Neu-Südwales, welche im Jahre 1787 mit Verbrechern gestiftet wurde, die England in dem erwähnten Jahre mit einem Schiffe dahin bringen ließ. Diese Kolonie liegt an der Ostküste Neuhollands; sie wird im Osten von dem Meere, im Westen von dem Binnenlande der Eingebornen, im Norden von dem Flusse Hunter, und im Süden vom Shoals-Hafen begrenzt, und in vier Grafschaften getheilt: 1) in die Grafschaft Cumberland, mit der Hauptstadt des Landes, Sidney, Sitz des Gouverneurs und der höchsten Behörde; 2) in die Grafschaft Camden; 3) in die Grafschaft Argyle, und 4) in die Grafschaft Westmoreland. Diese Kolonie Neu-Südwales verdankt ihre Entstehung einem Vorschlage Pitts, an der Botanybay (statt der man aber nach näherer Untersuchung den Hafen Jackson wählte) eine Kolonie für zur Deportation verurtheilte Verbrecher zu gründen. Indessen ist das Klima auch der Vegetation und Viehzucht sehr günstig; der Frühling und Herbst gleicht unserm Sommer; die Atmosphäre ist hell und rein; den Frost kennt man fast gar nicht, und nur die höchsten Gipfel der Bergkette, welche der Kolonie zur Grenze dient, sind mit Schnee bedeckt. Die Wälder und Ebenen sind mit einer außerordentlichen Menge verschiedener Pflanzen überzogen, und große Scharen von Vögeln beleben die Bäume, und schmücken das Grün mit ihrem schönen Gefieder. Die Pflanzen und das Gebüsch oder Strauchwerk bleiben immer grün und haben größtentheils sehr wohlriechende Blumen. Im März und April wird das Getreide gesäet und im November und Dezember geerndtet. Im Dezember säet man oft den Mays noch auf die mit Stoppeln bedeckte Felder, und erhält so zwei

Erndten in einem Jahre. Im Jahre 1795 waren 7000 Acres Landes mit Getreide besäet, und der Viehstand bestand in 6000 Schafen, 2000 Ziegen, und 1200 Stück Hornvieh, und vierzehn Jahre darauf, 1809, waren 12,000 Acres mit Getreide besäet; man zählte 1000 Stück Pferde, 10,000 Stück Hornvieh, 40,000 Schafe, 30,000 Ziegen und 25,000 Schweine. Man gewahrt hieraus, daß von 1795 bis 1809 mehr angebaut wurde: 5000 Acres; das Hornvieh hatte sich um 800, die Schafe um 34,000, die Ziegen um 28,000, die Schweine um 25,000, und die Pferde, die damals mit den Schweinen nicht in Rechnung kamen, um 1000 vermehrt. Im Jahre 1820 betrugen die benutzten Ländereyen, mit Ausschluß der entlegenen Distrikte, 389,238 Acres, davon waren 16,707 mit Weizen, 11,270 mit Mays, 1230 mit Gerste, 379 mit Roggen oder Rocken und Hafer, 213 mit Erbsen und Bohnen, 504 mit Kartoffeln bepflanzt, und 1904 Acres waren Obst- und Gemüsegärten. In demselben Jahre zählte man 54,103 Stück Hornvieh, 99,487 Schafe, und 3639 Pferde. Unter den Schafen waren 6800 Merinos. Man gewinnt von diesen Merinos die schönste, feinste Wolle, so daß man schon über 180,000 Pfd. Wolle nach dem Mutterlande gesandt hat, die einen reinen Gewinn von 16,000 Pfd. Sterl. abwarfen. Ueberhaupt ist seit den vier und funfzig Jahren, daß diese Kolonie existirt, zur Bewunderung viel geschehen; denn wo sonst nur öde Strecken waren, sind jetzt volkreiche Städte und Dörfer, und ein Theil der Urwälder ist in Gärten, Wiesen und Fruchtfelder verwandelt; denn man zieht die meisten Europäischen Getreide- und Gemüsearten, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Tabak, Hanf, Flachs, Hopfen; dann Yams und Pataten oder Bataten; Europäische Obstsorten (besonders viele Pfirsichen), auch werden viele Erdbeeren, Melonen ꝛc. gebaut, edle Südfrüchte ꝛc.; die Früchte werden weit größer als in England. Auch das Mineral-

reich liefert einige Schätze, unter andern Topase, welche schöner, als die Brasilianischen sind; das Thierreich: Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen und zahmes Geflügel. Fabriken und Manufakturen sind auch schon ansehnlich und besonders in Wollen- und Baumwollenzeugen; dann giebt es Gerbereyen, welche vortreffliches Leder liefern, Töpfereyen, Ziegelbrennereyen, Bierbrauereyen und Branntweinbrennereyen. Die Lebensmittel hatten zu Ende des ersten Decenniums dieses Jahrhundert (1809) folgende Preise: Weizen 12 Schilling der Bushel, Mays 5 Schilling, Gerste 5 Schill., Hafer 4 Schill. 6 Den., Erdäpfel 10 Schill. der Centner, Pfirsiche und Aepfel 2 Den. das Dutzend, Bohnen 4 Den. das Quart; Rind- und Hammelfleisch 1 Schill. 3 Den. das Pfund, Schweinefleisch 1 Schill., Känguruhfleisch, welches sehr dem Rindfleische gleicht, 8 Den.; Truthähne 10 Schill. das Stück, Gänse 8 Schill. das Stück, Enten 4 Schill. das Stück, kleineres Geflügel 6 Den. das Stück. Die Butter war damals sehr theuer und kostete 6 Schill. das Pfd., und das Quart Milch 1 Schill. Fische sind in großer Menge und wohlfeil zu haben. Der Lohn eines Knechtes ist täglich 1 Schill. oder wöchentlich 6 Schill., nebst der Nahrung, und 2 Schill. 6 Den. ohne die Kost, also jährlich 112 bis 135 Gulden mit der Kost. Die öffentlichen Arbeiten dauern von Sonnenaufgang bis 8 Uhr, und dann von 9 Uhr bis 3 Uhr. — Der Handel wird theils mit dem Mutterlande, theils mit Ostindien und China unterhalten. Die Ausfuhr an einheimischen Produkten beträgt ungefähr nach England 100,000 Pfd. Sterl., und die Einfuhr an Englischen Waaren über 350,000 Pfd. Sterl. (s. auch weiter unten). Die Einwohner von Neu-Südwales bestehen, außer den Militair- und Civilbeamten, theils aus Kolonisten, die sich freiwillig niedergelassen haben, theils aus Deportirten, die nach Verlauf ihrer Strafzeit in der Kolonie geblie-

ben sind und sich angesiedelt haben, theils aus Deportirten, deren Strafzeit noch fortdauert, und als Gefangene betrachtet und zu zweckmäßigen Arbeiten angehalten werden. Im Jahre 1800 betrug die Zahl der Kolonisten 6000, im Jahre 1809: 10,000; 1820 zählte man schon 23,939 Einwohner. im Jahre 1823 schon 28,333, im Jahre 1825: 36,365, und im Jahre 1833: 60,794, im Jahre 1836: 77,096, darunter 27,831 Deportirten und 1838: 81,000 Einwohner, theils freiwillige Kolonisten, theils Deportirte, die ihre Freiheit erlangt haben, und theils Deportirte, die ihre Strafzeit noch ausstehen müssen. Die Kolonie steht unter einem Generalgouverneur, dem ein Vicegouverneur beigegeben worden. Es giebt drei hohe Gerichte, das Civil-, Criminal- und das Vice-Admiralitäts-Gericht. An Militair ist hier ein Regiment Infanterie und zwei Kompagnien Artillerie. — Die Kolonie auf der Insel Vandiemensland wurde im Jahre 1803 gleichfalls mit Verbrechern gestiftet, die England dahin transportiren ließ, wozu sich dann freiwillige Einwanderer gesellten. Das Land liegt südlich von Neuholland, und wird von demselben durch die Baßstraße getrennt, in welcher unter andern die Insel King, die Hunters- und die Fourneaux-Inseln liegen. Es hat 1250 Quadratmeilen und erstreckt sich 45 Meilen von Osten nach Westen, und 50 Meilen von Norden nach Süden. Die Nordküste ist niedrig, die übrigen Küsten sind mit Bergen besetzt. Der Boden wechselt mit Bergen, Thälern und fruchtbaren Ebenen ab. Der höchste Berg, der Tafelberg, ist 3964 Fuß hoch und $\frac{3}{4}$ des Jahres mit Schnee bedeckt; die Westerberge erheben sich 3500 Fuß und tragen auf ihren Gipfeln einen großen See, dann giebt es noch viele große und kleine Seen. Unten den vielen Flüssen ist der Derwent und die Tamar schiffbar. Unter den zahlreichen Häfen ist der Derwenthafen einer der vorzüglichsten der Erde. Das Klima ist angenehm

und gesund, und bei weitem nicht so warm, als in Neuholland, daher kommen auch hier keine edlen Südfrüchte fort. Die Insel besitzt übrigens einen Reichthum an eigenthümlichen Gewächsen, von welchen die Eucalyptus, die größten Bäume der Südwälder, 160 bis 180 Fuß in der Höhe, und 30 bis 36 Fuß im Umfange haben. Die Europäischen Getreidearten und Hausthiere kommen hier sehr gut fort, besonders geben die Schafe eine sehr gute feine Wolle; auch besitzt das Land einen großen Schatz von Eisen und Steinkohlen; desgleichen giebt es Kupfer. Die Eingebornen sind Papuas und den Neuholländern sehr ähnlich, aber noch roher, als diese. Die Kolonie oder das Land ist in zwei Provinzen getheilt: 1) in Buckingham, und 2) in Cornwall. Die Hauptstadt des Landes ist Hobart-Town. Beide Provinzen bilden ein Unter-Gouvernement von Neu-Südwales. Die Einwohnerzahl betrug im Jahre 1820: 6198, 1821: 6372, 1822: 8512, 1828: 16,924, 1833: 31,718, 1839: 44,542 Einwohner, darunter 18,778 Deportirte. Zu Anfange der 1820ger Jahre betrug das wirklich bebauete Land 10,683 Acres und 116,641 Acres waren angewiesen, die jetzt auch größtentheils in Thätigkeit gesetzt worden sind. Es waren ferner vorhanden an 29,000 Stück Rindvieh, 200,000 Stück Schafvieh, und 500 Pferde. — Fabriken und Manufakturen findet man besonders in Hobart-Town, der Hauptstadt des Landes, an dem schiffbaren Flusse Derwent und am Fuße des Tafelberges. Man findet daselbst Tuchfabriken, viele Brauer- und Brennereyen, Buchdruckereyen, eine Bank ꝛc. Der Handel geschieht gleichfalls mit England. — Die Kolonie Westaustralien oder Swanriver wurde im Jahre 1829 gegründet; sie ist keine Verbrecherkolonie oder keine mit Strafgefangenen besetzte Kolonie, sondern sie hat sich von freien Auswanderern gebildet, die theils aus England, theils aus den alten Niederlassungen hin-

über gezogen sind, und dieses scheint man auch zu befördern, um dadurch ein Gleichgewicht mit jenen Kolonien zu erhalten, die sich freilich jetzt nach ihrem Emporkommen ganz anders zeigen, als man es erwartet hat; denn die Zunahme der Verbrechen in den alten Kolonien hat die Regierung aufmerksam gemacht, und um so mehr, sagt ein Schriftsteller, da hier die rein materiellen Interessen vorwalten, wie vielleicht nirgends auf der Erde, und daher soll man sich nicht wundern, daß die Zahl der Verbrecher sich in ein immer ungünstigeres Verhältniß zur Bevölkerung stellt; daher ist man auch bemühet neue Kolonien zu gründen, wozu die oben genannte gehört, wohin keine Verbrecher gebracht werden, damit das Uebel der zunehmenden Verbrechen durch Ausgleichung der Besitzverschiedenheit und Ableitung der ärmeren Bevölkerung an der Wurzel gehoben wird. — Die drei Kolonien Südaustralien, Port Philipp und Nordaustralien sind die erst neu angelegten Kolonien auf Neuholland. Die vierte Kolonie, Südaustralien, entstand in dem Jahre 1836, in welchem Jahre im August das erste Schiff mit Auswanderern dahin abging. Die zweite bedeutendere Uebersiedelung und die Anlage der Hauptstadt Adelaide, am östlichen Ufer des St. Vinzentgolfs, unter dem 34 Grad 57 Minuten südlicher Breite und 156 Grad 23 Minuten östlicher Länge, von der man die Gründung der Kolonie rechnen kann, geschah im Januar 1837. Die Regierung hat hierbei nur indirekten Antheil. Es bildete sich nämlich in England zur Uebernahme dieses Kolonisationsgeschäfts ein Comité von Privatleuten, das durch eine Parlamentsakte vom 15ten August 1834 seine Sanktion erhielt. Diese Akte ertheilte demselben das Recht, in dem für die neue Kolonie abgegrenzten Raume Land zu verkaufen, mit der Verpflichtung, den dadurch gewonnenen Fonds zu den das Allgemeine betreffenden Einrichtungen zur Uebersiedelung armer Familien, die an die Grundeigenthümer als Ar-

beiter zu vertheilen, und zur Erstattung eines von der Regierung geleisteten Vorschusses (der Staatsschuld der Kolonie) zu verwenden. Außer diesem Vorschusse erhielt das Comité von der Regierung nur noch militairische Unterstützung. Ferner setzte die Akte fest, daß die Kolonie, bis sie 50,000 Einwohner habe, von der Krone unmittelbar verwaltet werden, dann aber eine repräsentative Verfassung erhalten sollte. Der jetzige Gouverneur ist zugleich der Beamte des Comités, wodurch früher zwischen beiden Behörden obwaltende Streitigkeiten vermieden werden. Das Verkaufsgeschäft begann in London im Jahre 1835 und ging sehr glücklich von Statten. Die südaustralische Agrikulturkompagnie, welche sich gebildet, und aus einer Aktiengesellschaft besteht, dergleichen auch in Neu-Südwales und Vandiemensland bestehen, zur Betreibung von Ackerbau und Viehzucht in einem größeren Maaßstabe, kaufte sogleich 30,000 Morgen, am 1sten März 1836 war der Preis bereits auf 1 Pfd. Sterl. per Morgen gestiegen, und am 1sten Januar 1838 waren bereits 64,358 Morgen verkauft worden. Der Preis des Landes steigt fortwährend auf eine fast unglaubliche Weise. Alle nicht gekauften Ländereyen können, wie auch in den älteren Kolonien, als Schafweiden gemiethet werden, zu 2 Pfd. Sterl. der Quadratmorgen. Auf jene oben erwähnten ersten Anlandungen sind schnell andere gefolgt, darunter auch Auswanderer aus Schlesien, und aus England sind die nöthigen Utensilien, selbst ganze hölzerne Häuser, einstöckig von zwei bis vier Zimmern, die erst dort zusammengesetzt werden, so auch eine Kirche, die 350 Personen fassen kann, dahin ausgeführt. Diese Ausführung, namentlich der Häuser, wenn nicht Spekulation im Spiele ist, zeigen sonst sehr deutlich den Mangel an Arbeitern und den darum theuren Lohne derselben. Nimmt man nun an, daß das Holz dazu aus Kanada kömmt, und in England dafür hohe Zölle bezahlt werden müssen, dann in

dem theuren Lande verarbeitet wird, um die halbe Erde geschifft, um an seinen Bestimmungsort zu gelangen; wie theuer müssen da nicht die Häuser zu stehen kommen! Es kann in der Nähe einheimischer Wälder doch gewiß wohlfeiler aufgeschlagen werden, als dort zu bauen möglich wäre. Die Stadt Adelaide hatte in der Mitte des Jahres 1839 schon fünfhundert Häuser und dreitausend Einwohner. Ein Jahr nach der Gründung von Adelaide entstand eine zweite Stadt im Port Lincoln am Spencergolf, die noch günstiger zum Handel liegt, als jene. Der Hauptindustriezweig dieser Kolonie ist die Schafzucht; denn während des Jahres 1838 zählte man schon 30,000 Schafe, darunter viele Herden Merinos erster Klasse, welche durch die Agrikultur-Kompagnie eingeführt worden, und jetzt soll schon mehr als das zehnfache vorhanden seyn. Der Boden soll sich vorzüglich zur Schafzucht eignen, und daher sollen sich auch viele Landwirthe darauf besonders legen. In Neu-Südwales haben sich die Schafzüchter schon so weit nach dem Innern ausgedehnt, daß die Kosten des Transports nach der Küste den Gewinn beträchtlich schmälern. Die Kolonie von Westaustralien soll der vorherbeschriebenen Kolonie nachstehen, oder wenigstens soll diese, allem Anscheine nach, sie bald überflügeln, sowohl in der Bevölkerung, als auch im Wohlstande, und dieses daher, weil sie gleich anfangs nach dem Systeme des Landverkaufs begründet worden, während in jener es erst seit 1833 beobachtet wird. Dazu kommen noch andere für Westaustralien ungünstige Umstände, die sein Aufblühen hindern, nämlich die schwer zu überwindende Concurrenz mit der Zufuhr aus den Indischen Meeren und den ältern Kolonien, so daß man dieses oft als Beweis angeführt hat, es können dort keine Kolonien bestehen, ohne durch die Deportirten die zur Arbeit nöthigen Hände zu erhalten. In Südaustralien besteht auch schon eine Bank, deren Haus gleichfalls in England gezim-

mert, und dieses ist dann, nebst allen Utensilien bis auf die Tintefässer, nach dem Orte seiner Bestimmung verschifft worden. Hier begann nun die Bank sogleich Banknoten auszustellen und Wechsel auf Europa, Ostindien, das Kap 2c. zu ziehen. Auch zwei Zeitungen erscheinen schon in der Hauptstadt, und aus der South Australian Gazette erhält Europa schon Mittheilungen über den Zustand des Landes. — Die fünfte Kolonie: Port Philipp, liegt südöstlich von der vorigen, Vandiemensland gegenüber, an der Hobhousebay. Die ersten Ansiedler fanden sich daselbst schon 1835 von Vandiemensland aus ein, gegen Ende des Jahres 1837 begann erst die regelmäßige Kolonisation, welche aber nicht, wie die vorhergehende, durch ein Comité, sondern von Neusüdwales aus geleitet wird, unter deren Verwaltung die Kolonie auch noch jetzt steht; sie ist daher ein Filialniederlassung von Neusüdwales. Auch hier ist das System des Landverkaufs in Anwendung gebracht, und die Hauptstadt Melbourne, kurz vor der Mündung des Yarraflusses, soll noch schneller aufblühen wie Adelaide. Mitchel hat diesen Theil des Landes, worauf die Kolonie gegründet worden, bei seiner letzten Reise Australia felix genannt, mit welchem Namen man sie jetzt oft bezeichnet. — Die sechste Kolonie, Nordaustralien, wurde im Jahre 1838 gegründet; sie liegt im Port Essington an einem vortrefflichen Hafen, westlich vom Hafen Raffles, unter dem 11 Grad 20 Minuten südlicher Breite und 149 Grad 49 Minuten östlicher Länge, und heißt Victoria. Sie ist nur als Handelsposten von Seiten des Staats angelegt, und vorläufig noch nicht in der Absicht Kolonisten hinzuziehen. Indessen soll diese Kolonie einen sehr wichtigen Handelspunkt bilden können, besonders mit den Molucken, den Sundainseln 2c. für England zugleich ein Gegengewicht gegen Holland. Daselbst war schon 1824 das Fort Dundas auf der Westküste der

Insel Melville an der Apsleystraße, und 1827 das Fort Wellington am Hafen Raffles gegründet, beide wurden aber 1829, weil sie sich als ganz unvortheilhaft erwiesen hatten, und wegen verdrießlicher Verhältnisse mit den Eingeborenen, wieder aufgegeben. — Auch mit dem an die Einwanderer abgegebenen Lande ist seit 1830 eine Veränderung vorgenommen worden. Da das ganze Land als Krondomaine betrachtet wird, so wurde dasselbe bis zu dem erwähnten Zeitpunkte theils in kleinere Parthien an ehemalige Deportirten und gemeine Soldaten, theils in größeren Quantitäten an Beamte, Offiziere und freie Einwanderer in der Art vergeben, daß es die ersten sieben Jahre ihr ganz freier Besitz war, ohne etwas davon zu erheben; dann aber einen ablösbaren Grundzins von fünf Prozent vom Werthe des Landes zu erheben. Hierdurch entstanden aber mancherlei Nachtheile bei der Zunahme der Einwanderer, da die Kolonisten oft nach dem Besitze bedeutender Ländereyen strebten, aber nicht um sie zu bebauen, sondern um sie für eine vortheilhafte Vertauschung aufzubewahren; auch die Einziehung des Grundzinses war sehr beschwerlich; besonders entstand aber dadurch ein Mangel an Arbeitern, indem auch die unbemittelten Einwanderer es vorzogen, lieber Landbesitzer zu werden, als zu arbeiten, wenn sie auch dabei mit mancherley Mühseligkeiten zu kämpfen hatten, welches vorzüglich in Westaustralien der Fall war. Daher wurde im Jahre 1830 mit den ältern Kolonien das System des Landverkaufs eingeführt, und dasselbe später auch auf die jüngern Kolonien ausgedehnt. Hiernach wird das freie Land jetzt von der Regierung versteigert, wobei 5 Schill. als das Minimum für den Morgen (Acre) festgesetzt ist. Auf eine ähnliche Art geschieht das Erwerben von Bauplätzen in den Städten. Das gelöste Geld wird, wie schon bei Südaustralien erwähnt worden, besonders zur Uebersiedelung freier Ar-

beiter verwendet. Auch die Deportirten erhalten jetzt nach Ablauf ihrer Strafzeit kein Land mehr, sondern müssen als Arbeiter oder Pächter für ihren Unterhalt sorgen. Der Vortheil des neuen Systems hat sich nach und nach dadurch gezeigt, daß viele freie Einwanderer es lieber vorziehen, von Grundbesitzern unbenutztes Land zu erstehen, wodurch große Landstriche, die früher keinen Werth hatten, für diese sehr einträglich und dem Landbaue zugänglich geworden sind. Der Verkauf des Landes in der vorgeschriebenen Weise dauert nun auch in den ältern Kolonien fort, da sich auch innerhalb der occupativ gezogenen Grenzen noch viel unbenutzter, herrenloser Boden findet, das bei der jetzigen Finanzverlegenheit wichtig ist. — Was die Industrie und den Handel im Allgemeinen betrifft, so bezieht sich die Erstere in den Kolonien hauptsächlich auf die Viehzucht und den Ackerbau, jedoch hat Erstere den Vorzug, und namentlich die Schafzucht, indem die Schafe bei dem dortigen trocknen Futter sich veredeln und längere und weichere Wolle bekommen. Man schätzt die Interessen eines auf Schafzucht verwendeten Kapitals auf 40 Prozent; indessen steht auch das Geld in Australien überhaupt so hoch, daß auch bei gewöhnlichen Anleihen 10 bis 12 Prozent landesübliche Zinsen sind. Es gab zwar eine Zeit (bis 1817), wo Australien oder Südindien mehrere Jahre hindurch seinen Bedarf an Lebensmitteln selbst erzeugte, so ist doch diese Produktion die der Wolle wieder untergeordnet worden, und hat nicht im Verhältnisse zur steigenden Volkszahl zugenommen, so daß man z. B. im Jahre 1838 unter den Einfuhrartikeln von Neu-Südwales 14,300 Ctr. gesalzenes Fleisch, 1238 Ctr. Butter und Käse, 79,000 Bushels Weizen, und 8750 Ctr. Mehl findet. Man muß jedoch bei dieser Angabe nicht vergessen, daß ein großer Theil der eingeführten Lebensmittel nicht aus fernen Welttheilen, sondern aus Vandiemensland kommt, welches der in Neu-Südwales

so sehr häufigen Dürre weniger ausgesetzt ist, und gewöhnlich die Schwesterkolonie versorgt, und daß ferner, wenn auch jetzt eine bedeutende Quantität Lebensmittel eingeführt wird, solches auf dem Wege des Handels geschieht, während bis zum Jahre 1817 England eigentliche Versorgungs- und Ernährungszufuhr leistete, so daß das Jahr 1817 als ein wichtiger Zeitpunkt angesehen werden muß. Einige bedeutende Artikel, außer der Wolle, liefert der Fischfang, besonders der Wallfisch- und Robbenfang. Der Erstere ist noch in voller Thätigkeit, indem die Schiffe Südindiens fast auf allen Theilen der Südsee damit beschäftiget sind; indessen hat der Seehundsfang in neuester Zeit sehr abgenommen, da diese Thiere zu sehr verfolgt worden sind. Die Wallfische liefern Thran, Fischbein ꝛc, und die Robben ebenfalls Thran. Ein dritter Artikel sind die Steinkohlen, die hier in Menge gewonnen werden, und eine gute Feuerung der Lokomotiven auf den Eisenbahnen abgeben werden, deren Einführung hier gewiß von großem Nutzen ist, da der Transport zu Wasser nicht in allen Kolonien geführt werden kann, wegen Mangels an Wasser; dann wird noch ausgeführt Holz, Häute, Akazienrinde ꝛc. ꝛc. Wie bei allen neuen Kolonien die Fabriken und Manufakturen erst dann an die Reihe kommen, wenn sich der Ackerbau, die Viehzucht und die andern nothwendigen Gewerbe befestiget haben, so auch hier. Bis zum Jahre 1812 beschränkten sich die Fabriken und Manufakturen Neu-Südwales auf die Verfertigung irdener Geschirre zum täglichen Gebrauche, einiger Gattungen Mousseline und grober Baumwollenzeuge, welche die Weiber der Verurtheilten verfertigen; auf Bierbrauereyen, wozu aber kein Hopfen genommen wird, sondern eine Art Nachtschatten (Solanum), welches verursacht, daß derjenige, welcher daran nicht gewöhnt ist, es wegen des widrigen Geschmackes nicht gut trinken kann. Das Brennen von Kornbrannt-

wein war damals strenge verboten, so wie die Einfuhr desselben sehr beschränkt. Dann waren einige Tuch- und Leinwandfabriken und mehrere Gerbereyen beschäftiget. Die Häute von Thieren, besonders von den Känguruhs und Seekälbern liefern ein vortreffliches Leder, welches mit einer einheimischen Rinde gegerbt wird. — Der Handel fängt erst seit den 1820ger Jahren an bedeutend zu werden, so lange hatten die angelegten Kolonien nöthig, um sich zu erholen, und sich erst Produkte zu verschaffen, um einen Handel treiben zu können. Bis in das zweite Decennium dieses Jahrhunderts bestanden die Handlungsschiffe der Kolonien aus etwa zwölf Schoonern oder Sloops, von 30 bis 60 Tonnen, die man zum Seehundsfang an der Meerenge von Baß gebrauchte, und in einigen pontirten und halbpontirten Fahrzeugen und Barken von 10 bis 15 Tonnen, deren man sich bedient, um das Getreide von dem Hawkesbury-Flusse nach Port Jackson überzusetzen; nebst noch einigen kleinern Fahrzeugen lagen auch eine Brick von 250 und eine andere von 200 Tonnen auf dem Stapel. Das in England herrschende Vorurtheil, als tauge das Holz von Neu-Südwales, seiner Härte und Schwere wegen, nicht zum Schiffbaue, soll grundlos seyn, und namentlich ist das Holz der Ceder, des Acajou und des Mahagony in Neuholland ungleich besser zu bearbeiten, auch leichter, als alle Arten von Eichenholz. — Die Handelsartikel, deren die Kolonie von Europa bedarf, sind breite Tücher, Mousseline und Batiste, Weine, Butter, Seife, Segel- und Tauwerk, Bley, Pulver, Quincailleriewaaren, Eisenwaaren aller Art, besonders für Handwerker, Putzwaaren oder Mode- und Toilettenartikel ꝛc. Aus Indien, sowohl Ost- als Westindien, bezieht sie seidene und baumwollene Zeuge, Thee, Zucker, Kaffee, Gewürze, Tabak, Porzellan, gebrannte Wasser, Reis ꝛc. Vor den 1820ger Jahren betrug der jährliche Verbrauch Indischer Produkte nur

eine Ladung von 200 Tonnen, und derjenige, welcher jene Waaren (Ausschuß der Indischen Märkte) einführte, gewann dabei immer 100 bis 150 Prozent. Eine beladene Kiste oder ein Ballen, mit Ausnahme der gebrannten Wasser und Liqueurs, deren Einfuhr besondern Verordnungen unterworfen ist, bezahlt nicht mehr als 6 Pence oder 12 Französische Sous Einfuhrgebühren. Was die zuletzt genannten Artikel betrifft, so ist man allgemein der Meinung, daß die Leichtigkeit, womit sich sowohl die Deportirten, als die übrigen in der Kolonie Angesiedelten, dieselben verschaffen können, verbunden mit ihren wohlfeilen Preisen, eine Hauptursache des Mangels an Industrie im Lande und der daher entspringenden Laster aller Art gewesen sey. Diesem Unheile glaubte man am besten steuern zu können, wenn man die Anschaffung jener gefährlichen Getränke einschränkte; man verbot demnach die Einführung derselben, ohne schriftliche Erlaubniß des Gouverneurs. Wenn ein mit Branntwein beladenes Schiff anlangte, so untersuchte der Gouverneur den Bedarf der Kolonie, und theilte dann an die Kleinverkäufer Lizenzen aus. Die übrigen Einwohner durften nur in sehr kleinen Parthien, und dieses nach besonderer Vergünstigung, Branntwein einkaufen. Wer dergleichen Getränke einführte, mußte für die Gallone 10 Schillinge bezahlen. Dampfschiffen ist es gestattet, ihre desfalsige Provision gegen Waaren, die auf dem Markte zu verkaufen stehen, umzutauschen. Wer eine Lizenz erhalten hat, darf den Branntwein zu 20 Schill. die Gallone verkaufen, allein des bestimmten Preises ungeachtet wird diese kostbare Waare doch gewöhnlich zu einem dreifach höheren Preise umgesetzt, und die Frage ist nicht: Wie viel baaren Geldes, sondern wie viel andere Waare man für seinen Branntwein erhalten werde. So bekam man gewöhnlich einen Käse, dessen Werth 3 Pfd. Sterling beträgt, für zwei bis drei Gallonen schlechten Bengali-

schen Rums. Es war ferner verboten, den Handwerkern oder Arbeitern ihren Lohn in gebrannten Wassern zu entrichten. Die Offiziere führten bittere Klage über diese Verfügung; denn vorher waren sie bei der außerordentlichen Genauigkeit, womit die Tagelöhner nach jener Art der Bezahlung haschten, im Stande gewesen, ein Stück Arbeit nach einem verhältnißmäßig niedrigen Preise vollenden zu lassen, und wenn gleich diese Löhnungsart eine allgemeine Trunkenheit bewirkte, aus der in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts eine bedeutende Empörung hervorging, so sind doch manche Feldarbeiten in den Besitzungen der Offiziere mit sehr großer Schnelligkeit vollführt worden. So stand es mit den Handelsverhältnissen der ältesten Kolonie im ersten und zweiten Decennium dieses Jahrhunderts; es änderte sich aber schnell damit in neuester Zeit, oder seit dem Jahre 1820 bis jetzt. Man kann dieses schon aus einem der bedeutendsten Artikel der alten Kolonie abnehmen, nämlich aus der Wolle, welche, wie schon oben bemerkt worden, den bedeutendsten Handelsartikel abgiebt; denn im Jahre 1810 empfing England aus ganz Südindien 167 Pfd. Wolle, und im Jahre 1820 100,000 Pfd., 1835 fast 4½ Mill. Pfd., und 1837 allein aus Neu-Südwales über 5 Mill. Pfd. Hierzu rechne man nun noch, was der Fischfang ꝛc. abwirft, so hat man eine ungefähre Norm von der Ausfuhr. Einen Theil der ausgeführten Wolle erhält Südindien als Tuch zurück; im Jahre 1838 erhielt Neu-Südwales allein im Betrage von 48,528 Pfd. Sterl. Der Handel gewinnt jetzt mit jedem Jahre an Ausdehnung. Außer dem Mutterlande sind zu nennen: Neuseeland, Otahiti, Brasilien, Ostindien, Mauritius ꝛc., wohin der Handel geführt wird. Der Weg geht durch die jetzt sehr belebte Torresstraße nach Ostindien. Bis jetzt hat die Einfuhr noch immer die Ausfuhr überstiegen, doch wächst diese verhältnißmäßig schneller, als jene. Die

Einfuhr betrug im Jahre 1838 in Neu-Südwales im Betrage von 1,500,000 Pfd. Sterling; darunter 1,102,000 Pfd. aus England. Die Einfuhr besteht auch jetzt noch in Fabrikaten aller Art, in Luxus- und Modegegenständen, Zucker, Tabak, Rum ꝛc., wofür es im Lande sowohl an dem Materiale, als an verarbeitenden Händen fehlt. Metallwaaren kammen fast ausschließlich aus England. — Bergwerke besitzt Australien nicht, wohl aber Kohlenminen. Man darf sich auch nicht wundern, daß die Handwerke und Fabriken noch in der Kindheit sind, da der Anbau des Landes sehr zerstreut ist, und die entfernt liegenden Güter machen, daß es verhältnißmäßig nur wenige Städte und Dörfer giebt, und Alles daher sehr weitläufig ist; es auch, wie schon oben bemerkt worden, an Transportmitteln fehlt. Nach Meinickes (das Festland Australien. 2 Bde. Prenzlau, 1837) Ansicht können sich aus den Deportirten, unter denen sich immer viel Handwerker befinden, in Zukunft große Fabriken durch die vereinzelten Handwerksbetreibungen entwickeln. — Was den Finanzzustand betrifft, so ist dieser in den letzten Jahren ungünstig geworden, seitdem nämlich England 1834 die Kosten der Polizey und der Gefängnisse der Kolonie aufgebürdet hat. Die Kosten der Deportation und des Militairs, jährlich 120,000 Pfd. Sterl., trägt es noch, wie früher; sie hat anfangs nur mit Mühe die Ausgaben (außer jenen noch Straßenbau, Besoldung der Beamten ꝛc.) durch die Einnahmen aufbringen können, die aus den Einfuhrzöllen kamen, und 1838 hat sich sogar ein bedeutendes Deficit ergeben, welches zwar durch den Ertrag des Verkaufs der Ländereyen gedeckt ist, allein dieses zum Schaden der Kolonie, da jener eigentlich eine ganz andere, und heilsamere Bestimmung hat. — Was nun die Einwohner, die Sittlichkeit, die geselligen Verhältnisse ꝛc. in den Kolonien Südindiens betrifft, so ist hier freilich Manches nicht zu Gunsten dieser Gegen-

stände zu sagen, das heißt, von der ältern Kolonie. Die Einwohner dieser Kolonie bestehen größtentheils, mit Ausnahme der Beamten, des Militairs und der frei Eingewanderten, aus Verbrechern, die aus Großbritannien dahin gebracht worden sind. Der Zweck dieser Deportation nach einer dazu eingerichteten Kolonie sollte nicht bloß Bestrafung der Verbrecher seyn, sondern auch ihre Besserung; sie sollten nämlich nach der Uebeistehung ihrer Strafzeit als freie Leute, außer in diesem Falle, daß die Rückkehr nach England erlaubt würde, dort leben; allein dieser Zweck, auf die Besserung der Verbrecher bezogen, wurde nicht in dem Grade erreicht, als es die Regierung wünschte, wohl aber der Zweck, daß sich Europäische Bildung dahin verpflanzte; denn um die Verbrecher nach ihrer Befreiung zu bessern, gehört mehr, als diese Freiheit, und das ihnen angewiesene Land zur Urbarmachung; es gehörten dazu auch noch die Mittel; denn das Arbeiten in den Besitzungen oder Plantagen der Beamten ꝛc. bezweckte nicht ihre alleinige Besserung, und wie hätte diese solches auch bewirken können, da man die Sträflinge sich fast selbst überließ, ohne sie strenge zu beobachten oder zu bestimmten Arbeiten anzuhalten. Man behandelte sie vielmehr als ganz unbescholtene Leute, welche die Regierung zur Anbauung des Landes dorthin verpflanzt und ihnen die Mittel gereicht habe, dieses zu bewirken. Da man diese neuen Kolonisten nur als Sträflinge übersiedelte, ohne weiter in die Falten ihres Naturells, ihres Charakters einzudringen, so war es auch natürlich, daß man ihren Hang, ihre Neigung zu Verbrechen weiter nicht kannte, also auch diesen nicht durch andere Mittel, als die bloße Freiheit, entgegen arbeitete, und die große Unfruchtbarkeit des Küstensaumes, auf welchen die Kolonie lange beschränkt blieb, und der Mangel an animalischen und vegetabilischen Lebensmitteln, konnte die Sträflinge mehr oder weniger vom Entlaufen abhalten. Aber auch hieran

hat es nicht gefehlt, wie die durch entflohenen Verbrecher sich gebildeten Räuberbanden, hier Bushranger genannt, bewiesen haben, besonders auf Vandiemensland. Die Deportirten werden im officiellen Style die Ueberführten (convicts), im Lande selbst die Gefangenen (prisoners) oder Regierungsleute (governmentmen) genannt. Die Englischen Deportationsgesetze unterscheiden nach Maaßgabe des Verbrechens drei Arten von Verbannung, auf sieben, auf vierzehn Jahre, und auf Lebenszeit. Die Gerichte können die Strafe verlängern und die Deportirten selbst wieder zu neuer Verbannung verurtheilen; bis ein solcher aber seine Zeit ausgedient oder seine Freiheit durch Begnadigung erhalten hat, gilt er für einen Gefangenen und steht im Ganzen in gleichem Verhältnisse, wie der in einem Zuchthause Befindliche. Was ihre Beschäftigung anbetrifft, so wurden sie von den ersten Gouverneuren, mit Ausnahme Weniger, die man den Beamten und Offizieren als Diener überließ, zu Bauten aller Art, zu andern öffentlichen Arbeiten und zum Landbaue auf großen Gütern, welche die Regierung anlegen ließ, gebraucht. Hier arbeiteten sie verdrossen und saumselig, und, wie es schien, wurden dergleichen kostspielige Anlagen nur darum unternommen, um sie zu beschäftigen, damit sie sich wieder an die Arbeit gewöhnen sollten; die meisten dieser Deportirten hatten aber nicht die geringste Neigung zur Arbeit und sahen diese hier nur als eine neue Strafe an; denn in England lebten die meisten aus den fremden Taschen, die ihre Fertigkeit leerte, mithin mußten sie einen Widerwillen gegen alle Arbeit hegen und sich nicht leicht zu ihrem neuen Berufe bequemen können. So mußte der Gouverneur Macquarie oft große Landgüter anlegen, um sie zu beschäftigen, und als er deshalb zu dem Entschlusse kam, die Ueberzähligen an freie Einwohner als Arbeiter zu vertheilen, waren der Grundbesitzer, die sie unterhalten konnten, noch so wenige, daß eine Prä-

mie für die Annahme eines solchen Arbeiters eingeführt werden mußte; aber schon unter Brisbane fingen sie an, als Arbeiter sehr gesucht zu werden, da durch die Einwanderungen wohlhabender freier Familien die Zahl der Grundbesitzer bedeutend gestiegen ist. Das jetzige Beschäftigungssystem der Deportirten beruhet auf einer Verordnung Macquaries vom 7ten Dezember 1816, und einer Brisbanes vom 11ten July 1822. Darnach werden sie gleich nach ihrer Landung und Musterung durch eine eigends dazu eingesetzte Kommission (the board for the assignment of servants) an die Kolonisten ihren Eingaben gemäß vertheilt. Die Regierung behält für sich nur diejenigen zurück, welche für die öffentlichen Arbeiten nöthig sind, meistens nur Handwerker, denn für Straßenbauten ist durch Errichtung besonderer Abtheilungen von Sträflingen, die nicht gerade Deportirte zu seyn brauchen, gesorgt; Letztere arbeiten unter militairischer Bedeckung. Die Kolonisten brauchen die Deportirten als Diener in den Häusern zu Gewerben, besonders aber zum Landbaue und zur Viehzucht, sie erhalten dann gewöhnlich in der Nähe des herrschaftlichen Hauses kleine Hütten angewiesen, auch etwas Land, um sich die nöthigen Gemüse zu den Lebensmitteln, die ihnen geliefert werden, selbst zu bauen; auch erhalten sie Kleidungsstücke, aber nicht Sold, um sie aber zur Thätigkeit mehr anzuspornen, werden ihnen gewisse Benefizien gereicht, die in Thee, Tabak, Zucker ꝛc. bestehen, und ziemlich allgemein bei den Güterbesitzern eingeführt sind, ohne jedoch als eine bestimmte Norm zu gelten. Die Regierung führt die medizinische und polizeyliche Aufsicht über sie, jedoch gegen eine jährliche Vergütigung Seitens der Dienstherren, wodurch alle gewonnen haben, die Grundbesitzer, weil sie auf diese Art wohlfeile Arbeiter erhalten, während der hohe Arbeitslohn immer ein großes Hinderniß für das Gedeihen der Niederlassungen war, die Regierung, weil sie auf diese

Art am leichtesten auf die Besserung der Verbrecher wirken kann; es fällt wenigstens ein Haupthinderniß, das Zusammenleben derselben, fort, welches durch die eigenthümliche Art des Anbaues dieses Landes in einzelnen zerstreut liegenden Gütern (Farms) bewirkt wird, und da diese Art des Anbaues durch die Natur des Landes, durch die Zerstreuung der einzelnen fruchtbaren Striche, mit sich gebracht wurde, so ergiebt sich, daß auch zur Erreichung dieses nächsten Zweckes die gewählte Gegend ganz besonders geeignet war, um so mehr, da sich von allen Deportirten, die 1833 in Neu-Südwales lebten, nur ein Fünftel in den Städten befand. In der oben angeführten Beziehung haben daher auch die Deportirten selbst gewonnen, weil sie auf diese Art weit mehr im Stande sind, sich im Landbaue und in der Viehzucht diejenigen Kenntnisse anzueignen, die ihnen nach erlangter Freiheit zur Erwerbung ihres Unterhalts nöthig sind. Man hat es oft getadelt, daß die Deportirten keine eigene sie auszeichnende Kleidung haben, sondern wie Gentlemen oft mit ganz gesuchtem und modischem Putze einhergehen, allein dieses ist wohl nicht zu tadeln, weil sie dann um so mehr auffallen und denen ein Anstoß geben würden, die sich schon von ihnen zurück zu ziehen suchen, also eine Scheidelinie bilden. In Hinsicht der Belohnung und Bestrafung geht man hier sehr zweckmäßig zu Werke. Die erste Belohnung ist die Beurlaubung, welche sich nach Ablauf einer bestimmten Dienstzeit auf ein günstiges Zeichen ihres Polizeybeamten und des Geistlichen gründet; diese Beurlaubten sind in der That frei und können über ihre Person und Zeit nach Gutdünken verfügen; allein sie können bei Vergehungen durch jeden Polizeybeamten wieder in den Stand der Dienstbarkeit versetzt werden. Höhere Stufen sind die Emancipation, wodurch der Deportirte auch gesetzlich frei wird, und nur durch richterliche Entscheidung wieder, wie jeder Andere, ursprünglich Freie, zur Zwangs-

arbeit verurtheilt werden kann, nur dürfen sie die Kolonie nicht verlassen. Endlich die unbedingte Begnadigung, welche auch das Recht nach England zurückzukehren verleihet, allein seit Macquaries Zeit nur vom Könige auf den Vorschlag des Gouverneurs ertheilt wird. Von diesem Rechte haben jedoch nur wenige, wegen der Kostspieligkeit Gebrauch gemacht. Von den Strafen ist die Strafe der Verbannung in die Penalstation mehr als die Todesstrafe gefürchtet. Es ist eine Niederlassung an entlegenen Theilen der Küste, also eine neue Deportation oder Verbannung, mit größerer Strenge und größerer Abgeschlossenheit. Hier verband man später noch einen andern Zweck, die Transportirten mußten nämlich durch Ausrottung der Wildniß vorarbeiten, und dann wurden die Penalstaaten wieder weiter verlegt. Anfangs war auch Vandiemensland nur eine Penalstation für Neu-Südwales; jetzt besitzt Letzteres drei solcher Anstalten, Wellingtonvalley im Innern, eine an der Moretonbay, und eine auf der Norfolkinsel zwischen Neuseeland und Neucaledonien. Die Insel liegt ganz einsam, und ist ganz unzugänglich, wodurch der Zweck als Strafort noch erhöhet wird. Die Zahl der dort gehaltenen Sträflinge beträgt ungefähr 2000 Seelen, wie solches ein Geistlicher im Auslande 1839, S. 561 u. f., angiebt, der dort hingeschickt wurde, um einige zum Tode bestimmte Verbrecher vorzubereiten, und eine Beschreibung dieser Insel am angeführten Orte giebt. — Vandiemensland hat zwei dergleichen Penalanstalten. Die Zahl der seit dem Bestehen der Kolonie dahin transportirten Verbrecher ist nicht genau bekannt. Von 1787 bis 1820 erhielten Neu-Südwales und Vandiemensland zusammen 25,878, seit dieser Zeit ist dieselbe schneller gewachsen, von 1825 bis 1833 kamen nach Neu-Südwales allein 26,033, und in den letzten Jahren stets 3 bis 4000; nach Vandiemensland wurden in dieser Zeit jährlich etwa 2000 versandt; im Ganzen ist daher

die Zahl, welche das dortige Land aufgenommen hat, auf 100,000 Deportirte, eher zu niedrig, als zu hoch angegeben. Bei Gründung der Kolonie Neu-Südwales segelte Arthur Philipp am 23sten May 1787 mit eilf Schiffen, 212 Seesoldaten, 28 Frauen, 17 Kindern, und mit 558 männlichen und 229 weiblichen Verbrechern von England ab, und landete am 18ten Januar 1788 in dieser Bay. Die meisten freien Kolonisten langten im Jahre 1795 mit dem zweiten Gouverneur Hunter an, und seitdem soll sowohl Neu-Südwales, als auch Vandiemensland und die übrigen Kolonien ein sehr gesuchtes Ziel für Europäische Auswanderer geblieben seyn. Bis in die neueste Zeit jedoch nur für Engländer; denn nur wenige Kolonisten anderer Nationen haben sich bewogen gefühlt, dahin auszuwandern; nur einige Winzerfamilien aus Hattenheim am Rhein, und einige Schlesische Separatisten sind dahin ausgewandert. Die Letzteren 1830 und die Ersteren 1838, andere haben es noch nicht gewagt dahin zu gehen, sondern haben die vereinigten Staaten von Nord-Amerika vorgezogen. — Die verderblichsten Leidenschaften der Kolonisten der alten Kolonie ist die Sucht nach geistigen Getränken, besonders nach Branntwein, welcher in den Kolonien schnellen Absatz findet, obgleich sein Preis sehr hoch ist. Man suchte ihn gleich anfangs durch Verbote und durch einen hohen Preis zu beschränken, allein ohne Erfolg; denn die Bouteille oder Flasche wurde zu 10 bis 15 Schillinge (6 bis 8 Gulden) verkauft, und wenn er theuer ist, kostet sie 30 Schillinge. Die Frauen sind diesem Laster hier eben so ergeben, als die Männer, und bis jetzt haben die höheren Stände vergebens das Beispiel der Mäßigkeit gegeben. Selbst das Verbot Branntwein zu verkaufen, wirkte eben so wenig, als Drohungen, Bitten und Strafen. Kein Opfer ist ihnen zu schwer, wenn sie dieses Getränk erhalten können. Ein Schriftsteller sagt: „Es giebt kein Land, wo die Trunksucht

eine größere Ausdehnung hätte, als hier in den Kolonien Südindiens."—Im Jahre 1828 schätzte man die Konsumtion an geistigen Getränken auf 268,320 Gallonen (1 Gallone ist $3\frac{1}{5}$ Berl. Qrt.) bei 30,000 Erwachsenen macht es für den Einzelnen fast 9 Gallonen, während in Großbritannien und Irland auf jeden Einwohner nur $1\frac{1}{2}$ Gallonen kommt. Außer der sehr ansehnlichen Zahl von mit Lizenzen versehenen Schänken, giebt es noch eine Menge von Winkeltrinkstuben, deren Inhaber zugleich die berüchtigsten Diebeshehler sind. Ein zweites Laster ist das Spiel. Viele haben, nachdem sie Alles verloren, selbst ihre Kleider verspielt. Die Ausschweifungen mit dem zweiten Geschlechte sind hier gleichfalls an der Tagesordnung, und sollen von dem Mißverhältniß beider Geschlechter herrühren; da im Ganzen immer weniger Frauen, als Männer deportirt werden, und wenn auch die Regierung in neuerer Zeit besonders darauf bedacht gewesen ist, unter den Freien viele Frauen zur Auswanderung zu veranlassen, so war doch das Verhältniß der Frauen zu den Männern in Neu-Südwales 1833 (nach Abrechnung der Kinder), wie 1 zu 3, in Vandiemensland 1835 (mit den Kindern) wie 1 zu $2\frac{1}{2}$. Auch waren die nach diesen Kolonien ausgewanderten Frauen gerade nicht die geeignetsten zur Beförderung der Sittlichkeit; denn in einem Briefe aus Sidney, den das Ausland mittheilt, heißt es in dieser Beziehung: „Ich hoffe, daß wenn man wiederum, wie man Lust zu haben scheint, uns Ladungen von Frauenzimmern schickt, diese besser seyn werden, als die, welche man uns bisher auf den Hals lud. Die Kolonie, namentlich Sidney, ist voller Freudenmädchen, als ob der ungehängte Auswurf der Englischen Gefängnisse noch nicht genug abgefeimte Spitzbüberey in unsere Gesellschaft gebracht hätte. Gleich dem alten Rom stammen wir von Banditen und anderem Gesindel von ungewisser Herkunft (promiscuous intercourse)

ab, und durch die letzten Ladungen Frauenzimmer hat man Sorge getragen, daß kein Weiberraub nöthig ist, um die Vergleichung voll zu machen." — Hiernach hat sich die Sittlichkeit in den Kolonien auf keine Weise gebessert, sondern sie hat von Jahr zu Jahr am Halte verloren, wie dieses auch nicht anders seyn kann, da der überwiegende Theil der Bevölkerung aus Deportirten besteht, und wenn sich diese auch während ihrer Strafzeit so verhalten haben, daß sie frei gelassen werden können, so sollen sie doch in seltenen Fällen wirklich gebessert worden seyn, wie auch schon oben angeführt worden. Dann treten auch immer wieder frische Berührungen mit neu angekommenen Verbrechern ein, wodurch sich die Zahl der Verbrecher immer in ein ungünstigeres Verhältniß zur Bevölkerung stellt. Eine Vergleichung der Zahl der Verurtheilungen durch den Kriminalgerichtshof mit der Einwohnerzahl giebt für die Jahre 1810 bis 1818 ein Verhältniß von 1 : 375, für die nächsten drei Jahre 1 : 360, für die Zeit 1821 bis 1825 schon 1 : 183, und 1831 bis 1835 sogar 1 : 119. Dabei sind die geringen Vergehen, welche summarisch von den Friedensrichtern abgeurtheilt werden, noch nicht mit begriffen. Diebstahl, Betrug, Gewissenlosigkeit der niedern Klassen bei der Leistung des Eides, sind etwas ganz Gewöhnliches. Bei den Geschwornengerichten sollen so ärgerliche Auftritte vorfallen, daß sich die Gebildeten immer mehr davon zurückzuziehen suchen. Die einzige Wirkung auf die gänzlichen Demoralisirten bleiben noch immer die Penalkolonien, welche Strafe auch auf den Diebstahl gesetzt ist; denn die Furcht, sich von seinen alten Verbindungen getrennt zu sehen und in der Einsamkeit leben zu müssen, macht mehr Eindruck, als alle körperliche Strafen ꝛc. Auch Mordthaten sind nicht selten, und oft mit abschreckenden Umständen begleitet. Wie hartnäckig die Kolonisten an ihren Lastern hängen, beweiset folgender Fall: Ein gewisser Samuel war des

Diebstahls durch Einbruch überwiesen und zum Strange verurtheilt; als man daher eben die Execution vollziehen wollte, riß der Strick ab und der Unglückliche fiel ausgestreckt auf die Erde; als man ihn wieder auf die Richtstätte gebracht hatte, ging der Strick los, und bei dem dritten Versuche mußte man wegen eines andern Zufalls die Execution aufschieben. Die Gerichtsperson, welche den Vorsitz führte, hatte mit dem Verbrecher Mitleiden, und gab dem Gouverneur von diesen Vorfällen Nachricht; dieser begnadigte ihn; allein der Begnadigte änderte darum seine Aufführung nicht, mußte nach einem Penalorte versetzt werden, und kam zuletzt, als er von diesem Orte entfliehen wollte, um.—Man hat schon oft Versuche gemacht, ein Theater zu errichten, allein alle anfänglichen Versuche mißglückten; denn diejenigen, welche es besuchten, fanden, daß man sie während ihrer Abwesenheit bestohlen hatte, und die ärmsten Staatsverurtheilten gaben Lebensmittel statt Geld, und litten dann den größten Hunger, daher verbot der Gouverneur den Schauspielern zu spielen. Erst in neuerer Zeit hat man zu Sidney ein Theater errichtet, worauf gespielt wird.— Was die Verfassung der Kolonien betrifft, so war diese anfangs rein militairisch, und alle Gewalt, selbst das Recht der Begnadigung, dem Gouverneure übertragen, dieses hat sich jedoch im Laufe des Verfassungskampfes, den die Kolonien durchgemacht haben, geändert, obgleich auch nicht ganz zur Beschwichtigung der aufgeregten Gemüther. Jede Kolonie hat einen Gouverneur, und derjenige von Neu-Südwales war General-Gouverneur und den übrigen vorgesetzt, jetzt geht er nur dem Range nach ihnen vor. Dem Gouverneur zur Seite steht ein exekutiver und ein legislativer Rath. Der Erste wurde im Jahre 1823 eingesetzt und besteht aus fünf Beamten der Regierung; der Letzte, der seit 1828 besteht, hat funfzehn Mitglieder, theils ebenfalls Beamte und zugleich Mitglieder des exekutiven Raths, theils

von der Regierung auf Lebenszeit ernannte Kolonisten. Hier fehlt nur das durch Volkswahl ernannte Repräsentantenhaus, welches in Canada und in den andern Englischen Kolonien besteht, die sogenannten Assemblies. Die Einsetzung eines solchen Hauses ist nun das Bestreben der Kolonisten, und deshalb laufen noch immer beim Parlamente Petitionen ein; allein die Regierung hat darauf noch keine Rücksicht genommen, und bloß 1828 den legislativen Rath verordnet, dessen Wirksamkeit jedoch nur unbedeutend seyn soll, und sich bisher auf Annahme von Parlamentsakten und auf einige lokale Gesetze beschränkte. Er hat zwar die gesetzgebende Gewalt und das Recht: Auflagen auszuschreiben und die Verwendung der öffentlichen Gelder zu bestimmen; allein theils sind seine Mitglieder in einer zu abhängigen Stellung, theils gelten die von ihm erlassenen Gesetze erst, wenn sie der Gouverneur bestätiget hat; auch hat sich die Regierung ein unbedingtes Veto vorbehalten. Im Jahre 1838 hat man den dringenden Bitten der Einwohner der Kolonie wieder so weit nachgegeben, daß die Sitzungen dieses Raths öffentlich gehalten werden. Es unterscheiden sich ferner die Emancipationisten und die Exclusionisten in den alten Kolonien. Unter die Ersteren rechnet man die freigewordenen Deportirten und ihre Nachkommen, und die sich angesiedelten Soldaten, und zu den Letzteren werden die ursprünglich Freien (Beamte, freie Einwanderer 2c.) gezählt. Diese beiden Partheyen stehen sich einander gegenüber, feinden sich gleichsam an, weil die Letztern natürliche Vorrechte zu haben glauben, da nicht Deportation sie nach der Kolonie gebracht hat, sondern der Wille der Regierung, in deren Dienste sie stehen, und freier Entschluß; indessen manche freie Einwanderer: Handwerker, Arbeiter, halten sich doch zu jenen, welchen sie, ihren Verhältnissen nach, näher stehen. Die Reibungen dieser Partheien haben zu manchen Versetzungen und Abberufungen von

Beamten Veranlassung gegeben. Am stärksten sollen diese Reibungen in den 1820ger Jahren gewesen seyn, als besonders von den Emancipationisten das Streben nach politischen Garantien gegen die Gewalt des Gouverneurs ausging; sie haben sich dann wieder etwas verloren, traten aber bei allen Streitigkeiten wieder eben so lebhaft hervor, und bilden in den geselligen Verhältnissen noch immer eine fühlbare Scheidewand, wie reich auch viele der Emancipationisten geworden sind. In Vandiemensland war diese Spannung nicht so stark, als in Neu-Südwales. Die Emancipationisten sind zwar in rechtlicher Beziehung den Exclusionisten völlig gleich gestellt; allein dieses rettet sie nicht vor jener Zurücksetzung. Die Verordnungen früherer Gouverneure, welche einen Unterschied zwischen diesen beiden Klassen der Bevölkerung machten, sind längst abgeändert, alle Freien haben Zutritt als Geschworene, auch beim Obergerichte, erhalten, die drückendsten Klauseln des Darlingschen Preßgesetzes sind aufgehoben, welches gegeben wurde, als die Journale ein Kampfplatz der beiden Partheyen geworden waren ꝛc.; allein alles dieses sind vergebliche Maaßregeln; denn über die angeerbten und sich immer tiefer einwurzelnden Vorurtheile läßt sich nicht gebieten, und wenn sie in allen andern Ländern kaum merklich sind, indem die Vergehen sich verwischen, und den Individuen, wenn solche eine nicht gravirende verachtungswürdige Seite haben, in Hinsicht des Umganges keinen Makel anhängen, so muß es doch hier geschehen, da sich die Deportirten als die überwiegende Zahl herausstellen, und bei vielen dieser Individuen die frühere Lebens- und Erwerbsart immer wieder eintritt, sie also durch die Deportation und Strafe nicht gebessert worden, und dieses macht wohl hauptsächlich, daß sich die Exclusionisten von ihnen zurückzuziehen suchen und keinen geselligen Verkehr mit ihnen unterhalten. Um nun auch dieses zu vermeiden, soll England

beschlossen haben, Neu-Südwales und Vandiemensland als Deportationsorte ganz aufzugeben, und nur noch die Norfolkinsel und auch die Penalstationen dazu zu benutzen, und dieses wäre auch das einzige Mittel, diese Partheyen auf die Folge zu vereinigen, wenn der Fortpflanzungsstoff abgeschnitten wird. — Daß die alten Kolonien, besonders Neu-Südwales, als die älteste, sich nicht schon früher hoben, liegt wiederum in der ersten Bevölkerung derselben. Wie oben schon angeführt worden, wurde die erste Kolonie auf Neu-Holland an der Botanybay im Jahre 1788 angelegt, oder vielmehr an dem wenig von der genannten Bay entfernten Port Jackson, einem herrlichen Hafen, in welchem tausend Linienschiffe bequem liegen können. Hier fand Arthur Philipp, dem die Botanybay zur Anlegung der Kolonie angewiesen worden, die er aber dazu ganz unzweckmäßig fand, einen guten Boden und ein vortreffliches Klima, um eine Kolonie zu errichten. Bei seiner Abreise von England mit den Soldaten und Deportirten hatte er Lebensmittel auf zwei Jahre, Werkzeuge zum Ackerbaue, Kleidungsstücke, Hausthiere und andere nothwendige Gegenstände mitgebracht, womit der Anbau begonnen wurde. Die vom Kap und von Brasilien dahin gebrachten Pflanzen und Bäume wuchsen schön, und auch die fremden Thiere befanden sich wohl. Man errichtete daher zuerst Hütten, dann Häuser, bearbeitete die Felder, und suchte die Erde urbar zu machen; allein die Laster der hingebrachten Verbrecher, die Streitigkeiten mit den Eingebornen, und in den ersten Jahren der Mangel an Lebensmitteln, verzögerten die Fortschritte der Niederlassung; der größte Theil der Verurtheilten war weder durch Güte, noch durch Strenge zu bessern; in Verbrechen ergrauet, schämten sie sich selbst nicht, die armen Eingeborenen zu berauben und zu hintergehen; diese wurden dadurch mißtrauisch und zu Repressalien genöthiget, und tödteten jeden Engländer, der unbewaff-

net und allein in den Wäldern umherging. Die Arbeit, zu welcher die Verbrecher nur durch Zwang gebracht werden konnten, war nicht ersprießlich, und die Furcht vor Mangel an Lebensmitteln, welcher bald eintrat, verzögerte bloß einige Zeit die Ausbrüche anderer Leidenschaften. Durch die Nachlässigkeit der Kolonisten verirrte sich das Hornvieh in die Wälder, und erst nach sieben Jahren entdeckte man wieder eine Spur von demselben, und fand bald darauf eine schöne Herde wilder Ochsen, welche von den entlaufenen abstammten. Dieser Zustand dauerte bis ungefähr zum Jahre 1796, wo sich die Kolonie schon zu bessern anfing. Die Eingeborenen fingen an mit den Kolonisten in gutem Einverständnisse zu leben, und trieben zusammen einen nützlichen Tauschhandel, der die Kolonisten auf die Produkte Neu-Hollands aufmerksam machte. Das Vieh hatte sich sehr vermehrt, und die Fortschritte im Ackerbaue sicherten die Pflanzer vor einer Hungersnoth. Im Jahre 1800 wurden die schönen Aussichten, welche die Kolonie auf die Dauer darbot, durch zwei angekommene Irländer beunruhiget, welche die Kolonie durch ihre chimärischen Pläne zu verführen suchten; allein die Thätigkeit und Wachsamkeit des Gouverneurs kam dem Ausbruche zuvor, und dieser umsichtige Chef hatte das Vergnügen, die Kolonie, als er sie am Ende desselben Jahres verließ, in einem ganz andern Zustand zu lassen, als er sie im Jahre 1795 gefunden hatte. Von dieser Zeit an erhob sich die Kolonie Neu-Südwales, und gründete die Töchteranstalt Vandiemensland, die sich gleichfalls emporgearbeitet hat. Im Jahre 1801 erlitt die Kolonie ein neues Unglück, welches sie schon bei ihrem Entstehen getroffen hatte. Der Fluß Hawkesbury trat nämlich über seine Ufer, stieg 60 bis 70 Fuß hoch über sein gewöhnliches Niveau, verheerte die Felder und riß die Herden so wie die Häuser mehrerer Kolonisten mit sich fort. Der Schaden wurde indessen wieder ge-

heilt, und die Kolonien fingen an fortzublühen, wenn gleich anfangs nur langsam bis zu dem dritten Decennium dieses Jahrhunderts. Auch diejenigen, welche sich freiwillig in der Kolonie niederließen, haben anfangs die Erwartungen, welche man von ihnen gehegt hatte, betrogen, und sind der Regierung zur Last gefallen, indem sie ganz andere Bedingungen zu erhalten hofften, als sie wirklich erhielten, indessen hat sich dieses in der Folge auch anders gestaltet. Der erste Gouverneur oder Statthalter war Kapitain Arthur Philipp, welcher die Kolonie Neu-Südwales gründete; ihm folgte 1795 bis 1800 Kapitain Hunter, welcher das angefangene Werk fortsetzte; diesem folgte Kapitain King bis zum Jahre 1806, und Kapitain Bligh bis 1808, worauf General-Major Macquarie am 1sten Januar 1810 die Oberaufsicht antrat, welchem Brisbane folgte, der im Jahre 1825 einen Nachfolger erhielt. — Was den Kultus betrifft, so geht dieser in den Kolonien Südindiens seinen Gang in freier Ausübung jeder Religionspartey ruhig fort; besondere Reibungen sind noch nicht entstanden, und einzelne Zwistigkeiten sind beseitiget worden. Die Englische Hochkirche, die Presbyterianer und alle andern Religionsparteyen leben hier bei- und durcheinander, und auf den Inseln sind die Missionaire beschäftiget das Christenthum auszubreiten. Einer der berühmtesten Missionaire ist Williams, der 1838, nach einem dreijährigen Aufenthalte in London, zur Fortsetzung seines sechzehn Jahre lang betriebenen Werkes wieder nach der Südsee abgegangen ist. Sein im Jahre 1837 zu London erschienenes Werk: „A narrative of missionary entreprizes in the South Sea Islands etc." giebt die seltsamsten Aufschlüsse über die von der Hinterindischen Halbinsel über die Molucken und die Australischen Inseln Malayischer Race bis nach dem alten Peru reichende Sprachverwandtschaft. Von den verschiedenen Inselgruppen erhielten zuerst die Socie-

täts-Inseln im Jahre 1797 Missionaire, die Freundschafts-Inseln 1822, oder wenn man eigentlich von dem Beginnen des Missionswerks rechnen will, erst 1826, die Sandwichinseln auch erst im Anfange und die Harweyinseln am Schlusse des vorigen Decenniums. Die Bekehrungsversuche sind auf den genannten Inseln alle nach Wunsch ausgefallen, und der größte Theil ihrer Einwohner bekehrt worden. Man will aber auch der Missionsthätigkeit in der Südsee zu große Strenge vorwerfen, und zum Theil soll dieses mit Recht geschehen, wegen des Rigorismus der Sonntagsfeier, der Vervielfältigung des Gottesdienstes ꝛc., ohne manche Eigennützigkeiten der Missionaire hierher zu rechnen, welches allerdings Tadel verdient, und leicht die Bewohner vom Christenthume wieder abschrecken könnte. — Was die Literatur betrifft, so erscheinen in Sidney acht, in Habartown neun Zeitungen; auch giebt es schon eine Australische Literatur, religiösen, schönwissenschaftlichen und praktischen Inhalts; die andern Kolonien haben gleichfalls Zeitungen.

Die Kolonisation von Neuseeland, heißt es in dem geographisch-statistischen Hülfsbuche für die Gegenwart ꝛc., Heft 2. Altenburg, 1841. S. 236 u. f., ist in jeder Beziehung wichtig. Neuseeland selbst in physischer Beziehung eine sehr vollkommen ausgebildete Insel, mit einem schönen Klima, reichen Naturschönheiten, guten Häfen, schiffbaren Flüssen, und zum Theil wichtigen Produkten, z. B. dem Neuseeländischen Flachse (Phormium tenax), mehreren sich zum Schiffbaue, besonders zu Mastbäumen eignenden Holzarten (Dammari Australis oder Pinus Kauri und Vitex litoralis, auch Neuseeländische Eiche genannt), ist in den letzten Jahrzehenden in einen immer lebhafteren Handelsverkehr mit den Europäern gezogen. Englische und andere Schiffe, namentlich aus Australien, holen von dort her jene sehr gesuchten Produkte. Außerdem war sie eine sehr wich-

tige Station für die Wallfischfänger. Im Jahre 1814 erhielt diese Insel zuerst bleibende Europäische Einwohner, in der Person von drei Englischen Missionairen. Allmählig war aber diese Bevölkerung bis auf 2000 angewachsen, zum Theil freilich der schlechtesten Art, aus entlaufenen Verbrechern der Englischen Straffkolonien, Matrosen ꝛc. bestehend. Im Jahre 1815 geschah der erste Englische Souverainitätsakt gegen diese Insel, indem der Gouverneur von Neu-Südwales, Macquarie, den dortigen Missionair Kendall zum Friedensrichter ernannte, um solche Flüchtlinge zu verhaften, und auch die von den Befehlshabern Englischer Schiffe gegen die Eingebornen verübten Vergehungen zu richten, wobei er zugleich Neuseeland für ein von England abhängiges Gebiet erklärte. Diese Förmlichkeit blieb ohne weitere Folgen, und vereinzelte Kolonisationsversuche zur Europäischen Bevölkerung geschahen ohne besondere Auctorisation der Regierung. Da trat im Jahre 1837 in England ein Komité zur regelmäßigen Kolonisation der Insel durch eine Kompagnie zusammen, das fast ganz nach denselben Grundsätzen gebildet war, wie das oben aus Südaustralien bekannte, nur daß das von dem Komité in Besitz zu nehmende und darauf nach dem Landverkaufssysteme an Einwanderer abzulassende Land den Eingebornen in aller Form Rechtens abgekauft, und ein Theil davon denen unter ihnen, die sich darauf anzusiedeln wünschten, vorbehalten werden sollte. Im Jahre 1838 fiel das Komité, das indessen seine Verkaufsgeschäfte in London begonnen hatte, beim Parlamente mit seinem Gesuche um Genehmigung durch, erhielt dieselbe aber im folgenden Jahre. Hierauf ging der Oberst Wakefield, Agent der Kompagnie, mit den ersten Auswanderern nach Neuseeland ab, wo er im Oktober 1839 anlangte. Er kaufte größtentheils für Waffen und Munition von mehreren dortigen Häuptlingen einen Strich Landes an der Bay

Port Nicholson, auf der nördlichen Insel an der Cookstraße, und begann an der westlichen Seite dieser Insel die Anlage der Hauptstadt Wellington. Bald kamen neue Landankäufe, auch auf der südlichen Insel, zusammen etwa 150 Quadratmeilen, hinzu. In Wellington wurde am 11ten April 1840 bereits die zweite Nummer der dortigen Kolonialzeitung ausgegeben, gedruckt in einer Hütte aus Baumrinde (die erste war schon in England, vor der Abfahrt, erschienen), Schiffe aus Sidney uud Port Philipp kamen an, und eine dort errichtete Zweigbank der Australischen Unionsbank war in voller Thätigkeit. Den ersten Ankömmlingen sind schon mehrere Male neue Auswanderer, namentlich aus Englischen Fabrikstädten und aus Hochschottland, oder auch aus Neu-Südwales nachgefolgt, und es scheint, daß diese Kolonie sich ganz vorzüglich heben wird. Im Jahre 1840 im April sah sich der Kolonialconseil veranlaßt, die der Niederlassung gegebene Verfassung von den eingebornen Häuptlingen bestätigen zu lassen. Am 21sten May hat indessen Hobson nach einem am 6ten Februar mit den Häuptlingen abgeschlossenen Kontrakte die Englische Souverainität über ganz Neuseeland, sowohl die nördliche, als auch die südliche Insel, proklamirt. Im Jahre 1838 hat sich auch der Baron von Thierry aus Frankreich, mit Unterstützung der Französischen Regierung, in den Besitz eines Küstenstrichs der nördlichen Insel gesetzt. Er hatte viel für die Kultivirung desselben gethan, und auch ein von ihm entworfenes Gesetzbuch eingeführt, und nannte sich König von Neuseeland, und das Zollhaus von Sidney respektirte seine Flagge und sein Signal. Sein Besitzthum war nachher von den Häuptern selbst wieder angefochten worden, indem sowohl sie, als er durch den Vermittler des Verkaufs hintergangen seyn sollen, und seine Herrschaft soll ihr Ende erreicht haben, so daß

England dadurch eines Abfindens mit ihnen überhoben wäre.

Landeseintheilung Südindiens. I. Neuholland, das Continent Südindiens, durch die Holländer im siebzehnten Jahrhunderte entdeckt, und von ihnen nach ihrem Lande benannt, enthält die Kolonien Neu-Südwales, Vandiemensland auf einer dazu gehörigen Insel, die nur durch die Baßstraße davon getrennt ist, Westaustralien oder Swanriver, Südaustralien, Port Philipp und Nordaustralien; s. oben, S. 303 u. f. Von der Ersteren hat die Grafschaft Cumberland, außer der Hauptstadt Sidney, mit einem Hafen, einem Forte, einer Handelsbank, einer Sternwarte, mehreren Schulen und gelehrten Gesellschaften, einem Theater, Hospitale, Magazine und mehreren ansehnlichen Gewerben, noch die Städte Paramatta oder Rose-Hill, mit einigen Fabriken und besuchten Märkten, wohin auch viele von den Ureinwohnern kommen, um ihre Produkte zu verhandeln; Windsor, Liverpool, Newcastle, in dessen Nähe ansehnliche Steinkohlengruben, und das Dorf Brickfield mit Ziegeleyen, Töpfereyen und einer Fayancefabrik. Die Grafschaft Westmoreland, mit der Stadt Bathurst, die im Jahre 1818 am Macquariefluſſe auf der Westseite der blauen Berge errichtet worden. Von Sidney bis Bathurst geht eine schöne neuangelegte Straße. Auf Vandiemensland sind, außer der Hauptstadt Hobart-Town, noch die Städte Elizabeth-Town, im Jahre 1813 angelegt, Georges-Town, eine neue immer mehr aufblühende Stadt, am schiffbaren Tamar, an dessen Mündung der Port Dalrymple ist. — II. Die Norfolk-Insel, 270 Meilen von Port-Jackson entfernt, zwischen Neu-Caledonien und Neu-Seeland, mit sehr steilen Küsten, die das Landen beschwerlich machen. Auf der an der Südseite gelegenen Sidneybay war sonst eine Britti-

sche Niederlassung angelegt, wo Europäische Getreidearten und Hausthiere sehr gut fortkamen, die aber 1811 einging, indem man die Kolonisten nach Neu-Südwales und Vandiemensland versetzte. Bei dieser Insel liegen die Philipps- und Nepean-Insel. Auf der Letzten mußten, während die Kolonie auf Norfolk bestand, Deportirte Seesalz gewinnen. Das Klima ist mild und angenehm und der Boden fruchtbar; sie ist mit dichtem Walde besetzt, und das vorzüglichste Produkt derselben ist die Neu-Seeländische Flachspflanze. Die Küsten sind reich an Fischen, worunter sich der Schnappfisch auszeichnet. — III. Neu-Guinea, mit einem Flächeninhalt von 8500 bis 13,000 Quadratmeilen, eine der am frühesten entdeckten Südindischen Inseln, welche im Süden durch die Torresstraße von Neu-Holland, und im Osten durch die Dampiersstraße von Neu-Britannien geschieden ist; sie liegt vom 148 Grad bis 166 Grad östlicher Länge und vom Aequator bis 10 Grad südlicher Breite. Die Küsten sind hoch und bergig, und die Südküste ist noch größtentheils unbekannt. Das ganze Land endiget sich in drei großen Halbinseln, und ist im Innern mit hohen, zum Theil mit immerwährendem Schnee bedeckten Bergen und rauchenden Vulkanen besetzt. Die Einwohner gehören zu der negerartigen Race, haben Häuser auf Pfählen gebauet, und gehen fast nackt. Unter ihren Waffen haben sie hohle Stöcke, welche Feuer und Rauch auswerfen. Man unterscheidet dreierlei Einwohner: Papuas, Haraforas und Oran-Bandschu, welches ein wanderndes Fischervolk seyn soll. Man will die Mohamedanische und Buddhistische Religion aus den Gebräuchen erkannt haben. Die Produkte der Insel sind: Brodfrüchte, Bananen, Pisang, Platanen, Bambus, Kokosnüsse, Betel, Sago, Gewürznelken, Ingber, Muskatnüsse ꝛc. Von Mineralien findet man wenige angeführt, doch soll es an edlen Metallen nicht fehlen. Im Thierreiche

giebt es Schweine, Hunde, Paradies- und Promeropsvögel, Tauben, Papageyen, Meergänse, Fische ꝛc. Die am westlichen Ende liegenden kleinen Inseln sollen im Zusammenhange mit den Molukkischen stehen. Die bekannteste Gegend ist der Hafen Port Dory bei dem Kap gleichen Namens. Unter den zahlreichen Neuguinea umgebenden Inseln ist Waigiou wegen seines vortrefflichen Hafens, Offak, merkwürdig, welche Insel stark bevölkert ist. — IV. Die Pelewes-Inseln, welche vom 3 bis 8 Grad nördlicher Breite und vom 147 Grad 30 Minuten bis 154 Grad 30 Minuten östlicher Länge liegen, haben einen fruchtbaren Boden, und sind mit vielen Waldungen bedeckt. Dann bringt der Boden Kohl- und Kokospalmen, Arekanüsse, Pisangs, Südfrüchte, Zuckerrohr, Yams, Brodfrüchte, Bambusrohr, Catappanußbäume ꝛc. hervor. Von Europa sind Rindvieh, Schweine, Ziegen, Schafe hierher verpflanzt worden. Die Einwohner sollen sehr gutmüthig seyn, und die volkreichste Insel heißt Eri-kli-Thu mit dem Hauptorte Kurura. Die größte dieser Inseln Babel-Thuup hat zwölf Meilen im Umfange. — V. Die Marianen- oder Lazarus-Inseln, auch Ladronen- oder Diebesinseln genannt, die aus sechzehn, nach Andern aus zwanzig Inseln bestehen sollen; sie wurden im Jahre 1521 durch Magellane entdeckt und den Spaniern unterworfen, aber eine völlige Niederlassung geschah erst im Jahre 1678. Diese Inseln liegen südlich von der Boningruppe von 161 bis 164 Grad östlicher Länge und vom 13 Grad 15 Minuten bis 20 Grad 20 Minuten nördlicher Breite, und sind vulkanischen Ursprungs, größtentheils mit Bergen bedeckt, und haben keinen einzigen sicheren Hafen. Das Klima ist mild und gesund, indem die Sommerhitze durch die Seewinde sehr gemäßiget wird. Auf den meisten herrscht eine sehr üppige Vegetation. Man findet hier alle Tropischen Produkte, und von Thieren findet man

Esel, Maulesel, Lamas, Hirsche, wilde Schweine. Bei der Unterjochung dieser Inseln durch die Spanier betrug die Zahl der Ureinwohner 150,000; jetzt ist die Zahl der Einwohner sehr geringe, im Jahr 1816 zählte man 902 Häuser und 5389 Einwohner. Die größte Insel ist Guam oder Guajan, die 20 Meilen im Umfange hat, und der Sitz des Spanischen Gouverneurs ist, der vom Spanischen Hofe auf sechs Jahre dahin geschickt wird. Die Hauptstadt ist S. Ignazio de Agana, in einer reizenden, mit Palmenhainen umgebenen Ebene; sie ist regelmäßig gebauet und hatte 1816 in 448 Häusern 3115 Einwohner. Der Hafen liegt vier Seemeilen davon, und wird durch zwei Forts beschützt. Auf der Insel Tinian sind merkwürdige Ruinen von Tempeln. — VI. Die Karolinischen oder Neu-Philippinischen Inseln, die zwischen dem 6ten und 12ten Grad nördlicher Breite, von Westen nach Osten einen Raum von 22 Graden (vom 156sten bis 178 Grad) einnehmen, sind den Europäern wenig bekannt. Man theilt solche in mehrere Gruppen, und von diesen Gruppen ist die von Lamurzec, darunter die Insel Lamurzec mit 2000 Einwohnern, die Residenz eines Königs, dem im Jahre 1818 22 Inseln mit 5459 Einwohnern unterworfen waren. Die Eingebornen gehören zur Malayischen Raçe, sind groß, stark gebaut, und von nußbrauner Farbe. Die Produkte der Insel sind Brodfrüchte, Kokosnüsse, Arumswurzeln ꝛc.; aber ein vorzüglicher Nahrungszweig der Einwohner ist die Fischerey. Die Gruppe Cittak ist die unbekannteste von allen, und besteht aus mehreren Inselketten, davon die südöstliche Lugulus oder auch Hogolen heißt, und eine Insel von beträchtlichem Umfange enthält. Alle diese Inseln wurden von den Spaniern, unter der Regierung König Karls des Zweiten von Spanien entdeckt, von dem sie den Namen bekommen haben. Nachher kamen Missionaire dahin, und die Spanier rechne-

ten sie zu ihren Ostindischen Besitzungen, ohne sie einmal genau zu kennen, noch sich zum Herrn davon proklamirt zu haben. — VII. Die Monteverdos-Inseln; diese aus 29 Inseln bestehende Gruppe wurde im Jahre 1806 von Monteverdo, einem Spanier, entdeckt. Sie nehmen einen Raum von zehn Stunden ein, sind niedrig und haben Waldungen und Bäche. Die Einwohner sind olivenfarbig, groß, wohlgestaltet und haben plattgedrückte Nasen und schwarze krause Haare. Nach Einigen sollen diese Inseln die bei den vorhererwähnten Karolinischen Inseln angeführten Hogolen seyn. — VIII. Die Radack-Inseln, eine große Inselgruppe, die aus sechs kleineren besteht, und von Kotzebue im Jahre 1817 entdeckt wurde. Sie liegt vom 8ten Grad 18 Minuten bis 10ten Grad 27 Minuten nördlicher Breite und 186sten Grad 55 Minuten bis 188sten Grad 53 Minuten östlicher Länge in einer östlichen Entfernung von den Karolinischen Inseln. Die sechs Gruppen heißen: die Romanzoffs-, Tschitschagoffs-, Arakscheefs- und Haiden- (bei den Eingebornen Legiep genannt) Inseln, und die Gruppen Aour und Ailou. Diese Inseln sind meist niedrig, enthalten im Innern kleine Seen, und haben Kokosbäume, Brodfruchtbäume und Pflanzungen von Bananen und Arum. Eine Hauptnahrung der Einwohner macht die Pandanusfrucht aus. Die Einwohner selbst gehören zur Malayischen Race, sind wohlgebildet, sanft, haben Wohnungen, treiben Schiffbau, und sollen zu den liebenswürdigsten Völkern der Südsee gehören. Auch folgen sie einigen Religionsvorschriften aus Ueberlieferung. Im Westen von der Inselkette Radack läuft mit ihr eine andere Inselkette parallel, die aus neun großen Gruppen und aus drei einzelnen Inseln besteht, stark bevölkert ist, und Ralick genannt wird. Die Gruppe Otdia soll die volkreichste und größte in der Kette Ralick seyn. Die Gruppe Bigini, die nörd-

lichste und westlichste von allen, soll dieselbe seyn, deren Gilbert unter dem Namen Pescadores-Inseln erwähnt. Kotzebue entdeckte noch eine Gruppe von Inseln, welche nördlich von den Radacks-Inseln unter 11 Grad 11 Minuten nördlicher Breite, und 187 Grad 32 Minuten östlicher Länge liegen, und durch einen Kanal davon getrennt sind, die er Kutusoff- und Suwaroffs-Inseln nannte, bei den Eingebornen Udirick und Tagay; sie sind niedrig, größtentheils durch Korallenbänke verbunden, und alle bewohnt. — IX. Die Mulgraves-Inseln oder Marshalls- und Gilberts-Inseln, welche im Jahre 1788 entdeckt wurden und vom Aequator bis 11 Grad nördlicher Breite, und vom 188 Grad bis 198 Grad östlicher Länge liegen. Diese Inseln haben einen großen Ueberfluß an Kokospalmen und anderen Bäumen. Die meisten dieser Inseln sind sehr niedrig; die Einwohner schön gewachsen und stark kupferfarbig. Man rechnet hierher: die Hendervilles-, Woodle's, Hoppers-, Matthews-, Knoxinsel, die Kalverts-Inseln ꝛc. — X. Die Admiralitäts-Inseln, die vom 164 Grad bis 166 Grad östlicher Länge, und vom 2 bis 3 Grad südlicher Breite liegen, haben ein sehr angenehmes Klima und einen fruchtbaren Boden. Sie bestehen in einer großen und über vierzig kleineren Inseln von verschiedener Größe, bei welchen die Landung durch Felsenriffe und Brandungen erschwert wird. Ueber den Charakter der Einwohner sind die Reisenden, welche diese Insel besuchten, verschiedener Meinung; nach Einigen sind sie feindselige, nach Andern friedliche, kein Mißtrauen zeigende Menschen. Im Westen dieser Inseln liegen die Anachoreten-Inseln, die Inseln los Eremitanos, die Isles basses ꝛc., die sämmtlich nur klein sind. — XI. Der Archipel von Neu-Britannien, welche Inseln vom 2 Grad 20 Minuten bis 7 Grad südlicher Breite und vom 165 Grad bis 170 Grad östlicher

Länge im Norden der Louisiade, und östlich von Neu-Guinea liegen, von welcher letzteren Inseln sie durch die Dampiersstraße getrennt worden. Wilhelm Dampier entdeckte diese Inselgruppe im Jahre 1700 und nach ihm wurde auch die oben erwähnte Straße genannt. Die meisten dieser Inseln sind stark bevölkert und haben einen guten Boden, der Ingber, Muskatbäume, Pfeffer, Kokosnüsse, Yams, Pisangs, Zuckerrohr, Brodfrüchte, Guajaven ꝛc. hervorbringt. Im Thierreiche findet man Schweine, Hunde, Tauben, Papageyen und mehrere andere Vögel, viele Fische ꝛc. Zu den größten dieser Inseln gehören: I. Neu-Britannien, wovon die Südküste über 80 Meilen lang ist. Der Boden ist mit vielen Waldungen bedeckt, und zu Anpflanzungen günstig. 2. Die Stephensinsel, welche noch wenig bekannt ist. 3) Neu-Irland, mit schönen Anpflanzungen und gut bevölkert. 4) Neu-Hannover, mit hohen Bergen im Innern, an der Nordwestküste aber flach. Man findet hier Anpflanzungen und zierliche auf Pfählen erbauete Häuser. Diese Insel ist sehr bevölkert und erhielt ihren Namen von Philipp Carteret, der sie im Jahre 1768 besuchte. Zu den kleinen Inseln gehören: York, Sandwich-Insel, Portlands-Inseln, Anton-Caves-Insel ꝛc. — XII. Die Louisiade, eine aus vielen kleinen Inseln bestehende Gruppe, die im Osten und Südosten von Neu-Guinea liegen, und sich von 166 Grad bis 172 Grad östlicher Länge und 8 bis 12 Grad südlicher Breite erstrecken. Der Boden ist bergig, jedoch fruchtbar, und die Einwohner sollen in ziemlicher Anzahl darauf vorhanden seyn, sich Piroguen bauen, und Schilde zu ihrer Vertheidigung gebrauchen. Dahin gehören: die Gruppe Trobriand, die Insel d'Entrecasteaux, und die Insel Rossel, die äußerste östliche Insel des ganzen Archipels. — XIII. Die Salomonsinseln, welche im Jahre 1567 durch Alvaro de Mendana, einen Spanier, entdeckt wurden, findet

man auch unter dem Namen Neu-Georgien angeführt; sie erstrecken sich vom 172 bis 180 Grad östlicher Länge und vom 4 Grad 21 Minuten bis 11 Grad südlicher Breite. Die meisten dieser Inseln sind von Gebirgen durchzogen, die sich sehr hoch erheben und von majestätischer Form sind; so z. B. soll der Lammas auf Guadalcanar an kolossalem Ansehen und an Höhe dem Pik von Teneriffa gleichen. Der meistens vulkanische und höchst fruchtbare Boden giebt Kokospalmen, Bananen, Zuckerrohr, Gummibäume, eine Art Mandeln 2c. und an Produkten des Thierreiches wilde Schweine, Hühner, wilde Enten, Becassinen, Strandläufer, verschiedene Wasservögel. Fische, Schildkröten 2c. — Die Einwohner dieser Inseln gehören größtentheils zu den Papuas, gehen völlig nackt, und sind zahlreich, stark und gut gebauet; auch besitzen sie einige Kunstfertigkeiten, besonders im Bauen der Piroguen, die bisweilen über 80 Fuß lang sind. Die größte der Inseln führt den Namen Isabel- oder Elisabethsinsel, deren östliche Küste Côte des Arsacides oder des Assasins heißt; dann folgt Bougainville, Choiseul, Simbu, Hammond, Guadalcanar und San Christoval. Zu den kleineren, deren Zahl noch unbestimmt ist, gehören: Bouka, Marsh, Carteret, Iles de la Tresorerie, Gover, Simpson, Iles des Contrarietés 2c. — In gleicher Richtung mit den Salomonsinseln und in ansehnlicher Entfernung liegen die isolirten Inselgruppen Hunter (9 größere und mehrere kleinere), Lord Howe (32 kleine Inseln) und Stewart, welche letztere Inseln, fünf an der Zahl, im Jahre 1787 entdeckt wurden. — XIV. Die Königin-Charlotten-Inseln oder der Archipel von St. Cruz, westlich von den neuen Hebriden, welche vom 10 Grad bis 11 Grad südlicher Breite und vom 182 Grad bis 185 Grad östlicher Länge liegen; sie sind klein, mit Bergen besetzt, haben einen sehr fruchtbaren Boden

und eine üppige Vegetation. Die Produkte bestehen in Sagopalmen, Zuckerrohr, Kokospalmen, Brodfrüchten, woran diese Inseln sehr reich sind. Die Einwohner sind zahlreich, nicht ganz roh, stark, lebhaft, haben eine schwarze Farbe, wolliges Haar, gehen nackt, mit Ausnahme der Weiber, wohnen in Dörfern mit Häusern, die auf Pfählen stehen, wohin man auf Leitern steigt, und treiben Gartenbau und Gewerbe. Die Hauptinsel heißt Egmonts-Insel, auch Santa Cruz, und ist neun bis zehn Meilen groß, hat mehrere bevölkerte Dörfer, worunter ein sehr volkreiches auf der Nordküste an der Ferrers-Bay liegt. Die Einwohner besitzen ordentliche Plantagen der Kokospalmen, Pisangs, Bataten und andere Vegetabilien. Kleinere Inseln sind: die Durrys- oder Neu-Alderney-, Swallow- oder Schwalben-, Carterets-, Keppel-, Trevanion- und Vulkaninsel, die Howesinsel ꝛc. — XV. Die Neu-Hebridischen Inseln, von neuern Geographen Archipel des Heiligen-Geistlandes genannt; sie liegen im Süden von Santa Cruz und im Norden von Neu-Caledonien, vom 13 Grad bis 21 Grad südlicher Breite, und 184 Grad bis 188 Grad östlicher Länge, von Cook entdeckt, und Neu-Hebridien genannt, haben ein herrliches Klima und einen fruchtbaren Boden, sind mit schön bewaldeten Hügeln besetzt, von fruchtbaren Thälern durchschnitten, und reich an Bächen. Die Produkte sind den schon oben erwähnten der Südsee-Inseln gleich. Auf einigen Inseln hat man ordentliche Pflanzungen, die zum Theil steinerne Einfassungen haben. Die zahlreichen Einwohner gehören zu den Papuas, sind von brauner Farbe, haben flache breite Nasen und hervorstehende Backenknochen; sie gehen völlig nackt, mit Ausnahme der Weiber, die eine Art Rock anhaben. Cook schildert die Einwohner auf Mallicolo, einer dieser Inseln, sehr häßlich, fast den Affen ähnlich, ja es soll das häßlichste, un-

proportionnirteste Volk seyn, welches er auf seinen Reisen gesehen hat; denn sie sind klein, sehr dunkel von Farbe, haben lange Köpfe, platte Gesichter und Gebehrden wie große Affen; ihr Haar ist schwarz oder braun und lockig, aber nicht so wollig, als das Haar der Neger; ihre Bärte sind sehr stark, kraus und buschig, und schwarz oder braun. Auch hier gehen die Mannspersonen völlig nackt, den Gürtel um die Lenden ausgenommen. Die Weiber tragen, wie schon bemerkt, eine Art Rock; sie sind eben so häßlich, wie die Männer, und färben den Kopf, Gesicht und Schultern roth. Die Mütter tragen Körbe auf dem Rücken, worin sie die kleinen Kinder forttragen; sie ließen sich nur wenig von den Europäern sehen, hielten sich immer entfernt, und kamen kaum ans Schiff. Ihr Putz besteht in Ohrringen und Armbändern von Schildkrötenschalen, die künstlich genug gemacht seyn sollen. Um das Gelenk der rechten Hand tragen sie eine Schnur von Schweinezähnen, und um die linke einen Ring von Holz; die Nasenwand ist durchbohrt, und darin tragen sie einen ungefähr anderthalb Zoll langen, weißen Stein, in der Figur eines halben Ovals. — Die Einwohner sprechen eine Sprache, worin das R sehr häufig vorkommt, und ihre Sprachorgane sind so gut gebildet, daß sie mit Leichtigkeit die Europäischen Wörter nachsprechen, gerade das Gegentheil von den übrigen Insulanern; sie sprechen selbst das Russische Shtch sehr gut aus, dabei sind sie sehr scharfsinnig. Die größte der Inseln ist das Heiligegeist-Land. Die Einwohner dieser Insel, die unter dem 19 Grad südlicher Breite und 169 Grad westlicher Länge liegt, sind sehr kriegerisch und essen das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde. Auch hier ist es Mode, von den Haaren verstorbener Freunde Locken auf der Brust zu tragen, wie in Neuseeland von ihren Zähnen Ohrringe und Halsbänder gemacht werden. Die Männer sind von mittler Größe, schlank, von guten Gesichts-

zügen und angenehmen Gebehrden, sehr thätig und schnell, ungemein geschickt im Gebrauche der Waffen, aber dabei Feinde von schwerer Arbeit. Das Frauenzimmer, von angenehmen Aeußern, muß alle schwere Lasten von einem Orte zum andern tragen, dabei ist es im Gesichte, auf der Brust und den Schultern mit schwarzer, rother und brauner Farbe geschminkt. Beide Geschlechter tragen Halsbänder, Armbänder und Ohrringe. Die Einwohner waren anfangs sehr zurückhaltend und mißtrauisch, indessen gewannen die Engländer in wenigen Tagen das Vertrauen und die Liebe dieser kulturlosen noch rohen Nation dadurch, daß sie sich bei ihren Kindern einschmeichelten, und ihnen Lieder vorsangen. Die lebhaften Englischen und Deutschen Lieder waren ihnen angenehm; die Schwedischen Nationaltöne erhielten einen allgemeinen Beifall, vielleicht kommen sie mit den Ihrigen überein. Auch ihr Gesang war ziemlich tonreich, aber ernsthaft, wie der Charakter der ganzen Nation. Man will aber ihren Gesang und ihre Musik für die besten auf den Inseln der ganzen Südsee halten. Aus großer Freundschaft ladeten sie die Engländer in aller Unschuld zu ihren Töchtern ein, eine Sitte, die man fast bei allen kulturlosen Völkern findet. — Ferner sind hier noch bemerkenswerthe Inseln die Aurora, Pentecôte oder Pfingstinsel, die Insel der Aussätzigen, die Sandwichinsel, eine der schönsten, Teutonna, die östlichste, und Annatom, die südlichste Insel ꝛc. — XVI. Neu-Caledonien, eine von Cook entdeckte, 325 Quadratmeilen große Insel, die vom 19 Grad 58 Minuten bis 22 Grad 30 Minuten südlicher Breite, und vom 181 Grad 54 Minuten bis 185 Grad 54 Minuten östlicher Länge liegt, und 55 bis 60 Meilen lang und 10 bis 15 Meilen breit ist. Diese Insel ist von allen Seiten von furchtbaren Felsenriffen umgeben, welche die Annäherung sehr schwer machen. Eine fortlaufende Kette von Bergen, die sich stufenweise bis

3200 Fuß hoch erheben, durchziehen die ganze Insel, und werden an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. Die Produkte sind hier den übrigen auf den Südsee-Inseln gleich. An Mineralien findet man Granaten, Sandstein, Asbest, Seifenstein, Serpentin, und glaubt auch, daß Metalle vorhanden seyn werden. Die negerartigen Einwohner, die Förster auf 60,000 schätzt, gleichen den Bewohnern von Vandiemensland; sie gehen nackt und tragen nur einen Strick um den Leib, sind stark, munter, gut gebauet, thätig, höflich und freundlich, und gar nicht diebisch. Die Farbe ist ein dunkles Braun, sonst sind die Gesichtszüge und die Gebehrden gar nicht unangenehm, und besonders für denjenigen, der sich erst daran gewöhnt hat, da alles zuerst erblickte, wenn es von der Gewohnheit abweicht, auffällt, wobei man dann durch die plötzliche auffallende Einwirkung des Ungewohnten nicht gleich das Angenehme und Gefällige entdeckt, sondern erst der längere Umgang oder das öftere Sehen oder Anblicken macht uns dann mit dem Gegenstande so vertraut, daß man heller und klärer in den Spiegel des Antlitzes blickt, und so geht es auch den auffallenden Gesichtern südlicher Nationen, in denen man erst den Charakter entdeckt, nachdem man sich mit ihrem Gesichte hinlänglich vertraut gemacht hat. Die Friedfertigkeit der Neu-Caledonier und ihre Gutmüthigkeit verhindern jedoch nicht, daß sie, wie man nach ihren Waffen zu urtheilen scheint, auch Krieg führen; auch wollen neuere Reisende sie nichts weniger als friedfertig schildern, sondern beschuldigen sie der Wildheit und des Menschenfressens. Ihre Hütten gleichen den Bienenkörben, und sollen eben so dicht und warm seyn. Die Thür ist so enge, daß man nur von der Seite hineingehen kann; inwendig ist der Boden mit trockenem Grase und Matten, zum Sitzen und Schlafen, belegt. In der Hütte brennt immer Feuer, welches eine eigenthümliche Wärme und einen Rauch verbreitet, so daß ein Euro-

päer keine Minute darin aushalten kann. Die Frauen und Mädchen sind hier mehr zurückgezogen. Quincailleriewaaren und Spiegel hatten keinen Reiz für sie, jedoch besaßen sie eine seltsame Coquetterie; denn sie stellten sich oft für überwunden und gingen mit ihren Europäischen Verehrern in den Wald, liefen aber plötzlich wieder heraus und schlugen ihnen ein Schnippchen. Die Nahrungsmittel sind Wurzeln, Fische, eine Art großer schwarzer Spinnen, die sie auf Kohlen rösten, weicher Speckstein (Steatit), Baumrinde, und wie neuere Reisende erzählen, auch das Fleisch von ihren erschlagenen Feinden. Ihr Getränk ist Wasser. Ihre Sprache soll mit keiner der bekannten Südindischen Mundarten übereinstimmen. — Südlich von Neu-Caledonien liegt die Fichten- oder Cypressen-Insel, die mit 100 Fuß hohen Bäumen besetzt ist. — XVII. Neu-Seeland, welches vom 34 Grad bis 48 Grad südlicher Breite und vom 183 Grad bis 197 Grad östlicher Länge liegt, ist 4300 Quadratmeilen groß, und nach neueren Nachrichten der Engländer beträgt die Größe nur 2853 Quadratmeilen, wovon 1200 auf die nördliche, und 1653 auf die südliche Insel kommen. Die Cooksstraße theilt es in zwei Inseln, wovon die nördliche Eaheinomauwe und die südliche Tovy oder Tavai-Poenamoo heißt. Die südliche Insel ist sehr gebirgig, unfruchtbar, und weniger bevölkert, als die nördliche. Die Gipfel der Gebirge sind mit Schnee bedeckt. Die nördliche Insel ist freundlicher, die Berge sind mit Holz bedeckt; die Ebenen und bewässerten Thäler gewähren eine angenehme Abwechselung. Eine Gebirgskette durchzieht ganz Neuseeland von Norden nach Süden; man schätzt den Egmontsberg auf 14,760 Fuß Höhe. Unter den Flüssen ist der Thamesfluß einer der beträchtlichsten; der See Morberih ist 8 Englische Meilen lang und 4 breit und hat schöne Umgebungen. Der See Koto-Dua ist noch größer, hat eine Länge von 18 und eine Breite

von fast 9 Meilen, und in seiner Mitte hat er eine Insel. Das Klima ist angenehm und gesund, und die Produkte sind mannigfaltig genug. Man sehe über die Neuseeländer, ihre Produkte, ihren Handel und ihre Verfassung dasjenige nach, was oben, S. 268 u. f., darüber gesagt worden ist. — XVIII. Die Fidschi-Inseln liegen vom 15 Grad 40 Minuten bis 19 Grad 48 Minuten südlicher Breite, und vom 195 Grad bis 199 Grad 30 Minuten östlicher Länge; sie sind von vielen gefährlichen Korallenriffen umgeben. Das Innere dieser Inseln ist wenig bekannt, und die Produkte darauf, die man hat kennen lernen, sind denen der Freundschafts-Inseln gleich. Die Einwohner gehören zur Malayischen Raçe, unterhalten Pflanzungen, sind sehr geschickt im Arbeiten, und grausam im Kriege. Fidschi ist eine der größern Inseln, die 24 Meilen im Umfange hat; sie heißt eigentlich Nawihi-Lewu. Die größte aller Fidschi-Inseln ist Pau, die über 30 Meilen im Umfange hat, und im Innern mit Bergen und Wäldern angefüllt ist, worin viel Nadelholz wächst. Zwischen den Fidschi- und Mulgrave-Inseln liegt die Insel Rotumah, von etwa 6000 Menschen bewohnt. — XIX. Die Freundschafts- oder Tonga-Inseln liegen, wenn man Amargura, als die nördlichste, und Pylstaart als die südlichste ansieht, vom 18 Grad bis zum 22 Grad südlicher Breite, und vom 182 Grad bis 186 Grad östlicher Länge von Greenwich, oder 199 Grad 41 Minuten bis 203 Grad 41 Minuten östlicher Länge von Ferro. Die Zahl derselben wird auf 150 angegeben, worunter, außer Tongatabu oder Tonga, Anamoka, Tofoa, Eua, Vavao, die Insel Savage, die Hapai-Inseln, und die 1793 entdeckten Kermandec-Inseln sich auszeichnen. Das Uebrige über diese Inseln und deren Einwohner findet man oben, S. 295 u. f. — XX. Der Cook- oder Mandschia- oder Manquea-Archipel, welcher von Cook ent-

deckt wurde, und vom 18 Grad bis 22 Grad südlicher Breite, und vom 214 Grad 19 Minuten bis 219 Grad 38 Minuten östlicher Länge liegt, besteht aus niedrigen Inseln, an welche das Anlanden sehr gefährlich ist, weil sie unter Korallenfelsen und Klippen versteckt liegen. Die Produkte sind den übrigen auf den Südseeinseln gleich, und die Einwohner gehören zur Malayischen Raçe. Hierher gehören folgende Inseln: Mandschia oder Manqueea, mit 2000 Einwohnern in noch sehr rohem Zustande; Watiu, die Hervey's-Inseln, Palmerstone, eine Gruppe kleiner Eilande ohne Einwohner. — XXI. Die Schiffer-Inseln, welche nordwestlich von den Freundschafts-Inseln, vom 13 Grad bis zum 15 Grad südlicher Breite und vom 204 bis zum 209 Grad östlicher Länge liegen, gehören, wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, großen Bevölkerung und des Kunstfleißes der Einwohner, zu den merkwürdigsten der Südsee; sie sind bis zum Gipfel der Berge mit Bäumen bewachsen, und zwischen diesen Bergen befinden sich große Ebenen oder viele Thäler, mit Wohnungen übersäet. Die hierher gehörenden Inseln sind: Ma-una, Oyolava und Pola, welche an Schönheit, Umfang, Fruchtbarkeit und Bevölkerung das berühmte Tahiti übertreffen. Man rechnet auch noch hierher: Wallis, L'Enfant perdu, Goede Hoop, Cocos, die beiden Verräthers-Inseln ꝛc. — XXII. Die Societäts-Inseln, welche vom 16 bis 18 Grad südlicher Breite und vom 224 bis 229 Grad östlicher Länge liegen, sind größtentheils vulkanischen Ursprungs, und mit Korallenriffen umgeben. Zu diesen Inseln gehören, außer Otahiti oder Tahiti, welches sich in Groß- und Klein-Otahiti theilt, Maitea oder die Osnabrück-Insel, reich an Perlenmuscheln, Theturoa oder Titeroa, aus 6 bis 7 flachen Inselchen bestehend, Eimeo, durch einen Kanal von Tahiti getrennt, Huaheine, Ulietea oder

Ulieta, auch O-Rajetea genannt, durch einen Felsenriff mit der Insel Otaha verbunden; Bolabola oder Borabora, mit einem hohen Berge in der Mitte und einem geräumigen Hafen an der Westküste; Maurua, mit einem Hafen; Tubai, welche aus kleinen Inselchen besteht, die nicht bewohnt sind, aber von den Bewohnern der benachbarten Inseln häufig besucht werden, um Schalthiere, Fische und Schildkröten zu fangen. Was die Produkte, Einwohner der Inseln und deren Verfassung betrifft, so ist solches schon oben, S. 279 u. f. angeführt worden. — XXIII. Die niedrigen Inseln, in dem tobenden Meere, eine zahlreiche Inselgruppe, die so niedrig liegt, daß sie nur wenige Fuß über der Wasserfläche hervorragt, und in einem Theile des Meeres, das wegen der gefährlichen Schifffahrt das böse genannt wird. Die Inseln sind von kreisförmiger Gestalt, von den Madreporen aus der Tiefe des Meeres aufgeführt, und von Korallenriffen umschlossen. In der Mitte haben diese Inseln eine Lagune oder einen Binnensee. Auf einigen ist der fruchtbare Boden schon 8 bis 12 Fuß tief geworden, auf andern beträgt die fruchtbare Erde nur wenige Fuß, je nachdem die Inseln früher oder später aus dem Meere sich erhoben haben. Das Klima ist das tropische, aber die Hitze wird durch die Seewinde ungemein gemäßiget. An Gewächsen findet man Kokospalmen, Pandanus, Brodfüchte und Yams. Das Thierreich ist nur arm, am zahlreichsten sind die Wasservögel und Fische. Die Einwohner gehören zur Malayischen Race und sollen den Bewohnern der Societäts-Inseln gleichen; man hat sie jedoch noch nicht recht kennen lernen, da die ungeheuern Brandungen das Anlanden erschweren. Man rechnet hierher das Labyrinth oder Roggenween, eine Gruppe kleiner gefahrvoller Inseln; die Prinz-Wallis- (auch Fliegeneiland genannt), die Palliser-König-Georgs-Inseln, die Inseln der fehlgeschlagenen

Hoffnung (Disappointment); Chain-Island; Cumberlands-, Gloceſter-Inſeln ꝛc. Die kürzlich entdeckten Gruppen von Inſeln: die Kuriskette, die Kruſenſterns-Inſeln, die Romanzoff-Inſeln, die Spiridoff-Inſeln (die beiden Letzteren unbewohnt), gehören auch hierher. Auch entdeckte im Jahre 1820 der Ruſſiſche Kapitain Bellinghauſen in dem Meere der gefährlichen Inſeln eine Gruppe, welcher er den Namen Archipel Alexander des Erſten gab, deren Einwohner ſehr roh ſind, und ſich in keinen Verkehr mit den Ruſſen einließen. — XXIV. Die Inſeln des ſüdlichſten Archipels. Hierher werden diejenigen Inſeln gerechnet, welche im Süden von den Societäts- und den niedrigen Inſeln liegen, als: Ohetiroa, deren Einwohner die Otahitier noch an Kunſtfleiß übertreffen ſollen; Tuboai, mit ſehr fruchtbaren Hügeln; Oparo, ſtark bevölkert, deren Einwohner, wie auf Neuſeeland, verſchanzte Wohnungen haben. Die Pitcairns-Inſel, im Jahre 1814 von 46 Menſchen bewohnt, die Engliſch ſprechen und Abkömmlinge von Otahitiſchen Weibern und von einem Theile der Engliſchen Schiffsmannſchaft der Bounty ſind, die ſich gegen ihren Kapitain Bligh empört hatte. Die Inſel hat Ueberfluß an Yams, Bataten, Bananen, Kokosnüſſen; Schweinen, Ziegen, Geflügel. Man findet regelmäßig abgetheilte Pflanzungen und ein kleines hübſches Dorf. — XXV. Die Marqueſas- und Waſhingtons-Inſeln, welche vom 7 Grad 37 Minuten bis 10 Grad 25 Minuten ſüdlicher Breite, und vom 237 Grad bis 239 Grad öſtlicher Länge liegen, haben Berge, die zum Theil bewachſen ſind und Thäler einſchließen, die durch kleine Flüſſe und Bäche gut bewäſſert werden, und haben dieſelben Produkte, wie die übrigen Auſtraliſchen Inſeln. Dieſe Inſeln wurden von dem Spanier Mendana entdeckt, und auch Cook beſuchte ſie. Die Inſulaner kamen bald in

Kähnen herbei, brachten Brodfrüchte, Schweine und Fische, und vertauschten sie gegen Nägel. In jedem Kahne lag aber ein Haufen Steine und jeder hatte eine Schleuder an die Hand gebunden. Diese Insulaner gehören zur Malayischen Race, gehen beinahe ganz nackt, haben im Tättowiren den höchsten Gipfel erreicht, und verwenden darauf eine weit größere Aufmerksamkeit, als jedes andere Volk. Nach Einigen sollen die Einwohner der Marquesas-Inseln die feinste Gattung von Menschen in der Südsee seyn. In Ansehung der feinen Gesichtszüge und der regelmäßigen Bildung übertreffen sie vielleicht alle Nationen der Welt. Die Aehnlichkeit ihrer Sprache mit der Otahitischen zeigt, daß beide Nationen einen Stammvater haben. Die Tättowirung besteht in Punkten von schwarzem Ansehen; allein die Weiber, die nur wenig punktirt sind, sind eben so weiß, als manche Europäerin. Ihre Kleidung gleicht der Otahitischen, und auch in ihren Gebräuchen sind sie sich ähnlich. Bei Cooks Anwesenheit hatte Einer der Matrosen etwas versehen, und er erhielt von diesem Kapitain Schläge; sogleich riefen die Insulaner aus: tape a hai te tina (er schlägt seinen Bruder)! Sie sehen sich daher einander als eine Familie an, von welcher der älteste Bruder das Oberhaupt ist. Der ganze Vorzug des Oberhauptes besteht in etwas besserem Putze, als der des Volkes, welches, wie schon bemerkt, aus Bequemlichkeit wegen der Wärme des Klimas nackt geht. Die Einwohner auf diesen Inseln haben kein R in ihrer Sprache, können es auch nicht aussprechen, obgleich sonst die Wurzelwörter mit den übrigen Sprachen in der Südsee überein kommen. Dieses Volk ist eben so gutmüthig und freundschaftlich als die Otahitier, kennen nach Sonnenuntergang keine Rache mehr, brachten Pfefferwurzeln und grüne Zweige zum Friedenszeichen eben den Europäern, die Tages zuvor wegen eines Diebstahls,

eines Vergehens, dessen Europäische Strafe der Verbrecher nicht kannte, einen ihrer Brüder getödtet hatten. Die fünf Marquesas-Inseln sind: St. Magdalena (Fatuiwa), S. Pedro (Motane), S. Christina (Tahuata), mit einem schönen Hafen, La Domenica (Hiwaoa), die größte und mit hohen Gebirgen, die Hoods-Insel oder Fetugu. Nördlich liegen die acht Washingtons- oder Revolutions-Inseln, worunter Nukahiwa die ansehnlichste ist; sie hat eilf Meilen in ihrer größten Länge und 12 bis 18,000 Einwohner, die unter Häuptlingen stehen. Diese Inseln bestehen aus nackten, schroffen, größtentheils unzugänglichen Bergen, welche hin und wieder sehr fruchtbare und wasserreiche Thäler bilden. Die Südküste besteht aus ganz hohen Felsen, die gegen das Ufer einen jähen Abhang haben, und von welchen die schönsten Cascaden herabstürzen. Die sichersten Häfen an dieser Küste sind: Port Anna Maria, Comptrollers-bay und Port Tischitschagoff. Die Nukahiwier sind körperlich wohlgebildet, zeigten sich gegen die Europäer freundschaftlich, leben aber unter sich in beständiger Fehde, und sind Liebhaber von Menschenfleisch, indem sie das Fleisch der erschlagenen Feinde verzehren. Sie wohnen in Hütten, haben einige Anpflanzungen und zeigen Kunstfleiß. Die Nordamerikaner hatten auf dieser Insel im Jahre 1813 eine Niederlassung nebst Fort angelegt, welche aber 1815 wieder zerstört worden ist. Die übrigen Inseln sind: Uahugä, Uapoa, Ileplate oder Lincoln, Mottnaity, zwei kleine neben einander gelegene unbewohnte Inseln, Hian und Fattuuhu, welche beide Letzteren gleichfalls unbewohnt sind. — XXVI. Waihu oder die Osterinsel, welche unterm 27 Grad südlicher Breite, und 267 Grad 56 Minuten östlicher Länge von Ferro liegt; sie hat 2000 Einwohner, die zur Malayischen Race gehören und wohlgebildet sind, und 10 bis 12 Seemeilen im Um-

fange. Das hohe Gebirge, woraus die Insel besteht, scheint vulkanischen Ursprungs zu seyn. Es fehlt hier gänzlich an süßem Wasser, doch findet man mehrere von den gewöhnlichen australischen Gewächsen, Brodfrucht und Kokospalmen giebt es aber nicht. Die Einwohner haben ordentliche Pflanzungen und sind nicht ohne Industrie, indem sie sich artige Wohnungen, Zeuge und Körbe machen. Auf der Westküste ist ein einziger Landungsplatz, der Cookhafen genannt. — XXVII. Die Sandwichinseln, welche Cook entdeckte, und worauf er, wie schon oben angeführt worden, durch die Einwohner in einem Streite erschlagen wurde, liegen vom 18 Grad 54 Minuten bis 22 Grad 20 Minuten nördlicher Breite, und vom 217 Grad 26 Minuten bis 222 Grad 46 Minuten östlicher Länge, und sind 290 Quadratmeilen groß und scheinen vulkanischen Ursprungs zu seyn; sie haben Berge, worunter einige sehr hoch sind, und Thäler mit einem sehr fruchtbaren Boden. Es giebt hier eine Menge kleiner Flüsse und Bäche; auch fehlt es nicht an Mineralquellen. Das Klima ist gemäßiget, doch mehr heiß, als kalt, nur die Gebirgsgegenden genießen einer reinen milden Luft, am Gestade herrscht dagegen eine unmäßige Hitze, die bloß durch die regelmäßigen See- und Landwinde einigermaßen gemildert wird; sie sollen überhaupt ein dem Westindischen ähnliches Klima haben. Was die Produkte aus den drei Naturreichen anbetrifft, so auch die Einwohner nebst ihrer Verfassung, so findet man dieses oben, S. 288 u. f., angeführt. — Die Entdeckungen Australiens oder Südindiens beginnen erst nach der Entdeckung von Amerika und der Beschiffung des südlichen Oceans. Der Erste, der eine Reise um die Welt unternahm, war, wie bekannt, Magellane; er fand auf dieser Fahrt zuerst die Marianeninsel im Jahre 1521, und munterte hierdurch die Spanier zu Entdeckungsreisen auf, in deren Diensten er stand. Ihm

folgten bald andere Seefahrer, und schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts entdeckte Alvaro de Mendana die Marquesanen- und die Salomonsinseln. Der genannte letzte Seefahrer unternahm drei Reisen, und auf der letzten entdeckte sein Begleiter Fernandez de Quiros mehrere Inseln, die er auf seiner Fahrt nach dem südlicheren Theile des großen Meeres antraf. Den Spaniern eiferten in der Entdeckung die Holländer im siebzehnten Jahrhunderte nach, und ihre Bemühungen wurden durch die Entdeckung der größten Insel Australiens belohnt, das Continent der Südseeinseln, welcher sie den Namen Neuholland gaben. Die Küsten dieser großen Insel wurden nach und nach von den Holländern und Engländern entdeckt und untersucht; und im achtzehnten Jahrhunderte wurde Austral- oder Südindien noch bekannter durch die Entdeckung einer Menge von Inselgruppen, besonders durch die Bemühungen Byrons, Carterets, Bougainvilles, James Cooks, der viele Inseln auf seinen drei Reisen der Südsee entdeckte und der die Erde umschiffte; ihnen folgten andere große Seefahrer, worunter wir besonders la Peyrouse, Baudin, Grant, Entrecastaux, Kotzebue, Krusenstern und Andere rechnen. Außer den so eben genannten Reisenden haben sich noch um die Entdeckung der Südseeinseln Verdienste erworben: von Marion und Düclesmeux, Forster, J. F. de Sürville, Blieg, Rutherfort, Wilson, Philip, Omais, Billardiere, Hamilton und Andere, deren Schriften man nachsehen kann.

Südland, ein uns gegen Süden gelegenes Land, in welchem Verstande z. B. Deutschland Italien ein Südland nennen könnte. Man gebraucht es jedoch nur in engerer Bedeutung von einem auf der südlichen Hälfte der Erdkugel gelegenen Lande, und in noch engerer Bedeutung und am häufigsten von den auf dieser Hälfte dem Süd-

pole am nächsten liegenden und größtentheils noch unbekannten Ländern, wohin z. B. Neuguinea und andere gehören. Daher der Südländer und die Südländerin, die Einwohner aus einem solchen Südlande, besonders aber die Südseeinseln und die Südseeinsulaner.

Südländer, s. den vorhergehenden Artikel. — Unter Südländer versteht man auch den Scorpio australis; auch eine Art Bienenameise, Mutilla Americana, führt den Namen Südländer.

Sudler, von dem Zeitworte sudeln, eine Person, welche sudelt, ungeschicklich und unreinlich mit einer Sache umgeht, z. B. ein ungeschickter, unreinlicher Maler, ingleichen eine Person, welche zu unreinlichen Arbeiten bestimmt ist, in welchem Verstande ein Küchenjunge zuweilen ein Sudler und eine Spülmagd in den Küchen eine Sudlerin genannt wird.

Südlich, von Süd, gegen Süden oder gegen Mittag gelegen; daher eine südliche Gegend, die südliche Seite, die Südseite. Italien liegt uns südlich. — Die südliche Bergseite ist im Forstwesen derjenige Abhang eines Gebirges, welcher gegen Mittag liegt; sie ist sehr warm, zuweilen auch feucht, wenn nämlich mit den aus Süden kommenden Gewittern öftere Regen fallen. Die Bäume sind in dieser Lage vor den rauhen Nordwinden geschützt, auch dem Frühlingsfroste nicht so sehr ausgesetzt, weil das nächtliche sich anlegende Eis schon wieder aufgethauet ist, da sie von der Sonne beschienen werden; allein dessen ungeachtet ist diese Lage den wilden Holzarten am wenigsten ersprießlich; denn sie ist der Sonnenhitze am längsten und stärksten ausgesetzt, also überhaupt sehr trocken, wenn sie nicht von Quellen beständig neue Feuchtigkeit erhält, und die mit Tag und Nacht abwechselnde Wärme und Kälte zuweilen Glatteis verursacht, wodurch die Rinde der Bäume sehr beschädiget wird. Weil indessen Wärme und Feuchtigkeit das Wachsthum befördern, so kann diese Lage,

besonders am Fuße eines Berges, und wenn der Boden thonig und feucht ist, zarten Holzarten sehr gedeihlich seyn.

Südlicht, Südschein, Australschein, Aurora australis, Lumen australe, eine Erscheinung am Himmel nach dem Südpole zu, welche dem Nordlichte ähnlich ist. Sie soll mit dem Nordlichte eine gleiche Beschaffenheit und gleiche Ursachen haben. Man hat das Südlicht lange vermuthet, allein es ist erst im Jahre 1773 wirklich beobachtet worden. Nach Lichtenbergs Muthmaßung soll unsere Erdkugel, wie ein großer Turmalin, an beiden Polen entgegengesetzte Elektricitäten zeigen, die durch die Erwärmung erregt werden, woraus sich dann auch erklären läßt, warum die Nordlichter in den Nachtgleichen am stärksten sind, und also bei uns am häufigsten gesehen werden, weil um diese Zeit viele Tage nach einander die ganze Erdkugel mit beiden Polen zugleich von der Sonne erleuchtet und erwärmt wird. Daß die Südlichter so selten sind, soll davon herkommen, daß der Südpol die negative Elektricität habe, deren Büschel bekanntermaßen weit schwächer, als die ausströmenden Strahlenpinsel der positiven Elektricität sind. Aus dieser nördlichen positiven Elektricität und südlich negativen erklärt sich vielleicht auch die stärkere Vegetation in den nördlichen Breiten, und unsere fast immer positive Luftelektricität bei heiterem Himmel. Forster hat das Südlicht dem Nordlichte ganz gleich ausströmen gesehen, er und Cook beobachteten dasselbe im Jahre 1773 zwischen dem 58sten und 60sten Grade südlicher Breite mehrere Tage hintereinander, und dieses war das erste Mal, daß diese Beobachtung geschehen ist. Da wir aber das Nordlicht sehr oft still und ohne Strahlen sehen, so soll eine Verwechselung der elektrischen Pole vorgehen können. Da die Südlichter mit den Nordlichtern eine große Aehnlichkeit haben; so muß darauf dasjenige verwiesen werden, was unter Nordlicht,

Th. 102, S. 650 u. f., vom diesem Lichte gesagt worden ist. Nach Molina werden die Südlichter auf den Inseln von Chili häufig gesehen.

Südlinie, eine Benennung der Mittagslinie, s. diese, Th. 92, S. 56 u. f.

Südost, die Gegend zwischen Süd und Ost zu bezeichnen; daher sagt man, das Land liegt südost; der Südostwind 2c.

Südpol, in der Astronomie, der südliche Pol auf der Erd- und Himmelskugel, auch der Süderpol genannt, zum Unterschiede von dem Nord- oder Norderpol. Auch beim Magnet der Pol, welcher ein Bestreben hat, sich nach Süden zu bewegen.

Südpoler, Tabanus antarcticus, eine Art Bremsen.

Südpreußen, ein noch in ältern Geographien oder Erdbeschreibungen vorkommender Theil vom ehemaligen Großpolen, welcher in dem Jahre 1793 bei der zweiten Theilung dieses Reiches von den drei Mächten, Rußland, Oesterreich und Preußen, davon abgerissen wurde, und dann zu Preußen kam. Es enthält 1061 Quadratmeilen mit 1,136,389 Einwohnern, wozu jedoch noch Einiges von der dritten Theilung Polens, bei der Auflösung des letzteren Reiches im Jahre 1795 kam. Es grenzt gegen Morgen an die Weichsel, mit Ausnahme eines kleinen Distrikts auf der rechten Seite derselben, bis an den Bug, Warschau gegenüber, gegen Abend an Schlesien und die Neumark, gegen Mittag an Westgallizien, bis an den Fluß Pilica, und gegen Mitternacht an die Neumark, nebst dem Netzdistrikte. An Flüssen hat dasselbe die Weichsel, Pilica oder Pilza, die Wartha, den Prosna, den Obra, die Bzurra, so wie mehrere Seen. Die Volkszahl betrug im Jahre 1803 1,387,800 Seelen. Der größte Theil der Bewohner Südpreußens bestand aus Polen; doch befanden sich darunter auch eine Menge Deutsche und Juden. Die Ersteren sind größtentheils Katholiken, die Deutschen meistens Pro-

testanten. Im Departement von Warschau gab es viele Griechen. Ganz Südpreußen wurde in drei Departements getheilt: 1) in das Departement Posen, mit siebzehn Kreisen; 2) in das Departement Kalisch, mit zwölf Kreisen, und 3) in das Departement Warschau, mit zehn Kreisen. Das Land ist vortrefflich, nur nicht gehörig angebauet; auch giebt es noch viele Sümpfe und Brüche darin. Im Ganzen nimmt man, obgleich nach einem zu geringen Anschlage, das sechste Korn als Fruchtertrag an. Die Produkte bestehen in Weizen, Rocken, Gerste, Hafer, Erbsen, Linsen, Wicken, Hirse, Buchweitzen, allen Arten von Gartengewächsen, Obst, Vieh, Wolle, Flachs, Hanf, guten Hopfen, Tabak. Auf den Wiesen und an sumpfigen Orten sammeln die Landleute vom 20sten Junius an, bis zu Ende des Julius das Polnische Manna oder die Schwadengrütze, das Schwadengras oder Himmelsthau (Festuca fluitans, Graine de Pologne), und im Monat März werden um Warschau und Krakau die Kermesbeeren oder Polnische Cochenille gesammelt, wenn sie noch nicht ganz reif sind, weil im Julius die Würmchen aus ihnen kriechen, die eigentlich zum Scharlachfärben dienen. Der Weinbau wird nur im Kleinen betrieben. Ansehnlich sind die Waldungen längs den Ufern der Weichsel, im Lande Dobrzyn, an dem nördlichen Ufer der Wartha ꝛc.; sie bestehen in Kiefern, Fichten, Tannen, Eichen, Buchen, Rüstern, Ahorn, Birken, Erlen und andern Laubhölzern, und enthalten eine Menge edles und unedles Wildpret und Geflügel, als Elendthiere, Auerochsen, Bisams, Vielfraße, wilde Widder, wilde Ziegen, Wölfe, Bären, Füchse, Marder, Luchse, Eichhörnchen, Iltisse, Wiesel, wilde Katzen, Biber, Fischottern, die schöne Häute und Felle in den Handel liefern, wilde Pferde und Hirsche. Die Ersteren haben nicht die Güte der in den übrigen südlicher gelegenen Provinzen von Polen. Wegen der reichen und fet-

ten Wiesen und des vielen Grases ist die Rindvieh-, Schaf-, Ziegen- und Schweinezucht, auch die Pferdezucht vortrefflich, und verschafft, nebst dem Getreidebaue und der Bienenzucht, die stärksten Handelsartikel, welche ins Ausland gehen. Die Bienenzucht liefert viel Wachs und Honig, welcher theils roh versandt, theils in geistige Getränke verwandelt wird. Auch die Fischerey ist sehr ansehnlich. Der Ackerbau wird meist mit Ochsen betrieben. — Was die Manufakturen, Fabriken und den Handel betrifft, so sind die Wollen- und Leinwandfabriken die angesehensten des Landes, und die Ersteren liefern viel grobe und Mitteltücher; dann sind auch noch Ledergerbereyen und Hutfabriken vorhanden; ferner Schiff-, Bau-, Nutz- und Brennholz, Potasche, Pech, Salpeter und andere Materialien; dann Talg, Federn, Horn, Borsten ꝛc.; dagegen müssen eingeführt werden: Weine, Gewürze, Kaffee, Zucker, Heringe, getrocknete Fische, feine wollene Tücher, seidene Waaren, feine Leinwand, feines und grobes Pelzwerk, Perlen, Edelsteine, Gold, Silber, Kupfer, Messing, Stahl, Eisen und andere Waaren. Durch den Tilsiter Frieden kam Südpreußen zum Herzogthume Warschau, und nach dem Befreiungskriege 1815 kehrte ein Theil unter dem Namen: Herzogthum Posen, wieder an Preußen zurück; das Uebrige ist beim Königreiche Polen unter Russischer Herrschaft geblieben.

Südschein, s. Südlicht.

Südsee, eine Benennung des großen Weltmeeres oder stillen Meeres. Die Theile sind unter andern: das Kamtschatkische und Anadyrsche Meer, der Penschinskische Meerbusen, das Japanische, Chinesische und gelbe Meer, der nördliche Archipelagus ꝛc. Sie heißt auch das stille Meer, besonders vom 12 Grad südlicher bis zum 5 Grad nördlicher Breite, nicht aber außerhalb dieser

Zone, wird ihre Oberfläche durch keine Stürme beunruhiget.

Südseekompagnie, s. Seehandelsgesellschaft.

Südseeländer, s. oben, unter Südindien, S. 268.

Südseerose, s. Seerose.

Südseethee, s. Paraguaythee, unter Südamerika, oben, S. 115.

Südwärts, ein Nebenwort, nach Süden wärts oder hin; südwärts reisen, liegen, in der Schweiz, sonnenhalb.

Südwasser, in der Schifffahrt, ein Name, welchen man einem großen Strome des Weltmeeres giebt, welcher das Wasser in demselben von dem Südpole gegen Mitternacht zieht; der Südstrom, zum Unterschiede von dem Nordwasser oder Nordstrome.

Südwelt, wird Südindien genannt.

Südwest, zwischen Süd und West, der Wind ist Südwest, Südwest segeln, der Südwestwind.

Südwind, ein Wind, welcher aus Süden kommt, der Mittagswind, in der höhern Schreibart der Süd; s. unter Wind.

Südwindvogel, s. Sturmvogel.

Sueldos, eine Katalonische Münze, deren 2 einen Real der Ardides = 1 Gr. 9 Pf. machen; sie hält 12 Dineros oder 24 Mallas.

Suhl, s. Suhllache.

Suhlbank, beim Zimmermann, s. Saalbank.

Sühlen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches im gemeinen Leben einiger Gegenden, besonders bei den Niedersachsen, wenn sie hochdeutsch reden wollen, für sudeln üblich ist, sowohl in so fern es schmutzige Arbeit verrichten, als auch wenn es unreinlich mit etwas umgehen bedeutet. Ingleichen sich sühlen, sich im Kothe wälzen; so auch das Sühlen.

Suhllache, Suhl, Suhle, beim Jäger, eine Pfütze, ein Sumpf, besonders in so fern sich das Wild in dem-

selben im Sommer zu fühlen oder zu wälzen pflegt; in einigen Gegenden eine Suhle, ein Sudel.

Sühne, die Beilegung streitiger Händel, der Vertrag; ein im Hochdeutschen veraltetes Wort.

Sühnen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches in dieser Form gleichfalls veraltet ist; s. Versöhnen.

Sühnopfer, s. Söhnopfer.

Suite, beim Militair, das Gefolge des Landesherren, Feldherren, oder eines kommandirenden Generals, welches denselben bei allen Geschäften und Unternehmungen, die Bezug auf den Kriegs- oder Garnisondienst haben, unterstützt, jedoch nur von Militairpersonen zu verstehen ist; uneigentlich nennt man auch die Suite die ganze Begleitung eines Fürsten oder Generals, welche, ohne mit demselben in der oben angegebenen Beziehung zu stehen, bei Manövers, Paraden ꝛc. hinter ihm her reiten, ihn begleiten, seine Person zum Theil umgeben. Zur unmittelbaren Suite des Landesherren gehören die Generaladjutanten, die Flügeladjutanten und die Offiziere des großen Generalstabes; die kommandirenden Generale haben ebenfalls Adjutanten, Generalstabsoffiziere, im Kriege auch Galopins, Ordonanzoffiziere, einen Kommandeur der Stabswache ꝛc. bei sich. Bei großen Paraden ꝛc. dient die Suite des Fürsten zur Verherrlichung dessen Person. Gewöhnlich reitet dann der Fürst einige Schritte voran, und ihm folgen zunächst die Glieder der Königlichen Familie in großem Costüme oder der Paradeuniform mit den Ordensdekorationen, und dann die Generäle, Generaladjutanten, Flügeladjutanten ꝛc. ꝛc. — Suite, beim Musikus, eine Sammlung von kleinern Musikstücken, welche gemeiniglich aus einerley Tonart gesetzt sind, die mit einer Ouvertüre, Intrade, anfangen, worauf Couranten und andere dergleichen kleinere Stücke folgen.

Sukkerdon, werden baumwollenene Ostindische Zeuge genannt, welche die Dänische Asiatische Gesellschaft zum

Verkaufe bringt. Einige darunter sind 1 Elle und $\frac{3}{8}$ bis $\frac{7}{16}$ breit, und 25 bis 26 Ellen lang, andere 1 Elle und $\frac{3}{8}$ bis $\frac{5}{16}$ breit, und 27 bis 28 Ellen lang; eine dritte Sorte hält $\frac{5}{4}$ in der Breite, und 27 bis 28 Ellen in der Länge.

Sül, Drunpel, im Wasserbaue, die Schwelle in Sielen, entweder woran die Thüren anschlagen, oder worauf ein Schott einfällt.

Sulengießer, in den Salzsiedereyen, diejenigen, welche das Salzwasser aus dem Salzbrunnen schöpfen und in die Rinnen gießen, durch welche es in die Hallhäuser oder Salzhütten geleitet wird.

Sulstube, s. Salzstube, Th. 134.

Sultan, ein Arabisches Wort, welches nach seiner Abstammung so viel als ein Mächtiger heißt. Im eigentlichen Verstande wird der Türkische Kaiser Sultan, auch Großsultan genannt, obgleich man den Titel Padischah für höher hält. Auch die Herren von der Familie des Krimnischen Tartarchans heißen Sultane. Der Pascha von Aegypten wird gleichfalls von den Einwohnern dieses Landes, nicht aber am Hofe zu Konstantinopel mit der Benennung Sultan beehrt. Im gewöhnlichen Leben kann man dieses Wort mit einem Fürworte einer jeden Person aus Höflichkeit beilegen, z. B. Sultanum, mein Herr! so wie die Türkischen Kaiser Sultane, auch Großsultane heißen, so werden von den Europäern auch die Gemahlinnen oder Favoritinnen Sultaninnen genannt. Die Türken nennen aber solche nur die erste, zweite, dritte 2c. Favoritin oder Frau. Die Erste ist diejenige, welche dem Kaiser den ersten Prinzen geboren hat. Der Titel Sultanin kommt eigentlich nur einer wirklich dafür erklärten Gemahlin oder Kaiserin zu; allein diese Sitte, eine Favoritin wirklich als Kaiserin zu erheben, ist abgekommen, die Vermählung unterbleibt; denn eine wirkliche Kaiserin müßte auch eine eigene Hofhaltung haben. Die

Frauen des Sultans, die als Sklavinnen in das Serail gekauft oder von Paschas geschenkt werden, leben daselbst unter der Aufsicht von Verschnittenen. Die Töchter des Kaisers werden in Konstantinopel Sultaninnen genannt, und behalten diesen Namen, wenn sie auch an Großbeamte des Reichs verheirathet werden. Die Töchter aus einer solchen Ehe werden Kanüm-Sultaninnen genannt, das ist, Frauen vom Geblüte. Ist die Mutter eines regierenden Kaisers noch am Leben, so wird sie Validet-Sultanin oder Sultanin-Validé genannt; sie genießt ein vorzügliches Ansehen und hat auch Einfluß auf die Staatsgeschäfte; auch darf ihr Sohn, der Kaiser, keine neue Gemahlin oder Beischläferin ohne ihre Zustimmung nehmen.

Sultane, im Schiffbaue, ein großes Türkisches Kriegesschiff, von ungefähr 66 Kanonen, 50 Matrosen, und an 800 Seesoldaten. Auch eine Sultansfeder, ein Federstrauß, oder auch eine ganz kleine schwarze oder bunte Feder, welche die Damen auf dem Kopf tragen, führt den Namen Sultane.

Sultanin, eine Türkische Goldmünze, welche im Jahre 1723 geschlagen worden ist. Sie hat am Gewichte 72, 75 Holl. As; Gehalt 20 Kar.; Inhalt fein Gold 60, 6 Holl. As; Werth nach dem 20 Gulden-Fuße 2 Thlr. 9 Gr. 8 Pf. Man nennt diese Goldmünze auch Zechine, Fondouk oder Fundueli; sie gilt seit 1771 4 Piaster oder Löwenthaler, oder 120 Paras. Man schlägt diese Goldmünze in Aegypten in Kairo, auch in Tunis. Die Letztere ist nur $\frac{1}{3}$ schwerer, als die Aegyptische, und besitzt feineres Gold, indem man dazu beinahe 24 karatiges Gold nimmt.

Sulze, ein nach Adelung im Hochdeutschen nicht durchgängig bekanntes Wort. 1) Die Benennung einer Salzlecke in vielen Gegenden; es sey nun eine mit Salz vermengte Masse, woran das Vieh oder Wild leckt, oder auch der Ort, wo man ihnen solche hinstellt.

Daher das Vieh sülzen, es durch solche Salzlecke anlocken, um es zu fangen oder zu schießen. Bei dem Jäger ist die Sulze oder Salzlecke ein mit Lehm und untermengtem Salze, auch andern Materien zubereiteter Platz, an dem sich die Hirsche oder das Wildpret gern aufhalten. Dergleichen Sulzen sind in Thiergärten sehr nützlich, und auch in Gehägen, besonders auf den Wechseln. Nicht an allen Orten wird die Sulze geduldet, weil dadurch die Jäger das Wildpret weglocken und wegschießen, deshalb werden sie auch an vielen Orten nur insgeheim angelegt, welches dann im Herbste und im Frühjahre geschieht. Man legt auch Stücken Steinsalz an dergleichen Orte, wo man das Wild gerne hin haben will, woran sie gleichfalls gern lecken. Das Steinsalz wird dann in kleine Tröge gethan, und in den Schatten unter Strauchwerk oder Bäumen gesetzt. — 2) Ein Salzwerk oder eine Anstalt, wo Salz aus Soole gesotten wird, nennt man in einigen Gegenden gleichfalls eine Sulze oder Sülze, wo dann die Arbeiter in einer solchen Anstalt, welche in Halle Halloren heißen, den Namen Sülzer führen, und ihr Vorgesetzter den Namen Sülzmeister. — 3) Eine salzige zusammengelaufene Brühe, wie z. B. eine erkaltete Fischbrühe, und in weiterer Bedeutung auch eine jede geronnene zitternde Substanz, welche man aus thierischen oder vegetabilischen Körpern mit Wasser auskocht, und von der überflüssigen Feuchtigkeit befreit, wird vermuthlich wegen der Aehnlichkeit einer solchen geronnenen salzigen Brühe Sulze genannt, wofür man im Hochdeutschen lieber Gallerte sagt. — 4) In einigen Gegenden heißt Alles, was in Salzbrühe oder Essig eingelegt wird, Sulz oder Sülze, daher auch ein gekochter, von den Knochen abgelöseter und in einem Tuche gepreßter Schweinskopf, welcher hernach in Salzbrühe oder Essig verwahrt, und im Hochdeutschen auch Preßkopf genannt wird. — Eine

gute Fleischsülze wird in der Kochkunst auf folgende Weise gemacht. Man nehme einen Schenkel oder ein Kniestück vom Kalbe, nebst zwei Kalbsfüßen, löse die Knochen heraus; dann nehme man einen nicht zu fetten Kapaun aus, nnd schneide ihn auf dem Rücken der Länge nach von einander; dann das Weiche im Innern herausgenommen, das Fleisch oft gewaschen, es gut aufwellen lassen, dann in einen eisernen Hafen oder Topf gethan, auch kann man dazu einen gut glasurten irdenen Topf nehmen, ihn mit Wasser anfüllen, aufs Feuer setzen, und gut abschäumen. Wenn solches geschehen ist, nehme man ihn vom Feuer, damit das Fleisch nur von fern kochen kann. Wenn es gar ist, thue man davon etwas auf einen Teller, um nachzusehen, ob die Gallerte zu stark seyn möchte, ist nun dieses der Fall, so muß noch ein wenig Wasser dazu geschüttet werden. Hierauf wird die Brühe durch eine Serviette geschlagen, in einer Kasserolle stehen gelassen, um sie recht abzufetten, und wenn das Fett davon ist, nimmt man ein Stückchen Zimmet, zwei bis drei Gewürznelken, und auch so viel Zucker, als nöthig ist, und ein wenig Salz, thut es hinzu, setze es wieder zum Feuer, und wenn es zu kochen anfängt, thut man das Weiße von zwölf Eyern, welches vorher so weiß als Schnee geschlagen worden, nebst dem Safte von zwei bis drei Citronen dazu, rührt es beständig um, und läßt es vier- bis fünfmal aufkochen, dann kann man es auf dem Feuer stehen lassen, bis die Sülze über die Kasserolle steigt. Endlich wird die Gallerte durch einen Beutel oder eine Kappe von Filz geschlagen, welches drei- bis viermal wiederholt wird, bis sie recht hell und klar erscheint, und sollte man mit keinem solchen Beutel zum Durchschlagen versehen seyn, so bedient man sich einer Serviette, welche über einen umgekehrten Stuhl geschlagen und daran fest gemacht worden ist. Sobald nun die Gallerte durchgelaufen ist, wird sie in einen tiefen Napf oder eine Schüssel, auch

in einen kleinen Topf gethan, an einen kühlen Ort gesetzt und zum Gebrauche aufgehoben. Von dieser Sülze können auch Beigerichte bereitet werden.

Eine Sülze en Marbrée oder marmorirte Sülze. Man nehme vier Rindsfüße, zwei dergleichen Mäuler, zwei Rindszungen, vier Schweinsohren, acht Kalbsohren, und wenn sie gehörig gereiniget sind, koche man sie im Wasser mit Salz, Gewürz und ganzen Zwiebeln ab. Wenn Alles gar ist, herausgenommen und kalt werden lassen; dann das Fleischwerk in würflige Stücke zerschnitten, nebst vier Pfund fettem Schweinefleische, dann gehörig gewürzt, die Bouillon, worin es gekocht, und die vorher kurz eingekocht seyn muß, darauf gegossen, nebst einigen Löffeln Essig dazu, ganz kurz eingekocht und dann wieder kalt werden lassen. Zu dem Stande oder der Gallerte nimmt man 8 bis 10 Pfund Hirschhorn und 2 Loth Hausenblase, und kocht jedes für sich. Hat das Hirschhorn ungefähr vier bis fünf Stunden gekocht, so probirt man es zwischen den Fingern, ob es sämig wird, ist dieses der Fall, so läßt man es durch eine Serviette in eine große Kasserolle laufen, setzt es über das Feuer, gießt eine Flasche weißen Wein dazu, schneidet sechs Citronen in Scheiben und thut sie gleichfalls hinein, versetzt es noch mit zwei Löffeln Estragon, Essig, ganzem Pfeffer und Gewürznelken, thut die aufgelöfete Hausenblase dazu, läßt es aufkochen, zieht die Kasserolle etwas zurück und läßt es langsam klarificiren. In Ermangelung der Hausenblase kann man Eyer hineinschlagen und damit klar machen. Dann läßt man diesen Stand auf die schon oben beschriebene Art durch einen wollenen Geleebeutel oder ein starkes Tuch laufen; nimmt eine Tortenform, läßt etwas von dem Stande auf allen Seiten und unten herumlaufen; wenn es steif ist, schneidet man hart gekochtes Eyweiß, gekochte Mohrrüben, rothe Rüben, Pfeffergurken, Trüffeln in Oel und Petersilienblätter in beliebige Figuren, legt die ganze

Form damit aus, gießt wieder etwas von dem Stande darauf, wie schon oben beschrieben worden, thut das kalte Fleischwerk in die Form, gießt von dem übrigen Stande darüber, und läßt es auf Eis steif werden. Beim Anrichten hält man die Form, wie oft gesagt worden, in heißes Wasser und stürzt sie schnell auf eine Schüssel.

Sülze auf Russische Art. Man nehme vier Stück Rindsgaumen, ein Rindsmaul, vier Stück Schweinsohren, vier gepöckelte Schweinszungen, sechs Stück Kalbsfüße und koche sie, wie vorher angeführt worden ist; wenn sie kalt sind, in dünne Scheiben geschnitten, wie zu einem Ragout, und $\frac{1}{4}$ Pfd. ausgekernte Oliven, einige Kapern und $\frac{1}{2}$ Pfd. Sardellen dazu gethan. Die Oliven und Sardellen in dünne Filets geschnitten; eine gute Fines herbes aus Charlotten, Schnittlauch und Petersilie gemacht, die Kräuter mit einem Glase weißen Weins und etwas Consommé kurz eingekocht, das Fleisch mit den übrigen Gegenständen, nebst Salz, Citronensaft, Cayenne-Pfeffer und noch etwas Consommé dazu gethan, einige Male durchkochen lassen, gut durcheinander geschwenkt, einen passenden Deckel darauf gethan, und darin kalt werden lassen, dann die Kasserolle in heißes Wasser gehalten, die Sülze auf eine Schüssel gestürzt, in Scheiben geschnitten, und eine Sauce Remoulade darüber gegeben.

Reißsülze. Ein Pfund Reiß wird, wenn es blanchirt worden, in Milch mit einem Stücke Zucker, etwas ganzem Zimmet, und der dünn abgeschnittenen Schale einer Citrone recht weich gekocht, dann durch ein Haartuch dick durch- und auf eine Schüssel gestrichen, und darauf ganz kalt werden lassen. Der übrig gebliebene Reis, der nicht durch das Haartuch gegangen, wird auf eine Bratpfanne, die mit Butter bestrichen ist, gethan, und im Ofen rothbraun gebacken, dann mit einer Eyerschaufel losgestoßen und um die Sülze garnirt.

Rebhühnersülze. Ein sauber geputztes und aus-

genommenes Rebhuhn wird zerschnitten, dann mit dem Fleische und den Knochen gestoßen, in einer Hühnerbrühe gut gekocht; darauf mit $\frac{3}{8}$ Quart Wein und der Hälfte dieser Quantität Essig wieder gekocht, ein Stückchen Hausenblase hineingeworfen, mit etwas weißem Pfeffer gewürzt; dann die Brühe, wenn es genug gekocht hat, abgegossen und durch ein Tuch geseihet, das Fleisch in eine Schüssel gelegt, und wenn es zerstoßen worden, durchgepreßt; dann aber abgezogen und in Würfel geschnittene Mandeln, Pistazien, eingemachte Citronenschalen darüber geschüttet, und zu einer Sülze stehen gelassen, und hernach mit einer beliebigen Sauce in Scheiben geschnitten auf den Tisch gegeben.

Eine Sülze von Ochsenmaul und Kälberfüßen. Man lasse Kälberfüße und Ochsenmaul sechs bis acht Stunden lang in Wasser und Salz sieden, bis sie recht weich geworden; dann die Knochen herausgemacht, Salz, Pfeffer und etwas Piment oder Englisches Gewürz dazu gethan, noch eine Weile sieden lassen, zu einem Brey gerührt, in eine Schüssel geschüttet, durch eine Serviette gepreßt, und hernach zu Salat oder anderem Gebrauche aufgehoben. Oder man zerschneide zwei Füße und ein halbes Maul in Stücke, dann recht sauber ausgeputzt und klein gehackt; 1 Maaß Weinessig daran gegossen, mit Cardamom, Gewürznelken gemengt, mit einander mehrere Stunden sieden gelassen, $\frac{1}{2}$ Maaß Wein, nebst geschnittenen Mandeln und Citronenschalen daran gethan, noch $\frac{1}{4}$ Stunde kochen gelassen, dann in eine Schüssel gethan und stehen gelassen. Wenn man Gebrauch davon machen will, werden sie wie Morsellen geschnitten und zierlich in eine Schüssel gelegt.

Krankensülze. Man nehme 3 Pfd. Kalbfleisch, 4 Pfd. Rindfleisch aus den Lenden, auch ein altes Huhn, thue solches Alles klein gehackt, mit Salz, Wasser, etwas Muskatenblumen in eine zinnerne Flasche,

bis sie recht voll wird, dann gut zugeschraubt, mit einem Teige recht fest verklebt, sie in ein mit Wasser angefülltes Geschirr gesetzt, drei bis vier Stunden die Masse darin sieden lassen, dann aus dem Wasser genommen, die Brühe durch ein härenes Sieb geseihet, das Fleisch recht ausgedrückt, damit alle Kraft herauskommt, dann diese Brühe in einem irdenen Geschirre verwahrt, und dem Kranken davon zu trinken gegeben.

Eine Brust- und Hustensülze. Man nehme acht Krebse, zwölf Schnecken, einen Kapaun oder ein altes Huhn, ½ Kalbslunge, ein Paar Muskatenblumen, Skorzonere, nebst einer Handvoll Gerste. Dieses wird Alles klein gehackt oder gestoßen, in eine zinnerne Flasche gethan, solche gut zugeschraubt, in einen Topf mit siedendem Wasser gesetzt, fünf Stunden lang gut gesotten, dann durch ein Tuch stark ausgepreßt, zum Gestehen hingesetzt, und dann zum Gebrauche aufgehoben.

Lungensuchtsülze. Man nehme eine Handvoll Steinraute und Kerbelkraut, eben so viel Rosmarin nebst zwanzig Schnecken, schneide Alles klein, und thue es zusammen in Eselsmilch, decke sie zu, und lasse sie so lange sieden, bis sie halb eingesotten ist; hierauf abgeseihet. Man trinke des Abends und des Morgens eine Tasse davon.

Kalbssülze. Man nehme Kalbsfüße, mache die Knochen heraus, schneide sie in Stücke, schütte Wasser und Weinessig darauf, würze sie mit Ingber, Pfeffer, Muskatenblüten, Gewürznelken, Lorbeerblättern und lasse solches zusammen stark kochen, presse die Brühe davon durch eine Serviette oder leinenes Tuch, und lasse es kalt und zu Gallerte werden.

Hechtsülze. Man nehme einen großen Hecht, schneide ihn am Bauche auf, spalte aber solchen nicht, sondern mache große runde Stücke daraus, siede den Fisch blau ab, aber nicht so, daß er völlig abgesotten werde, sondern lege ihn dann gut verwahrt bei Seite

und bereite dann folgende Sülze: Man nehme von dem besten Weine ½ Maaß oder Quart, thue darein 3 Loth klein geschnittene und in Wein geweichte Hausenblase und lasse sie darin sieden; schütte hernach zu demselben Weine eben so viel frische Hausenblase. Zu jedem Pfunde Hecht kommt ½ Schoppen Wein und 1 Schoppen Essig; dann wirft man auch zwei geschälte Aepfelschnitte hinein, nimmt sie aber bald wieder heraus, damit sie nicht zerfallen; man kann auch die Säure von einigen frischen Citronen hineindrücken, und Alles in einem verzinnten Kessel oder in einem glasurten Topfe kochen lassen. Man nehme ferner Pfeffer, Gewürznelken und Muskatenblüte, thue es in ein Säckchen und dieses hinein in den Topf und lasse es kochen, bis es von dem Gewürze den Geschmack gewonnen hat. Man nehme dann das Säckchen heraus, thue den Fisch, wenn die Sülze dicklich zu werden beginnt, hinein, und lasse es vollends kochen, dann auf ein Brett gelegt, damit er erkalte, und die Sülze noch so lange gekocht, bis sie zur Gallerte wird. Wenn man nun diese Sülze lange aufzubewahren gedenkt, so thut man Lorbeerblätter in ein irdenes Geschirr und lege dann den bereits kalt gewordenen Fisch darein; seihe die Sülze oder Brühe durch einen wollenen Trichter, gieße sie davon heiß ein wenig über den Fisch, und hernach, wenn sie etwas gestanden hat, lege man Lorbeerblätter dazwischen, gieße die Sülze vollends darüber und lasse sie an einem kühlen Orte stehen. Wenn man nun davon Gebrauch machen will, so kann man ein Stück von dem Hechte nebst der Sülze und den Lorbeerblättern herausnehmen und sie zusammen legen, soll solche aber bald verspeiset werden, so thut man besser, wenn man die Fische in eine Schüssel setzt und die Sülze auf die vorher angezeigte Weise darüber schüttet. Einige nehmen auch viel Zucker daran.

Forellensülze. Man schneidet die Forellen am

Bauche auf, steckt ein dünnes Spieß oben am Halse hinein, daß es unten bei dem Schwanze wieder hinausgeht und biegt es dann ein wenig, daß es krumm bleibt und nicht weichen kann. Nun macht man Essig in einem kleinen Topfe warm, aber nicht siedend, wirft eine Handvoll Salz darein und schüttet es über die Fische, damit sie hübsch blau bleiben. Wenn solches geschehen ist, läßt man Wasser, Essig und ein Glas Wein in einer Pfanne über Feuer warm werden, legt die Forellen hinein, läßt sie kochen, jedoch so, daß sie nicht zerfallen. Man kann leicht wahrnehmen, daß, wenn die Augen herausgehen, oder sich lösen wollen, sie gar sind. Dann werden sie sauber abgeseihet, in eine Schüssel gelegt, und die Sülze darüber geschüttet.

Citronensülze, s. Citronengallerte, Th. 8, S. 166.

Quittensülze, Quittengallerte. Man nehme ¾ Pfund Zucker und lasse es in ½ Quart Wasser zergehen, dann durchgeseihet. Man schäle feine Quitten, schneide sie halb von einander, und lege sie sogleich in frisches Wasser. Wenn sie heirauf alle geschält sind, lege man sie in den geläuterten Zucker, lasse sie kochen, und wenn sie anfangen weich zu werden, thue man sie auf eine Schüssel und decke sie zu. Den Saft koche man aber so lange, bis er dick wird, weshalb, wenn die Quitten herausgenommen worden sind, Quittenkerne oder Hausenblase dazu gethan werden können; dann durchgeseihet und über die Quitten geschüttet. Man kann auch etwas rothen Wein zugießen, damit sie schön roth werden; denn sind die Quitten weiß, so sieht es sehr schön aus, wenn sie in einer rothen Sülze oder Gallerte liegen.

Kirschsülze oder Gallerte. Man nehme zeitige Kirschen, stoße sie nebst den Kernen, treibe sie durch wie eine Sauce oder Gallerte, und wenn sie zu dick werden

sollten, gieße man guten Wein daran, und sollten sie dann zu sauer werden, so kann man Zucker daran thun.

Borstorfer-Aepfelsülze. Man läutere 1 Pfd. Zucker mit dem dritten Theile von einem Maaße Wasser, schneide einige Borstorfer Aepfel in kleine Stückchen, werfe sie in den Zucker und lasse sie auch kochen; dann presse man sie durch ein Tuch, thue das Durchgepreßte wieder in den Zucker und lasse es noch einmal mit einander aufkochen. Man schäle nun noch zwei Borstorfer Aepfel, schneide sie von einander, nehme das Kernhaus heraus, und mache oben in die Aepfel hin und wieder Einschnitte, damit der Saft gehörig eindringen kann; dann den Saft einer halben Citrone hineingedrückt, auch Citronenplätzchen dazu gethan und in dem Zucker gesotten. Hierbei ist zu bemerken, daß je geschwinder die Aepfel in den Zucker kommen, je weißer sie bleiben. Wenn sie nun weich zu werden beginnen, kann man sie herausnehmen, zierlich in eine Schüssel legen, und den Zucker noch etwas dick sieden, auch den Saft von der übrigen halben Citrone darein drücken lassen. Zuletzt thue man geriebene Citronenschalen daran. Wenn nun der Zucker dick gesotten ist, wird solcher über die Aepfel in die Schüssel gethan, damit er fest stehe. Wenn nachher die Sülze auf den Tisch gegeben werden soll, so pflegt man sie mit länglich geschnittenen Citronenschalen zu überstreuen.

Milchsülze, s. Milchgelee, unter Gelee, Th. 17, S. 73.

Preßsülze, Schweinssülze, eine aus eingesalzener Schwarte von Schweinsköpfen und etwas Fett und Fleisch untereinander gehackt, gemachte Sülze, die in Schwarten geschlagen und gepreßt wird. An einigen Orten giebt es Leute, die damit handeln und Salsizier genannt werden.

Wie die Bereitung der Fruchtsülzen angeführt

worden, kann man noch mehrere Sülzen von andern Früchten machen.

Sülze (Aepfel-), s. oben, S. 375.
— (Brust- und Husten-), s. daselbst, S. 372.
— (Citronen-), s. Th. 8, S. 166.
— (Fisch-), s. Th. 13, S. 536.
— (Fleisch-), s. oben, S. 368.
— (Forellen-), s. daselbst, S. 373
— (Hecht-), s. das., S. 372.
— (Hühner-), s. Th. 26, S. 261.
— (Johannisbeer-), s. Th. 30, S. 586.
— (Kalbs-), s. oben, S. 372.
— (Kirsch-), s. daselbst, S. 374.
— (Kranken-), s. das., S. 371.
— (Krebs-), s. Th. 48, S. 289.
— (Lungensucht-), s. oben, S. 372.
— (marmorirte), s. daselbst, S. 369.
— (Milch-), s. das., S. 375.
— (Mandel-), s. Th. 83, S. 583.
—, von Ochsenmaul und Kälberfüßen, s. oben, S. 371.
— (Pomeranzen-), s. im Art. Aurantium, Th. 3, S. 135.
— (Preß-), s. oben, S. 367, 375.
— (Quitten-), s. daselbst, S. 374.
— (Rebhühner-), s. das., S. 370.
— (Reiß-), s. daselbst.
— (Russische), s. das.
— (Sardellen-), s. Th. 136, S. 472
— (Schweins-), s. Th. 151.

Sulzen, Sülzen, soviel als Salzsieden.

Sulzfabrikation, die Fabrizirung der Sülze, welche aus allen fleischigen Theilen gemacht werden kann. Es ist ein dicker zäher Saft, der aus den knorpeligen Theilen der Thiere, als aus Kälberfüßen, Kälberohren,

Schweinefüßen und Ohren, Fleisch, Fischen, Hühnern, Kapaunen, Hirschhorn, dann aus Früchten ꝛc. gemacht werden kann, indem diese Produkte gekocht, und dann die daraus kommende Essenz eingedickt wird, so daß sie kalt eine Art Gallerte bildet, die auch gefärbt werden kann; s. oben, unter Sülze, die verschiedenen Zubereitungen, und den Art. Gallert, Th. 15, S. 778 u. f.

Sülzen, s. Sulzen.

Sulzstube, das Behältniß in den Salzsiedereyen, dahin das fertige Salz gestürzt wird.

Sumach, Schmack, Rhus coriaria, s. Gärberbaum, Th. 15, S. 632 u. f.

Sumatra, eine der größten Sundischen Inseln in Ostindien, welche den Holländern gehört, und wegen des Handels von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Sie enthält 6500 Quadratmeilen, und ist durch die Straße von Malakka von der Halbinsel jenseits des Ganges getrennt; ihre Länge wird auf 1050, und ihre Breite im Durchschnitt auf 165 Englische Meilen geschätzt. Die Insel wird vom Norden nach Süden von einer Gebirgskette durchzogen, die aus zwei bis drei Reihen parallel laufender Berge besteht, und die Quellen unzähliger Flüsse enthält, die nach allen Seiten dem Meere zueilen, und zum Theil, wie der Reccan und Siak, von beträchtlicher Größe sind. Der Ophyr hat eine Höhe von 13,842 Fuß. Zwischen den Gebirgen sind schöne Ebenen, welche viel höher, als die Gegenden an der Küste sind, und ein angenehmes Klima haben. Die zwischen den Gebirgen liegenden, großen und schönen Seen, die sich bis in das Innere des Landes erstrecken, erleichtern sehr den Verkehr der Einwohner. Auch die abendliche Küste ist reich mit Wasser versehen, nur sind die Ströme oft zu reißend zur Schifffahrt. Die schönen Ebenen im Innern enthalten einen aneinander hängenden Wald, der reich an allen Arten von Palmen, Teakbäumen, Maschinellbäumen ꝛc. ist, und woraus

auch die schönsten Blumen dem Wanderer entgegenduften, worunter auch die Rafflesia, die schönste Blume, die 3 Fuß im Durchmesser hat. Die ganze Südostküste ist fast über und über mit Mangelbäumen bedeckt. Diese Bäume senken ihre Zweige in gebogener Richtung ins Wasser herab, und Austern und andere kleine Schalthiere hängen sich in Menge daran. Auf der Westküste von Sumatra, südwärts vom Aequator, beginnt im Mai die trockene Jahreszeit, und läßt im September nach. Der nordwestliche Passatwind fängt im November an, und der starke Regen hört im März auf; das veränderliche Wetter ist im April, März, Oktober und November. Der Wechsel des Windes, Land- und Seewind, welches alle vierundzwanzig Stunden einige Male geschieht, erfrischt die Atmosphäre; denn wäre dieses nicht, so würden die vielen stehenden Seen auf der westlichen Seite das Klima für die Europäer eben so gut gefährlich machen, als in Batavia. Frost und Schnee kennen die Einwohner gar nicht, aber um so mehr dicke Nebel, die aber auch eben so schnell sich wieder verziehen. Erderschütterungen sind häufig, selten aber stark, auch giebt es vulkanische Berge auf der Insel. Auf Donner und Blitz achtet man kaum, weil man ganz daran gewöhnt ist, indem Gewitter in Menge vorkommen, gefährlich sind sie aber selten. — Was die Produkte des Bodens anbetrifft, so gehört der Reis zu den bedeutendsten Artikeln, die angebauet werden, und sein starker Anbau verursacht auch die schlechte Luft in einigen Orten. Die Reissorten werden hier nach verschiedener Qualität bestimmt. Die Hauptarten sind der Berg- und der Sumpfreis. Man hält hier den kleinkörnigen Reis, wenn er weiß und durchscheinend ist, für den besten. Bis zur Zeit der Reife bedarf dieses Produkt fünf Monat und zehn Tage von dem Aussäen an. Dann giebt die Frucht des Kokosbaumes und ferner der Handel mit Betel und Bambus den Einwoh-

nern den reichsten Gewinn, da alle diese Gewächse wenig Sorge und Arbeit erfordern. Zucker wird allgemein, aber nicht stark gebauet. Mays, Pfeffer, Ingber, Koriander, Kümmelsamen, werden in den Gärten der Eingebornen gezogen; dann bauet man auch Kaffee und Indigo, Cardamom, Baumwolle ꝛc.; Hanf wird sehr stark gebauet, aber nicht zur Seilerarbeit, sondern zu einer berauschenden Zubereitung, Banz genannt, welche mit Tabak geraucht wird. Kleine Pflanzungen von Letzterem trifft man überall an. Die Ricinuspflanze wächst im Ueberflusse wild, besonders an der Seeküste, und so geben auch Brasilienholz und elastisches Harz bedeutende Handelszweige ab. An eßbaren Früchten giebt es die Mango, den Pisang, Orangen und viele andere köstliche Gewächse und Früchte. Der Weinbau ist von den Europäern eingeführt, aber nicht fortgesetzt worden. Auf der Nordwestseite des Aequators wächst der Kampherbaum, nicht aber auf der Südseite. Der Puhn-Upas, ein Giftbaum, ist auch auf Sumatra vorhanden; er ist nicht so gefährlich, als man ihn geschildert hat; man soll ohne Nachtheil der Gesundheit in seinem Schatten sitzen können, und Vögel nisten auf ihm. — Von vierfüßigen Thieren sind vorhanden: der Büffel, das einzige Hausthier, welches zum Arbeiten gebraucht wird, und die Einwohner mit Milch, Butter und Fleisch versorgt. Man trifft sie hier nicht wild an. Ferner sind hier eine Art wilder Kühe, kleine, wohlgebauete, aber verwilderte Pferde, die in der Landschaft Batta, so wie auf Celebes gegessen werden, zahme und wilde Schweine, Ziegen, Elephanten, aber keine zahmen, einfach und doppelt gehörnte Rhinocerosse, Tiger, Tigerkatzen, Chamäleone, Alligatoren, eine Art Krokodille, viele Arten von Schlangen und Schildkröten. Die Gewässer des Landes, so wie das Meer, sind mit Fischen und Schalthieren angefüllt, und an zahmem und wildem Geflügel mancherley Gattung ist gleichfalls ein Uberfluß. Nachdem die

Engländer 1796 die Molukkischen Inseln eingenommen hatten, wurde der Muskatnuß- und der Gewürznelkenbaum auch nach Sumatra verpflanzt, und besonders der Erstere hat sich seit der Zeit außerordentlich vermehrt, so daß im Jahre 1815 20,000 volltragende Muskatnußbäume waren, die jährlich 200,000 Pfund Nüsse und 56,000 Pfd. Muskatblüten lieferten. Außer den zum Theil genannten Naturerzeugnissen machen noch Benzoe, Elfenbein, Wachs, Indianische Vogelnester, Ebenholz, Adlerholz ꝛc. bedeutende Gegenstände für den Europäischen Handel aus. Man will dieser Insel den besten Kampfer und das feinste Gold geben. — Die Einwohner Sumatras leben in den Wäldern und auf den Gebirgen, sind von mittler Statur und größtentheils wohlgebauet, aber roh, dabei freiheitsliebend, grausam und aufbrausend. Die Weiber drücken den neugebornen Kindern die Nase platt, die Hirnschale zusammen, und zerren ihnen die Ohren lang aus, welches man für Schönheit hält. Die Männer reißen sich auch den Bart aus, und beide Geschlechter entstellen durch Abfeilen und auf andere Weise ihre von Natur sehr weißen und schönen Zähne. Die Männer führen Flinten, Säbel und Lanzen, und verstehen die Schreibekunst. Ihre Religion scheint ein Gemisch von denen anderer Völker zu seyn; sie glauben ein höchstes Wesen, keine Unsterblichkeit, aber eine Art von Seelenwanderung, und haben eine besondere Ehrfurcht vor den Grabmälern ihrer Vorfahren und Verwandten. Durch Spanische und Holländische Missionaire sind schon mehrere Einwohner äußerlich zum Christenthume bekehrt worden. Die Battas, Bewohner der Gebirge, sind die rohesten unter Allen, die zum Theil Menschenfleisch essen. Die Passumahs, welche das Land Mannah bewohnen, die Kubuh, Reschans und Lampuhns sind eingeborne Volksstämme; an den Küsten wohnen Malayen. Von Europäern giebt es hier Engländer

und Holländer. Die Insel wird in mehrere Staaten getheilt; der bedeutendste darunter ist Acheen oder Atschihn, der die ganze nördliche Spitze der Insel einnimmt, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 8000 Häusern. Der König von Atschin soll 18,000 Thaler Einkünfte haben. Dieser Regent hat auch eine Marine errichtet; wenigstens war dieses der Fall in dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts. Er bediente sich derselben, um in den westlichen Häfen der Insel, wo der Pfeffer ausgeführt wird, Abgaben zu erheben. So wurden einige Amerikanische Schiffe von diesem Regenten auf dem Meere gebrandschatzt. Ferner das Reich Menangkabo, im Innern der Insel; Siak, auf der Ostküste, wozu auch die große Insel Lingen gehört; Indrapura, mit der den Niederländern gehörigen Stadt Padang, und Palembang, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 25,000 Einwohnern. Seit Kurzem ist das Reich Palembang den Niederländern ganz unterworfen, indem der Herrscher die unmittelbare Verwaltung seines Staates den Niederländern überlassen hat, und seine Einkünfte von denselben erhält. Die Niederländer besitzen auch seit 1817 die sonst zu Palembang gehörigen Inseln Banka, 160 Quadratmeilen groß, mit 150,000 Einwohnern und unerschöpflichen Zinnbergwerken, aus welchen jährlich 3 Millionen Pfund Zinn ausgeführt werden. Billiton, 54 Quadratmeilen groß, mit 2000 Einwohnern und reichen Eisenminen, und seit 1824 dem vormals den Britten gehörigen Distrikt Benkulen, 350 Quadratmeilen groß, mit der gleichnamigen Hauptstadt von 8000 Einwohnern, und dem Fort Marlborough. Der Haupertrag dieses Distrikts ist Pfeffer; auch giebt es hier Muskatnußbäume und Gewürznelken. In der Nähe an der Westküste von Sumatra, liegen die Inseln: Engano, mit rohen Einwohnern; die beiden Poggy- oder Nassau-Inseln, mit 1400 Einwoh-

nern; Batu oder Mintaon, gerade unter dem Aequator; das stark bevölkerte und gut angebauete Nias mit vielen Ortschaften, und die Banjak-Gruppe, darunter Berkens-Insel die größte ist. Was die Geschichte dieser Insel betrifft, so ist dieselbe noch nicht recht erhellt. Schon vor Ankunft der Europäer nach Indien, war die Insel Sumatra in verschiedene kleine Herrschaften getheilt; indessen vereinigte sich damals bereits aller Handel nach Acheen. Die Holländer fingen schon an, sich im Jahre 1666 an den Küsten von Sumatra festzusetzen, und 1685 siedelten sich auch die Engländer darauf an; im Jahre 1714 wurde das Fort Marlborough von ihnen erbauet; allein die Franzosen zerstörten die Englischen Niederlassungen im Jahre 1760; sie wurden aber bald wieder hergestellt und ihnen 1763 durch den Pariser Frieden gesichert. Im Jahre 1781 wurde der Holländische Antheil der Insel von den Engländern erobert, nachher zwar wieder zurückgegeben, aber während der Französischen Oberherrschaft über Holland bemächtigten sich die Engländer der Holländischen Besitzungen aufs Neue, und haben sie nach dem Frieden wieder an Holland (die damaligen Niederlande) zurückgegeben; auch haben die Britten ihren Theil von Sumatra an Holland abgetreten. Der schon oben erwähnte Hafen wurde schon frühzeitig von allen Völkern Asiens besucht; man vertauschte daselbst alle Produkte des Orients gegen Gold, Pfeffer und andere Produkte, welche diese Landschaft im Ueberflusse hat. Die Unruhen, welche diesen berühmten Stapelort von Grund aus umstürzten, brachten allen Betrieb daselbst in Verfall, und hinderten die Seefahrer, da einzulaufen. Zur Zeit dieses Verfalles kamen die Holländer auf den Gedanken, sich in andern Gegenden der Insel, die eine größere Ruhe genossen, niederzulassen. Die Landesstriche, die man ihnen dazu im Reiche Indrapura anwies, waren aber auch sehr herabgekommen, seitdem die Engländer

sich auf derselben Küste niederließen, und mit den Holländern den Handel theilten. Die Faktorey zu Jambi war auch noch nicht sehr einträglich, dagegen hielt sich die Ostindische Gesellschaft für die mancherlei Unfälle zu Palembang schadlos, wo sie für 30,000 Gulden ein Kastell, eine Besatzung und 2 bis 3 Böte unterhielt, die beständig kreuzten. Man überließ derselben 2 Millionen Pfund Pfeffer, zu $10\frac{1}{2}$ Gulden den Centner, und $1\frac{1}{2}$ Millionen Centner Zinn, Bankazinn, zu $28\frac{3}{4}$ Gulden den Centner. Dieser Preis, so mäßig er auch scheinen mag, war für den Landesfürsten doch noch vortheilhaft genug, da er seinen Unterthanen einen noch geringeren gab. Obgleich er schon aus Batavia einen Theil der Nahrungsmittel und der Kleidung für seinen Staat nahm, so bekam er bei der Abrechnung noch eine baare Zahlung an Piastern. Aus diesem Gelde und aus dem Golde, welches man in seinen Flüssen findet, hatte er einen bedeutenden Schatz gesammelt, der damals für unermeßlich gehalten wurde; so befand sich der vormalige Handel in Sumatra. Wie es jetzt mit den Reichthümern des Königs oder Sultans von Palembang stehen mag, möchte sich aus dem schon oben Angeführten ergeben, daß er sein Reich den Holländern überlassen hat, und von ihnen die Einkünfte zieht. — An Unglücksfällen, welche diese Insel erlitt, gehört das Erdbeben im Jahre 1756 beinahe gleichzeitig mit dem Erdbeben zu Lissabon in demselben Jahre; es waren an funfzehn Stöße, die mehrere Tage hinter einander erfolgten, und dann gingen zwei Stöße durch die ganze Insel. Die Mauern zweier nahe an der Festung stehenden Häuser wurden sehr beschädiget, andere rissen, und einige Zuckeranstalten oder Zuckerwerke litten großen Schaden. Nahe am Ausflusse des Stromes zu Benevolen, und an verschiedenen Stellen, den Strom hinauf, that sich die Erde auf, oder vielmehr sie riß von einander, und eine große Menge Wassers, welches mit

schwefliger Erde gemischt war, stieg aus den Schlünden mit einem unerträglichen Gestank hervor. Eine Erdspitze, Namens Poble Point, drei Seemeilen südwärts von Marlborough, spaltete sich, und etliche Dörfer auf dem Lande wurden mit vielen ihren Einwohnern verschüttet.

Summa, s. Summe.

Summarien, aus dem mittleren Latein, Summaria, ein wenig mehr gebräuchliches Wort, den kurzgefaßten Inhalt eines Abschnittes in einem Buche oder einer Schrift zu bezeichnen; der Inhalt.

Summarisch, Bei- und Nebenwort, aus dem Lateinischen summarius, in das Kurze gefaßt. In den Rechten und im gemeinen Leben: der summarische Inhalt. Etwas summarisch erzählen, dem kurzen Inhalte nach. Der summarische Prozeß, wenn eine Sache bloß nach Maaßgabe der Hauptumstände, ohne Schriftwechsel, Aufschub, Appellation 2c. untersucht und abgethan wird. Summarisch verfahren, auf solche Art; s. den folgenden Artikel.

Summarische Prozesse, Processus summarii, extraordinarii, minus solennes, gerichtliche Verfahrungsarten in Streitsachen, bei denen die bei ordentlichen Prozessen üblichen Förmlichkeiten entweder gar nicht, oder doch nur zum Theil beobachtet werden. Summarische Verfahren finden Statt: a) wenn auf die Klage sogleich ein Termin angesetzt wird, beide Theile in demselben gleich zu Protokoll vernommen, und dann gleich ein Urtheil gefällt wird. — b) Wenn der Richter sogleich auf die Klage einen Befehl erläßt, daß der Beklagte das Geforderte liefern soll. — c) Wenn eine Sache bloß mündlich zu Protokoll verhandelt, und d) wenn die Zeugen gleich mitgebracht werden. Es giebt mehrere Arten von summarischen Prozessen. 1. Der Arrestprozeß, welcher durch ein Arrestgesuch oder die Bitte des Impetranten (Klägers) eine Person (arrestum

personale) oder ihre Güter (arrestum reale) oder beides zugleich (arrestum mixtum), so lange unter Arrest zu setzen, bis einer gewissen Verbindlichkeit von Seiten dieser Person genügt ist, wobei zugleich eine Caution für den Arrest von dem impetrirenden Theile angeboten werden, und wenn solches nicht geschehen, von dem Richter darauf erkannt werden muß. — Zur Begründung einer gerichtlichen Arrestanlegung ist erforderlich: a) daß die Forderung hinlänglich bescheiniget werde; b) daß die Person, gegen welche der Arrest verhängt wird, der Flucht verdächtig oder doch im Begriffe ist, sich unter eine andere Gerichtsbarkeit zu begeben, und daß c) in diesem Falle kein Mittel zur Befriedigung des Impetranten übrig bleibt. Auf geschehenes Arrestgesuch und Arrestanlage wird gewöhnlich ein naher Termin zur Prosecution oder Justification des Arrestes angesetzt, und nach demselben wird der Arrest entweder aufgehoben oder bestätiget und summarisch fortgesetzt. Die Arrestanlegung ist in mehreren Ländern, auch bei uns im Preußischen, nur dann nachgelassen, wenn 1) Einer, der nicht genugsam angesessen ist, flüchtig werden will, oder sich der Flucht verdächtig gemacht, oder auch ein herumschweifender Vagabunde ist, oder endlich ganz aus dem Lande gehen will, und keine liegende Gründe besitzt, aus welchen der Gläubiger befriediget werden kann. 2) Wenn Einer bei Handwerkern sich etwas machen lassen will, oder etwas bei ihnen gekauft hat, und sie nicht bezahlt. 3) Wenn ein Miether eher ausziehen will, als er den Hauszins bezahlt, oder ein Gast, ehe er seine Zehrung dem Wirthe berichtiget hat, und in ähnlichen Fällen. Wegen einer durch Schuld des Richters ungebührlicher Weise geschehenen Arrestanlegung kann gegen den Richter die Injurienklage Statt finden. — 2. Der Executionsprozeß wird durch eine Executivklage, das heißt, eine solche Klage, welcher eine klare und richtige Urkunde beigefügt wird, woraus alle Hauptpunkte der

Klage hervorgehen, begründet. Hier sind nur solche Einwände in der Regel zulässig, welche entweder die Klage sogleich ganz vernichten, oder doch wenigstens zur Zeit unstatthaft machen, z. B. die Einreden der Zahlung, der Gegenrechnung, des Vergleichs ꝛc., und auch solche nur, wenn sie sogleich liquid gemacht werden können. Durch solche Einreden wird der Executionsprozeß in einen ordentlichen verwandelt. Giebt es keine solche Exceptionen, so muß der Beklagte die Urkunde, welche der Klage zum Grunde liegt, recognosciren oder eidlich diffitiren. — 3. Der Mandatsprozeß ist derjenige, wo dem Beklagten, ohne ihn gehört zu haben, vom Richter etwas befohlen oder untersagt wird. Diese richterlichen Befehls- und Verbotsmandate sind: 1) Mandate sine clausula oder ohne Bedingung, gegen welche nur die Einreden der Sub- und Obreption zugelassen werden, der Subreption, wenn nämlich das Mandat durch angeführte falsche Umstände, der Obreption aber, wenn es durch Verhehlung wirklicher Thatsachen erschlichen ist. — Ein unbedingtes Mandat (Mandatum sine clausula) darf der Richter nur erlassen: a) wegen einer auf keine Weise zu rechtfertigenden Handlung; b) durch welche ein unersetzlicher Schaden entstanden ist oder entstehen kann; c) in Fällen, wo das öffentliche Beste gefährdet wird, und d) wo Gefahr bei dem Verzuge ist. 2) Mandate cum clausula oder bedingte Mandate, wodurch Jemanden etwas geboten oder verboten ist, ihm aber zugleich dabei freigestellt wird, seine Einreden gegen das Anbringen des Klägers vorzutragen. Hier sind außer der Einrede der Sub- und Obreption auch andere Exceptionen zulässig, nur müssen sie sofort liquid gemacht werden können, und auf einmal vorgebracht werden. Ein Mandatum cum clausula erläßt der Richter sodann, wenn er das vorgegebene Factum zwar als wahr voraussetzt, aber doch die Möglichkeit der Einreden anerkennt. Sowohl für den bedingten als unbedingten Man-

datsprozeß ist es nothwendig, daß der Kläger den Klagegrund gehörig bescheiniget, weil sonst nur ein ordentliches Prozeßverfahren Statt haben kann. — 4. Der Possessorische Prozeß (possessorium) ist dasjenige Rechtsverfahren, wo über die Erlangung eines noch nicht gehabten Besitzes (adipiscendae possessionis), oder die Wiedererlangung eines verlorenen (recuperandae possessionis), oder endlich über die Beibehaltung eines gegenwärtigen Besitzes (retinendae possessionis) gestritten wird. Im letzteren Falle ist er entweder a) ordentlicher possessorischer Prozeß (possessorium ordinarium, possessorium summarium), wobei alle Förmlichkeiten des petitorischen Prozesses erforderlich sind, nur daß statt des förmlichen Beweises eine Bescheinigung hinreichend ist. Er hat Statt bei fünfjährigem und noch älterem rechtmäßigen und ruhigen Besitze; oder der possessorische Prozeß ist b) außerordentlicher possessorischer Prozeß (possessorium summariissimum, possessorium momentaneum) wenn bei der Klage sogleich die Bescheinigung erfolgt, dann sogleich die Antwort des Beklagten Statt findet, und hierauf das Erkenntniß gefällt wird. Er hat Statt in Spoliensachen, so wie auch dann, wenn man sich auf den jüngsten ruhigen Besitz gründet. — 5. Der Wechselprozeß, welches das prozessualische Verfahren in einer, durch eine nach Wechselrecht ausgestellte Schrift begründeten Rechtssache, wo nämlich der Gläubiger von dem Schuldner die wechselmäßige Erfüllung der Verbindlichkeit fordert. Eine gerichtliche Untersuchung wegen falscher Wechsel ist kein Wechselprozeß. — 6. Der Concursprozeß, oder das gerichtliche Verfahren mehrerer Gläubiger, die aus einer Concursmasse ihre Bezahlung fordern und über den Vorrang streiten. Bei einem ausbrechenden Concourse muß der Richter zuerst den Gemeinschuldner seines Vermögens entsetzen und ein Inventarium darüber ausfertigen. Zu gleicher Zeit

wird ein gemeinsamer Anwalt (Contradictor, Actor communis), das heißt, eine solche rechtskundige Person dazu erfordert, welche die Richtigkeit der Passivschulden zu untersuchen, den Gläubigern sowohl bei der Liquidation ihrer Forderungen, als andern an den Gemeinschuldner Anspruch machende Personen, die nöthigen Einwendungen entgegen zu stellen, und die ausstehenden zahlfälligen Forderungen gerichtlich einzuklagen hat, bestellt, und ein Curator bonorum zur Verwaltung des Vermögens ernannt. Oft vertritt der Erstere die Stelle des Letzteren, oft fällt der Erstere auch ganz weg; dann erläßt der Richter Ediktalcitationen an alle Gläubiger, unter Androhung der Präklusion, ihre Forderungen im Liquidationstermine zu melden und sofort zu bescheinigen. Vor der Liquidation wird noch die gütliche Vereinbarung versucht, und schlägt diese fehl, so wird das Liquidationsprotokoll eröffnet. Nachdem die Gläubiger alle ihre Forderungen angegeben, und der Contradiktor sie beantwortet hat, wird von dem Richter gleich ein Bescheid darüber ertheilt. Die wesentlichen Eigenschaften, die zu dem Concourse überhaupt gehören, sind: 1) daß mehrere Gläubiger zusammenkommen, zu deren Befriedigung des Gemeinschuldners Vermögen nicht zureicht; 2) daß diese daher über den Vorzug ihrer Forderungen streiten, und daß hiernächst 3) unter ihnen eine gewisse Gemeinschaft errichtet wird. Der materielle Concurs der Gläubiger fängt von dem Augenblicke an, da mehrere Gläubiger gegen den Schuldner, der nicht bezahlen kann, sich gerichtlich melden. Der allgemeine und förmliche Concurs fängt sich aber mit Recht von der Ediktalvorladung sämmtlicher bekannter und unbekannter Gläubiger an. Der Concurs erzeugt eine Gemeinschaft der Gläubiger, weil aber der Richter nach förmlich eröffnetem, oder entstandenem besonderen Concurse, noch auch der Gemeinschuldner, ehe der Streit über den Vorzug einer jeden Forderung nicht völlig und rechtskräftig entschieden ist,

keinem von ihnen zum Nachtheil des Andern einigen Vortheil verstatten, oder ihnen Allen zum Schaden etwas unternehmen darf. So lange als in dem Concurse der Gläubiger der Streit über die Priorität ihrer Forderungen nicht entschieden ist, so haben sie Geld und Güter, Recht und Hoffnung mit einander gemein, und sie wirken daher, ohne wahre Eigenthümer zu seyn, für die Vermehrung, Erhaltung und Verwaltung gemeinschaftlich mit. Bei ausgebrochenem Concurse der Gläubiger kann ohne deren Einwilligung nichts veräußert, verpfändet, verändert, verbessert und bezahlt werden. Schießt Jemand nach ausgebrochenem Concurse zum Besten der Masse Geld vor, so ist es aus dieser Gemeinschaft der Gläubiger zu erklären, daß nicht der Gemeinschuldner, sondern sie die Schuldner des Darleihers werden. Aus eben diesem Grunde ist auch zu erklären, warum die Gläubiger nach ausgebrochenem Concurse, wenn der Schuldner wegen einer Sache belangt wird, interveniren dürfen, ingleichen, woher es kommt, daß sie diejenigen Veräußerungen, die der Gemeinschuldner zu ihrem Nachtheile unternommen hat, wiederrufen können. Sobald als der Concurs der Gläubiger ausgebrochen ist, so hören alle wider den Gemeinschuldner von den Gläubigern besonders angestellten Klagen und Prozesse, sie mögen auch bei andern und fremden Gerichten erhoben seyn, sofort auf und werden alle an das forum concursus verwiesen, welches sich so weit erstreckt, daß wenn der Schuldner bereits von andern Gerichten condemnirt worden, und die Sache bis zur Hülfe gediehen wäre, diese Hülfsvollstreckung nicht geschehen kann. Indessen kann die Ausflucht des ausgebrochenen Concurses den Fortgang einer Klage und deren Entscheidung um so weniger abändern, da kein Gläubiger bei dem Concurse zu liquidiren gezwungen werden, wohl aber derselbe sich sein Recht bis auf Verbesserungen der Vermögensumstände vorbehalten kann. Das ganze Verfahren ist bei dem Concurs-

prozeß so abgekürzt und summarisch als möglich. Nach beendigtem Liquidationsverfahren fangen die Gläubiger, falls dieses nöthig ist, über die Priorität oder den Vorrang ihrer Forderungen mit einander an zu streiten; hierauf erfolgt das Prioritäts- oder Locationsurtheil, nachdem vorher diejenigen, welche sich nicht zum Concurse gemeldet haben, von der Masse vorher ausgeschlossen sind. Hat Niemand gegen das Prioritätsmittel Rechtsmittel eingewandt, so wird das Vermögen des Gemeinschuldners vertheilt. 7) Ein summarisches Verfahren findet endlich in Bagatell-, Armen-, Fremden- und Alimentationssachen, die theils wegen ihrer Unbedeutenheit kein weitläufiges Prozeßverfahren zulassen, theils wegen der Gefahr beim Verzuge beeilt werden müssen, Statt. — Zuletzt giebt es noch einen summarischen peinlichen Prozeß, bei dem es wegen besonderer Umstände nicht aller für den ordentlichen Criminalprozeß vorgeschriebener Mittel Förmlichkeiten und Fristen bedarf. Doch sind zum summarischen peinlichen Prozesse alle diejenigen gerichtlichen Handlungen nöthig, welche zu einem Straferkenntniß erfordert werden. Dieser Prozeß findet bei Polizeyvergehungen immer, in eigentlich peinlichen Fällen aber nur dann Statt, wenn er ausdrücklich bestimmt ist. (Handbuch sämmtlicher Rechte zum Gebrauch für Richter und Sachwalter. Leipzig, 1792. — Conversations-Lexikon oder encyklopädisches Handbuch für gebildete Stände. Bd. 9.)

Summarium, beim Buchdrucker, eine Ueberschrift; sie zeigt den Inhalt des Abschnittes oder Kapitels, oder deren einzelne Paragraphen kurzgefaßt an. Die Summarien werden mit kleineren Lettern gesetzt, als der Text.

Summe, von dem Lateinischen Summa, eine größere Zahl, welche entsteht, wenn mehrere kleinere zusammen gezählt werden. Das ist nun die Summa (Summe) zu der Wohnung des Zeugnisses,

2. Mos. 38, 21. Nehmet die Summa der ganzen Gemeinde der Kinder Israels, 4. Mos. 1, 2. Eine große Summe, eine große Zahl. Sieben ist die Summe von vier und drei. Beim Addiren oder Zusammenzählen einer Reihe oder mehrerer Reihen Zahlen, die über- oder nebeneinander stehen, ist die Summe die Vereinigung dieser Zahlen zu einer einzigen, die als das Produkt des Ganzen ausgesprochen werden kann; wenn man z. B. 8, 6, 4 und 2 Rthlr. zusammenzählt, so ist 20 die Summe oder das Ganze dieser einzelnen Zahlen. In engerer Bedeutung ist es eine unbestimmte Zahl oder Menge Geld. Eine Summe Geld oder Geldes, ein Stück Geld. Eine große Summe für Etwas bieten, nämlich Geld, wo dann auch das Diminutivum Sümmchen, von einer kleinen Summe gebraucht wird. Mit der Lateinischen Endung a, wie es noch Luther braucht, ist es veraltet, außer, wenn es im gewöhnlichen Leben noch adverbialiter gebraucht wird, für mit einem Worte, kurz oder Alles zusammen genommen, ein Resultat aus dem vorigen zu begleiten. Summa, fürchte den Herrn, Sir. 7, 33. Summa, Gottes Werke kann man nicht alle zählen, Kap. 38, 8. Summa, durch sein Wort besteht Alles, Kap. 43, 28. Wofür man auch wohl die völlig Lateinische Redensart in Summa und Summa Summarium gebraucht. Nach Adelung soll das Lateinische Summa, aus welchem dieses entlehnt ist, zu unserm sammen, sammt und sammeln gehören. — In der Mathematik wird durch Summe eine Größe bezeichnet, welche durch die Addirung und Zusammensetzung anderer kleinerer Größen entsteht, und also nur in der Benennung von dem gewöhnlichen Summiren sich unterscheidet.

Summelier, war ehemals ein Bedienter an dem Kaiser-

lichen Hofe zu Wien, der die Aufsicht über den Weinkeller und die Getränke bei der Tafel zu besorgen hatte.

Summen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, zu einer Summe zusammenzählen, wofür jedoch summiren üblicher ist. Man gebraucht es noch in dem zusammengesetzten Neutro auffummen, zu einer beträchtlichen Summe werden.

Summen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben, welches den eintönigen dumpfigen, mit einigem Zischen verbundenen Laut genau nachahmt, welchen es bezeichnet, und dergleichen derjenige ist, welchen die Bienen, Wespen, Hummeln ꝛc. machen. Die Wespen summen. Es summt mir etwas vor den Ohren. Auch der Laut, den ein verworrenes dumpfiges Getöse, besonders in einiger Entfernung macht. Das summende Getöse der Stadt. Wie summt es in den Wäldern und auf den Wiesen von den Insektenschwärmen. Sollte er glauben, daß das Verlangen nach äußerlichen Gütern die summenden Wünsche eines Menschen ausmachen könnte? Gell. Das Intensivum davon ist sumsen. Der Laut, welchen dieses Zeitwort nachahmt, gleicht dem, welchen wir sonst mit summen und sumsen ausdrücken. Von den Krainerischen Wörtern ist Shum das Geräusch. Wenn in einigen Obersächsischen Gegenden ein Bienenstock ein Summer heißt, so kann es sowohl zu diesem Zeitworte gehören, als auch zu dem Oberdeutschen Simmer, ein Maaß, sofern es überhaupt ein Gefäß oder Behältniß bedeutet, indem es in einigen Gegenden auch Summer, Sümmer und Sumer lautet.

Sümmer, Sirart, ein Fränkisches Getreidemaaß. Es giebt davon dreierley Gattungen, denn der Sümmer rauhes Getreide, als Gerste, Dinkel und Hafer, enthält 4 Malter oder 32 Metzen; der Sümmer hartes Getreide, als Weizen und Rocken, nur 2 Malter

oder 16 Metzen, und der Sümmer Hirse enthält 26 Metzen.

Summiren, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, aus dem Lateinischen summare, zu einer Summe zusammenzählen. Zwei Zahlen summiren, zusammenzählen. In der Algebra heißt summiren oder integriren die Größe finden, aus welcher die gegebene unendlich kleine durch Differentiirung entstanden ist.

Sumperschlagen, im Hüttenwerke, wenn die eigentliche Oeffnung oder der Fokus des Ofens von Lehm geschlagen wird. Dieses geschieht um die vier Wände des Ofenstocks von Grund aus, welche mit Lehm gut ausgefüllt und geschlagen werden, und nur den gehörigen Raum oder Fokus lassen, welcher der Platz ist, wo Kohlen und Erz bei dem Schmelzen liegen. Die Steyermärker nennen den Lehm Sumper, daher hat auch diese Arbeit bei ihnen diesen Namen erhalten.

Sumpf, Sümpfe, Diminutivum Sümpfchen oder Sümpflein. 1. Eine flache Sammlung über einem morastigen Boden stehenden Wassers, ein unreines oder trübes Wasser, welches über einem Moorboden steht, und leicht betriegt, in den man, wenn man schnell hindurchzuwaten glaubt, hineinsinkt, also einen Schlammboden, oder weichen Boden hat, der vermöge seiner schmutzigen, dunkelen Farbe leicht täuscht. Daher sagt man: Ein Land, welches voller Sümpfe ist; in einen Sumpf gerathen; in einem Sumpfe stecken bleiben. — 2. In weiterer Bedeutung, eine jede Sammlung Wassers von keinem beträchtlichen Umfange, und ein Wasserbehältniß, beides nur noch als ein Kunstwort in einigen einzelnen Fällen. (1) Eine Sammlung Wassers. So wird im Bergbaue, das Wasser, welches sich in der Grube sammelt, wenn es nicht abgeführt werden kann, ein Sumpf genannt. Daher das Wasser zu Sumpfe halten, es vermittelst einer Wasserkunst ausschöpfen. Eine Grube, ein

Bergwerk zu Sumpfe gehen lassen, oder sie zu Sumpfe treiben, durch Nachlässigkeit das Wasser überhand nehmen lassen, so daß die Grube verderbt und unbrauchbar wird. — (2) Ein Behältniß mit Wasser. In dem Bergbaue ist der Sumpf sowohl der Trog, in welchen das Wasser von den Wasserkünsten ausgegossen wird, als auch ein gebohlter Graben, durch welchen der Schlamm bis in die Fluth geleitet wird. — In der Bergschmiede wird das Faß, welches wie eine Treibetonne aussieht, Sumpf genannt; es wird über die Hälfte mit Lehm, Erde und Wasser gefüllt, worin der Bergschmid das Eisen zu Stahl härtet. — Bei den Ziegelstreichern ist Sumpf oder das Sumpfloch, ein viereckiges, ausgehohltes Loch, in welchem der Thon eingesumpft, das ist, mit Wasser begossen und durchgearbeitet wird. Ein solches Loch findet man in oder neben einer Ziegelscheune, dessen Boden und Wände mit guten Bohlen ausgelegt sind, damit sie wasserdicht sey, weil die zu den Ziegeln hineingeworfene Erde darin eingesumpft oder mit Wasser begossen wird. Das Schwedische sump bedeutet auch einen Fischhalter. — In den Potaschsiedereyen ist der Sumpf ein Untersetzfaß, darein die Lauge aus den Keschern gelassen wird. — Auch eine viereckige, in die Erde gemachte, mit Brettern ausgelegte Grube des Pochwerks, deren Boden wagerecht liegt, durch welche das Wasser geht und den zähen Schlamm hineinführt, damit sich das Schwere darin setze. — Eine von Schalhölzern in der Grube gemachte Schrot oder Wand, von denen zwei in einer geringen Entfernung angelegt und Lehm dazwischen gerammt wird, damit es einen Damm bilde, welcher die dahinter geschlagenen Wasser hält, damit sie nicht in das tiefere Abteufen fallen, und die Arbeiter hindern. In Sumpf halten nennt man in den Bergwerken durch beständiges Schöpfen verhindern, daß die Wasser nicht aufgehen und die Arbeit

aufhalten. Zu Sumpfe treiben heißt eben daselbst, eine Grube räuberisch bauen und verwüsten, daß sie eingehen muß. — Das Wort Sumpf soll nach Adelung von sinken, senken abstammen, weil man in einem Sumpfe, wegen des unter dem Wasser befindlichen weichen Erdreiches, leicht untersinkt. Diese Ableitung wird durch das veraltete versümpfen, versinken, gar sehr bestätiget, als welches noch bei dem Kaisersberg vorkommt: es haben etliche geirrt und gemeint, es könne ein Mensch Gott so inbrünstig lieben, daß er als versümpft würde in Gott, daß er mit Gott ein Wesen hett. Um deswillen heißt ein Sumpf im Angelsächsischen auch Swamp. In der zweiten Bedeutung scheint es Wasser überhaupt zu bezeichnen, da es dann von See, Salum, Sund ꝛc., alle in der Bedeutung des Wassers nur im Suffixo verschieden seyn würde.

Man macht unter Sumpf und Sumpf noch einen Unterschied, wenigstens sind nicht alle Naturforscher gleicher Meinung in dem, was man Sumpf nennt. Mehrere Schriftsteller theilen die Seen ein in eigentliche Seen und Sümpfe, und wollen unter den Letztern nur diejenigen Sammlungen von Wasser verstehen, die durch Vermischung mit erdigen Theilen einen Theil ihrer Flüssigkeit verloren haben, dick und trübe geworden sind, und dieses scheint auch wohl der richtigste Begriff von einem Sumpfe zu seyn. Nach dieser Erklärung sind daher Sümpfe, Moräste, Moore, Brüche (paludes) Sammlungen von Wasser, welche durch Vermischung mit Erde und Schlamm, wie schon bemerkt, einen Theil ihrer Flüssigkeit verloren haben, so daß sie weder mit Schiffen, noch Kähnen befahren, noch von Menschen ohne Einsinken der Füße betreten werden können. Dann nennt man auch solche Seen Sümpfe, welche keinen sichtbaren Abfluß haben und die Höhe ihrer Oberfläche nicht merklich verändern, ob sie gleich wirkliche

Zugänge haben, und oft ansehnliche Flüsse aufnehmen. Die meisten und größten dieser Art finden sich in Asien; außer diesen nur wenige und kaum hinlänglich bekannte in Afrika und in Amerika. Der vornehmste und beträchtlichste von ihnen in Asien ist der Kaspische See, auch das Kaspische Meer (Mare Hyrcanum s. Caspium) genannt. Dieser See ist 140 Meilen lang und 30 bis 64 Meilen breit, und 6000 Quadratmeilen groß. Bei diesem See ist es merkwürdig, daß ungeachtet des immer zufließenden Wasservorraths und eines bisher noch nicht aufgefundenen Abflusses desselben, sich seine Wassermasse immer gleich bleibt. Es fallen in denselben sehr ansehnliche Flüsse, von denen die Wolga allein nach einem ungefähren Ueberschlage in jeder Minute 15 Millionen oder täglich 21,600 Millionen Kubikfuß Wasser hineinbringt. Rechnet man den Zufluß durch den Jack, die Yemba ꝛc., Regen und Schnee mit eingeschlossen, nur doppelt so groß, so müssen täglich wenigstens 648,000 Millionen Kubikfuß Wasser in diesen See fallen, an dem man jedoch weder einen Abfluß, noch ein Zunehmen seiner Höhe bemerkt. Um zu erklären, wo die große Menge Wassers bleibt, haben einige Naturforscher eine unterirdische Verbindung des Kaspischen Sees mit dem schwarzen Meere oder mit dem Persischen Meerbusen angenommen, und ein Persischer Schriftsteller bemerkt, daß das schwarze Meer unruhig wird, wenn der Ostwind auf dem Kaspischen See stürmt, dagegen dieser Letztere Wellen wirft, wenn das schwarze Meer durch den Westwind bewegt wird; daß man ferner auf den Ufern des schwarzen Meeres Auswürfe von Seegräsern, Bäumen und Pflanzen findet, die man sonst nur im Kaspischen Meere antrifft; dagegen hat man zur Herbstzeit im Persischen Meerbusen sehr häufig Weidenlaub gefunden, obgleich die Weide im mittäglichen Persien ganz unbekannt ist, und nur an den Ufern des Kaspischen Sees wachse; auch daß es bei Kilan, dem

Hyrcanien der Alten, zwei ungeheure Schlünde oder Strudel giebt, durch welche sich das Wasser ausleert; Andere leugnen aber das Daseyn dergleichen Strudel ganz. Nach dem Ueberschlage einiger Physiker, ist die Ausdünstung unzureichend, um das Phänomen zu erklären; denn wenn man sie jährlich auf 30 Zoll, und die Oberfläche des Sees auf 3650 Schwedische Quadratmeilen, jede zu 36,000 Fuß, annimmt, so findet sich die jährliche Ausdünstung wenig über 14 Billionen Kubikfuß, da der Zufluß nach der obigen Berechnung 23½ Billionen Kubikfuß im Jahre betragen müsse; indessen soll doch nach der Meinung Anderer eben so viel Wasser, als der See wieder bekommt, verdunsten, ohne daß derselbe etwas in das schwarze Meer oder in den Persischen Meerbusen ausleert. Nach Pallas sollen die Ufer des Hyrcanischen Meeres viel weiter ausgebreitet gewesen seyn, und die ganze Krimmische, Kumanische, Wolgaische und Jaikische Steppe mit den Ebenen der großen Tatarey ein allgemeines Meer ausgemacht haben, welches an dem jetzigen Kaspischen und schwarzen Meere zwei große und tiefe Busen hatte. Durch einen Durchbruch der Gebirge des Thracischen Bosphorus entlud sich das schwarze Meer durch den Propontischen Busen; hierdurch ward ein großer Theil des alten Meeres zur Salzsteppe und der Kaspische See zu einem einzelnen Landsee. Der Aralsee, in der Kirgisensteppe, umfaßt ungefähr 1100 Quadratmeilen, ist 43 Meilen lang und 29 breit; er soll alljährlich größer werden, seitdem man den Gihun in ihn geleitet hat. Er wird vom Kaspischen See durch ein 50 Meilen breites Sandfeld getrennt, daher läßt sich vermuthen, daß beide ehemals zusammengehangen haben, und das Sandfeld bloß eine Anhäufung von Materien ist, welche die Zuflüsse des Arals mit sich geführt haben. Das todte Meer, der See Asphaltites, in Palästina, ein See, der 12 Meilen lang und 2 Meilen und darüber breit ist, und

der außer dem Jordan, noch viele kleinere Flüsse aufnimmt. Sein Wasser hat Salz, Pech und Schwefel bei sich. Da in diesem See keine Fische leben können, sondern alle, die der Jordan hineinbringt, darin sterben, so hat dieser See den Namen des todten Meeres erhalten. Obgleich derselbe viel Zufluß durch die sich darein ergießenden Flüsse erhält, so hat er doch keinen Abfluß, und verliert sein Uebermaaß durch seine starke Ausdünstung. Zu diesen stehenden Seen kann man noch mehrere rechnen. Merkwürdig ist auch der Sumpf Diomal Swamp, Cypressensumpf, in Nordamerika, an der Mündung des Delaware, rechts am Flusse, zum Theil in dem kleinen Gebiete des Delaware, zum Theil auch in Maryland, aber 12 Meilen von dem Meere. Seine Ausdehnung beträgt auf 5 Meilen von Osten gegen Westen, und 10 bis 12 Meilen von Norden gegen Süden, so daß man seinen Inhalt auf 200,000 Morgen Landes schätzt. Mehrere Bäche entspringen aus diesem großen Wasserbehälter, besonders der Indianische Fluß Pocomoke und der St. Martin. Der Erstere fließt durch die Halbinsel, und fällt zuletzt in die Chesapeak, die andern laufen nach Süden und fallen ins Atlantische Meer. Man darf aber den Ersteren nicht mit dem Virginischen Fluß Potowmak verwechseln, der sich in der Nachbarschaft von Washingtons Wohnsitz in einem Arm der Chesapeak stürzt. Die ganze Strecke dieses unübersehbaren Sumpfes liegt in der vollkommensten Pläne, und ist überaus feucht; die höchsten Gegenden befinden sich zwischen der See und der Bay. Etwa der zwanzigste Theil davon ist mit schönen grünen Cypressen, auch wohl Cedern, bewachsen, welche ein angenehmes Dunkel umher verbreiten, und nebst den übrigen Bäumen in einiger Entfernung ein majestätisches Ganzes bilden. Die Cypressen wachsen immer in einiger Entfernung des festen Landes, und sind mit Ahorn und Liquidambern umringt. Es scheint, daß ihnen die Na-

tur diese Letztern zum Schutz vor den heftigen Winden, welchen diese Gegenden unterworfen sind, zugesellt haben. Um ihn herum erblickt man Eichen, Buchen, Feigen, die sich in den besten Umständen befinden, weil sie die Winde abhalten, daß sie die leicht zerbrechlichen Buchsbaumgipfel nicht über sie herstürzen können. Das Wasser, welches man in diesem Cypressensumpfe findet, fault nicht, ob es gleich ganz still steht; wenn man genau darauf sieht, findet man es immer leuchtend, und es sieht aus wie dickes Bier. Es hat einen besondern Geschmack, der sich nicht beschreiben läßt, aber nicht unangenehm ist. Diejenigen, welche es trinken, werden zwar mager, befinden sich aber wohl dabei, und erreichen ein hohes Alter, wozu auch die Luft das Ihrige beiträgt, denn diese ist ganz voll von flüchtigen balsamischen, eröffnenden, schweißtreibenden und der Fäulniß widerstehenden Dünsten, also sehr zuträglich für nervenschwache und an der Auszehrung leidende Personen. Man hält es für sehr wahrscheinlich, daß das Wasser des Cypressensumpfes seine Heilskräfte den balsamischen Eigenschaften jener Bäume zu verdanken hat. Das stehende Wasser ist im Ganzen genommen nicht gesund, weniger vielleicht, wenn man es trinkt, als wenn man seine Ausdünstungen einathmet, und diese sind vielleicht wieder mehr oder weniger schädlich, je nachdem die Fäulniß des Wassers von Thieren oder von Pflanzen verursacht worden ist, welches jedoch Ausnahmen haben kann, und besonders allemal da, wo keine schädlichen Dünste aufsteigen, wie es bei dem gedachten Sumpfe wirklich der Fall ist. Die schrecklichen Feuerbrände, die von Zeit zu Zeit entstehen, haben die Anzahl sowohl der grünen als kahlen Cypressen sehr vermindert. Einer der größten dieser Brände entstand 1782, wo der Sumpf sehr trocken war, ohne daß man wußte, woher der Brand gekommen war, und brannte mehrere Wochen hintereinander, ehe man noch etwas davon erfuhr, und weil die Dürre immer

fortdauerte, so griff auch das Feuer immer weiter um sich, so daß am 13ten August des gedachten Jahres zwei Stunden vor Sonnenuntergang ein heftiger Windstoß von Süden die Flamme so allgemein verbreitete, die bis zu der Zeit nur sehr langsame Fortschritte gemacht hatte, daß in einer Zeit von zwölf Stunden wenigstens 4000 Acker von diesen schönen Cypressen verzehrt wurden. Der Dampf war so dick, daß man nicht drei Fuß vor sich hin sehen konnte. Das Feuer war so stark, daß es schien, als ob in einer Strecke von mehreren Meilen ins Gevierte, und von hundert Fuß Höhe, Blitz auf Blitz aus der Erde fuhr. Das Getöse von den zusammenstürzenden Bäumen, das Brausen der Flamme selbst, die Luft voller Kohlen, bis auf eine beträchtliche Höhe, dieses Alles gab den Anblick eines ungeheuren Feuermeteors, und das treueste Gemälde des jüngsten Tages. Der Schimmer von diesem Feuer konnte auf 70 Meilen weit gesehen werden, und der Horizont war über 420 Meilen weit im Umkreise davon erleuchtet. An den Küsten des Meeres fand man bis auf 14 Meilen vom Orte des Brandes, eine große Menge Kohlen. Herr von Marbois, Gesandschaftssekretair von Frankreich bei den vereinigten Staaten von Nordamerika, besuchte den Cypressensumpf nach dem so eben geschilderten Ereignisse, und giebt davon folgendes Bild: „Auch das einfachste und treueste Gemälde von den Resten jenes Brandes und von dem Schrecken jenes Auftrittes, würde das Ansehen einer Uebertreibung haben. Die Asche hatte sich im Wasser zu Boden gesetzt, und die Kohlen, welche oben auf schwammen, nebst den schwarzen auf hundert bis anderthalbhundert Fuß hohen Baumstämmen, die das Feuer nicht ganz verzehrt hatte, war Alles, was von diesem Walde, der eine so große Ebene bedeckte, übrig geblieben war, da das Feuer die Bäume an der Wurzel zuerst ergriffen hatte, so waren die mehrsten derselben zu Boden gestürzt, diejenigen aber, welche

hin und wieder noch standen, hatten das Ansehen von riesenmäßigen Säulen, die von dem geringsten Lüftchen bewegt wurden, und alle Augenblicke niederzustürzen droheten. Sie stellten einen unermeßlichen schwarzen Vorhang dar, durch welchen man in der Ferne mit Grausen die Gegenden des Waldes erblicken konnte, wo die Flamme inne gehalten hatte. Man hatte hier mit einmal die Trümmer von ein Paar Millionen Bäumen von verschiedener Größe vor Augen, außer den wohl 600,000 Bäumen, die gänzlich in Asche verwandelt worden waren, und die man sich bloß im Geiste noch vorstellen konnte. Hier lagen weiße Cedern von 100 Fuß Länge bis an die Aeste und von 16 im Umkreise, in einer Höhe von 6 Fuß über der Wurzel. Eine andere Stelle, wo zwei Jahre vorher die Flamme gewüthet hatte, war schon so dicht wie eine Baumschule mit jungen Cypressen und Cedern bedeckt. Der Brand war im Julius erfolgt, und das nächste Frühjahr darauf waren schon die jungen Bäume hervorgeschossen, weil die Winde im vorhergehenden Oktober und November den Samen von den verschont gebliebenen Bäumen dahin geführt hatten. Marbois fand in diesem Walde auch noch andere große Bäume, die horizontale Schößlinge an den Wurzeln hervortrieben, kein einziger war davon vertikal. Viele hatten sich seit Jahrhunderten über niedergestürzte Stämme erhoben, und es nahm sich sehr artig aus, einen abgestorbenen Baum zu erblicken, über welchem sich ein anderer von ungeheurer Höhe befand und ihn mit seinen Wurzeln umfaßte." — Die Entzündung eines in einem morastigen Boden liegenden Waldes ist in Europa nichts Unerhörtes. Herr von Marbois schreibt seine Entzündung dem Blitze zu. Es ist aber auch möglich, daß die entzündbare Sumpfluft dabei wirksam gewesen ist, die sich aus dem großen Sumpfe entwickelt hat, und diese Luft kann sich wohl auch von selbst entzündet und die Bäume um so leichter

in Brand gebracht haben, da sie von einer harzigen Beschaffenheit sind. Dieser letztere Umstand hat auch verursacht, daß die Flamme so verzehrend gewesen ist. Man hatte bemerkt, daß der Brand zur Zeit der Trockenheit, wo sich gar kein Wasser im Sumpfe befunden, entstanden war, und es entzündet sich auch kein Morast, wenn er sich nicht in diesem Zustande befindet. Unabhängig von jenen Cypressen, trifft man in diesen Gegenden auch häufig Liquidambern an, von welchen ein Balsam in sehr geringer Menge herabfließt; Sassafrasse, Tulpenbäume, die schönsten in Amerika; selbst Eichen, Eschen, Ulmen, Stechpalmen und Fichten, welche vortreffliche Masten geben. Die Gartenerde ist mehrere Fuß dick, schwarz und locker, und nichts anderes als eine Art von Torf. Vor dem Brande von 1782, der fast alle Cypressen verzehrt hat, dienten diese Bäume, die gemeiniglich hohl sind, einer unzähligen Menge von Bienenschwärmen zum Aufenthalte, deren Honig allem Europäischen den Vorzug streitig macht; man hat daselbst zuweilen Stücke Honigseim von 18 Fuß Länge gesehen. Die Bären stellen diesem Honige sehr nach. und da sie ein sehr scharfes Gesicht und einen noch feineren Geruch haben, so entdecken sie die Quellen desselben sehr leicht, sie bringen indessen doch mehrere Tage mit fruchtlosen Versuchen zu, ehe sie den Ort selbst treffen, wo er verborgen steckt. Die Einwohner der dortigen Gegend wissen dieses und machen sich solches trefflich zu Nutze. Sobald sie einen Bären um einen Baum herumgehen und ihn daran nagen sehen, so sind sie sicher, daß er Honig enthält. Noch giebt es in den Cypressensümpfen eine große Menge von Eichhörnchen. Den Winter über finden sich auch viele Rothkehlchen und andere Vögel daselbst ein, die von dem großen Ueberflusse der mancherlei Früchte dahin gelockt werden. Schlangen sind hier nicht so gemein, als man es von einer so feuchten Gegend erwarten sollte. Den ganzen Winter über ist der Boden des Morastes mit Wasser bedeckt, und selbst über den höchsten Stellen

steht es zu der Zeit wenigstens 1 Fuß hoch; sie müssen also fürchten entweder in ihren Löchern zu erfrieren, wenn sie solche zu flach machen, oder zu ersäufen, wenn sie solche tiefer treiben wollten. Außer diesem Cypressensumpfe giebt es noch Sümpfe von einiger Bedeutung in Südmerika, so auch einige in Afrika; auch Europa hat seine Sümpfe, wie z. B. die Pomptinischen Sümpfe in Italien ꝛc. — Was nun die zweite Art von Sümpfen betrifft, so gehören dazu: 1) diejenigen, deren feste Substanz unverbrennlich ist, und die aus bloßer Vermischung des Wassers mit einem sandigen oder lehmigen Boden entstehen. Dergleichen finden sich überall, wo Quellen im niedrigen Grunde entspringen und das überflüssige Wasser nicht hinlänglich ablaufen kann, wo Gründe mit Abhängen umschlossen sind, so, daß das abfließende Regenwasser sich sammeln und in die Erde einziehen muß, wo endlich an niedrigen Orten große und dicke Gehölze die Verdunstung und den Ablauf des von den Bergen kommenden Wassers verhindern. 2) Die Torfmoore oder Sümpfe, Venen, deren feste Substanz verbrennlich ist. Diese Substanz, der sogenannte Torf, besteht aus verweseten Wurzeln mehrerer Sumpfgewächse, welche oft mit einem starken Antheile von Erdharz durchdrungen sind, und sehr vortheilhaft an verschiedenen Orten zur Feuerung gebraucht werden können. Das meiste Torfland ist feucht und sumpfig, es giebt aber auch alte mehr ausgetrocknete Torflagen, oft hoch über dem Wasser und mitten unter andern Erdschichten von verschiedenen Materien.

Sumpf, im Bergbaue, s. oben, S. 394.
—, in den Bergschmieden, s. daselbst.
— (Cypressen-), s. das., S. 398.
—, im Pochwerke, s. das., S. 394.
—, in den Potaschsiedereyen, s. daselbst.
— (Torf-), s. oben.
—, beim Ziegelstreicher, s. das., S. 394.

Sumpfandorn, in einigen Gegenden, eine Benennung des Wolfsfußes, Lycopus Europaeus Linn., weil er dem Andorn ähnlich ist, und gern an Teichen und Sümpfen wächst: Wasserandorn, Sparrfaden. S. Zigeunerkraut, unter Z.

Sumpfarbeit, im Hüttenwerke, heißt, daß die Kupferschlacken, wenn sie im Herd vom Steine abgezogen, glühend in einen Sumpf, darein Wasser läuft, geworfen, und dadurch die Schlacken geschreckt werden, daß ein großer Theil der guten Materie, die noch darin ist, aus den Schlacken fällt, welches wieder auf den Ofen gesetzt, und die übrigen Schlacken aus den Hütten zu den andern, die nicht mehr zu klauben dienen, geführt werden.

Sumpfbinse, s. Sumpfsemse.

Sumpfbussard, die Rostweihe, Falco aeruginosus, Fr. le Bussard; s. unter Weihe, in W.

Sumpfcalla, s. Sumpfkalla.

Sumpfdistel, Carduus palustris Linn., welche auf den sumpfigen Wiesen wächst, ist unter Distel, Th. 9, übergangen worden. Der Stengel dieser Distel wird an 6 Fuß hoch; die Blätter sind klein, schmal, ausgezackt, am Rande stachlig, unterwärts etwas wollig, und laufen am Stengel herab. Die Blumen stehen anfangs in dichten Trauben, entfernen sich aber nachher und stehen einzeln. Die Kelche sind dicht ziegelweise geschuppt, glatt und unbewehrt, oder mit weichen Stacheln besetzt, die Kronen purpurfarbig, oft weiß. Die sumpfigen Wiesen sind ihr Wohnplatz.

Sumpfeinblatt, Parnassia palustris, Linn., eine Art des Einblattes, welches an Sümpfen und feuchten Oertern wächst. Dieses Einblatt, welches Th. 10, S. 365 nur erwähnt, aber nicht näher beschrieben, sondern auf Parnassergras, Th. 107, S. 644, verwiesen worden, und von dort wieder auf Leberblume, Th. 67, S. 389 u. f., wo solches auch näher beschrieben worden ist, heißt auch noch: weißes Einblatt.

Sumpferde, s. Torferde, unter Torf, in T.

Sumpferz, Seeerz, Morasterz, Modererz, Eisenerz, welches in sumpfigen Gegenden unter dem Wasser gefunden wird; s. Modererz, Th. 92, S. 586.

Sumpfeschel, im Blaufarbenwerke, derjenige Eschel, welcher sich bei dem Verwaschen des Blauglases in den Sümpfen setzt.

Sumpfhabichtskraut, Hieracium paludosum, eine Art des Habichtskrauts, welches in den sumpfigen Hainen des mitternächtigen Europas einheimisch ist. Da unter Habichtskraut, Th. 20, diese Art übergangen worden, so folgt hier eine kurze Beschreibung derselben. Die Stengel dieser Pflanze sind rispenförmig und glatt, die Blätter, welche den Stengel umgeben, sind gezähnt und ebenfalls ohne Haare. Die Blumen sind klein und gelb; die Blumenkelche haben scharfe, steife und aufstehende Haare. Man findet diese Pflanze auch in der Schweiz wildwachsend; sie ist den Bienen wichtig, die aus derselben Saft zu ihrem Honige ziehen.

Sumpfhahnenfuß, Ranunculus palustris Linn., eine Art des Hahnenfußes, der in sumpfigen Gegenden wächst, und von dem es wieder mehrere Abarten giebt; s. Ranunkel, Th. 120, S. 582.

Sumpfheidelbeere, Vaccinium uliginosum Linn., eine Art Heidelbeeren, welche in den feuchten Gegenden des mitternächtigen Europas angetroffen wird. S. unter Heidelbeere, Th. 22.

Sumpfig, Bei- und Nebenwort, viele Sümpfe enthaltend. Ein sumpfiges Land. Ingleichen einem Sumpfe gleich oder ähnlich, das ist, aus einem mit Wasser vermischten weichen Erdboden bestehend, in welchem man leicht einsinkt, wo es dann mit morastig beinahe gleichbedeutend ist, obgleich nicht völlig; daher sagt man ein sumpfiger Boden, ein sumpfiger Ort, eine sumpfige Gegend.

Sumpfkäfer (Hyphydrus), ein Käfergeschlecht, welches

zur zweiten Familie der Käfer, Schwimmkäfer (Hydrocantharida), gehört. Sie haben an den Vorderbeinen nur vier Fußglieder, kein Schildchen, sechs Taster; die Unterseite ist stark gewölbt; der Körper ist klein. Am bekanntesten davon sind: der ovale Sumpfkäfer, Hyphydrus ovatus, rundlich oval, rostfarben, zwei Linien lang, und in sumpfigen Wassern zu finden. — Der gestreifte Sumpfkäfer, Hyphydrus granularis, von schwarzer Farbe, kurz behaart; mit einem Rande und einem Längsstreifen auf den Flügeldecken, von blaßgelber Farbe, $1\frac{1}{3}$ Linie lang.

Sumpfkalla, Sumpfcalla, kriechende Drachenwurz, Klappenkraut, Calla palustris, Fr. Calle des marais, eine Pflanzenart, welche unter Drachenwurz, Th. 9, übergangen worden. Sie wächst in Deutschland und andern Europäischen Reichen wild und in Sümpfen. Die Wurzel ist kriechend, faserig und breitet sich weit aus. Diese Pflanze treibt überall Stengel, davon jeder seitwärts mit einem herzförmigen Blatte versehen ist. Die Kelchscheide ist weiß, weit ausgebreitet und flach. Die Blumenkeule ist überall mit Staubfäden und Stempeln bedeckt. Die auf die Blüte folgende Beeren sind roth. Man benutzt die Sumpfkalla oder Drachenwurz in einigen Gegenden zur Fütterung der Schweine, indem man sie stampft, brühet und zu Anfange der Mastung mit Kleien vermischt. Zuletzt thut man auch geschrotenes Getreide darunter. Die Schweine sollen dieses Futter sehr gern fressen, und auch hinreichend fett davon werden. In einigen Schwedischen Provinzen bedienen sich die armen Einwohner auch dieser Wurzel, um Brod daraus zu backen; sie reinigen solche, trocknen und mahlen sie, und mischen ein Drittheil anderes Getreidemehl darunter. In fruchtbaren Gegenden wird dieser Gebrauch nicht so leicht nachgemacht werden, weil es immer eine schlechte Art von Brod ist.

Sumpfkannenkraut, Equisetum palustre Linn., eine Art des Kannenkrautes, das in den wässerigen Gegenden Europas heimisch ist; s. unter Kannenkraut, Th. 34, S. 168.

Sumpfkiel, im Bergbaue, die unterste Röhre an einem Kunstgezeuge oder einer Pumpe, welche sich unmittelbar in dem Sumpfe oder Grubenwasser befindet; die Schlungröhre.

Sumpfklee, s. Fieberklee, Th. 13, S. 333.

Sumpfkohl, Pontederia hastata Linn., s. unter Pontedere, Th. 115, S. 104.

Sumpfkorb, im Bergbaue, ein Korb von Bast, worin der Sumpfkiel steht, damit nichts von Erde oder Steine in die Röhre komme.

Sumpfkraut, eine jede Pflanze, welche an sumpfigen Orten und in Sümpfen wächst. In engerer Bedeutung ist es eine Pflanze, welche an den überschwemmten Orten des mitternächtigen Europas wächst, Limosella Linn.

Sumpfkrötengras, Triglochen palustre Linn., Fr. Troscart des marais, s. unter Krötengras, Th. 54.

Sumpflabkraut, Galium palustre, eine Art des Labkrautes, s. unter Labkraut, Th. 58, S. 13.

Sumpfläufer, s. unter Schnepfe, Th. 147, und Pfuhlschnepfe, Th. 112, S. 459.

Sumpfloch, beim Ziegelstreicher, s. unter Sumpf, oben, S. 394.

Sumpfluft, Gas palustre, s. unter Luftarten, Th. 81, S. 283 u. f. Um brennbare Sumpfluft zu sammeln macht man es auf folgende Weise. Man bindet eine große, mit Fett erst rein abgescheuerte und folglich weich gemachte Rinderblase an eine hölzerne Röhre, die mit einem Hahne versehen ist, dessen Handgriff viereckig und mit zweien Löchern über Kreuz durch und durch gebohrt ist. Eins von diesen Löchern dient zum

Oeffnen, das andere zum Verschließen der Blase. Man drehe nun diesen Hahn nach seinen Absichten um, indem man das Ende eines Stabes noch in das beliebige Loch einsteckt. Die hölzerne Röhre, an welcher der Hahn sitzt, und die Blase angebunden wird, steckt auf einem sehr ausgehöhlten Trichter von Blech oder Messing, der auf seinem erhabenen Theile einen starken festangelötheten Ring hat, der das Ende eines Stabes einnimmt. Nachdem man durch das Zusammenstreifen der Blase alle gemeine Luft herausgeschafft hat, so schließt man den Hahn, und befestiget den Trichter, vermittelst des an seiner erhabenen Seite angelötheten Ringes an einen Stock, füllt ihn mit Wasser, indem man ihn untertaucht, um alle atmosphärische Luft heraus zu treiben, und dann bringt man ihn erst in seine Lage. Man habe aber Acht darauf, daß man ihn nicht tiefer als zwei bis drei Zoll unter der Oberfläche des Wassers niederdrückt. Indem man in der Linken den Stock hält, an welchem der Trichter befestiget ist, so dreht man den Hahn, um die Gemeinschaft zwischen dem Trichter und der Blase zu eröffnen, vermittelst eines Stockes, den man in der rechten Hand hält, herum. Dann rührt man, um die brennbare Luft zu entladen, mit demselben Stocke den Bodensatz des Wassers um, und zwar so lange, bis die Blase von brennbarer Luft, die häufig aufsteigt, aufschwillt, worauf man den Hahn eben so, wie man ihn öffnet, verschließt, und die ganze Vorrichtung aus dem Wasser wieder herauszieht. Auf diese Art kann man so viele Sumpfluft sammeln, als man wünscht; denn wenn man sich mit großen Flaschen versehen hat, so füllt man solche mit Wasser, stürzt sie unter demselben in einer Wanne um, löset den Trichter von der hölzernen Röhre ab, steckt ihn in die Mündung einer umgekehrten Flasche voll Wasser, und leeret die Blase zwischen den Händen aus unter dem Trichter, und die darin enthaltene Luft steigt in die Flasche hin-

auf und drängt das Wasser dafür hinaus. Die solchergestalt ausgeleerte Blase vereiniget man wieder mit der beschriebenen Vorrichtung, wie sie vorher war, um sie aufs Neue mit brennbarer Luft anzufüllen, und so kann man so viele Flaschen, als man will, mit einem Vorrathe von brennbarer Luft verstopft im Keller verwahren.

Sumpfmeise, s. unter Meise, Th. 88, S. 26.

Sumpfotter, Nörz, Mustela lutreola, ein Thierchen, welches einen Uebergang zu den Ottern bildet, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß lang; der Schwanz hat 10 Zoll. Die Zehen haben halbe Schwimmhäute; die Farbe ist dunkelbraun, Maul und Kinn sind weiß. Man findet dieses Thier im nördlichen und östlichen Europa an Flüssen und Sümpfen; es nährt sich von Fischen, Fröschen 2c. Im mittlern Europa findet man es selten.

Sumpfporsch, Sedum palustre Linn., s. unter Porsch, Th. 115, S. 170 u. f.

Sumpfrauke, Sisymbrium palustre Linn., s. unter Rauke, Th. 121, S. 156.

Sumpfschlamm, der Schlamm aus einem Sumpfe, dasjenige, was sich aus dem weichen Erdreiche durch das Wasser entwickelt und sich schlammig ansetzt, oder zur Seite des Ufers gespült wird. — Im Bergbaue ist es der Schlamm oder Schlich, welcher in dem Sumpfe oder ausgehohlten Graben befindlich ist.

Sumpfschnecke, Paludina, mit kräuselförmigem Gehäuse; das Gewinde ist fast so lang, als die letzte Windung; die Mündung ist rundlich oval mit einem Deckel, außen am Grunde der zwei Fühler liegen die Augen. — Am bekanntesten sind Paludina vivipara, mit grünlichem Gehäuse, braunen Streifen und 1 Zoll lang. Das Thier ist dunkel stahlblau, mit gelben Flecken. Die Jungen schlüpfen aus dem Ey, wenn es gelegt wird. Die Paludina impura ist $\frac{1}{2}$ Zoll lang, mit fast ungenabeltem Gehäuse,

hornfarbig, oft mit bräunlichem Ueberzuge. Beide Arten sind gemein in stehenden Wassern.

Sumpfseehafer, s. Zigonia, unter Z.

Sumpfsemse, Sumpfbinse, Scirpus palustris Linn., eine Art der Semse, welche sich nur in sumpfigen Gegenden findet; s. unter Binsen, Th. 5, S. 324.

Sumpfsilge, Selinum palustre; s. Silge, Th. 154, S. 318.

Sumpfstoßen, einen Damm mit Lehm oder Rasen ausrammen, daß kein Wasser durch kann.

Sumpftorf, ein schwarzer schimmriger und leichter Torf, der zuweilen einen stinkenden, bisweilen aber auch keinen Geruch hat; er läßt nach dem Verbrennen eine Asche zurück, und entsteht aus Heide, Gras, Moos, Blättern und Wurzeln; s. den Art. Torf.

Sumpfviole, Viola palustris, eine Art Violen, welche in den Sümpfen des kälteren Europas wächst; s. den Art. Viole, in V.

Sumpfvögel, Grallatores, gehören zu den Wasservögeln, und machen die fünfte Ordnung der Vögel aus. Sie haben folgenden Charakter: Die Füße sind lange Wadbeine; die Zehen meist lang, um im Moraste nicht einzusinken, entweder alle durch eine kurze Haut verbunden (mit geheften Füßen), oder nur die Mittel- und Außenzehe (mit halbgehefteten Füßen), oder gar keine Haut (mit Spaltfüßen); zuweilen auch mit ganzer oder halber Schwimmhaut; die Hinterzehe fehlt oft, der Schnabel ist meist lang, doch sehr verschieden; der Hals in der Regel lang; die Flügel lang und spitz, daher der Flug leicht und dauernd, wobei die langen Beine nach hinten fortgestreckt werden, auch laufen sie meist schnell. Die Meisten dieser Vögel sind Zugvögel, mausern sich zweimal im Jahre, und sind nach Alter und Jahreszeit sehr, nach dem Geschlechte wenig verschieden. Fast alle bewohnen die Ufer der Flüsse, Seen, Meere, Moräste und feuchten Wiesen, gehen in seichtes Was-

ser, schwimmen zum Theil ziemlich gut, und nehmen ihre Nahrung aus dem Wasser, die in Fischen und deren Laich, Amphibien, Insekten, Würmern, Schleimthieren und Wasserpflanzen besteht. Die Sumpfvögel mit starkem Schnabel leben z. B. von Fischen oder Amphibien, die übrigen begnügen sich mit Würmern oder Insekten. Einige leben fast immer am oder im Wasser, Andere nur zu gewissen Zeiten, sonst auf dem Trocknen, Wenige nur auf trockenen Feldern. Einige leben paarweise, Andere in Scharen, besonders in der Zugzeit. Die Meisten brüten in kleinen Vertiefungen auf der Erde, Einige im Moraste, so daß die Eyer vom Wasser bespült werden; nur Wenige dieser Vögel nisten auf Bäumen, noch Wenigere auf Gebäuden; nur bei Einigen sind die Jungen Nesthocker. Diese Vögel strekken ihre Füße im Fluge nach hinten aus, wenn andere Vögel die ihrigen unter den Bauch ziehen. Zu diesen Vögeln gehören fünf Familien. Zur ersten Familie gehören die Hühnerstelzen (Alectorides), welche die Hühnervögel mit den Sumpfvögeln verbinden. Der Schnabel ist ein Hühnerschnabel; die Füße sind, wie bei den Sumpfvögeln, einige dreizehig, andere vierzehig; sie leben theils in Sümpfen, theils auf freien trockenen Ebenen. Hierher gehören: die Trappe, Otis, s. unter T.; der Anhima oder Wehrvogel, Palamedea, Fr. le Camichi; s. unter Wehrvogel, in W; der Trompetenvogel, Psophia, Fr. l'Agami; s. unter T.; der Sekretair, Serpentarius, Fr. le Messager, den Einige wegen seiner langen Füße zu den Sumpfvögeln rechnen, Andere zu den Falken, und hier zu einem besonderen Geschlechte: Stelzengeyer, Gypogeranus, genannt; s. Sekretair, Th. 151. — Zur zweiten Familie gehören: die Reihervögel, Herodiae. Sie haben sehr lange Füße, bald halb, bald ganz geheftete Zehen, bald Schwimmfüße; der Hals und Schnabel sind sehr lang; Letzterer sehr verschieden

gestaltet. Es sind meistens große Vögel, die theils am Ufer leben, um Fische ꝛc. zu fangen, theils auf Wiesen und Augern, um Insekten und Amphibien zu suchen. Sie nisten größtentheils auf Bäumen. Hierzu gehört der Kranich, Grus, s. diesen Artikel, Th. 47, S. 1 u. f.; der Storch, Ciconia, s. Th. 174, S. 558 u. f.; der Marabu, Ciconia marabu, s. daselbst, S. 587; die eigentlichen Reiher, Ardeae, s. Th. 122, S. 75; Rohrdommeln, s. Th. 126, S. 569 u. f.; Löffelreiher, Plataleae, s. den Art. Löffler, Th. 80, S. 173 u. f. — Flamingo, Phoenicopterus, Fr. le Flamaut, dieses Geschlecht wird zu den Rohrdommeln gerechnet. Geschlechtskennzeichen: der Schnabel ist krumm, an den Rändern kammartig gezackt, dick, höher, als breit; der Oberkiefer hinten hoch, auf der halben Länge platt, niedrig, und krümmt sich wie geknickt; der Unterkiefer ist hinten niedrig, um die Mitte der Länge über noch einmal so hoch, gegen die Spitze zu niedrig; der Hals sehr lang und dünn; die Beine hoch und dünn, mit Schwimmfüßen. Bekannt ist die einzige Art: der Flamingo, Phoenicopterus ruber. Dieser Vogel ist über 3 Fuß hoch, von Farbe weißlich-rosenroth, blanc-rouge, mit karminrothen Flügeln und schwarzen Schwingen. Die Jungen sind vor der Mauser aschgrau, dann schmutzigweiß, und erst im vierten Jahre ausgefärbt. Er bewohnt die Küsten des Mittelmeeres in Europa, Afrika und Asien in großen Schaaren an Sümpfen und Flüssen, nährt sich von Weichthieren, Insekten, kleinen Fischen, Fischrogen ꝛc., und brütet in Morästen. Das Nest besteht aus einem aus Pflanzen und Schlamm zusammengescharrten anderthalb Fuß hohen Hügel, auf dem er beim Brüten reitet, indem er sich nämlich mit ausgebreiteten Beinen (à Cheval) über das Nest setzt. Der Doktor Wiedemann sah ein Exemplar dieses Vogels im Leverschen Museum in London, wo das Gefieder durchaus scharlachroth und die Schwungfedern schwarz

waren. Man will daher die rosenrothen für nur noch junge Vögel halten. — Zur dritten Familie gehören die Strandläufer, Charadriadae, mit langen Beinen, kurzen Zehen, die Hinterzehe fehlt oder ist sehr kurz; der Schnabel gerade, mit harter Hornbekleidung; sie laufen sehr schnell und leben zum Theil in trockenen Gegenden. Hierzu gehören: Die Brachvögel, die Regenpfeifer, die Kibitze, die Strandreuter, der Steinwälzer und der Austernfischer; s. unter Strandläufer, Th. 175, S. 214 u. f. — Zur vierten Familie gehören die Schnepfenvögel, Scolopaeidae, s. unter Strandläufer, Th. 175, S. 215. Zu diesen gehören: die Schnepfen, Scolopaces, s. Th. 147, S. 443 u. f.; die Brachvögel, Numenii, s. unter Strandläufer, Th. 175, S. 215. Die Pfuhlschnepfe, der Sumpfläufer, Limosa, mit einem langen, weichen, schwach aufwärts gekrümmten Schnabel und halbgehefteten Füßen. Sie leben besonders am Seestrande, an der Mündung der Flüsse und in Sümpfen, und ändern sehr die Farbe nach der Jahreszeit; sie sind unter Schnepfe, Th. 147 mit angeführt worden. Die Wasserläufer, Totani, s. unter Strandläufer, Th. 175, S. 214, und unter Wasserläufer; die Strandläufer, Tringae, s. Th. 175, S. 191 u. f.; die Sanderlinge, Calidres, s. Th. 175, S. 214. — Zu der fünften Familie gehören die Rallen, Rallidae, s. Ralle, Th. 120, S. 473 u. f. — Das Sultanshuhn, Porphyrio, mit kurzem sich hoch in eine Stirnplatte endigenden Schnabel, kurzem Schwanze, Gefieder mit schönen lebhaften Farben, wie z. B. Indigo, hellblau, hellgrün. Diese Hühner bewohnen die heißen Länder, leben in Morästen, an schilf- und grasreichen Ufern, süßen Gewässern, besonders in Reisfeldern, laufen schnell, auch sehr gut auf Wasserkräutern, setzen sich, verfolgt, auch auf Bäume, nähren sich von Sämereyen, die sie mit dem Fuße zum

Schnabel bringen. Am bekanntesten ist das Europäische Sultanshuhn, Porphyrio hyacinthinus. Der Schnabel und die Stirnplatte sind roth, die Füße fleischroth, das ganze Gefieder schön blau. Es kommt im westlichen Asien, Griechenland und in dem südlichen Italien vor, besonders in Reisfeldern, war bei den alten Römern sehr beliebt, und wird in Sicilien häufig gezähmt. — Spornflügel, Parra, Fr. Jacanas, ein Amerikanisches Vogelgeschlecht, welches den Wasserhühnern in Gestalt des Körpers ähnlich ist, nur weicht es von ihnen ab durch die an der Wurzel des Schnabels hängenden Fleischlappen. Der Schnabel ist lang, die Zehen und die geraden pfriemenförmigen Nägel sind gleichfalls lang, der Nagel der Hinterzehe dreimal länger als die Zehe, bei einigen ein spitzer Sporn am Flügelbug. Wegen des langen Nagels der Hinterzehe hat man diesen Vögeln den Namen Chirurgen gegeben. In der Biegung des Flügels haben sie einen spitzen Stachel, der sich auch bei einigen Strandläufern und Regenpfeifern findet. Es sind tropische Vögel, welche in Sümpfen und an krautreichen Gewässern sich aufhalten, und mit Leichtigkeit über die schwimmenden Wasserpflanzen laufen. S. den Art. Spornflügel, Th. 159, S. 670 u. f.

Sumpfwasser, Wasser aus Sümpfen, das heißt, flachen Sammlungen stehenden Wassers, welche keine merkliche Tiefe haben, und wohin das Moorwasser und Moderwasser gehören.

Sumpfweiderich, eine Art des Weiderichs, welcher in den feuchten Gegenden Europas wächst, Epilobium palustre Linn., s. unter Weiderich, in W.

Sumpfwerk, im Hüttenbaue, der zu einem zarten Schlich oder Schlamm gepochte Zinnzwitter, zum Unterschiede von dem Gerinnsteine und Fasenwerke oder Pochmehle.

Summsen oder **Sumsen**, ein regelmäßiges Zeitwort der

Mittelgattung, mit dem Hülfsworte haben, welches das Intensivum von Summen ist, und im gemeinen Leben oft statt dieses Zeitwortes gebraucht wird. Was für ein liebliches Summsen schwärmt um mich her? (Geßn.) Die Bienen sumsen fröhlich umher im blumigen Anger.

Sun, eine alte Pommersche Münze, welche soviel als ein halber Schilling Lübisch ist. Von den leichten Schillingen gilt er 3 und von den schweren 4 Pfennige Meißnisch.

Sund, ein Wort, welches überhaupt eine Meerenge bedeutet, aber nur in den nördlichen Gewässern als ein eigenthümlicher Name einzelner Meerengen üblich ist, wie z. B. der Oresund oder Sund schlechthin, die Meerenge, welche Dänemark von Schweden trennt, und die gewöhnliche Durchfahrt aus der Nordsee in die Ostsee ist, eigentlich zwischen der Insel Seeland und der Küste von Schonen liegt, und da, wo die Festung Kronburg in Seeland und Helsingborg in Schonen einander gegenüber liegen, ist diese Meerenge am schmalsten, und nur eine halbe Meile breit, so daß die größten Schiffe nicht anders als unter den Stücken der Festung vorbei segeln können; sie wird also gänzlich von der Dänischen Festung Kronburg so beherrscht, daß kein Handelsschiff durchsegeln kann, ohne nicht seinen Zoll an dem Zollhause zu Helsingör erlegt zu haben. Diese Erhebung des Zolles gehört dem Könige von Dänemark schon seit den ältesten Zeiten an; auch über die beiden andern aus der Nordsee in die Ostsee führenden Straßen, den großen und kleinen Belt, hat er die Herrschaft. Dieses Recht der Krone von Dänemark ist durch Verträge mit den andern Seemächten anerkannt worden, und schon sehr alt. Im sechzehnten Jahrhunderte kamen vorzüglich mehrere Streitigkeiten wegen der Sunddurchfahrt und des Sundzolles vor, hauptsächlich mit der Hansa, welches zu mehreren Kriegen Veran-

lassung gegeben hat. Dieses geschah besonders zu der Zeit, als die Hansa dem Könige Heinrich dem Achten von England das Wort gegeben hatte, einen ihm gefälligen Prinzen auf den Dänischen Thron zu setzen; sie war aber so wenig vermögend ihr Wort zu erfüllen, daß die Lübecker im Jahre 1535 von dem neuen Könige von Dänemark, Christian dem Dritten, bei Helsingborg geschlagen wurden, und dieser in einem andern Seetreffen die ganze Hanseatische Flotte zu Grunde richtete; sie waren nur noch zu Lande im Stande, ihm noch einigen Schaden zu thun. Nur erst durch den Vergleich mit dem Könige Friedrich dem Zweiten von 1560 erhielten die Städte Lübeck, Hamburg, Rostock, Wismar, Stralsund, Danzig und Lüneburg die unentgeldliche Durchfahrt durch den Oresund, und hatten bloß zu Nyborg und Helsingör ein gewisses Schrift- und Tonnengeld zu bezahlen, jedoch so, daß ihnen dabei nicht der geringste Aufenthalt verursacht werden durfte. Dieser Traktat stellte den Verkehr der Hansa mit Bergen, und so auch die Getreideschifffahrt durch den Sund wieder her; denn beides hatte seit einiger Zeit völlig aufgehört, da mehrere Dänen die alte Abgabe, von jedem Segel einen Rosenobel, auf ein wirkliches Segel gedeutet, und daneben noch einen besonderen Zoll von jeglicher Last oder Tonne des Getreides oder der Waaren erpreßt hatten. Hauptsächlich gab aber der Sundzoll zu Streitigkeiten zwischen Schweden und Dänemark Veranlassung, die schon von alten Zeiten her gedauert hatten, aber in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts wieder mit erneuerter Kraft ausbrachen, indem das Mißvergnügen wegen dieses Zolles immer bei passenden Gelegenheiten von der einen oder der andern Nation zur Sprache gebracht worden war. Schweden strebte in der genannten Zeit eifrig dahin, seine durch Verträge eingeschränkte Zollfreiheit dieser Fesseln zu entledigen, Dänemark dagegen die schon gestatteten Ver-

günstigungen immer mehr und mehr einzuschränken. Schweden ausgenommen, ward der Sundzoll für andere Völker von Seiten König Christians des Vierten willkührlich erhöhet, ein Akt, der die Niederländer zu einem Bündnisse mit Schweden veranlaßte, das hauptsächlich zollfreie Fahrt durch den Sund beabsichtigte. Da nun diese Absicht nicht erreicht ward, so halfen sich die Niederländer durch Hinterlist, indem sie mit ihren Waaren Schwedische Schiffe belasteten, und diese als das Eigenthum Schwedischer Kaufleute ausgaben. Dieser Betrug entdeckte sich bald, und hatte für Schweden die unangenehme Folge, daß ihre Schiffe von den Dänen jetzt genauer visitirt, und daß drei solcher Schiffe, die des Betruges überführt waren, von dem Dänischen Admiralitätsgerichte für verfallenes Gut erklärt wurden. Dieser letzte Vorfall, der sich im Juny 1643 zutrug, steigerte die allgemeine Unzufriedenheit, und es kam zum Kriege, den von Schwedischer Seite der Kanzler Oxenstierna bereits schon beschlossen hatte. Dieser Seekrieg hatte die Folge, daß in der Seeschlacht bei Femern am 1sten July 1644, in welcher der König Christian der Vierte selbst befehligte, und dabei ein Auge und zwei Zähne verlor, der Schwedische Admiral Klaus Flemming genöthiget wurde, sich nach dem Hafen von Kiel zurückzuziehen; allein die Seeschlacht am 13ten Oktober desselben Jahres, wo der Schwede Karl Gustav Wrangel die Dänische Flotte unter dem Admiral Pors Munk so vernichtete, daß von siebzehn großen Schiffen nur fünf entkamen, änderten diese Angelegenheiten; obgleich auch die Schwedischen Schiffe so beschädiget waren, daß sie sich auf keine weiteren Feindseligkeiten einlassen konnten. Nach langen Unterhandlungen, an denen die Niederländer wegen des Sundzolles auch thätigen Antheil nahmen, ward endlich zwischen Dänemark und Schweden am 13ten August 1645 der Friede zu Brömsebro abgeschlossen, der für die

Schweden sehr vortheilhaft ausfiel; sie erhielten die Zollfreiheit für alle, mit einheimischen Waaren belasteten Schiffe Schwedischer Unterthanen, ohne alle Durchsuchung im Sund, Belt und auf der Elbe zu Glückstadt; dann sollte auch den Schwedischen Kriegsschiffen, im Fall es nicht mehr als fünf wären, die Fahrt durch den Sund und Belt, ohne des Königs Vorwissen, erlaubt seyn, übersteige aber die Zahl der Schiffe die bereits angegebene, so sollte dem Könige von Dänemark drei Wochen vorher davon Nachricht gegeben werden. Zuletzt mußte Dänemark, als Garantie der zollfreien Schifffahrt, den Schweden auf dreißig Jahre Holland überlassen. Die Niederländer erreichten in diesem Frieden eine Herabsetzung des Sundzolles auf vierzig Jahre. Die Schweden mußten aber ihre sich durch den Frieden von Brömsebro errungene Zollfreiheit im Frieden zu Friedrichsburg 1720 wieder aufgeben. Als Dänemark im Jahre 1781 der bewaffneten Neutralität beigetreten war, ließ es, in Folge einer den übrigen Mächten mitgetheilten Deklaration, keine Kriegsschiffe oder Kaper der kriegführenden Mächte durch den Sund passiren. Mehrere Male wurde auch die Durchfahrt durch den Sund von fremden Kriegsschiffen erzwungen. So erzwangen die Engländer unter Nelson und Parker im Jahre 1801 die Einfahrt durch den Sund und segelten mit ihrer Flotte vor Kopenhagen, und so geschah es zum zweiten Male im Jahre 1807 unter dem Admirale Gambier, welcher den Durchgang erzwang und Kopenhagen bombardiren ließ, und die Dänische Flotte aus 18 Linienschiffen, 15 Fregatten, 6 Briggs und 35 Kanonenböten bestehend, mit sich fortnahm. — Der Sundzoll soll Dänemark jährlich $\frac{1}{2}$ Million Thaler einbringen, da mehr als 6000 Schiffe durch den Sund hin und zurückgehen. Dieser Zoll fließt in die Königliche Schatulle. In den Jahren 1774 und 1775 sind über 8000 Schiffe in jedem Jahre durchpassirt, und im Jahre 1825 sind 13,163

Schiffe, darunter 5186 Brittische und 2391 Preußische, durch den Sund passirt. Durch Verträge ist festgesetzt worden, wie viel die durchgehenden Schiffe an Zoll zu entrichten haben: Engländer, Franzosen, Holländer und Schweden zahlen 1 Prozent von dem Werthe ihrer Waaren, die übrigen Nationen und selbst die Dänischen Schiffe müssen $1\frac{1}{4}$ Prozent entrichten. Die Holländischen Schiffer haben den Vorzug, daß sie bloß ihre Certifikate vorzeigen dürfen, die Schiffer anderer Nationen müssen sich eine Durchsuchung gefallen lassen. In Helsingör wohnen die Consuls der in der Ostsee handelnden Nationen. Smithssund ist eine Meerenge bei Friedrichshall. — In Nordamerika heißt die Meerenge zwischen Long-Island und Connektikut Sund, worin das Höllenthor, Engl. Hellgate, zu bemerken ist, wo der Sund etwa $\frac{1}{2}$ Englische Meile breit ist. Das Wasser läuft daselbst sehr schnell und in verschiedenen Strömen, wovon nur ein einziger die Schiffe sicher hindurchführt. Die andern bringen durch Felsenbänke und Wirbel den Schiffen den Untergang. Die beste Zeit der Durchfahrt ist bei brausender Fluth.—Nach Adelungs Anmerkung zu dem Worte Sund, welches im Englischen Sound, im Holländischen Sond, im Schwedischen Sund heißt, muß sich dieses Wort ehemals sehr weit erstreckt haben, welches sich aus dem Namen der Stadt Trapezunt ergiebt, die gleichfalls an einem Sunde lag. Fritsch leitet es von sieden her, weil das Meer in solchen Engen oft sehr ungestüm zu seyn pflegt; Andere von sondern; Ihre von dem Angelsächsischen sundan, schwimmen, Isländisch synda, so daß es eine Wasserbreite bedeutet, über die man bequem schwimmen kann. Nach Adelung aber, wenn es nicht überhaupt den Begriff des Wassers hat, da es dann von See, salum, Sumpf ꝛc. nur im Suffixo verschieden seyn würde, soll es zu dem veralteten finan, findan, reisen, den Ort verändern, gehören,

da dann eine Meerenge um deswillen ein Sund genannt werden kann.

Sünde, ein Wort, welches ehemals eine jede Uebertretung des Gesetzes und die Handlung, durch welche dasselbe übertreten wird, bedeutet hat, in welchem jetzt veralteten weiterm Verstande es bei dem Strycker und andern alten Oberdeutschen Schriftstellern noch mehrmals vorkommt; auch in der Monseeischen Glosse wird Sunta durch Crimen übersetzt. Hiervon ist noch etwas in Sünder üblich; s. dasselbe. Jetzt kommt es nur noch in theologischer und philosophischer Bedeutung vor, um diejenige Handlung zu bezeichnen, wodurch das göttliche Gesetz übertreten wird. Das göttliche Gesetz ist entweder ein positives und geoffenbartes oder das natürliche Sittengesetz, welches Letztere gleichfalls als von Gott ausgehend angenommen werden muß. Die Uebertretung eines dieser Gesetze ist Sünde, jedoch nur im weitern Sinne des Wortes. Der Uebertreter möge dabei die nöthige Kenntniß des Gesetzes und den völligen Gebrauch der Freiheit seines Willens gehabt haben, oder nicht. Im engeren Verstande kann jedoch nur eine solche Uebertretung des göttlichen Willens Sünde genannt werden, die von einem vernünftigen und freihandelnden Menschen begangen wird, welcher sowohl Kenntniß vom Daseyn und der Heiligkeit des Gesetzes besitzt, oder wenigstens doch vorausgesetzt werden muß, daß er sie besitzen kann, und dabei einen völligen Gebrauch seiner Freiheit im Handeln hatte, also nicht beschränkt darin war, oder auf Veranlassung Anderer, die seine Freiheit beschränkten, handeln mußte, also ohne von dem eigenen freien Willen Gebrauch machen zu dürfen. Hier kann keine vollkommene Imputation oder Zurechnung Statt finden, wohl aber bei der freien Handlung, wo der Uebertreter eines Gesetzes wirklich strafsällig ist oder strafbar wird. Bei Handlungen, die da-

her mit Recht als Sünden betrachtet werden müssen, tritt das Materielle und Formelle der Sünde ein. Das Erstere besteht in dem Daseyn eines Gesetzes, welches beobachtet werden soll, und einer Handlung, die es verletzt, und Letzteres, das Formelle, besteht in der Kenntniß des Gesetzes und in der ungebundenen Freiheit des Willens. Man unterscheidet in der theologischen und philosophischen Moral mehrere Gattungen oder Arten der Sünde, indem man dabei theils auf den Inhalt des Gesetzes, welches die Sünde übertritt, theils auf das Objekt, gegen welches gesündiget wird, theils auf das Subjekt des Uebertreters, theils auf die Natur und Beschaffenheit der Handlung selbst Rücksicht nimmt. In Hinsicht des ersten Punktes unterscheidet man: 1) Unterlassungs- und Begehungssünden, allein der Unterschied liegt hier mehr in den Worten; denn eine Sünde kann Unterlassungs- und Begehungssünde seyn, je nachdem man die Regel, gegen welche der Mensch durch seinen Fehltritt verstößt, entweder negativ oder positiv ausspricht, entweder als Verbot des Pflichtwidrigen, oder als Gebot des Pflichtmäßigen; denn in den meisten Fällen, in welchen der Mensch sündiget, wird etwas Verbotenes gethan, indem er ein Gebot übertritt, und auf der andern Seite etwas Gebotenes vernachlässiget, indem er etwas Verbotenes thut. — Man unterscheidet 2) in Ansehung des Objektes Sünden, welche der Mensch gegen Gott, gegen seine Mitbrüder und gegen sich selbst begeht. Man versteht oder muß hier unter dem Objekte der Sünde den Gegenstand verstehen, dem der Mensch, indem er sündiget, zunächst und unmittelbar entweder versagt, was er ihm leisten sollte, oder ein Unrecht zufügt; denn sonst könnte man diese Eintheilung nicht rechtfertigen, weil jede Sünde sowohl ein Vergehen gegen Gott, unsere Mitbrüder, und gegen uns selbst ist, das heißt, gegen unsere moralische Würde und Bestimmung; denn betriege ich mei-

nen Nächsten, so begehe ich eine Sünde gegen Gott, indem ich meinen Nächsten als meinen Bruder lieben, sein Wohl, wo ich kann, befördern, und jeden ihn treffenden Schaden, wo es an mir liegt, ihn zu verhindern, abwehren soll, und jetzt handle ich dieser göttlichen Bestimmung entgegen, schade meinem Nächsten, versetze ihn in Betrübniß, und sündige gegen ihn, und indem ich mich selbst des moralischen Gefühls entblöße, und meiner Bestimmung im Wirken zum Guten untreu werde, so begehe ich zugleich eine Sünde gegen mich selbst, indem ich auch schon durch dieses Vergehen meinen eigenen Wirkungskreis schwäche. — Nimmt man 3) auf das sündigende Subjekt selbst Rücksicht, so sind die Sünden theils vorsätzlich, theils unvorsätzlich; vorsätzlich, wenn sie absichtlich und mit vollem deutlichen Bewußtseyn des Gesetzes, und unvorsätzlich, wenn sie mit wenigerem Bewußtseyn des Gesetzes, oder doch mit nicht deutlicher und klarer Ansicht von demselben, und ohne reife Ueberlegung begangen werden. Sünden der letztern Art sind entweder Sünden der Unwissenheit, welche der Mensch gegen ein Gesetz begeht, das ihm noch nicht bekannt geworden ist (hier fällt auch der Ausdruck Sünde nach der oben aufgestellten Definition fort) oder Sünden der Schwachheit, wenn sie aus einem Uebergewichte sinnlicher Neigungen entspringen, denen der Mensch nicht kräftig genug widerstehen kann, welche man auch wohl Temperamentssünden nennen kann, die entweder aus dem Temperamente entspringen, wo der sich entgegensetzende Wille zu schwach ist, oder auch aus einer großen Schwäche des Verstandes. Dieses liegt auch da zum Grunde, wo aus Unüberlegtheit gesündiget wird, oder auch aus Uebereilung im Handeln, wo das Gesetz nicht gehörig beachtet wird, oder man es in dem Augenblicke ganz außer Acht läßt, wo man die sündliche Handlung begeht. Man erkennt nun noch in Hinsicht des Materiellen, innere und äus-

sere, eigene und fremde, unbedingte und bedingte Sünden an. Unter den innern versteht man unerlaubte Gedanken, Gesinnungen und Entschließungen, unter den äußeren die bösen Reden und Thaten. Eigene Sünden nennt man die unerlaubten Handlungen, die man aus eigener Bewegung begeht oder beschließt und begonnen hat; fremde, diejenigen, welche man dadurch begeht, daß man nicht nur an unerlaubten Handlungen Anderer auf irgend eine Weise Antheil nimmt, und sie begünstiget, sondern auch zu ungerechten Handlungen bedungen wird, und sie ausführt; unbedingte, die an sich betrachtet, vermöge ihrer ganzen Natur dem göttlichen Gesetze widerstreiten; bedingte, die erst durch gewisse hinzukommende Umstände, unter welchen eine Handlung geschieht, Sünden werden. In Ansehung des Formellen werden, diesem Eintheilungsprinzipe gemäß, größere und geringere Sünden unterschieden, welche sich sowohl aus den äußeren Verhältnissen des Handelns, als aus den innern Zuständen des Gemüths entwickeln, und hiernach unendlich mannigfaltig sind, eben so sind auch die Grade des Vergehens mannigfaltig und nicht zu bestimmen (Conversations-Lexicon, 9r Bd.). — Man kann auch noch die Sünden nach den Gattungen oder Arten eintheilen: 1) in wirkliche Sünden, und 2) in sündhafte Vergehen, und dann a) in Sünden gegen die Natur, und b) in Sünden außer der Natur. Zu den wirklichen Sünden gehören diejenigen Vergehungen, welche gegen das göttliche Gesetz begangen werden und das Sittengesetz verletzen, wie der Diebstahl, Mord ꝛc.; im bürgerlichen Leben sind es schwere Verbrechen, welche sich hier jedoch in Hinsicht der Bestrafung nach den Umständen, der Absicht und dem Zustande des Thäters richten.—Unter sündhaften Vergehen versteht man hier die kleineren Sünden, die aus Unterlassung so mancher Vorschriften des Staats entspringen. Es sind

Uebertretungen der Gesetze, mehr aus Unwissenheit oder Unkunde derselben, als aus Vorsatz, auch aus Uebereilung, aus jugendlichem Muthwillen, ohne Berücksichtigung der Folgen ꝛc. Unter Sünden gegen die Natur werden solche Sünden verstanden, welche auf die Natur begangen werden, und sie verletzen, oder vielmehr den Menschen in der Natur verderben, hierher gehören: der Todschlag oder die Tödtung, die geheimen Sünden, und viele andere Vergehungen, welche der Mensch wissentlich gegen sein Leben begeht, oder solche auf das Leben Anderer unternimmt, bestehen die Letzteren auch nur in Kränkungen, in absichtlichen auf das Gemüth wirkenden Handlungen, welche Tiefsinn, Melancholie ꝛc. erzeugen, welches um so größere Vergehen sind, da sie die Geisteswirksamkeit durch den Körper unterdrücken. Von diesen Sünden liegen viele nur dem Gewissen ob, und der Bestrafung des göttlichen Richters; sie kommen nicht vor den weltlichen Richter zur Bestrafung, weil sie oft so angelegt sind, daß es schwer wird, die Beweise hinlänglich zu führen. Unter Sünden außer der Natur werden alle diejenigen Vergehen verstanden, welche sich zwar auch auf den Menschen beziehen, aber seinen Körper nicht angreifen, sondern wo er Sachen zum Gegenstande seines Angriffes macht, oder überhaupt Alles thut, was eine Verletzung der Gesetze in äußeren Gegenständen betrifft, die so mannigfaltig sind, als es Vergehen giebt, die man den Gesetzen unterwerfen kann, diejenigen ungerechnet, die kein Gegenstand der Gesetze sind. — Adelung bezieht sich bei der Erklärung des Worts Sünde mehr auf die engere theologische Bedeutung. Eine Sünde thun oder begehen. Sich einer Sünde schuldig machen. Etwas für eine Sünde halten. Das ist keine Sünde. Jemanden zur Sünde verleiten. Sein Brod mit Sünden verdienen. Sich der Sünde fürchten, im gemeinen Leben in oder bei einer Sache sich

eine Sünde zu begehen fürchten. Die wirkliche Sünde zum Unterschiede von der Erbsünde, wo es dann in der Deutschen Bibel auch häufig als ein Abstraktum sowohl das Unrecht der Gott mißfälligen Beschaffenheit und Handlung, als auch die sündliche, Gott mißfällige Beschaffenheit selbst ausdrückt. Nach Adelungs Anmerkung zu dem Worte Sünde, im Isidor Sundo, bei dem Kero Sunta, Sunto, im Angelsächsischen Synne, im Englischen Sin, im Schwedischen Synd, im Lappländischen Suddon. Dietrich von Stade, Frisch und Andere leiten es von sühnen, söhnen her, weil die Sünde versöhnt werden müsse; allein es scheint so wie Laster, Schande und andere ähnliche Wörter, eigentlich körperliche Verunstaltung bedeutet zu haben, da besonders in der Monseeischen Glosse Sunta auch durch infirma und macula übersetzt wird, so daß man es als einen Verwandten von dem Griechischen σινις, schaden, und vielleicht auch von Schande ansehen kann. Das Lateinische Sons soll zu dessen Familie gehören.

Sündenfall, die vorsetzliche Versündigung gläubiger Personen. In engerer und gewöhnlicher Bedeutung und ohne Mehrheit ist der Süudenfall oder der Fall Adams die vorsetzliche Versündigung Adams.

Sündenübel, die Sünde als ein Uebel betrachtet.

Sünder, ein Verbrecher, eine im Ganzen veraltete Bedeutung, welche nur noch in einigen einzelnen Fällen vorkommt. So pflegt man einen zum Tode verurtheilten Verbrecher im gemeinen Leben auch einen armen Sünder zu nennen. Auch im Scherze ist ein Sünder noch zuweilen eine Person, welche sich eines Vergehens oder eines Fehlers schuldig gemacht hat. Da steht nun der Sünder und sagt kein Wort! Auch im Stryker scheint es noch etwas Aehnliches zu bezeichnen. Sein gewinne ein Sunder oberhant, wenn es da nicht vielmehr einen Feigen, Kranken bedeutet, in-

dem in den Monseeischen Glossen Sunta auch infirma heißt. Für einen Verbrecher überhaupt kommt es in der Deutschen Bibel noch mehrere Male vor. — 2. In gewöhnlicher und engerer Bedeutung ist der Sünder ein jeder Uebertreter des göttlichen Gesetzes, da dann in Rücksicht auf die Erbsünde alle Menschen Sünder, arme Sünder heißen.

Sündfluth, eine jede große und heftige Ueberschwemmung eines ganzen Landes oder eines großen Theiles desselben, in welcher Bedeutung es noch im gemeinen Leben hin und wieder vorkommt, z. B. die Holsteinische Sündfluth, die Thüringische Sündfluth vom Jahre 1723. In engerer Bedeutung versteht man unter Sündfluth schlecht hin, diejenige große Ueberschwemmung zu Noahs Zeit, wie man solches in der heiligen Schrift findet, welche nach den Angaben der Mosaischen Urkunde als ein göttliches Strafgericht wegen der Sünden des schon im zweiten Jahrtausend nach der Schöpfung ausgearteten Menschengeschlechts zur Vertilgung desselben erfolgte. Sie wurde durch vierzigtägigen Regen und Austreten der Gewässer verursacht, bedeckte die Erde bis 15 Ellen über die höchsten Berge, und tödtete alles Lebendige, außer der Familie Noahs, der sich mit den Seinigen und einem Paare von jeder Gattung der in seiner Umgebung sich befindenden Thiere in einem auf göttlichem Befehle erbaueten Schiffe, Arche genannt, rettete. Noah machte mit seiner Familie acht Personen aus. Auf diesem Schiffe blieb er ein Jahr und zehn Tage, nach Mondenjahren gerechnet, aber nach gewöhnlicher Rechnung ein Jahr; denn die Fluth blieb hundert und funfzig Tage stehen, und nahm in gleicher Frist auch wieder ab, und nach drei Monaten hatte sie sich völlig verlaufen, so daß ein Jahr herauskommt von ihrer Entstehung an bis zu ihrem gänzlichen Verlaufe. Durch die Herauslassung von ein Paar Tauben, von denen die zweite mit einem Oelblatte im Schnabel zu

ihm zurückkehrte, wurde er von der Trockenheit des Bodens überzeugt, und landete mit seiner Arche am Gebirge Ararat in Armenien. Ueber die Arche und deren Bauart sind die Schriftsteller nicht einig und können es auch wohl nicht seyn. Das Holz, welches dazu genommen wurde, hieß Gopher, worunter man das Cypressenholz versteht, welches in der Gegend von Babylon häufig gewachsen seyn soll, und weil es der Fäulniß nicht unterworfen ist, so dient es auch sehr gut zum Schiffbaue; auch ließ Alexander der Große aus diesem Holze eine Flotte zimmern. Andere wollen, daß es Fichten- oder Tannenholz gewesen sey, auch wohl ein anderes Holz. Die Arche soll nach Einiger Meinung die Gestalt eines Schiffbodens unten gehabt haben oder eines länglichen Vierecks mit einem flachen Boden und einem abhängigen Dache, das eine Elle hoch, und unten weder spitz, noch scharf gewesen seyn soll. Die Länge bestand aus dreihundert Ellen, die Breite aus funfzig und die Höhe aus dreißig Ellen. Man soll hier das gewöhnliche Ellenmaaß von einem Arme Länge oder $1\frac{1}{2}$ Fuß annehmen können. Nach dem angeführten Maaße enthielt dieses Schiff 450,000 Kubische Ellen ohne das Dach. Es bestand aus drei Stockwerken, wovon jedes, die Dicke des Bodens abgerechnet, etwa 15 Fuß hoch war. Jedes Stockwerk hatte wieder seine besondern Behälter, eine Thür zum Eingange und ein Fenster, wenigstens erklärt man das Wort so, welches im Deutschen durch Fenster übersetzt worden, und sonst nicht vorkommt; es bedeutete Tageslicht, welches durch eine schickliche Oeffnung dem Kasten gegeben werden mußte. Die Stockwerke wurden nun nach den Thieren, dem Proviante und der Familie Noahs eingerichtet; so soll das unterste Stockwerk für die vierfüßigen Thiere, das mittlere für den Proviant, und das oberste für Noah und seine Familie und das Geflügel und dessen Futter bestimmt gewesen seyn. Die Zeit, welche Noah zu die-

sem Schiffbaue zugebracht hat, wird nicht erwähnt, eben so wenig der Ort, von wo er sich eingeschifft hat, daher Einige China, Andere Indien, wieder Andere Palästina angenommen haben; am wahrscheinlichsten soll die Arche in der Gegend von Babylon gebauet worden seyn. Auch an Erdichtungen hat es bei dieser Arche nicht gefehlt. So soll das Holz der Arche den Klang einer Glocke gehabt haben, und Noah daran täglich dreimal geschlagen haben, um theils die Arbeitsleute dadurch herbeizurufen, theils um zu seiner Predigt der Buße die Menschen zu versammeln. Das Fenster, welches bei diesem Gebäude erwähnt wird, soll ein Karfunkel gewesen seyn, den Noah aus dem Flusse Pison geholt und der die Arche erleuchtet habe ꝛc. Auch hat man über den Bau der Arche, deren Größe und Einrichtung viel gefabelt. Man hat das Ganze wegen der Arche ins Fabelhafte ziehen wollen; nur der Mennonist Peter Jansen zu Horn bewies durch die Erbauung eines solchen Schiffes, welches nach seiner Angabe 120 Fuß lang, 20 Fuß breit und 12 Fuß hoch war, daß es weit mehr als die gewöhnlichen Schiffe tragen könne. Auch kamen nicht Exemplare von allen Thieren in die Arche, sondern nur diejenigen, die sich nicht in und auf dem Wasser erhalten konnten. Man will daher auch die Ueberreste von Thieren, welche man gefunden hat, und die zu keiner der jetzigen Gattungen oder Arten gehören, für Thiere halten, welche vor der Sündfluth vorhanden gewesen sind, und von denen man kein Exemplar mit in die Arche genommen hat, die also durch die Fluth umgekommen sind, ohne ihre Gattung durch die Errettung einiger Paare auch nach derselben fortzupflanzen. Nachdem sich die Fluth gesetzt hatte, sind diese Thiere eingeschlemmt und späterhin nach gänzlicher Trocknung incrustirt worden. Die Einwendungen, die man hier hauptsächlich macht, und die Einiges für sich haben, bestehen in dem Vorrathe an Lebensmitteln, der bei so vielen

Thieren und den acht Menschen wohl schwerlich bis auf ein Jahr würde gereicht haben, und dann seyen auch reißende fleischfressende Thiere dabei gewesen, wie der Löwe, Tieger, Wolf ꝛc., die doch, deren reißende Natur abgerechnet, mit Fleisch hätten ernährt werden müssen, und man dieses doch nicht frisch hätte haben können; und dann wäre es auch unmöglich gewesen, daß man Thiere aus allen Gegenden der Welt habe in den Kasten aufnehmen können, da diese sehr schwer herbei zu bringen gewesen seyn würden, und hieraus ließe sich auch erklären, woher die vielen Reste vorweltlicher Thiere, die jetzt nicht mehr vorhanden wären, kämen. Bei dem Letzteren machen jedoch Andere die Einwendung, daß die Thiere zur Zeit der Sündfluth oder vielmehr vor derselben sich noch größtentheils in der Gegend des Paradieses aufgehalten hätten; sie seyen daher noch nicht so zerstreut gewesen, als es nach der Sündfluth geschehen, wo sie überall hingeführt worden. Aber auch dieses streitet mit der Mannigfaltigkeit der Thiere und der besonderen Gattungen, die man nur in bestimmten Gegenden antrifft, sowohl in Asien und Afrika, wie in Europa, Amerika ꝛc. Hier ist also nichts anderes anzunehmen, als daß nach dem Willen des Höchsten die Thiere zu der Zeit der Sündfluth dem Kasten oder der Arche näher gebracht worden sind, indem der Instinkt sie aus allen Gegenden dahin trieb oder vielmehr die einzelnen dazu auserschenen Gattungen, die am Leben bleiben sollten, dieses löset natürlich alle Zweifel, und löset sie auch bei dem Proviante, und giebt den reißenden Thieren auf die Dauer der Sündfluth die nöthige Sanftmuth, um nicht den übrigen gefährlich zu werden. Auch das Trinkwasser konnte durch den Regen ersetzt werden, wenn nicht schon das Wasser der Sündfluth, weil dieses doch größtentheils durch den Regen erzeugt worden, süß genug war, um es trinken zu können. Gatterer, Cramer und Andere halten auch einen vierzigtägigen allgemeinen

Regen und ein allgemeines Austreten des Weltmeeres für unwahrscheinlich; auch die Vernichtung aller übrigen Lebendigen, außer Noah und seiner Familie, aus Zorn über die Menschen, Gottes nicht würdig, da sich doch nicht alle Menschen, und hauptsächlich die Kinder, eines frevelhaften und sündlichen Lebens schuldig gemacht haben können; auch zeige die weit verbreitete Bevölkerung und Kultur, welche die Geschichte wenige Jahrhunderte nach Noah aufweise, daß eine solche allgemeine Ueberschwemmung, wodurch die Bevölkerung erst wieder durch einige Menschen geschehen müsse, nicht möglich seyn könne. Auch sey das Ganze nur eine Tradition, die sich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt habe, und solches über tausend Jahre, ehe es erst niedergeschrieben werden konnte; daß hier auch wohl manche Irrthümer obwalten können, indem Zusätze durch die stete mündliche Uebertragung hinzu gekommen seyen, welche dem Ganzen eine ganz andere Gestalt gegeben hätten. Genug, die göttliche Allmacht löset die Zweifel, die hier allerdings aufstoßen und aufstoßen müssen, wenn man das Ganze nach einem natürlichen Hergange betrachtet. Dann muß man auch annehmen, daß zu jener Zeit bei weitem nicht so viele Thiergeschlechter waren, als man in späteren Zeiten nach der Sündfluth findet, die erst durch mancherlei Abarten entstanden sind, wie man solches bei den Pflanzen findet, die durch die Kultur sich ins Unendliche vervielfältiget haben. Der Zeitpunkt der Sündfluth war nach der gewöhnlichen Bestimmung der Hebräischen Chronologen das Jahr der Welt **1656**, vor Christo **2327** nach **Petav**, **3547** nach **Joh. von Müller**. Aus der früheren geschichtlichen Zeit, welche noch größtentheils der Mythe angehört, findet man nach der Sage auch bei andern Völkern ähnliche Ueberschwemmungen, und Gerettete genannt, deren Schicksal in den meisten Umständen mit der biblischen Erzählung von der Rettung **Noahs** zusammentrifft. Man hat

hieraus nicht ohne Grund auf die Allgemeinheit der Sündfluth und einen gemeinschaftlichen Ursprung, der sie betreffenden Sagen geschlossen; auch läßt sich Noah im Fohi der Chinesischen Mythe, im Sotti-wrata oder Satya-vrata der Indischen, im Xisuthras der Caldäischen, im Ogyges und Deukalion der Griechischen wieder erkennen, und selbst die alten Sagen der Amerikaner, besonders der Mexikaner, reden von einer solchen Fluth, von der der Gerettete, wie Noah, zweiter Stammvater des Menschengeschlechts wurde. Zur Bestätigung der Mosaischen Erzählung können auch die Versteinerungen und Gerippe von Seethieren, die auf den Gipfeln und im Innern der höchsten Berge; so auch die Reste animalischer Körper aus den wärmsten Ländern, die in den kältesten gefunden worden, dienen. Indessen mag auch die Sache seyn, welche sie will, so bleibt es doch wahrscheinlich, daß eine oder mehrere Ueberschwemmungen die ganzen Länder bedeckten, wirklich Statt gefunden haben, da nicht bloß die Entdeckungen der Naturforscher, sondern auch die Gestalt der Erde, die Bildung der Meeresküsten, und die an ihnen bemerkbare, in den Meerengen correspondirenden Erdschichten auf dergleichen gewaltige Revolutionen unseres Planeten hinweisen. Nach Adelungs Anmerkung zu dem Worte Sündfluth kommt dieses Wort schon bei dem Notker sintfluote, sinfluote vor. In einer alten Bibelübersetzung von 1462, die Sintweg, von Wag, Woge, Meer, Welle, bei andern Oberdeutschen eben dieses Jahrhunderts Synfluß, Sindfluß. Gemeiniglich leitet man die erste Hälfte von dem vorigen Sünde ab, und erklärt das Wort durch eine um der Sünden der Menschen willen veranstaltete Ueberschwemmung. Es soll, sagt Adelung, jedoch noch dahin stehen, ob das Wort Sünd hier nicht von Sund, Wasser, See, abstammt, so daß Sündfluth mit Wasserfluth gleichbedeutend seyn würde.

Sündfluthholz, so nennt man in Steyermark die Erdkohlen.

Sündhaft, Bei- und Nebenwort, zur Sünde geneigt, ingleichen mit Sünde behaftet, wie sündig. Die sündhafte Unvollkommenheit des Verstandes. Ein sündhafter Mensch, ein sündiger; so auch die Sündhaftigkeit.

Sündig, Bei- und Nebenwort, mit Sünden behaftet, ein außer der biblischen Schreibart größtentheils veraltetes Wort, Fertigkeit zu sündigen besitzend. O wehe des sündigen Volks! Es. 1, 4. Die Augen des Herrn sehen auf ein sündiges Königreich, Amos 9, 8. Das raffete er mit seinen sündigen Händen hinweg, 2. Maccab. 5, 16, wo es für verbrecherisch, lasterhaft zu stehen scheint. Ich armer sündiger Mensch! Aber für sündlich, wie Röm. 7, 13, auf daß die Sünde würde überaus sündig durch's Geboth, ist es völlig ungewöhnlich; so auch die Sündigkeit, welches indessen noch seltener vorkommt. Nach Adelungs Anmerkung ist dieses Wort sehr alt und älter als sündhaft und sündlich, indem es sich schon bei dem Kero, Ottfried ꝛc. findet, die auch suntigo, als ein Hauptwort für Sünder brauchen, welches auch noch 4. Mos. 32, 14 vorkommt, der Sündiger sind desto mehr, aber jetzt auch veraltet ist.

Sündigen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, Sünde begehen, in der engeren theologischen Bedeutung dieses Hauptwortes. Kein Mensch ist der nicht sündiget, 1. Kön. 8, 46. Wider Gott, wider seinen Nächsten sündigen, ingleichen an Gott, am Herrn, an seinem Nächsten, an seinem Leibe, für welche biblische Redensart man lieber sagt: sich an Gott, an Jemanden versündigen. Am Gesetze sündigen, Röm. 2, 12; wo man lieber gebraucht, wider das Gesetz oder noch besser, das Gesetz

übertreten. Hierin hast du gesündiget, eine Sünde begangen. Zuweilen, obgleich selten, und nur mit einigen Fürwörtern wird es auch als ein thätiges Zeitwort gebraucht. Was habe ich gesündiget? Er hat nicht gesündiget. So auch das Sündigen. Nach Adelungs Anmerkung zu diesem Worte ist es ein Intensivum von dem veralteten sünden, welches ehedem in eben dieser Bedeutung üblich war; bei dem Kero und Ottfried sunton, im Schwedischen synda, im Englischen nur sinn.

Sundische Inseln, mehrere in der Handelswelt wichtige Ostindische Inseln, die ihren Namen von der Straße Sunda, welche Sumatra von Java trennt, erhalten haben. Man theilt sie in die großen und in die kleinen Sundischen Inseln, wovon jedoch nur die großen wegen ihrer Produkte wichtig sind. Von diesen Inseln sind schon abgehandelt worden, Java, s. Th. 29, S. 270 u. f., und Sumatra, s. oben, S. 377 u. f. Bei Java ist nur noch hinzuzusetzen, daß diese Insel 2400 Quadratmeilen hat, dabei eine Bevölkerung (1815) ohne Madura, von 4,396,611 Einwohnern, von denen 2,738,677 den Niederländern oder jetzt Holländern unterworfen sind, und 1,657,934 den inländischen Fürsten. Von den Einwohnern sind die Chinesen zahlreich und arbeitsam; ihre Zahl belief sich in dem oben angeführten Jahre auf 94,441. Die Javaner haben viel Aehnlichkeit mit den Malayen; die übrigen Einwohner sind Pernaken, Bugis, Araber und Europäer, welche 30,000 betragen. Die Holländischen Besitzungen enthalten 17 Provinzen. Diese Insel ist die wichtigste Ostindische Besitzung der Holländer, und außer diesem Staate sind darauf noch zwei Staaten der eingeborenen Fürsten, nämlich des Kaisers oder Susunan, der seine Residenz zu Sourakarta hat, und des Sultans, dessen Residenz Dschukschukarta in der Provinz Matarem ist. Beide Fürsten sind von den Hol-

ländern abhängig, und liefern traktatmäßig ihre vornehmsten Produkte gegen bestimmte Preise in die Magazine derselben. Die feste Hauptstadt Batavia in dem Staate der Holländer ist der Sitz des General-Gouverneurs aller Ostindischen Besitzungen dieser Nation; sie zählte 1815 47,217 Einwohner, worunter 11,854 Chinesen. Sie treiben einen Handel nach allen Gegenden Ostindiens und nach Japan. Eine der blühendsten Handelsstädte der Holländer ist Surabaya am Meere, mit 80,574 Einwohnern, ansehnlichem Handel und sehr besuchtem Hafen. Die Residenz des Susunans oder Kaisers: Souracarta, hat 105,000 Einwohner, und die Residenz des Sultans: Dsukschukarta, zwei Meilen vom Meere, hat 90,000 Einwohner. Tschandi Sewu oder Tausendtempel, mit 296 kleineren Tempeln, in deren Mitte sich ein großer Tempel erhebt. Diese Gebäude sollen prachtvoll mit vieler Zierlichkeit aufgeführt worden seyn, so, daß man sie wirklich vollendet nennen kann; sie zeugen von der Kultur der alten Javaner. Zu Java gehört auch noch die 75 Quadratmeilen große Insel Madura, mit 218,659 Einwohnern, deren zwei Beherrscher von den Niederländern oder Holländern abhängen. Als die Engländer die Insel Java während der Franzosenherrschaft in Holland eingenommen hatten und für sich verwalten ließen, hat man erst eine genauere Bekanntschaft von Java erhalten, und dieses durch den Englischen Gouverneur Sir Thomas Stamford Raffles, der vom Jahre 1811 bis 1815 die Insel für Englische Rechnung verwaltete. In seiner History of Java. London, 1817. 2 Tom., theilt er das Wissenswertheste dieser Insel mit, woraus man ersieht, daß sie mehrere sehr wichtige Epochen in ihrer Geschichte gehabt hat. Die Holländer setzten sich erst im Jahre 1619 fest darauf. Vor ihnen bestanden die Handelsverbindungen mit den Portugiesen, welche die Holländer aufhoben. Vor den

Portugiesen kamen im Jahre 1406 die Mohamedaner dahin und gründeten auf Java die Reiche Bantam und Mataram, welches erstere der Stifter desselben wieder unter seine Söhnen theilte. Vor den Mohamedanern blüheten die Reiche Padschadsiran und Madschapout, die 1304 von dem Sultan von Ternate erobert und bis 1359 behauptet wurden; später bekam das Reich Madschapout die Oberhand, und sein Fürst beherrschte als Kaiser die ganze Insel. Von dort herab bis zu den Europäern waren die Handelsverbindungen mit andern Völkern wohl im Gange, aber von keiner so großen Wichtigkeit, als bis die Europäer anfingen sich darauf festzusetzen; denn als die Europäer zuerst da anlangten, bestanden noch die Reiche Jakatra, Cheribon, Bantam und Mataram, das mächtigste von allen. Nachdem die Holländer sich Cheribons bemächtiget und Mataram nach und nach geschwächt hatten, zwangen sie den Kaiser dieses Reichs sich ihnen zu unterwerfen, und den Sultan von Bantam, ihnen zuerst seine Hauptstadt einzuräumen, und zuletzt 1742 sein Reich für ein Lehn der Holländisch-Ostindischen Kompagnie anzuerkennen. Die Fürsten lebten in strenger Abhängigkeit von den Holländern, mußten Holländische Residenten an ihrem Hofe und ein von Holländern besetztes Fort bei ihrer Hauptstadt dulden, Zins zahlen ꝛc. Als aber Java an die Engländer kam, so ertheilten diese den eingeborenen Fürsten mehr Macht, erließen ihnen den Tribut, behielten aber die Forts besetzt. Im Jahre 1816 gaben die Engländer diese Insel wieder an Holland zurück.

Die Insel Borneo ist die größte Insel Asiens, und hat 14,250 Quadratmeilen, nach Crawfurd jedoch nur 10,000 Meilen; sie liegt östlich von Sumatra, nördlich von Java, und westlich von Celebes. Das Innere dieser Insel durchschneiden drei Gebirgsketten, deren höchste Gipfel 6000 und 8000 Fuß über dem

Meere stehen. Diese werden von mehreren Volksstämmen bewohnt, die mit einander in beständiger Feindschaft leben, darunter die Papuas, eine Negerraçe, die Suluks, Badschas, Dayaks, Kadayans oder Kayans und Andere gehören. Von diesen Völkerschaften sind Einige noch in einem sehr rohen Zustande, Andere zeigen dagegen schon einen gewissen Grad der Kultur. Von den verschiedenen Königreichen, woraus die Insel besteht, sind die Königreiche Borneo, am schiffbaren Borneo, Sambas, Banjermassing, an dem Flusse gleichen Namens, und Sukkadana die bekanntesten. In der Landschaft Koti-Lama ist die von den Europäern des Handels wegen am häufigsten besuchte Bay von Passir, die in der Gewalt der Buginesen, Einwohner von Celebes, sich befindet. Im Jahre 1823 drang eine Niederländische Expedition 63 Meilen weit auf dem großen Flusse Pontiana in das Innere des Landes, und hat mehrere bisher unabhängige Staaten sich unterworfen, so daß jetzt die Holländer in den Besitz der Insel von der Ostgrenze des Staates Banjermassing bis zur Westgrenze des Staates Sambas, und dadurch zugleich in den Besitz der Diamantgruben und reichen Goldminen, welche bisher meistens die hier eingewanderten Chinesen bearbeiteten, gekommen sind. An den flachen und ungesunden Küsten wohnen viele Malayischen Völkerschaften, die sich durch rohe Grausamkeit bemerklich machen; auch halten sich in mehreren Distrikten der Insel viele Chinesen auf. Im Ganzen ist diese große Insel noch viel zu wenig angebauet. An Produkten liefert diese Insel: Kampher in großer Menge und von vorzüglicher Güte, Bezoar, die von den Chinesen so gesuchten Vogelnester, die unter dem Namen der Indischen Vogelnester auch nach Deutschland gelangen, Drachenblut, Schildpatt, eine Menge der schönsten Perlen, Perlenmutter, Gold (jährlich 140,000 Unzen) und die schönsten Diamanten; dann Rotting,

Ebenholz, Sandel- und Sapanholz, Zimmet; auch Pfeffer, Ingber, Kakao, Reiß, Baumwolle, Salpeter, Indigo, Kaffee, Zucker und viele andere Produkte werden hier gezogen, jedoch nicht in der Menge, wie sie es seyn könnten. Auf Borneo ist auch der Orang-Outang zu Hause. Die Holländer treiben hier den Haupthandel; aber auch die Engländer, Franzosen, Amerikaner handeln dahin und besuchen besonders die Bay von Passir. Die sich auf Borneo niedergelassenen Chinesen, verlassen diese Insel wieder, sobald sie sich Vermögen erworben haben, und kehren nach ihrem Vaterlande zurück.

Die Insel Celebes, welche östlich von Borneo liegt, enthält 4270 Quadratmeilen, und nach Crawfurd nur 2560, wird von drei großen Meerbusen auf der Nord-, Ost- und Südküste tief eingeschnitten, und ist in vier große Halbinseln getheilt, die in der Mitte der Insel zusammenhängen, wo sich ein großes Gebirge erhebt, davon vier Bergketten durch die vier Halbinseln laufen. Der Boden ist gut bewässert und sehr fruchtbar, und das Klima, mit Ausnahme der Niederungen, gesund. An Produkten findet man hier Reiß, Orangen, Kokosnüsse, Areca, Steinpalmen, Baumwolle, Eben-, Sapan-Sandel-, Columba- und andere feine Tischler- und Farbehölzer, Bambusrohr, welches zum Bauen von Hütten und Fahrzeugen, zu Pfeilen ꝛc. gebraucht wird, das bekannte Makassaröl, welches hier aus einer Art Lilien bereitet wird; dann hat man Bananen, Zucker, Betel, Nußöl, Opium, Kampher, Pfeffer ꝛc. Auch findet man hier den Giftbaum Bohan-Upas, in dessen Saft, als ein schnell wirkendes tödliches Gift, die Einwohner ihre Pfeile und Dolche tauchen. Der Stamm des Baumes wird oft 70 Fuß hoch, ohne Zweige zu treiben. Es ist aber fabelhaft, was sonst von der vergifteten Atmosphäre dieses Baumes erzählt wird. Ferner hat diese Insel viele Pferde, Büffel, Rindvieh, Hirsche,

Gazellen, eine große Anzahl Affen, Schlangen, Papageyen, Schildkröten, Krokodille; auch werden Perlen gefischt. Die Gebirge liefern Gold, Kupfer, Zinn, Diamanten, vortrefflichen Baustein ꝛc. — Die Portugiesen ließen sich zuerst des Handels wegen auf dieser Insel nieder, besonders nachdem sie von den Molucken verjagd worden; auch die Engländer zogen dahin und trieben eine Art von Schleichhandel mit den Eingeborenen, da diese sich leicht, trotz den Vorkehrungen, die man traf, Gewürze verschaffen konnten, weil sie die Schleichwege kannten, um zu den Oertern zu gelangen, wo solches wächst. Die Holländer suchten diese Mitbewerbung an ihrem fast ausschließlichen Handel mit Gewürzen dadurch zu verhindern, daß sie die Portugiesen gänzlich von Celebes zu verdrängen suchten, welches ihnen auch im Jahre 1660 gelang, und auch die Engländer hielten sie von dieser Insel entfernt, und bis jetzt haben die Holländer diese Insel auch behalten. Sie suchten gleich anfangs den Hafen und die Stadt Makassar auf der Westküste einzunehmen, und als ihnen dieses gelang, waren sie unumschränkte Herren der Insel, ohne sie erobert zu haben; denn die Fürsten, die sich in dieselbe getheilt hatten, wurden zu einem Bündnisse mit einander vereiniget, und wenn sich bei diesem Vereine eine Zwistigkeit ereignete, so wurde sie durch den Gouverneur der Holländischen Kolonie beigelegt, der bei dem Reichstage, welcher die Fürsten der Insel versammelte, den Vorsitz führte. Der Gouverneur hatte stets ein sehr wachsames Auge auf diese Fürsten, und suchte sie immer in vollkommener Gleichheit zu erhalten, damit keiner zum Nachtheile der Gesellschaft mächtig werden konnte, und es auch bis jetzt nicht geworden ist. Kurz er übte die feinste Handelspolitik aus und suchte die Fürsten wehrlos zu machen, unter dem Vorwande, daß sie einander nicht schaden sollten, aber bloß, um es ihnen unmöglich zu machen, sich von ihren Ketten zu befreien. Dieses hat sich jedoch

in neuester Zeit etwas geändert, denn die Besitzungen mehrerer kleinen Fürsten auf der Nordwestküste der Insel, stehen unter der Lehnsherrschaft des Sultans von Ternate, einer der Molukkischen Inseln; indessen sind immer noch mehrere Staaten von den Holländern abhängig. Der Hauptort der Niederländischen oder jetzt Holländischen Besitzungen ist die Stadt Makassar mit einem ansehnlichen Hafen, blühenden Handel und dem Forte Rotterdam, wo der Gouverneur und die Regierungs-Behörden ihren Sitz haben. Unter ihm stehen vier Unter-Präfekten in den Handelslogen zu Marö, Bolöcomba, Bantain und zu Bima auf der Insel Sumbava. — Die Zahl der Einwohner der Insel beläuft sich auf 3 Millionen, und sind entweder Malayen, wozu die Makasser, ein tapferes, Ackerbau und Weberey treibendes Volk und die Buggisen oder Bonier, gleichfalls ein unternehmendes und industriöses Volk gehören, oder Badschus, ein noch sehr roher oder wilder Volksstamm. Die Malayen sind Mohamedaner, und die Makasser die gebildetsten darunter. Die Bekehrung der oben genannten Einwohner zu einer geoffenbarten Religion, soll vor ungefähr dreihundert Jahren geschehen seyn, da einige Christen und Mohamedaner ihre Religionslehren dahin brachten, und da sich einer der Herrscher des Landes entschloß, sich einer der beiden Religionen mit seinem Volke zuzuwenden, so waren die Apostel des Alkorans die Eilfertigsten, für sich diesen Gewinn zu ziehen, und der Regent ließ sich mit seinem Volke beschneiden; ihm folgten bald die übrigen Fürsten der Insel. Man hält die Einwohner der Insel für das tapferste Volk im mittägigen Asien. Ihr Hauptgewehr ist der Dolch (Kriß); er ist $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und hat eine geschlängelte Klinge. Im Kriege führen sie nur einen, in Privatstreitigkeiten und Zweikämpfen aber zwei, wovon sie den in der linken Hand zum Aussparirен gebrauchen. Die Wunde, die ein solcher Dolch verursacht, ist

sehr gefährlich und in Zweikämpfen sollen nicht selten beide Kämpfer sich tödten. Die strenge Erziehung macht die Einwohner zu Celebes leicht, geschickt und stark. Die Mütter und Ammen haben die Gewohnheit, einige Male des Tages den Kindern die Glieder mit Oel oder lauem Wasser zu reiben. Dieses häufige Einreiben der Glieder soll der Natur helfen, um sich frei zu entwickeln. Nach einem Jahre werden die Kinder von der Mutterbrust entwöhnt, damit ein langer Gebrauch dieser Nahrung ihre Kraft nicht schwäche. — Man kann jetzt die Insel in Hinsicht der Herrschaft in zwei Theile bringen, indem die nordöstliche Hälfte der Insel der Sultan von Ternate beherrscht, den übrigen Theil haben die Holländer sich zinsbar gemacht, nämlich die Reiche Makassar an der Westküste Bony, Soprim, Selindrime, Mandar ꝛc. ꝛc. Nachdem die Holländer sich auf der Insel niedergelassen hatten, waren die Chinesen nur die einzigen Fremden, die nach Celebes kommen durften, um dort ihren Handel zu treiben; sie brachten Tabak, Porzellan, rohe oder vielmehr unverarbeitete Seide und Goldfaden dahin, und nahmen Opium, gebrannte oder abgezogene Wasser (Branntwein), Gummilack, feines und grobes Leinen ꝛc. wieder mit. Die Zölle, der Zehnte des Reißes und der Gewinn bei dem Handel zusammen genommen, deckten anfangs nicht die Unkosten der Kolonie, und die Holländer hätten die Insel auch wieder verlassen, wenn sie nicht mit Recht als der Schlüssel zu den Gewürzinseln zu betrachten wäre. Späterhin hat sich dieses ausgeglichen. Jetzt handeln auch die Engländer und andere Nationen dahin.

Von den kleinen Sundischen Inseln stehen die Küstenbewohner auch zum Theil unter der Oberherrschaft der Niederländer oder Holländer, zum Theil auch unter Portugiesischer Oberherrschaft, besonders steht aber der Theil der Ostseite unter den Portugiesen. So steht z. B. Sumbava, 370 Quadratmeilen groß, mit einem

sehr fruchtbaren Boden, und sechs sogenannte Königreiche enthaltend, unter dem Schutze der Holländer. In das Innere von mehreren dieser Inseln ist man noch nicht eingedrungen, weil es noch rohe Bewohner hat, die unter eigenen Oberhäuptern stehen. Ein großer Theil der Bevölkerung der Inseln besteht aus Malayen. So z. B. hat Timor, eine 420 Quadratmeilen große Insel, Malayen zu Bewohnern; auch haben die schwarzen Portugiesen in einem Theile dieser Insel einen Staat errichtet, dessen Hauptort Delly heißt. Diese Insel ist reich an mannigfaltigen und kostbaren Produkten, worunter auch Gold gehört. Die Holländer sehen die ganze Südküste als ihnen gehörig an, und haben daselbst die Stadt Kupang mit dem Forte Concordia, und ihre Besitzungen mit einigen nahen Inseln (dahin besonders Rotti mit 40,000 Einwohnern gehört), bilden eine Unterpräfektur von Batavia. Noch zu bemerken ist Bali, 94 Quadratmeilen groß, das auch Klein-Java genannt wird. Diese Insel ist zwar im Innern sehr gebürgig, aber auch sehr fruchtbar, und liefert Reiß, Oel, Tabak, Salz ꝛc. zur Ausfuhr. Die Einwohner sind von Malayischer Abstammung und stehen unter mehreren unabhängigen Radschas. Auch die große Insel Flores, die gegen 50 Meilen lang, 10 bis 18 Meilen breit und überhaupt 420 Quadratmeilen groß ist, ist mit Dörfern unter eigenen Oberhäuptern bedeckt, und wenn sie gleich im Innern gebirgig und waldig ist, so sind doch die Küsten eben und sehr fruchtbar. Das Innere dieser Insel ist auch noch nicht bekannt. So ist die Insel Sandelbosch, die über 108 Quadratmeilen groß ist, fast gänzlich unbekannt, ob sie gleich gut angebauet und von Malayen bevölkert ist. Die mannigfaltigen Produkte der kleinen Sundischen Inseln dienen als Handelswaare und werden von den Holländern, Portugiesen, Engländern, Amerikanern ꝛc.

überall hin verbreitet. Ein Mehreres über alle diese Inseln hier anzuführen, ist nicht der Ort.

Sundische Mark, eine Rechnungsmünze, von welcher 6 einen Thaler machen. a) Nach dem Leipziger Fuße, Pistolen zu $4\frac{2}{3}$ Thlr. gingen im ehemaligen Schwedisch (jetzt Preußisch) Pommern auf die Köllnische Mark fein: $1104\frac{2}{1\,5}$, Silber 72; ihr Werth in Pistolen zu 5 Rthlr. ist 4 Gr. $3\frac{3}{7}$ Pf. b) Nach dem Hannöverschen Kassenfuße, Pistolen zu $4\frac{2}{3}$ Thlr. gehen auf die Köllnische Mark fein: Gold $1104\frac{2}{1\,5}$, Silber $74\frac{2}{3}$ Thlr. Ihr Werth in Pistolen zu 5 Rthlr. ist 4 Gr. $3\frac{3}{7}$ Pf.

Sundische Schillinge, eine Silbermünze, von der 48 auf einen Thaler gehen. Nach der Münzordnung vom Jahre 1551 wiegt das Stück 28, 1 Holl. As, der Gehalt ist 5 Lt. 9 Gr., der feine Silbergehalt ist 9,66 As, und der Werth nach dem 20 Guldenfuße $7\frac{2}{3}$ Pf. Nach dem Jahre 1559 ist das Gewicht 25,9 Holl. As, der Gehalt 6 Lt., und der Gehalt an feinem Silber 9,72 Holl. As; der Werth $7\frac{2}{3}$ Pf. — Die Sundischen Schillinge in dem ehemaligen Schwedisch (jetzt Preußisch) Pommern machen eine Rechnungsmünze, davon 96 einen Thaler geben. Nach dem Hannöverschen Kassenfuße gehen Pistolen zu $4\frac{2}{3}$ Thlr. auf die Köllnische Mark fein: Gold $1766\frac{2}{1\,5}$, Silber $1194\frac{4}{3}$. Ihr Werth in Pistolen zu 5 Rthlrn. ist $3\frac{3}{1\,4}$ Pf.

Sündlich, Bei- und Nebenwort, dem göttlichen Gesetze zuwider, gleichsam eine Sünde seyend. Eine sündliche Handlung; sündliche Gedanken, Begierden, Scherze. In der Deutschen Bibel wird es oft für sündig, mit Sünde behaftet, Fertigkeit zu sündigen besitzend, gebraucht; z. B. ein sündliches Volk, Tob. 13, 6. Das sündliche Fleisch, Röm. 8, 3. In welcher Bedeutung es aber ungewöhnlich ist. Im Schwabenspiegel Suntlich.

Sündlichkeit, die Eigenschaft einer Handlung, nach

welcher sie sündlich ist, ihre Abweichung von dem göttlichen Gesetze.

Sündopfer, in der Deutschen Bibel und bei den älteren Juden, ein blutiges Opfer, welches zur Versöhnung Gottes für eine begangene Sünde gebraucht wurde, daher es auch das Sühnopfer oder Schuldopfer genannt wurde. Der Unterschied, welchen einige Ausleger zwischen Sündopfer und Schuldopfer, daß jenes für Vergehungs-, dieses aber für Unterlassungssünden gebraucht worden, ist noch streitig.

Sündwasser, ein nur in der Deutschen Bibel befindliches Wort, um ein Wasser zu bezeichnen, welches bei den älteren Juden zur Reinigung von einer begangenen Sünde gebraucht wurde, an dessen Stelle in der Römischen Kirche das Weihwasser getreten ist. 4. Mos. 8, 7.

Sunna, bei den alten Nordischen Völkern, die Göttin der Sonne, der Bruder derselben hieß Mani, und war der Gott des Mondes. Jene wurde von den Göttern, die darüber entrüstet waren, daß sie von ihrem Vater einen so stolzen Namen empfangen hatte, nach dem Himmel versetzt, um hier die Rosse der Sonne zu lenken. Ihr zu Ehren wurde das ganze Jahr hindurch ein Eber gemästet, und bei dem Eintritte des neuen Jahres, zu Anfange des Februars, geschlachtet und geopfert. Acht Tage vor dem Januar wurde der Eber zu dem Fürsten des Landes gebracht, auf seinem Rücken mußten die Großen mit gefaltenen Händen dem Fürsten huldigen und den Eid der Treue schwören ꝛc. Das Bildniß der Sunna war ein halbnaktes, auf einem Säulenfuße stehendes Frauenzimmer, mit Strahlen um das Haupt, vor der Brust hielt sie mit ausgebreiteten Armen ein strahlendes Rad.

Super, oben, über, wird im Deutschen auch mit mehreren Wörtern verbunden. In den Orgelregistern bedeutet Super eine von den höheren Stimmen; so ist

z. B. Supersedez eine Octave höher als Sedecima, und so auch die Superoctave.

Supercargo, Supercharge, im Séchandel auf den Schiffen, ein Aufseher über die geladenen Waaren, ein Oberkaufmann auf einem Kauffahrer. Auch wenn ein Kaufmann einen Handlungsdiener mit Waaren aussendet, um solche zu vertauschen oder zu verkaufen, so wird eine solche Schiffladung oder Waarenparthie ein Cargeson genannt. Derjenige, der nun die Aufsicht über diese Waaren führt, und die Besorgung des Verkaufs und Einkaufs hat, wird gleichfalls Supercargo genannt, und ist auch von dem Erstern in Wenigem verschieden.

Superfein, sehr fein, so hat man superfeine Tücher. Im Brandenburgischen führt eine Art Kerntuch diesen Namen, welches mit dem Buchstaben F von den Meistern gezeichnet wird. Ein Tuch von dieser Sorte wird eingeschoren: 24 Ellen Berliner Maaß in der Länge und 2016 Fäden in der Breite, in 72 Gängen, 14 Pfeifen bestehend, mithin kommen auf jeden Gang vier Faden mehr als beim Kerntuche, und soll die Kette zu diesem Tuche mit feinem Rockenmehle gestärkt werden, damit dasselbe seine richtige Breite und Länge bekomme, und in der Walke nicht gedreht oder gekehrt werden darf. Man nimmt hierzu die allerfeinste Kernwolle, und eben so viel, wie vorher angeführt worden, 43 Pfund zur Kette und Einschlag außer den Leisten. Vom Werkstuhle und aus der Walke muß es mit dem Kerntuche gleich lang und breit seyn, und man beobachtet dabei eben dasselbe, wie beim Kerntuche (s. unter Tuch), nur daß bei diesem und dem vorigen kein Oel gespart werden muß; daher es auf das Ermessen des Fabrikanten ankommt, ob und wie weit die in der Schauordnung auf ein Stück Kerntuch gerechneten 2 Pfund Oel hinreichend sind, damit er einen gleichen und geraden Faden

erhält. — Superroyal, eine Gattung Kupferplattenpapier in England, welches 19¼ Zoll hoch, und 27½ Zoll breit ist. Das Ries kostet 1 Pfd. Sterl. und 5 bis 18 Schillinge. — Superroyalpapier, eine Art Schreibpapier, sowohl in Holland, als auch in England; es hat dieselbe vorher angeführte Höhe und Breite, und kostet 1 Pfd. 18 Schillinge. — Superfeiner Zucker, eine Benennung des Kanarienzuckers. Man wendet das Wort superfein oder außerordentlich fein noch bei mehreren Waaren an; so sagt man auch superfeines Oel, worunter man das feinste Olivenöl versteht, welches auch unter dem Namen Provenceröl bekannt ist ꝛc. ꝛc. Auch extrafein versteht man darunter.

Superficialfiguren, diejenigen Figuren, die in der Meßkunst durch Linien verfertiget werden können, und als Hauptregeln der Messung und Rechnung angesetzt werden, und durch welche, nach dieser mathematischen Wissenschaft, Alles zu reduciren steht. Es werden gewöhnlich acht angenommen: 1) das Quadrat, 2) das Oblongum oder Rectangulum, 3) der Rhombus, 4) der Rhomboides, 5) das Trapezium, 6) das Trapezoides, 7) der Angulus rectus, und 8) die Zirkelflächen. Dieses sind eigentlich die Figuren, wodurch man sich in der Planimetrie zu helfen und in denen man andere irregulaire Figuren zu vergleichen hat, weil deren Ausmessung und Ausrechnung in der Geometrie eine zu bekannte Sache ist.

Superficialmaaß, in der Deciamlrechnung; es besteht aus Quadratruthen, Riemenruthen, Quadratfuß, Riemenfuß, und von beiden auch aus den Zollen, Granen, Skrupeln ꝛc.

Superficiarius, derjenige, welcher auf den Grund oder Boden eines Andern bauet, den er zwar von dem Eigenthümer desselben gekauft hat, jedoch mit dem Bedinge, daß er noch jährlich einen gewissen Zins an den-

selben entrichte, wofür er die Bauſtelle billiger erhalten hat. Man nennt ihn auch Erbzinsmann.

Superfoetatio, Superimpraegnatio, Epicyema, Epiciesis, die Ueberſchwängerung, wenn eine Frau zu verſchiedenen Malen empfängt oder mehrere Eyer zugleich befruchtet werden, und alſo die Schwangere mehr denn eine Frucht trägt und zur Welt bringt, und ſolches gleichzeitig, das heißt, eine Frucht nach der andern oder ein Kind nach dem andern, oder ungleichzeitig, indem ſie erſt ein Kind zur Welt bringt, und dann nach mehreren Wochen das Andere, auch wohl ein Drittes ꝛc.; ſ. den Art. Ueberſchwängerung, unter U.

Superinductum, derjenige Zuſatz, den ein Landesherr von ſeinen Unterthanen zu den gewöhnlichen Abgaben fordert, wenn ſie zu den Bedürfniſſen des Staats nicht zureichen.

Superintendent, aus dem Lateiniſchen Superintendens, die Bezeichnung desjenigen, welcher die Aufſicht über Andere führt. In der Römiſchen Kirche waren es ſchon vor Alters gewiſſe Aufſeher über die Geiſtlichen einer Diöces, welche unter dem Biſchofe ſtanden, und mit den an andern Orten üblichen Dekanen oder Dechanten einerlei zu ſeyn ſcheinen. In der evangeliſch-Lutheriſchen Kirche hat man dieſes Wort, ſo wie die Würde beibehalten, und da iſt der Superintendent ein vornehmer Geiſtlicher, welcher die Aufſicht über die Geiſtlichen und Pfarrer eines gewiſſen Kreiſes oder Bezirks hat, für dieſe die erſte Inſtanz iſt, ſelbſt aber unter dem General-Superintendenten der Regierung, oder auch unter einem Ober-Conſiſtorio ſteht. Er iſt in der evangeliſchen Kirche ungefähr das, was ein Biſchof in der Römiſchen iſt, und wird in einigen Gegenden auch Dechant, Decanus, Senior ꝛc. genannt. In manchen Ländern hat er auch Inſpektoren oder Präpoſitoren unter ſich, welche die nächſte Aufſicht über einen ihnen angewieſenen kleinern Bezirk haben.

Superioritas territorialis, eigentlich die höchste Gewalt eines Reichsstandes, bei dem ehemaligen Bestande des Deutschen Reiches, nach seiner Urverfassung, daß er nämlich als Landesherr über Alles in seinem Staate gebieten konnte, und denselben auch zu beschützen berechtiget war, jedoch unbeschadet der Rechte des Deutschen Kaisers, und ohne dessen Nachtheil. Ein Recht, welches jetzt bei der Auflösung des Deutschen Kaiser-Reiches nur den noch bestehenden souverainen Fürsten durch ihre Machtvollkommenheit nach der Deutschen Bundesakte geblieben ist; den übrigen Fürsten steht dieses Recht in der frühern Ausdehnung durch die Mediatisirung nicht mehr zu, sie sind der Landeshoheit der Andern unterworfen. Ehemals bestand Deutschland aus einigen Hundert größern und kleinern Staaten, die, als unabhängig für sich bestehend, in allgemeinen Angelegenheiten unter einem Oberhaupte standen, das den Titel Römisch-Deutscher Kaiser führte, und nach dem Befreiungskriege, nachdem das Deutsche Kaiserreich schon 1806 durch die Niederlegung dieser Würde von dem Kaiser Franz dem Zweiten aufgelöset worden, wurden die Deutschen Fürsten durch den Wiener Congreß zum Deutschen Bunde vereiniget, und von der oben angeführten Anzahl blieben nur achtunddreißig als souveraine Fürsten, mit Einschluß der vier freien Städte: Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt a. M., übrig, die Andern wurden, wie schon bemerkt worden, mediatisirt, und kamen unter die Landeshoheit derjenigen Fürsten, in deren Nähe ihr Land oder ihre Besitzungen lagen. Schon im Lüneviller Frieden 1801 wurden die geistlichen Staaten und die meisten Reichsstädte Deutschlands aufgehoben, mithin war die große Zahl der vor diesem Frieden unabhängigen Reichsglieder schon sehr vermindert, und durch die Auflösung des Kaiserreiches und die Zusammenberufung des Wiener Congresses 1814 geschah der letzte Akt der Einschränkung der

souverainen Fürsten und Grafen, wie oben angeführt worden. Die mediatisirten Fürsten werden durch die Macht des Fürsten, unter deren Landeshoheit sie stehen, besonders beschützt, und dann im Allgemeinen durch den Deutschen Bund, vor den sie ihre Klage bringen können, wenn ihnen nicht dasjenige Recht widerfährt, welches auf dem Congresse zu Wien ihnen ausgemacht worden ist.

Superklug, Bei- und Nebenwort, und von dem Lateinischen super, jedoch nur im gemeinen Leben, übermäßig klug, das ist, naseweis. Man sagt daher ein superkluger Mensch, ein naseweiser Mensch, der Alles besser wissen will, als Andere, sich überall hervordrängt, um seine Weisheit anzubringen, auch wohl Andere mit seiner Weisheit aufzieht. Auch derjenige, der sich in Alles unberufener Weise mischt. Ein junger Deutschfranzos war kurz nach seiner Heimkehr aus Paris in einer Gesellschaft von Männern, in der es ihm wohl am anständigsten gewesen wäre, zu schweigen; allein er konnte nicht aufhören, von den Wundern, die er gesehen, und dem erhabenen Genie der Französischen Nation, das sich selbst in dem gemeinsten Tagelöhner zeige ꝛc., zu erzählen. „Aber sagen sie mir doch, fragte ihn endlich der Herr von D., ein ehrwürdiger Greis, sehr ernsthaft: ist es denn wirklich wahr, was man mir erzählt hat, daß in Frankreich selbst die Bauerkinder Französisch sprechen? —

Supernaturalismus, in der Religionsphilosophie, eine übernatürliche Offenbarung der Religion; da die Vernunft des Menschen nicht ausreicht, nach dem supernaturalistischen Systeme, sich von den Wahrheiten der Religion eine befriedigende und unumstößlich feste Ueberzeugung aus sich selbst zu verschaffen, so ist die Offenbarung ein allgemein wesentliches Bedürfniß derselben. Findet sich nun irgendwo eine übernatürliche Offenbarung faktisch, so hat die Vernunft bloß die hi-

storische Gewißheit derselben außer Zweifel zu setzen, in Hinsicht auf den Inhalt derselben muß sie sich schlechthin bescheiden. Wenn die Vernunft das Vermögen ist zu vernehmen, also auch zu erforschen und kennen zu lernen, so darf sie aber nicht in Vorurtheilen oder Irrthümern befangen seyn; denn eine solche Vernunft darf sich der Prüfung des Inhalts einer gegebenen Offenbarung nicht anmassen; denn von Gottes Existenz und Wirken kann man keine übernatürliche Offenbarung anders erhalten, als durch das Buch der Natur, in das wir täglich blicken, und durch Erscheinungen, Wunder, Weissagungen ꝛc., die sich einzelnen Menschen aufthun. Der ächte Supernaturalist erwartet von der Offenbarung auch die Bestätigung seines Glaubens an Gott, und dieses vor Allem andern, und er unterwirft sich dem, was die Offenbarung darüber sagen möchte, eben so unbedingt, wie allen übrigen Aussprüchen derselben; denn eine nähere Bestimmung von Gottes Denken, Wollen und Wirken wagt die Vernunft nicht zu geben, und eben darum beschließt sie eine historisch anerkannte Offenbarung, sich selbst bescheidend, anzunehmen, und ihren Aussprüchen und Enthüllungen über das Walten Gottes im Weltlaufe und in den Schicksalen des Menschen in Absicht auf dessen Bestimmung unbedingt und sich selbst verleugnend, sich zu unterwerfen, selbst in dem äußersten Falle, daß der Inhalt einer solchen Offenbarung vernunftwidrig wäre, ein Fall, der zwar logisch für möglich, aber für real unmöglich erklärt werden muß; und selbst in diesem Falle ergiebt sich der Supernaturalist in sein Schicksal und nimmt diese trostlose Offenbarung an, indem er den Glauben hegt, daß die Gottheit trotz seinem Blödsinne, eine gütige und für ihn heilsame Absicht gehabt habe, indem sie ihm diese Offenbarung gab. Tzschirner hat in seinen Briefen, S. 80 u. f., den Satz aufgestellt: wenn der Zweck der übernatürlichen Offenbarung nur die Bestätigung der Vernunftreligion,

nicht die Bekanntmachung des der Vernunft Unerreichbaren sey, dann müsse die Vernunft die Befugniß haben, nicht bloß die Gründe für die Realität der Offenbarung, sondern auch den Inhalt derselben ihrer Beurtheilung und Sichtung zu unterwerfen. Diesen Satz nehmen auch Andere an, sobald bestätigen nicht mehr bedeutet, als durch Zeugniß erhärten, autorisiren; denn es wird hier nämlich vorausgesetzt, die Vernunft habe die hinreichenden Gründe für die Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion in sich selbst, da sie aber nicht in Jedem zu dem gleichen Grade von Selbsterkenntniß gelange, so müsse es Viele geben, welche sich von den Wahrheiten der Religion aus eigner Kraft hinlänglich zu versichern nicht vermögen. Diese fühlen nun nothwendig das Bedürfniß einer äußeren Bestätigung dessen, was ihnen innerlich mehr oder weniger problematisch bleibe und diesen habe Gott mittelst der Offenbarung des Mangelnde ersetzen wollen. Eine solche Offenbarung muß von der Vernunft ihrem Inhalte nach geprüft werden, da sie nicht mehr seyn soll, als die positive Wiederholung der Vernunftreligion selbst, und diese in ihrer allgemein möglichen Vollständigkeit gedacht. Bedenklichkeiten dagegen können nur daher entstehen, daß man fragte: Wer zu einer solchen Prüfung fähig sey? ob diejenigen, welchen die Offenbarung ihrer mangelhaften Vernunfterkenntniß wegen eigenes Bedürfniß war? oder vielmehr Jene, welche derselben für ihre Person nicht mehr bedürfen, und eben dadurch allein im Stande zu seyn scheinen, über die Aechtheit und Vollständigkeit einer gegebenen Offenbarung mit wahrer Sachkenntniß und Umsicht zu entscheiden? — Uebrigens hält der Supernaturalist die Offenbarung für eine auf alle Zeiten und alle Menschen ohne Unterschied berechnete Anstalt Gottes, und er muß sie auch dafür halten, weil er von der Vernunft die absolute Unfähigkeit, sich jemals von der Wahrheit der Religion genügende Ueberzeugung

aus sich selbst zu verschaffen, behauptet. Der Rationalist hält die Offenbarung für eine Veranstaltung Gottes zur Erziehung des Menschengeschlechtes, weil ihm seine eigene Vernunft die volle Befriedigung über die Angelegenheiten der Religion gewährt; woraus man gewahrt, wie beide Systeme, der Supernaturalismus und der Rationalismus, sich gegen einander verhalten. Der Supernaturalist kann durch alle Beweise, daß die Vernunft die ältere Tochter der Gottheit sey, doch nicht eher die Ueberzeugung erhalten, als bis er sie als solche in sich selbst findet; wiederum darf auch der Rationalist von Jenem nicht beschuldiget werden, daß er seine Vernunft vermessen erhebe, bevor ihm nicht die Unhaltbarkeit seines religiösen Glaubens klar aufgedeckt worden ist. Der Rationalist wird der Ueberzeugung des Supernaturalisten relative Wahrheit zugestehen, weil er die Nothwendigkeit derselben bei einem gewissen Grade der Selbsterkenntniß begreift. Der Supernaturalist kann dagegen den Rationalisten nur des absoluten Irrthums zeihen, allein beweisen kann er ihn ihm nicht. — In strengerer theologischer Beziehung soll das Wort Supernaturalismus seinen Ursprung jener ächtchristlichen Zeit verdanken, wo man Natur und Gnade einander entgegen stellte, und von den übernatürlichen Gnadenwirkungen machte man nachher das Abstraktum Supernaturalismus, welches aber nicht mehr auf die Species der Gnadenwirkungen paßte und deshalb nach einer sehr nahe liegenden Subreption auf die ganze Anstalt des Christenthums, der Offenbarung überhaupt übergetragen wurde, und so in subjektiver Bedeutung genommen, Glauben an ein Reich der Gnade bedeutete, in welchem den Menschen das Licht Gottes erst aufgeht, und wo ihm eine höhere göttliche Weisheit den rechten Weg des Lebens zeigt.

Supernaturalist, s. den vorhergehenden Artikel.

Supernumerarius, bei einem Kollegium, ein Ueberzäh-

liger, welcher gleichsam als Hülfsarbeiter beschäftiget ist oder fungirt, und erst irgendwo einrangirt werden soll. Er genießt Diäten, so lange er als Hülfsarbeiter beschäftiget ist. Man findet dergleichen Arbeiter hauptsächlich in den Kanzleyen, Registraturen, Kalkulaturen und bei den Kassen. Es sind Individuen, die eine Anwartschaft auf einen Staatsposten haben, denen aber eine wirkliche Anstellung wegen der Vollzahl der etatsmäßigen Staatsdiener noch nicht werden konnte, um sie jedoch zu beschäftigen, werden sie in den genannten Fächern vorläufig mit Diäten angestellt, jedoch auf unbestimmte Zeit, und nach Maaßgabe der Geschäfte, da Viele von ihnen Wartegeld genießen, also einigermaßen wegen ihres Unterhalts gesichert sind. — Bei den Römern waren die Supernumerare Soldaten, die noch zu einer Legion kamen, wenn solche schon vollständig war. Es waren daher überkomplette Leute, die hauptsächlich im Kriege den Legionen zugeordnet waren, und hier sowohl dem Fußvolke, als der Reiterey. Sie dienten dazu, wenn ein Soldat blessirt wurde oder blieb, dessen Stelle zu ersetzen. Auch in Friedenszeiten hatte man dergleichen Hülfsleute, die beim Ausscheiden eines Mannes aus der Legion solche durch ihren Beitritt wieder vollzählig machten. Eine zweite Klasse dieser Supernumerare war nur dem Namen nach Soldaten, und kam nie zu den ordentlichen Legionen.

Superoctave, bei den Orgelbauern, die funfzehnte Klangstufe an einer Orgel vom Prinzipal an gerechnet.

Suppe, Fr. Soupe, Engl. Soup, Ital. Soppa, in der Kochkunst, eine warme Brühe, die aus Fleisch mit Wasser, Salz, Suppenkraut, Englischem Gewürze; mit Reis, Graupen, Sago, Gries, Nudeln ꝛc., oder aus bloßem Mehle mit Wasser, Salz ꝛc., oder aus Weiß- und Braunbier ꝛc. bereitet wird, daher eine Fleischbrüh-, Mehl-, Bier-, Wein-, Milch-, Wasser- ꝛc. Suppe. Eine Suppe kochen, anrichten, auf-

tragen, essen. Einen Löffel Suppe essen, ein wenig Suppe. Figürlich ist: Jemanden auf einen Löffel Suppe oder auf eine Suppe einladen oder bitten, ihn zum Essen auf eine Mahlzeit bitten. In Brautsuppe und einigen andern bedeutet es gleichfalls eine Mahlzeit, besonders in sofern die Suppe der vornehmste Theil derselben ist. — 2. Im gemeinen Leben wird es zuweilen, so wie Brühe, von einer jeden dicklichen Feuchtigkeit gebraucht. Die rothe Suppe, verächtlich und in der niedrigen Sprechart, das Blut. So sagt man: Jemanden ein Paar Ohrfeigen geben, daß ihm die rothe Suppe davon laufen soll, das Blut. Die Grundsuppe, der untere dickere Theil eines flüssigen Körpers. Jemanden in der Suppe sitzen lassen, in einem schlimmen Handel. Jemanden eine Suppe bereiten, einen schlimmen Handel. — Vorbereitungen zu den Suppen in der Kochkunst. Ehe man eine Suppe gehörig zusammensetzen und kochen kann, muß man erst mit mehreren Vorbereitungen bekannt seyn, die im Reinigen und Präpariren der Species bestehen, welche man gewöhnlich zu den Suppen nimmt, und die man bei der Beschreibung einer jeden Suppe nicht immer wiederholen kann, und in der Encyklopädie sind sie auch nicht Alle unter ihrem besondern Namen angeführt. Daher hier die Nöthigsten. Daß der Reis, die Graupen, die Linsen, Erbsen und alle dergleichen Suppenprodukte, erst, ehe sie an die Suppe kommen, verlesen oder von ihren Unreinigkeiten gereinigt werden müssen, ist zu bekannt, als darüber hier noch etwas zu erwähnen, eben so, daß das Fleisch vorher erst abgewaschen werden muß, ehe man es aufsetzt; auch die Gartenwächse ausgeputzt und gewaschen werden müssen, damit der Sand und die Unreinigkeiten abgehen, welches man blanchiren und abwällen nennt, kurz, Alles muß gereiniget und gesäubert werden, welchen Namen es auch hat, und zur Suppe gebraucht

wird. Da das Weiß- und Braunmehl in der Küche unter Mehl, Th. 87, übergangen worden, so folgt hier eine Beschreibung dessen Zubereitung, da es in den Suppen vorkommt. Man nehme Butter, und lasse sie auflaufen, das heißt, die Butter muß so lange auf dem Feuer bleiben, bis sie in die Höhe steigt, sobald dieser Zeitpunkt eintritt, den man nicht versäumen darf, thue man, nach dem Verhältnisse der Quantität, einen oder mehrere Löffel feines Weitzenmehl hinzu, rühre es so lange auf dem Feuer, bis das Mehl ebenfalls mit aufsteigt, und nehme dann das nun fertige Weitzenmehl vom Feuer. — Das braune Mehl wird wie vorher gemacht, nur mit dem Unterschiede, daß die Butter braun seyn muß. Man muß das Mehl tüchtig mit einem hölzernen Löffel rühren, damit es ein angenehmes Braun erhält. — Die Croutons, die man in Suppen gebraucht, s. Th. 8, S. 464. — Das Leson von Eyern, welches unter Ey, Th. 11, übergangen worden, wird auf folgende Weise gemacht. Einige Eyer werden aufgeschlagen, und das Eyweiß davon, wenn sie frisch und gut sind, von der Dotter entfernt; dann rühre man diese mit einem Löffel voll Wasser auf einem Eyklar ohne Mehl ab, es sey denn, die Suppe wäre zu dünn, und man wollte nicht so viele Eyer auf die Sache verwenden; dann durch ein Haarsieb gegossen. Viele nehmen, um bei den Eyern zu sparen, die ganzen Eyer zu diesem Leson, dieses taugt nicht nur nichts, sondern ist auch kein Ersparniß, weil eine jede Sache dadurch rauh und unansehnlich wird. — Krebsbutter, s. Th. 48, S. 425. — Die Jüs, s. Th. 31, S. 855. Eine Nothjüs ohne Fleisch, die man zu einer braunen Suppe gebrauchen will, bereitet man auf folgende Weise. Man nehme einige Loth zerstoßenen Zucker, schütte denselben auf einen nicht zu sehr verzinnten Kasserollen-Deckel, bringe diesen auf gelindes Kohlenfeuer, und lasse den Zucker darauf hochbraun brennen; man lasse nun diese Jüs mit

Wasser loskochen, und bewahre sie in einem Glase oder Topfe auf, so hat man stets eine Nothjüs. — Die Zubereitung der Suppen, welche in der Kochkunst vorkommen, sind folgende:

1) Eine klare Bouillonsuppe. Man nehme ein Stück gutes Rindfleisch, von der Schwere, als man es zu der Personenzahl gebraucht, wasche es ab, klopfe es ein wenig, und thue es in einen guten irdenen Topf, gieße Wasser darauf, so viel als nöthig ist, dann ein Bündchen Sellerie und Petersilienkraut, auch Petersilienwurzeln, zwei bis drei Mohrrüben und ein wenig Salz, und lasse es beim Feuer kochen. Wenn nun die Suppe recht kräftig und gut ist, so gieße man soviel davon durch ein Sieb in einen andern Topf, als man zur Suppe nöthig hat; dann zum Feuer gesetzt, daß es kochend heiß bleibe. Man gieße nun wieder kochendes Wasser auf das Fleisch, so viel, als nöthig ist, damit es vollends gar kochen kann. Wenn angerichtet werden soll, thut man geröstete und in Würfel geschnittene Semmel oder auch in Scheiben geschnittenes Milchbrod in die Schüssel oder Terrine, gießt die klare Bouillon kochend heiß darauf, und giebt sie auf den Tisch. Man kann auch ein wenig Muskatennuß darüber reiben.

2) Kraftsuppe oder kräftige Bouillon. Man nehme ein derbes Stück Rind- und Kalbfleisch, ein altes Huhn, ein gutes Stück magern Schinken und dann Wurzeln aller Art. Die Bereitung geschieht auf folgende Weise. Man reinige oder wasche bloß das Rindfleisch, wässere es aber nicht erst Stunden lang ein, wodurch dem Fleische zu viel Kraft entzogen wird, thue es dann in ein größeres mit kaltem Wasser angefülltes Geschirr, damit sich das Fleisch darin gehörig bewegen kann, und setze es ans Feuer. Man schäume es hier rein aus, und thue, nach Verhältniß der Größe, eine Hand voll Salz hinzu. Wenn nun die Bouillon auf diese Weise eine Stunde langsam gekocht hat, so thue

man die Hühner, welche reinlich zubereitet seyn müssen, wie es bei den beim Federvieh vorkommenden Speisen gewöhnlich geschieht, dazu, so auch das Kalbfleisch, welches vom Blatte oder Halse seyn kann, und höchstens 1 Pfund derben Schinken. Wenn nun die ganze Fleischmasse wieder ins Kochen gebracht und abermals abgeschäumt worden ist, thue man das Wurzelwerk, als: Sellerie, Mohrrüben, Petersilienwurzeln und Borré, gut gereiniget und gewaschen, hinzu, auch ein Paar Lorbeerblätter und einige Körner Englischen Gewürzes. Hat nun diese Bouillon drei bis vier Stunden unter gehöriger Aufsicht, bei gelindem Feuer, gekocht, so lasse man sie durch ein feines Haarsieb oder durch eine Serviette laufen, damit weder Fett, noch sonstige Unreinigkeiten darin bleiben, und sie zu allen in der Kochkunst vorkommenden Speisen, als Suppen, Gemüsen, Frikassees und Ragouts gebraucht werden kann.

3) Suppe à la Jardinière mit Kalbfleischklößchen. Man blanchire Blumenkohl, Mohrrüben, Morcheln und Sellerie, das heißt, man wälle diese Produkte ab, damit keine Unreinigkeiten daran bleiben, nehme dann grüne Erbsen, grüne Bohnen, Artischocken, Portulak, Kerbel und Salat, von Allem, nach dem Verhältnisse der Suppe, nicht zu viel, und lasse es in frischer Butter gut abschwitzen, fülle dann recht kräftige Bouillon darauf, dann klar gekocht, mit ein wenig Weißmehl abgeschärft, und mit Sahne und dem Gelben von sechs Eyern abgezogen. Man mache nun Kalbfleischklöße, welche man aus 2 Pfund derbem Kalbfleische, aus der Keule oder dem Blatte, macht, 1 Pfund Speck und Nieren-Rindstalg dazu nimmt, auch 6 Eyer, einige Schalotten, Petersilie, Estragon, Gewürze und drei Mundbröde. Das Fleisch wird gereiniget und gehackt, so auch das Rindstalg, die Kräuter und die Schalotten. Man macht nun mit Eyern und den Milchbröden den Teig zu den Klößchen, thut das Fleisch, die Kräu-

ter, Schalotten und das Gewürz hinein (3 Nelken, 6 Pfefferkörner, 6 Körner Englischen Gewürzes und etwas Muskatennuß), daraus Klößchen gemacht und in Bouillon gar gekocht.

4) Reissuppe mit einem alten Huhne. Wenn man gute Rindfleischbouillon besitzt, so wird das gut zubereitete Huhn darin gar gekocht, und der Reis, der vorher in kaltes Wasser gethan und ein wenig am Feuer hat ziehen müssen, wird, nachdem das Wasser abgegossen worden, mit der Bouillon aufgesetzt und gar gekocht. Der Reis darf aber nicht zu viel kochen, weil er lang und ganz bleiben muß. Man schrecke nun die Suppe mit etwas Weißmehl und legiere sie mit Eyern, damit sie recht weiß werde. Beim Anrichten thue man etwas Muskatennuß hinzu. Man kann das Huhn mit einer Sauce geben, die aus ½ Pfund frischer Butter, dem Gelben von drei Eyern, etwas Muskatennuß, und mit drei Löffeln Mehl gut durchgerührt, besteht, dann das Ganze mit Bouillon oder auch nur mit bloßem Wasser abgerührt und darüber gegeben.

5) Perlgraupensuppe. Man setze ½ Pfund rein gewaschene Perlgraupe mit guter Bouillon und etwas frischer Butter auf, und koche sie ganz weich; dann in einen großen Topf gethan, und mit einem Quirl so lange geschlagen, daß sie seimig und weiß bleibe. Hierauf in einer guten Bouillon wieder aufgesetzt, Sellerie in beliebige Figuren geschnitten und Muskatennuß dazu gethan, mit einer Leson von Eyern legirt und abgesalzen. Zu dieser Suppe ist Kalbsbrust am besten zu gebrauchen. Auf die vorbeschriebene Weise wird diese Suppe auch von Hühnern und Tauben gemacht, auch mit Klößen und Krebsbutter. Je feiner die Perlgraupen sind, die man dazu nimmt, je weißer wird die Suppe.

6) Bouillon-Suppe à la bonne femme. Man nehme eine gute Rindfleischbouillon, gieße sie

durch und setze sie wieder ans Feuer zum Kochen. Dann rühre man zwei bis drei Eyer mit einem Löffel voll Mehl mit Wasser klar ab. Wenn sich die Bouillon im Kochen befindet, so lasse man die Eyermasse unter immerwährendem Rühren in die Suppe laufen, und sie einige Male mit aufkochen. Diese Suppe wird in die Terrine mit ein wenig Muskatenblumen oder Muskatennuß und etwas Salz angerichtet.

7) Leberſuppe mit Klößen. Man rapire oder schabe eine Kalbsleber fein aus, und setze den Abgang mit 3 Pfund Rindsleber, guter Bouillon und Jüs auf, thue eine halbe Staude Sellerie, zwei Borrés, Zwiebeln, eine Mohrrübe und Petersilienwurzeln daran, und lasse es klar kochen. Diese Bouillon gießt man durch eine Serviette, thut ein wenig Pfeffer, Salz, Muskatennuß dazu, und dann feine Kräuter, als Kerbel, Portulak, Estragon, und lasse es mit verkochen. Von der rapirten Leber mache man Klöße auf folgende Weise: Man schlage ½ Pfund Butter zur Sahne, dann das Gelbe von sechs Eyern, beides mit der Leber vermischt, ein wenig Muskatenblumen, Pfeffer, Salz, für ½ Groschen geriebene Semmel, von dem Weißen von zwei Eyern den Schnee dazu geschüttet, und die Klöße vor dem Anrichten in die Suppe gethan.

8) Lungenſuppe. Man nehme die Lungen von dem Geschlinge zweier Kälber, wasche sie rein aus, und setze sie mit kaltem Wasser in einem nicht zu großen Geschirre über Feuer zum Kochen. Wenn es rein abgeschäumt worden, thue man ein wenig Salz, Borré, Sellerie, eine Mohrrübe und zwei Lorbeerblätter darein, und lasse es sachte auskochen. Man kann auch 1 oder 2 Pfund Kalbfleisch dazu nehmen. Wenn die Lungen weich sind, so wird die Bouillon durchgegossen, die Lungen in kleine Stücke geschnitten, mit jungem Kerbel, Portulak und ein wenig Petersilie wieder zum Kochen über Feuer gesetzt, mit einem Löffel Mehl und einem Stück-

chen Butter auflaufen lassen, und in der Suppe klar gekocht, solche mit ein Paar Eyern ablegirt und ein wenig Muskatennuß darein gethan. Diese Suppe ist Kranken vorzüglich zu empfehlen.

9) Jüssuppe mit Macaroni. Man nehme eine gute, kräftige und recht klare Bouillon und Jüs, thue Wurzeln und Kräuter, als Mohrrüben, Borré, Blumenkohl, Sellerie ꝛc., darein, und wenn Alles gar ist, nehme man $\frac{1}{2}$ Pfund Macaroni, erst abgebrühet, dann gleich ablaufen und sie in der Suppe gar kochen lassen. Hierzu giebt man geriebenen Permesankäse besonders auf einem Teller, weil nicht alle Personen am Tische Liebhaber davon sind, auch der Käse, wenn er warm wird, sich sehr ziehet. Man kann auch noch etwas Muskatennuß zur Suppe nehmen. In diese Suppe kann man Reiß, Nudeln, Klöße aller Art thun.

10) Durchgestrichene Suppe oder Purée. Purées nennt man alle durchgestrichenen Suppen, welche von Wurzeln und festen Ingredienzien, als Linsen, Erbsen, Rüben, Kastanien ꝛc. gemacht werden. Wenn man z. B. ein solches Purée von Kastanien machen will, so geschieht es auf folgende Weise: Man schäle von 1 Pfd. Kastanien erst die Schalen ab, blanchire sie, damit sie ihre gelbe Farbe behalten, nehme dann eine halbe Staude Sellerie, eine Mohrrübe und Borré, und $\frac{1}{4}$ Pfund mageren Schinken, passire es mit $\frac{1}{4}$ Pfund Butter, thue eine Handvoll Mehl dazu, dann die Kastanien, Bouillon darauf gefüllt und gar kochen lassen. Wenn diese Suppe braun werden soll, so nehme man gute Jüs, und sollte sie nicht dick genug seyn, so schneide man einige Scheiben Semmel dazu. Man streiche die Suppe durch, und lege, wenn sie gehörig gesalzen worden, einige ganze Kastanien und einige Croutons hinein. Will man die Suppe weiß haben, so legire man sie mit 6 Eyern.

11) Königinnensuppe, Potage à la Reine. Fei-

nes von der Hand geschnittenes Wurzelwerk wird mit würflich geschnittenem Kalbfleische und geräuchertem Schinken in Butter goldgelb geröstet, dann thue man eine Handvoll feines Mehl dazu, lasse es noch etwas rösten, und schlage es mit guter Hühnerbouillon auf. Dem in der Bouillon gekochten Huhne löset man die Brust ab, und stößt die Keulen nebst dem Rückgrathe in einem Mörser, thut es, wenn Alles klein gestoßen ist, mit in das kochende Wurzelwerk; dann zwölf Eyer hart gesotten, und nachdem die Dotter klar gerührt worden, thut man sie gleichfalls in die kochende Suppe. Man nimmt dann zwei große Milchbröde, reibt solche klar, und röstet sie mit Butter gleichfalls goldgelb, thut sie auch in die Suppe, und wenn Alles zusammen drei Stunden gekocht hat, so streicht man die Suppe durch ein Haarsieb, oder noch besser durch ein Haartuch, weil sie dadurch schöner wird; man läßt sie dann nochmals durch ein Haarsieb laufen, setzt den Kessel oder Topf, worin die Suppe ist, in eine große mit Wasser angefüllte Kasserolle eine Stunde vor dem Anrichten über Feuer, zieht solche mit einer Suppenkelle oder mit einem großen Löffel auf, damit sie zwar heiß wird, aber nicht zum Kochen kommt, weil diese Suppe, der darin befindlichen Eyer wegen, nicht kochen darf. Die Hühnerbrust wird länglich geschnitten, abgekochter Blumenkohl, der in kleine Röschen gebrochen wird, oder auch weich gekochter Brechspargel dazugethan und beim Anrichten mit der Suppe servirt. Das Ragout, welches in diese Suppe kommt, kann man auch noch auf eine andere Art bereiten. Man läßt nämlich eben so viele kleine Milchbröde (Profiteroles) backen, als man Personen am Tische hat, raspelt die braune Rinde ab, schneidet in der Größe eines Viergroschenstückes einen Deckel aus dem Milchbrode, nimmt die Krume heraus, thut, statt derselben, Kalbsmilch, die würflich geschnitten, mit Butter und guter Bouillon ganz kurz gekocht wird,

nebst dem Spargel oder Blumenkohle, auch wenn man Hühnerlebern und Magen vorräthig hat, gleichfalls klein geschnitten, hinein, legt den Deckel wieder darauf, bestreiche ihn mit etwas Eyweiß, und läßt die Profiteroles in einem kleinen Ofen bis zum Anrichten stehen; kurz vor dem Anrichten legt man sie in die Suppenterrine, gießt etwas Bouillon darauf, damit sie bald weich werden, und servirt dann die Suppe darüber. Diese nennt man Potage à la Reine mit Profiteroles.

12) Kapuziner-Suppe, Potage à la Capucine, eine Fischsuppe. Das Wurzelwerk wird auf die bekannte Art bereitet, nur mit dem Unterschiede, daß sowohl die Bouillon, so wie die Bestandtheile der Suppe selbst von Fischen genommen werden. Eine Fischbouillon macht man auf folgende Weise. Man nimmt 2 bis 3 Pfund Karpfen, 2 Pfund Hecht, 2 Pfund Barsche, schneidet solche in Stücke, und legt diese, nebst einer guten Menge Wurzelwerk, Zwiebeln, Kerbel, Gewürze und einem guten Stücke Butter in eine Kasserolle, läßt den Fisch unten, wie bei der Fleischjüs, braun anlegen, und wenn man glaubt, daß er gehörig Farbe hat, so schlägt man Wasser, welches aber vorher mit gewöhnlichen gelben Erbsen abgekocht ist, darauf, und läßt es einige Stunden kochen; dann durch eine Serviette gegossen. Wenn nun das oben erwähnte Wurzelwerk fertig ist, worin 1 Pfund Karpfen, 2 Pfund Schleie und 1 Pfund Hecht, gleich geschnitten und geröstet werden (auch kann man 9 Loth getrocknete Steinpilze dazu nehmen), so schlägt man die Fischbouillon darauf, und läßt Alles, wie schon oben erwähnt worden, zwei Stunden kochen, streicht dann die Suppe durch, und läßt sie bis zum Anrichten warm stehen. Man schlägt nun 1 Pfund Butter mit drei ganzen Eyern und sechs Dottern zu Schaum, wiegt 1 Pfund Hecht und 1 Pfund Karpfen, von den Gräten abgelöset, ganz klar, thut diese Farce in den Schaum, nebst einer

Handvoll geriebener Semmel und etwas Salz, Pfeffer, Muskatennuß, macht daraus längliche Klöße, und backt sie in Butter oder Schmalz goldgelb aus. Von den Karpfenzungen und Hechtlebern macht man ein Ragout, und thut dasselbe, nebst den gebackenen Knötteln oder Klößen beim Anrichten in die Suppe.

13) Karmeliter-Suppe, Potage à la Carmelite, wird auf dieselbe Art bereitet, als die vorhergehende Kapuzinersuppe, nur daß man anstatt des Ragouts kleines in Butter gedünstetes Wurzelwerk dazu thut.

14) Polnische Suppe, Potage à la Polonaise, wird eben so, wie die beiden vorhergehenden bereitet, nur daß, anstatt der gebackenen Klöße, solche in Fischbouillon gekocht werden, auch kann man als Ragout ein halbes Schock gedunstete Schnecken, nebst vier Loth getrockneter Steinpilze hineinthun. Auf gleiche Art, wie die Krebs- und grünen Erbsensuppen, kann man auch solche von Fischbouillon machen, wie überhaupt alle Fastensuppen auf die nämliche Weise, wie die Fleisch-Potagen gemacht werden, nur mit dem Unterschiede, daß alle Bestandtheile dazu von Fischen seyn müssen.

15) Grüne Erbsensuppe. Man nehme zu dieser Suppe die schon etwas stark oder groß gewordenen Erbsen, eine halbe Staude Sellerie, eine Petersilienwurzel, eine Mohrrübe, zwei Borrézwiebeln und ein halbes Pfund magern Schinken, schneide dieses Alles in Scheiben, und lasse es mit etwas Butter langsam schwitzen; dann eine Handvoll Mehl dazu gethan und mit guter Bouillon auf und gar gekocht, und durch ein Haarsieb gestrichen. Da nun diese Suppe grün seyn soll, so nehme man eine gute Handvoll Petersilie, lasse sie in Wasser ein wenig kochen, und wenn sie ausgedrückt worden, in einem Mörser fein zerstoßen, mit der Suppe durch ein Haarsieb gestrichen, und ein wenig Zucker daran gethan. Diese Suppe muß, nachdem sie durchgestrichen und auf dem Feuer wieder bis zum Ko-

chen gebracht worden, nicht mehr kochen. Man nehme in diese Suppe in Butter gebackene Semmel, Filets von Hühnern, und recht magern gar gekochten Schinken.

16) Sellerieſuppe. Man nehme, nach der Quantität der Suppe, zwei bis drei Stauden Sellerie, zwei Borrébollen oder weiße Zwiebeln, ein halbes Pfund magern Schinken, und laſſe es, in Scheiben geſchnitten, mit Butter weiß und gar ſchwitzen; dann mit ein Paar Händen voll Mehl noch ein wenig über dem Feuer gerührt, mit einer kräftigen Bouillon aufgefüllt und gar kochen laſſen, ſo daß kein Fett darauf bleibt; hierauf durch ein Haarſieb geſtrichen und mit Eyern legirt. Man ſchneide von einer Stange Sellerie runde, wie ein Achtgroſchenſtück große und dicke Scheiben, koche ſie beim Anrichten mit Croutons von Parmeſankäſe in gleicher Größe, und nehme dann alte Hühner zur Suppe, das Fleiſch auch ſo geſchnitten, und dazu etwas Muskatennuß. Dieſe Suppe muß, nachdem ſie legirt worden, nicht mehr kochen, ſondern in kochendem Waſſer heiß erhalten werden.

17) Jüsſuppe à la Tartare. Man nehme gute Bouillon und eine gute Jüs, kläre ſie mit Eyweiß und laſſe ſie durch eine Serviette laufen, damit ſie recht klar werde. Man ſchneide kleine Sterne oder Filets von mehreren Wurzeln, als: Sellerie, Mohrrüben, Borré, Kerbel, Kopfſalat, Portulak und Eſtragon, ſchwitze ſie gut ab, und thue dieſe Ingredienzien in eine Jüsſuppe. Hat dieſe gut gekocht, ſo thue man ein wenig Zucker hinein und verſetze ſie gehörig mit Salz. Man mache nun einen gehörigen Nudelteig, nehme eine feine mit etwas Parmeſankäſe verſetzte Hühnerfarce, thue auf den ausgerollten Teig, in welchem auch ein wenig Käſe ſeyn kann, einen kleinen Kloß von der Farce, und drücke ihn zwiſchen feſt, ſtreiche den Teig mit Eyweiß, damit er in der Suppe zuſammenbleibe, und ringe ihn mit einem Backrade zu halben Monden ab, damit kein Mehl

daran bleibe, wovon die Suppe trübe werden könnte. Man blanchire sie in Bouillon ab, thue sie auf ein Haarsieb, dann ablaufen lassen und in der Suppe gar gekocht. Man giebt auch zuweilen Parmesankäse auf einem Teller bei Tafel dazu.

18) Sauerampfersuppe oder Parée von Sauerampfer. Der Sauerampfer wird gut verlesen, gewaschen, und in einer Kasserolle ohne Wasser in seinem eigenen Safte schwitzen gelassen. Man schwitze ½ Pfund geschnittenen Schinken, eine Zwiebel und eine halbe Mohrrübe und Sellerie mit etwas Butter ein, thue zwei Löffel Mehl dazu, und den Sauerampfer darauf, fülle Bouillon auf, lasse es gut verkochen und streiche es durch ein Haarsieb. Beim Anrichten legire man es mit vier Eyern, der Butter von zwei Sardellen, ½ Quart saurer Sahne und etwas Muskatennuß ab. Man giebt hierzu Lamm-Coteletts, glacirte und gespickte Hühnerbrüste, gespickte und glacirte Lammskeulen, verlorne Eyer und Grillade.

19) Suppe von jungen Hopfenkeimchen und Sauerampfer oder Parée davon. Die Hopfenspruten werden wie Spargel geputzt, in Wasser gar gekocht, und wenn sie recht weich geworden, durch kaltes Wasser gezogen. Man verlese nun den Sauerampfer, wasche ihn recht rein, blanchire ihn ohne Wasser in seinem eigenen Sude, und schneide ihn mit einem Messer einige Male durch. Man lasse nun ein Stück Butter mit etwas magerem Schinken und 2 Loth Mehl auflaufen, thue den Sauerampfer und Hopfen darein, fülle Bouillon auf, und rühre es ab. Man legire es nun mit vier Eyern, ½ Quart saurer Sahne und der Butter von zwei Sardellen ab, thue ein wenig Salz und Muskatennuß hinein, und gebe junge Hühner à la Broche, Coteletts und verlorne Eyer dazu.

20) Erbsensuppe von getrockneten Erbsen, mit Schweinemaul und Ohren. Man schwitze

Sellerie, Mohrrüben, Borré und mageren Schinken (das Wurzelwerk erst mit der Hand geschnitten) in einer Kasserolle gar, streiche die in Wasser weich gekochten, dann abgegossenen Erbsen durch einen Durchschlag, nehme von ihnen so viel auf die Wurzeln, als zur Suppe nöthig ist, fülle Bouillon darauf, lasse es klar kochen, und streiche es dann durch ein Haartuch oder Sieb. Die Schweinsohren und Schnauzen werden, wenn sie nicht gebökelt sind, in Wasser mit ein wenig Salz weich gekocht, dann in kaltem Wasser recht rein gewaschen, in Filets, wie das Glied eines Fingers lang geschnitten, und in die Suppe gethan, damit sie wieder Kraft erhalte; dann stelle man die Suppe au bain Marie, damit sie nicht ansengt. Man schneide Croutons von Semmel, backe sie in Butter, und thue sie beim Anrichten in die Terrine, damit sie nicht erweichen. Auf diese Weise kann man sie auch grün machen, wozu man sich der blanchirten Petersilie bedient.

21) Linsensuppe. Diese Suppe wird ganz wie die vorhergehende Erbsensuppe behandelt, nur kann man Rebhühner, Bauchspeck oder Fasane dazu nehmen. Die abgeputzten Knochen und Rücken von dem Geflügel werden im Mörser zerstoßen, und ehe die Linsen durchstrichen werden, lasse man sie mit auskochen, welches einen guten Geschmack giebt. Die Rebhühner oder Fasane werden erst gebraten oder der Rest vom Braten genommen. Man thue das Fleisch in Filets oder Scheiben geschnitten in die Suppe, und lasse Letztere nicht mehr kochen, auch thue man in Butter geröstete Semmelscheiben darein.

22) Krebssuppe à la Cardinale. Man koche in einer guten Bouillon ein altes Huhn, thue darein gut gereinigten Reiß oder Perlgraupe, die vorher mit Bouillon und einem Stückchen Butter gekocht worden. Man passire hierauf Krebsbutter und zwei Löffel Mehl über Feuer, wie Weißmehl, fülle Bouillon auf, lasse es los-

kochen und thue dieses mit in Wasser gar gekochten Kräutern und Wurzeln, als Blumenkohl, Spargelspitzen und Zuckerwurzeln, auch etwas Muskatennuß, an die Suppe, auch kann man ein wenig Kerbel und Portulak nehmen und mit dem Gelben von vier Eyern legiren. Das gar gekochte Huhn wird in ansehnliche Filets geschnitten und diese in die Suppe gethan.

23) Deutsche Suppe mit Markskroutons. Man koche eine gute Kalbfleischsuppe, versetze sie aber mit Rindfleischbouillon, weil das Kalbfleisch nur schwache Suppen giebt; dann thue man Wurzeln und Kräuter: als Kopfsalat, Kerbel, Portulak, Blumenkohl und Spargel hinein und lasse es mit Weißmehl gut verkochen. Man thue nun noch etwas Muskatennuß und gehörig Salz hinzu, und ziehe es mit Eyern ab. Das Rindsmark wird im Knochen gar gekocht und in den Markröhren zur Tafel gegeben, wo dann der Knochen sehr sauber abgeputzt und in Papier gewickelt werden muß. Man kann auch das Mark auf geröfteter Semmel, mit ein Paar Eydottern verbunden, serviren; es muß dann aber sehr warm zur Tafel gegeben und mit ein wenig Pfeffer oder Muskatennuß bestreuet werden.

24) Schwedische Suppe, Soupe à la Suedoise. Man nehme kräftige mit Jüs versetzte Bouillon, und thue darein einen in Filets geschnittenen Kopf Würsekohl, Suppenkräuter, fein geschnittene Mohrrüben, weiße Rüben, Sellerie und Borré, einmal abgebrühet, und diese Kräuter in der Bouillon gekocht. Wenn das Ganze so viel eingekocht ist, als man Suppe gebraucht, dann thue man eine, vorher erst abgebratene und in kleine Stücke zerschnittene, Ente dazu, auch 2 Loth Zucker, gehörig Salz, und ein wenig Muskatennuß. Man richte diese Suppe über Permesan-Croutons an.

25) Russische Suppe. Man nehme nach der Personenzahl einige Hände voll Sauerkraut, koche es im Wasser gar, und nachdem es ausgedrückt worden,

zwei Stück rothe Rüben, Mohrrüben und Sellerie, einige Borrés oder weiße Zwiebeln, Alles in Filets geschnitten, dazu, mit einer recht kräftigen Bouillon aufgefüllt und gar kochen lassen; dann lasse man ½ Pfund mageren Schinken, eine abgebratene Ente, ein Stück halbgargebratenes Rindfleisch mit aufkochen. Das Fleisch wird, wenn es ausgekocht ist, fortgenommen, und das Fett gut abgenommen, die Ente in kleine Stücke geschnitten, auch zwei Stück Bratwürste, die erst abgebraten worden, in gliedlange Stücke geschnitten, dazu gethan; dann von sechs bis acht Eyern das Gelbe genommen, mit ¼ Quart saurer Sahne klar gerührt, und die Suppe ablegirt; hierauf etwas weißen Pfeffer und Muskatennuß, und so über die Filets von Enten, Wurst und Permesan-Croutons angerichtet.

26) Jakobinersuppe. Man nehme eine gute Bouillon, versetze sie mit etwas Jüs, jedoch nicht so viel, daß die Suppe zu braun wird; dann Kräuter und Wurzeln, als Blumenkohl, Spargel, grüne Erbsen, Mohrrüben, Sellerie, Zuckerwurzeln und kleine weiße Rüben (von allen diesen Produkten nur soviel genommen, als der Suppe angemessen ist); auch Kräuter, als Salat, Portulak, Kerbel, Estragon ꝛc. Wenn die Kräuter verlesen und gewaschen worden, müssen sie einige Male mit der Hand durchgeschnitten werden; dann in Butter gar geschwitzt und in Bouillon kochen lassen. Da nicht jede Wurzel gleich gar kocht, so muß man vorzüglich darauf sehen, daß diejenigen, welche am längsten kochen müssen, zuerst hinein gethan werden. Hierauf werden mehrere Eyer hart gekocht, und wenn sie kalt geworden, in Scheiben geschnitten, so auch das Fleisch von einem alten Huhne. Hierzu giebt man Croutons von Permesankäse, auch den Käse selbst auf einem Teller bei der Tafel herum.

27) Schildkrötensuppe, nachgeahmte. Man koche eine gute mit Jüs versetzte Bouillon und thue

darein, in Ermangelung einer wirklichen Schildkröte, einen abgebrüheten gut gesäuberten Kalbskopf und die Füße des Kalbes, und lasse es zusammen recht weich kochen. Hierauf thue man vier oder sechs Krammetsvögel, und in Ermangelung derselben, ein Rebhuhn, welches vorher mit einigen Wachholderbeeren halb gar geschwitzt und in einem Mörser zerstoßen worden, in die Bouillon; dann noch ein gutes Stück magern Schinken und eine Ente. Wenn Alles klar gekocht ist, den Kalbskopf ausgeputzt, in kleine Filets, wie ein Glied des Fingers lang, geschnitten, so auch das Fleisch der Ente. Das Ganze mit Wurzeln und Kräutern, einer Schale Spanischen Pfeffers, auch Concassé, versehen. Man kann auch ein wenig Parmesankäse über Croutons streuen und dazu geben. — Natürliche Schildkrötensuppe au bain Marie. Der Schildkröte werden der Kopf, die vier Beine und der Schwanz abgeschnitten, rein ausgewaschen, in einen Kessel gethan, ein altes Huhn, welches sauber ausgeputzt ist, nebst 2 Pfd. Kalbfleisch, einigen Mohrrüben, Sellerie und Petersilienwurzeln, auch etwas Salz, dazu gelegt, dann gieße man so viel kaltes Wasser als in den Kessel geht, darauf, lege den Deckel auf, schneide Papierstreifen, bestreiche sie mit einem Kleister von Mehl und Wasser, und verkleistere damit den Kessel rund herum beim Deckel, setze ihn in eine Kasserolle mit Wasser, und lasse ihn vier bis fünf Stunden kochen. Beim Oeffnen des Kessels nach der obigen Zeit werden die Ingredienzien herausgenommen, und man läßt die Bouillon durch ein reines Tuch laufen. Das Fleisch der Schildkröte wird herausgenommen, klein zerlegt und in die Suppe mit gerösteter Semmel gethan. Oft giebt man auch bloß die Bouillon mit Semmel.

28) Suppe à la Milord Maréchal. Man nehme eine kräftige Bouillon mit Hühnern; dann in Butter abgeschwitzte Kräuter, als Kopfsalat, Kerbel, Portulak, Blumenkohl und Spargel, auch Champignons,

farcirten Kopfsalat, von dem Letzteren nur ein Paar Blätter, mit guter Hühnerfarce gefüllt, Alles in die Bouillon gethan und gar kochen lassen. Man nehme nun eine kräftiges Eyerklar, mit $\frac{1}{4}$ Quart saurer Sahne abgezogen, thue aber vor dem Legiren damit, ein wenig in Butter braun aufgelaufenes Mehl, mit ein wenig Muskatenblumen oder Nuß an die Suppe.

29) Nudelsuppe. Wenn die Rindfleischbouillon mit ein wenig Sellerie, Borré, auch Suppenwerk gut verkocht worden, streue man Nudeln hinzu, die man auf folgende Weise macht. Man nehme Mehl, ein oder zwei Eyer, Salz und Muskatennuß, mache davon einen sehr festen Teig, schneide ihn in mehrere Stücke, rolle ihn dann so dünn, als möglich, streue zwischen jedes glatt gerolltes Blatt oben Mehl, und schneide dann lange Streifen. Man lege nun mehrere von diesen Streifen übereinander und schneide sie fein. Diese Nudeln nimmt man nun dazu oder Fadennudeln und läßt sie verkochen, damit sie mürbe und klar werden. Will man diese Suppe ein wenig braun haben, so nimmt man Jüs dazu oder legirt sie mit ein Paar Eyern.

30) Kranken-Kraftsuppe. Man nehme ein gutes, altes, ausgeschlachtetes Huhn, zerschlage ihm die Knochen, thue es in einen nicht zu großen Topf, nebst 2 Pfund Rindfleisch, auch eben so viel Kalbfleisch, und dazu etwas Salz; gieße so viel Wasser darauf, daß es mit dem Topfe gleich steht; dann noch etwas geriebene Macisnuß und einige Nelken hinein gethan, zugedeckt, und den Topf, fest verklebt, in einen Kessel mit kochendem Wasser gesetzt, so daß dasselbe bis an den Rand des Topfes reicht, und lasse es so fünf oder sechs Stunden ungestört kochen. Wenn es gar ist, wird die Brühe durch ein Haarsieb gegossen.

31) Putersuppe. Das Puterhuhn wird gehörig ausgenommen und gewässert, der Magen zwischen die Flügel geklemmt, mit Wasser aufgesetzt, eine Handvoll

Salz dazu geworfen und kochen gelassen, dann abgeschäumt, einige Körner Englischen Gewürzes und Lorbeerblätter dazu gethan, und anderthalb Stunden kochen lassen. Hierauf die Brühe durch ein Haarsieb in einen andern Topf gegossen, wiederum kochen lassen, und 4 Loth Gries und etwas abgekochten Blumenkohl dazu gethan, auch, wenn es nöthig seyn sollte, etwas Butter. Die Leber wird auch hineingelegt und eine Viertelstunde darin kochen gelassen, desgleichen die Eyer vom Huhne. Man kann auch etwas abgestochenes Ey hinzuthun; dann das Huhn, das indessen warm erhalten worden ist, in die Terrine gelegt und die Suppe darüber angerichtet.

32) Kaisersuppe. Man nehme kräftige Rindfleischsuppe oder vielmehr Brühe, durch ein Haarsieb gegossen und ans Feuer gebracht. Man nehme nun noch kalte Brühe, ungefähr $\frac{1}{2}$ Nößel, in einen kleinen Topf gegossen und drei ganze Eyer hineingequirlt, auch einen Theelöffel voll Mehl und ein wenig Salz, dann den Topf in einen Kessel kochenden Wassers gesetzt und das Eingequirlte eine halbe Stunde kochen gelassen. Beim Anrichten schneide man dasselbe in dreieckige kleine Stücke und gieße die Brühe kochend darüber. — Auf eine andere Art. Man nehme 4 Pfd. Rindfleisch, 2 Pfd. Kalbfleisch, ein altes Huhn, $\frac{1}{2}$ Pfd. Schinken und einen Marksknochen, koche hiervon eine recht starke Brühe und würze sie mit Macisnuß. Man quirle nun acht ganze Eyer in einem Topfe zu Schaum, und gieße hernach so viel Brühe hinzu, als man Suppe nöthig hat. Man setze sie dann in einem Topfe kochenden Wassers ans Feuer und lasse sie, wenn sie gut gewürzt und gesalzen worden, kochen, bis sie gar ist. Beim Anrichten lege man den Marksknochen in die Terrine und gebe die Suppe darüber.

33) Juliansuppe, auch Portage Julien. Wurzelwerk aller Art wird ganz fein länglich geschnitten, in einer Kasserolle mit Butter, einem Stücke guten

rohen, geräucherten Schinken und etwas Zucker und Bouillon weich gedünstet, etwas Kerbel und fein gemengte Petersilie dazu genommen, und beim Anrichten in die Suppe gethan.

34) Gensdarmensuppe und Chiffonade oder Potage à la Gens d'armes. Wird wie die vorhergehende Suppe aus Wurzelwerk gemacht, nur daß dasselbe bei der Gensdarmensuppe wie kleine Waffen, als Helme, Degen ꝛc. und die Chiffonade dreieckig geschnitten wird. Zu den Wurzelwerk-Suppen thut man in Butter geröstete Semmelscheibchen oder auch Kalbsbrust.

35) Suppe à la Trianon, auch Potage á la Trianon, mit Linsen, Reis und Krebsen, und zwei Rebhühnern. Bei allen durchgestrichenen Suppen wird das Wurzelwerk mit Schinken und Kalbfleisch geröstet, nur kömmt es darauf an, ob die Suppe eine braune oder blonde Farbe haben soll, dann muß das Wurzelwerk entweder braunroth oder goldgelb geröstet werden. Es ist der nämliche Fall bei dieser Suppe, hier muß das dazu bestimmte Wurzelwerk braun geröstet werden; dann eine Handvoll feines Mehl dazu gethan, noch etwas rösten lassen, eine Metze weichgekochter Linsen dazu gegeben, eine gute Jüs darauf geschlagen und zwei Stunden kochen gelassen. Von den zwei gebratenen Rebhühnern werden die Brüste herausgenommen und fein in Scheiben geschnitten, die Keulen nebst dem Rückgrate im Mörser zerstoßen und in die kochende Suppe gethan. Zwei fein geriebene Mundbröde werden goldgelb in Butter geröstet und gleichfalls in die kochende Suppe gethan. Hat nun Alles dieses mehrere Stunden gekocht, so wird es durch ein Haartuch gestrichen und die Suppe in einen Kessel gethan. Beim Anrichten kommt $1\frac{1}{2}$ Pfund gekochter Reis, von einem halben Schocke gewöhnlicher Krebse die Schwänze, und die Rebhühnerbrust dazu.

36) Suppe oder Potage á la Dauphine, von zwei Fasanen. Die Fasane werden abgebraten, zerschnitten und im Mörser zerstoßen; dann zu dem Wurzelwerk gethan, welches oben schon mehrere Male bei den Suppen angeführt worden ist, dann durchgestrichen, gut mit Gewürzen versetzt, und beim Anrichten gebackene Semmelscheiben dazu gethan.

37) Extra-Jüssuppe. Man nehme 4 bis 6 Pfd. gutes Rindfleisch, 1 Pfd. geräucherten Schinken, auch 2 bis 3 Pfd. Kalbfleisch und rangire es scheibenweise in einer Kasserolle, doch so, daß die Scheiben des Schinkens und ½ Pfd. ausgebrochener Nierenstollen unten, und die des Fleisches darauf zu liegen kommen; auch lege man große, in Scheiben geschnittene Zwiebeln unten mit hinein, thue einige Mohrrüben, Petersilienwurzeln, Sellerie und etwas ganzen Pfeffer und Nelken dazu, und lasse es auf einem langsamen Feuer schwitzen, bis es unten angeht oder Farbe nimmt. Wenn man die Jüs hoch haben will, so läßt man sie etwas brauner werden, nur muß man sich sehr in Acht nehmen, daß sie nicht anbrennt, weil sie dann einen räucherigen Geschmack bekommt und nicht zu gebrauchen ist. Hat nun die Jüs die gehörige Farbe bekommen, so wird gute Bouillon darauf geschlagen, und sie, indem man das gehörige Salz dazu gethan hat, einige Stunden langsam kochen gelassen, damit sie nicht trübe wird; dann läßt man sie durch eine Serviette laufen und verbraucht sie zur Suppe. Man kann statt des Rindfleisches auch Kalbfleisch nehmen, nimmt dafür aber einige Pfunde Kalbfleisch mehr.

38) Wellingtonsuppe, auch Potage à la Wellington. Von der Hand geschnittene Zwiebeln werden mit länglichen und einen kleinen Finger breiten Semmelschnittchen und ½ Pfd. Permesankäse, der fein gerieben seyn muß, auf eine Tortenpfanne gethan, eine Bouteille Medok darüber gegossen und im Ofen langsam backen lassen, jedoch so, daß die Masse immer noch

saftig bleibt. Beim Serviren nimmt man es von der Tortenpfanne und thut es in die Jüs.

39) Reissuppe à l'Italienne. Man nehme eine kräftige Bouillon von Rindfleisch, Kalbfleisch, alten Hühnern und einem Stücke mageren Schinken, versetze es mit Jüs, so daß sie hochbraun wird; dann mit Wurzeln, als Sellerie, Blumenkohl, Spargel, Mohrrüben, Zwiebeln und Kräutern klar gekocht. Man nehme, nach der Personenzahl, $\frac{1}{4}$ bis 1 Pfd. Reis, gut gewaschen und blanchirt, und mit kräftiger weißer Bouillon gar gekocht.

40) Griessuppe. Der Gries muß gut durchgesehen und gewaschen werden, damit keine Unreinigkeiten darin bleiben; dann koche man ihn in Bouillon oder Wasser klar. Zur Abkochung mit Wasser gehört ein gutes Stück frischer Butter, und wenn die Griessuppe recht gut werden soll, so zieht man sie mit zwei Eyern ab. Auf dieselbe Weise wird der Gries auch mit Milch oder Wein, auch mit Bier und Wein gekocht, nur daß Zimmet und Zucker dazu kommt.

41) Panadensuppe mit Bouillon. Man nehme, nach der Zahl der Personen, gute Bouillon, reibe für 1 bis 2 Gr. Mundbrod oder feine Semmel, thue, wenn die Bouillon im Kochen ist, die Semmel darein, auch ein Stückchen frischer Butter dazu, legire es mit dem Gelben von drei bis vier Eyern ab, und thue ein wenig Muskatennuß dazu. Diese Suppe muß nicht zu dick gemacht werden. — Panadensuppe ohne Bouillon. Man nehme geriebenen Zwieback, thue ihn in kochendes Wasser und lasse ihn kochen, dann durch ein Haarsieb gestrichen und mit etwas Zucker, Zimmet und Citronenschalen wieder aufkochen lassen; dann mit dem Gelben von einigen Eyern ablegirt. Auf dieselbe Art macht man diese Suppe auch statt mit Wasser mit Milch oder Wein.

42) Weiße Austernsuppe. Man lasse in einer

Kasserolle eine halbe Staude Sellerie, eine Mohrrübe, eine halbe Petersilienwurzel, zwei Borrés mit ½ Pfund mageren Schinken und ½ Pfund Butter schwitzen; versetze die Masse mit ⅛ Metze Mehl, fülle gute weiße Bouillon auf, und lasse es gut auskochen. Man nehme das Fett ab und legire das Ganze mit acht Eyern. Die Austern werden, nachdem sie ausgestochen worden, ein wenig blanchirt, und wenn sie von dem Seewasser nicht genug bei sich haben sollten, so fülle man zwei Löffel voll Bouillon darauf, und erhalte es so lange über dem Feuer, bis sie weiß werden; dann auf einem Haarsiebe gut nachgesehen, damit keine Scherben von der Schale darin bleiben. Wenn nun die Suppe, wie oben angeführt worden mit der Lesen, und dann mit den Austern legirt worden, so richte man sie mit einigen Croutons an.

43) Kerbelsuppe mit Wasser. Der Kerbel wird gereiniget, und nach dem Waschen einige Male mit einem Messer durchgeschnitten; dann in ein wenig Butter abgeschwitzt, und so viel Wasser aufgefüllt, als man zur Suppe gebraucht. Man thue nun noch etwas Weißmehl daran, legire es mit drei oder vier Eyern, wenn es verkocht ist, ab. In die Terrine thue man zur Suppe noch einige Semmelscheiben und streue ein wenig Muskatennuß darüber.

44) Mehlsuppe. Feines Mehl wird mit einem Ey und in Ermangelung desselben mit etwas Milch und ein wenig Salz und Muskatennuß durcheinander gerührt. Man thue nun etwas Butter in siedendes Wasser, schütte das präparirte Mehl dazu, und lasse es, jedoch nicht zu lange, verkochen. Wird diese Suppe von Milch gemacht, so nehme man etwas Zimmet oder Zucker dazu.

45) Mehlsuppe nach Art der Chokoladensuppe. Das Mehl wird braun geröstet, wie oben, S. 454, angeführt worden, und so viel zur Suppe ge-

nommen, als Personen bei Tische sind. Man lasse nun gute Milch mit Citronenschale, Zimmet und einem Stückchen frischer Butter verkochen, thue Zucker nach Belieben hinzu, rühre das braune Mehl mit kalter Milch klar ab, und gieße es unter immerwährendem Umrühren in die kochende Milch. Die Suppe kann auch, wenn sie vom Mehle nicht zu dick gemacht worden, mit Eygelb ablegirt werden.

46) Milchsuppe mit Kaisergersteln. Die Milch muß gehörig abgekocht werden, dann thue man Zimmet, Citronenschalen, hinlänglich Zucker und ein kleines Stückchen frischer Butter hinzu, mache einen Nudelteig, hacke ihn fein und blanchire die Gersteln. Man wasche nun alle Mehltheile im Wasser ab, lasse es auf einem Haarsiebe so viel als möglich ablaufen, und thue die Gersteln in die Milchsuppe. Man legire die Suppe mit drei Eyern ab und gebe sie zur Tafel.

47) Milchsuppe mit Reis. Da die Milch zu einer jeden Suppe erst abgekocht werden muß, so auch zu dieser. Man thue den Reis (auf 4 Quart Milch $\frac{1}{2}$ Pfd.), nachdem er gereiniget und abgebrühet worden, in die Milch, lasse ihn mit einem Stücke Zimmet und Citronenschale und $\frac{1}{8}$ Pfd. Butter verkochen, und legire die Suppe mit drei oder vier Eyern ab. Auf dieselbe Art nimmt man auch Gries, Sago, Nudeln und Vemicelles in allen Formen zu dieser Suppe.

48) Milchsuppe von Mandeln. Die Mandeln werden gut abgebrühet, nach dem Waschen mit Milch zerstoßen, und dann mit kochender Milch (aufs Quart $\frac{1}{4}$ Pfd. Mandeln) mit zwei Eßlöffeln Kartoffelmehl gut verkocht. Man kann auch ein Stück Zimmet dazu nehmen. Wenn die Suppe durch ein Haarsieb leicht gestrichen worden, so legire man sie mit zwei Eyern aufs Quart Milch, und versüße sie gehörig mit Zucker. Zu dieser Suppe giebt man Bisquit, Besees oder Schneeklößchen. Zu der ganz wie vorher behandelten Milch,

nur ohne Mandeln, nimmt man auch Schwaden oder Grashirse, Marasquin, Roseneſſenz ꝛc.

49) Milchſuppe mit Vanille. Gute Milch wird aufgekocht, 2 Eßlöffel voll Mehl, klar gerührt, dazu gethan und verkochen laſſen; man gebe aber Acht, daß die Suppe nicht anbrennt. Die Vanille (½ Stange auf 4 Quart) laſſe man erſt in etwas Milch ausziehen, dann durch ein Tuch gegoſſen, damit das Schwarze zurückbleibt, mit Zucker gehörig verſüßt und mit dem Gelben von ſechs Eyern ablegirt. Man kann auch ein wenig friſche Butter mit aufkochen laſſen. Zu dieſer Suppe giebt man kleine Achtelbisquits oder Schneeklöße, auch Chokoladenbrödchen.

50) Milchſuppe mit Mohrrüben. Schöne gelbe Mohrrüben werden auf dem Reibeeiſen gerieben und mit Semmelkrume in kochende Milch gethan, zuſammen weich kochen laſſen, dann mit Muskatenblumen, etwas Kardamom und Salz gewürzt, durch ein Haarſieb in eine Kaſſerolle geſchlagen, auf gelindes Kohlenfeuer geſetzt, etwas Butter dazu gethan, und die Suppe mit Eydottern und etwas Milch abgequirlt. Dann über in Butter geldbraun gebratene Semmelwürfel angerichtet.

51) Milchſuppe mit grünen Erbſen. Man koche ſchöne junge Erbſen nebſt fein gehackter Peterſilie und einem Stücke Butter weich und ſo ein, daß nur ſo wenig Brühe als möglich darauf bleibe. Dann etwas Mehl darauf geſtreut und Alles durch ein Haarſieb getrieben, die nöthige Milch hinzu gegoſſen, mit Muskatenblumen, Zucker und etwas Salz gewürzt, und die Suppe aufkochen laſſen; dann über geröſtete Semmelwürfel angerichtet.

52) Milchſuppe mit ſchwarzem Brode. Man koche 1 Quart Milch und etwa vier Brodſcheiben mit der Rinde, nebſt zerbrochenem Zimmet, Zucker, geriebener Citronenſchale und etwas Butter; wenn es gehörig

gekocht hat und das Brod recht weich ist, so gieße man es durch einen Filtrirbeutel, koche die Suppe noch einmal auf und quirle sie mit drei Eydottern ab. — Man sehe auch den Art. Milchsuppe, Th. 90, S. 670 u. f., nach, wo noch einige Milchsuppen anderer Art vorkommen.

53) Chokoladensuppe. Die Milch wird erst abgekocht, dann die fein geriebene Chokolade in derselben abgekocht; hierauf ein Stück Zimmet, Citronenschale, gehörig Zucker, auch ein kleines Stückchen Butter hinzugethan, und mit vier Eyern ablegirt. Man giebt hierzu geröfteten Zwieback, Semmel oder Bisquit, Letzteren giebt man aber besonders auf einem Teller, weil er leicht aufweicht, und die Suppe davon kein gutes Ansehen erhält.

54) Hafergrützsuppe. Man nehme zu einer Suppe auf vier Personen 1 Loth Hafergrütze, wasche sie rein ab und lasse sie langsam kochen; je langsamer sie kocht, je weißer wird die Suppe, so daß sich die Grütze ganz auflöset. Man lasse die Grütze durch ein Haarsieb laufen, und dann mit ein wenig frischer Butter, Citronenschale und Zimmet, auch einige zerstoßene süße Mandeln noch einmal verkochen; hierauf mit dem Gelben von ein Paar Eyern ablegirt. Man schneide Zwieback oder Semmel in Würfel, backe sie in Butter gelb, Corinthen dazu gethan, wenn sie gut gewaschen worden, über Feuer geröstet, in die Terrine gethan, nach Belieben süß gemacht und angerichtet.

55) Reisesuppe. Man schneide Brod, von welcher Gattung man bei sich hat, in Scheiben, thue es in eine Schüssel, streue ein wenig Salz und Pfeffer, auch ein wenig Muskatennuß, wenn man sie bei sich haben sollte, darauf, und schlage zwei oder drei ganze Eyer über das Ganze. Man brate nun eine oder zwei Zwiebeln in Butter hellgelb, schütte die heiße Butter darauf,

gieße dann siedendes Wasser über die ganze Masse, so hat man eine vortreffliche Reisesuppe.

56) Weißbiersuppe. Man nehme, nachdem man Suppe gebraucht, ein oder mehrere Quart (Maaß oder Kannen) Weißbier, koche es mit einem Stückchen frischer Butter, Citronenschale, Zimmet und Zucker einige Male auf, dann mit dem Gelben von sechs bis acht Eyern, welche mit $\frac{1}{4}$ Quart Sahne verdünnt worden, abgezogen, würflich geschnittenen Zwieback oder Semmel in die Terrine gethan und die Suppe angerichtet. Diese Suppe kann man mit weißem Wein, Rum oder Marasquin versetzen, auch kann man statt der Semmel Schwaden, Gries oder Sago nehmen.

57) Braunbiersuppe. Man nehme, wie beim Weißbier, ein oder mehrere Quart Braunbier, koche es mit etwas frischer Butter, Citronenschalen und einem Klöbchen Ingber, auch etwas Zucker oder Syrub einige Male auf, und gieße es über zerriebenes Schwarzbrod in die Terrine. Man kann auch schwarzes Brod in Würfel schneiden, und solches, nachdem die Suppe bald kocht, in dieselbe werfen und mit aufkochen lassen. S. auch den Art. Biersuppe, Th. 5, S. 277 u. f.

58) Bier- und Weinsuppe. Anderthalb Quart Weißbier werden mit etwas ganzen Zimmet gekocht, dazu ein Stückchen Butter, $\frac{1}{4}$ Pfund Zucker, die auf Zucker abgeriebene Schale einer Citrone und ein wenig Salz gethan, dann acht Eydotter in 1 Nößel oder $\frac{3}{8}$ Quart Wein klar gerührt, und das Bier, wenn es an zu kochen fängt, damit abgequirlt. Man giebt die Suppe durch ein Haarsieb in die Terrine über in Würfel geschnittene und in Butter gelbbraun geröstete Semmel.

59) Weinsuppe. Man nehme Milchbrod, schneide es in ziemlich große Stücke, jedoch würflich, röste solche schön gelb in Butter; dann nehme man von dieser Butter, worin das Milchbrod geröstet worden, und röste

darin Mehl recht blond oder hellgelb. Man läßt nun weißen Wein sieden oder kochen, thut das gebrannte Mehl daran; dann auch Zucker, einige Nelken und ein wenig ganzen Zimmet, und läßt es zusammen kochen, thut das Milchbrod in eine Schüssel und gießt die Suppe darüber. Man kann auch das Milchbrod, wenn es von dem Rösten zu hart seyn sollte, noch einmal in der Suppe mit aufkochen lassen.

60) Weinsuppe mit Griesklößchen. Man koche einen Nößel Milch auf, streue $\frac{1}{4}$ Pfd. Gries hinein, und lasse denselben unter beständigem Umrühren eine halbe Viertelstunde aufkochen, jedoch so, daß er noch nicht ganz gar wird. Man thue dann $\frac{1}{8}$ Pfund Butter hinzu und lasse es erkalten. Dann schlage man zwei Eydotter und zwei ganze Eyer dazu und werfe ein wenig Salz hinein, rühre Alles gut durcheinander, mache kleine Klößchen von der Masse, und koche sie im Wasser gar. Während dieser Zeit koche man $1\frac{1}{2}$ Quart oder Maaß weißen Franzwein mit Citronenschalen und ganzen Zimmet, thue $\frac{3}{8}$ Pfund Zucker hinzu, auch etwas Butter und ein wenig Salz. Wenn es kocht, so quirle man die Suppe mit sechs Eydottern ab, gieße sie durch ein Haarsieb in die Terrine, und lege die Klößchen auch hinzu.

61) Brodsuppe. Man nehme schwarzes oder Hausbackenbrod und koche es nebst der Rinde in Wasser weich, thue dazu während des Kochens die auf Zucker abgeriebene Schale von einer Citrone; dann durch einen Durchschlag gerührt, mit Eydottern abgequirlt und etwas weißen Wein dazu gegossen. Wenn die Suppe wieder aufkocht, angerichtet und mit Zimmet und Zucker überstreuet. S. auch den Art. Brodsuppe, Th. 6, S. 768.

62) Erdbeersuppe. Man koche Erdbeeren mit Wein, schlage sie durch ein Haarsieb, koche dann die Suppe wieder auf, und versüße sie gehörig mit Zucker.

Hierauf über in Butter gebratene Semmelscheiben oder über Bisquit angerichtet und mit Zucker und Zimmet überstreuet.

63) Stachelbeersuppe von unreifen Beeren. Die Beeren werden sauber abgeputzt, und nur mit wenig Wasser zum Feuer gesetzt, so daß sie so eben kochen können, weil sie hernach von sich selbst Brühe genug geben. Sobald sie weich sind, gieße man weißen Wein dazu, mache die Suppe gehörig süß mit Zucker und seimig mit etwas Mehl. Beim Anrichten mit Zimmet bestreut.

64) Quittensuppe. Man schneide oder zerschneide die Quitten in Viertel, koche sie in Wein und etwas Wasser, thue ein Stückchen Butter und gewaschene kleine Rosinen dazu, würze die Suppe mit Zucker und Zimmet, mache sie mit geriebenem Brode seimig, und richte sie über geröstete Brodscheiben an. — Auf eine andere Art. Man lasse die Quitten etwas ankochen, die Haut abgezogen und das Fleisch abgeschabt; dann dasselbe recht klein gerieben, die Masse mit Wasser verdünnt, die Suppe mit zwei Eydottern und dem weißen von einem Ey abgequirlt, und sie mit Citronensaft und Schale, Zucker und Zimmet gewürzt. Dann eine Schüssel mit Butter gehörig ausgeschmiert, die Suppe hinein geschüttet und wohl verdeckt auf Kohlen kochen lassen.

65) Mispelnsuppe. Die Mispeln müssen Teig geworden seyn, dann in Wasser gekocht und durch einen Durchschlag gerieben werden. Man gieße dann Wein zur Masse, thue Zucker, Zimmet und Citronenschale dazu, lasse die Suppe gehörig aufkochen und richte sie über Zwieback an.

66) Anissuppe. Man setze $\frac{3}{8}$ Quart oder Maaß Wasser und halb so viel weißen Wein, nebst der Schale von einer halben Citrone, auf Zucker abgerieben, auf's Feuer. Dann wasche man einen Löffel voll Anis recht rein und lasse ihn darin kochen, bis der Wein darnach

schmeckt; dann die Suppe durch ein Haarsieb gegossen. Man erweiche einen Löffel voll weißer Stärke in etwas Wasser über Kohlen, bis sie recht klar ist; dann in die Suppe gethan und damit aufkochen lassen, und beim Anrichten mit Zucker und Zimmet überstreut. Man kann auch statt der Stärke Eydotter nebst etwas Mehl in kaltem Wein abquirlen und die Suppe damit seimig machen. Man kann sie auch mit Weißbier bereiten. Diese Suppe soll sehr heilsam für die Brust und den Husten seyn.

67) Citronensuppe. Hierzu nimmt man eine gute Citrone und schneidet ringsherum und in die Länge die gelbe Schale derselben so durch, als wenn man Schnitte daraus machen wollte, jedoch so, daß die Citrone ganz bleibt; dann die Kerben oder Einschnitte mit länglich geschnittenen Mandeln und Zimmet besteckt, die Citrone in ein halbes Nößel Wasser gelegt, eben so viel Wein dazu gethan, dann Zucker, kleine Rosinen und geriebene Semmel daran gethan und zusammen kochen lassen. Hierauf die Suppe über Semmelschnitte in Schmalz gebacken, angerichtet, und die Citrone in die Mitte gelegt.

68) Semmelsuppe. Man koche ein Maaß oder Quart gute Milch und ein halbes Maaß Wasser zusammen, und wenn es kocht, Semmelkrume daran gethan und recht klein kochen lassen. Alles durch einen Durchschlag getrieben, die Suppe mit Eydottern abgequirlt, warm gesetzt; Eyweiß zu Schaum geschlagen, beim Anrichten auf die Suppe gelegt, und mit Zucker und Zimmet überstreut.

69) Kirschsuppe. Frische Kirschen zur Kirschzeit werden gewaschen, in einem Mörser zerstoßen, damit auch die Körner zerstampft werden, wodurch die Suppe, wenn man noch zwei Loth Mandeln hinzusetzt, einen guten Geschmack erhält. Man lasse die Kirschen gut

auskochen, dann durch ein Haarsieb laufen, und versetze den Kirschsaft nach Belieben mit rothem Weine. Man thue ein wenig braunes Mehl ohne Butter, wie oben, S. 455, angeführt worden, hinein, dazu Zimmet, Zucker, Citronenschale, auch ein Paar Nelken, und lasse diese Ingredienzien mit verkochen. Man giebt hierzu geröstete Semmelscheiben, Bisquit oder Zwieback. Auf dieselbe Art macht man auch Pflaumensuppe. Wenn man Kirschsuppe im Winter machen will, so nimmt man dazu getrocknete Kirschen oder Kirschmus.

70) Pflaumensuppe, von frischen Pflaumen. Auf zehn Personen nehme man 1 Metze Pflaumen, schneide sie auf und entferne daraus die Steine; dann gut abgewaschen, mit Citronenschale, Zimmet und so viel Wasser, als nöthig ist, gekocht, durch ein Haarsieb gestrichen, damit die Schalen zurückbleiben, mit ein wenig weißen Wein versetzt und gehörig süß gemacht. Hierzu kann man auch Zwieback oder in frischer Butter geröstete Semmel beim Anrichten geben.

71) Aepfelsuppe. Gute Aepfel werden geschält, in Stücke zerschnitten, in Wasser weich gekocht und durch einen Durchschlag gerührt. Man versetze diese Aepfel mit so viel Wasser, daß es die Hälfte der Suppe ausmacht, und setze es mit Zimmet, Zucker und Citronenschale, auch mit ein wenig Weißmehl wieder zum Feuer, gieße so viel weißen Wein dazu, daß man Suppe genug hat, und legire es mit einer Leson von sechs Eyern.

72) Hagebuttensuppe. Die trocknen Hagebutten werden gut gewaschen, mit Wasser weich gekocht und durch einen Durchschlag gerieben. Dann so viel Wasser aufgefüllt, als zur Suppe hinreichend ist, mit etwas Weißmehl zum Feuer gebracht, und mit Zucker, Zimmet, Citronenschale und zwei Nelken verkochen lassen. Man schäume es gut ab und streiche es durch ein Haarsieb. Diese Suppe muß mit weißem Wein versetzt

werden, so bekommt sie ein schönes Roth. Man giebt auch gerösteten Zwieback dazu.

73) Flieder- oder Hohlundersuppe. Nachdem der schwarze Flieder gut abgebeert worden, wird er gewaschen, in einer Kasserolle mit ein wenig Wasser langsam gar gekocht, durch ein Haarsieb gedrückt, mit Zucker, Zimmet, Citronenschale und weißen Wein versetzt, und mit ein wenig in Butter geröstetem Mehle klar gekocht. Beim Anrichten thue man die in Butter gebackene Semmel, würflich geschnitten, hinzu. Diese Suppe soll der Gesundheit sehr zuträglich seyn.

74) Makronensuppe. Man setze ein oder zwei Maaß Milch aufs Feuer, und wenn sie kocht, so lege man Makronen hinein und lasse sie darin gar kochen. Man röste indessen Semmelwürfel oder Semmelkrume in Butter gelbbraun, thue vor dem Anrichten ein Stückchen Butter in die Suppe, und lasse sie noch einmal damit aufkochen, richte sie dann an und streue die geröstete Semmel darüber.

75) Mandelsuppe mit Pomeranzensaft. Wenn die Mandeln abgebrühet und klein gestoßen worden, so thue man sie in kochende Milch und gieße sie durch ein Haarsieb. Dann wieder aufkochen lassen, den Saft von einer Pomeranze hinzugethan und so viel Zucker als nöthig ist. Dann die Suppe über geröstete Semmelscheiben angerichtet und gut gereinigte Rosinen darüber gestreuet.

76) Berlinersuppe. Man reibe von einer oder von zwei Citronen die gelbe Schale auf Zucker ab, thue solche in einen kleinen Kessel oder in eine Kasserolle, nebst fein gestoßenen Kümmel, gieße dazu halb Bier, halb Wein, und lasse es eine Viertelstunde kochen, schneide dann harte Semmel in nicht zu große, auch nicht zu kleine Würfel, backe sie in Butter gelbbraun, und thue diese kurz vor dem Anrichten in die Suppe und solche dann in die Schüssel. Wenn sie nicht süß genug

ist, so thue man noch etwas Zucker dazu, und etwas Citronensaft. Diese Suppe ist gut am Abende zu genießen.

77) Suppe von Mandelnudeln. Die Mandeln werden, wenn sie abgezogen sind, in einem Mörser fein zerstoßen, dann auf einen reinen Backtisch gethan, nebst so viel Mehl, als Mandeln, etwas Zucker und zerstoßenen Zimmet. Man schlage nun noch drei oder vier ganze Eyer dazu, nachdem man viel oder wenig Suppe machen will. Man knete davon einen Teig, mangele ihn gut aus und schneide davon Nudeln, welche dann in Butter gebacken werden. Man kocht sie hierauf in süßer Milch mit Zucker und einem Stückchen ganzen Zimmet.

78) Eyergerstensuppe. Man rühre eine Handvoll Mehl mit etwas Milch glatt ab, schlage dann sechs ganze Eyer ein, und thue etwas Salz und Macisblumen dazu; dann die Masse recht durcheinander gerührt, und noch ein wenig Milch dazu gegossen. Wenn nun die Fleischbrühe kocht, so lasse man diese Masse langsam hineinlaufen, wobei aber die Suppe beständig gerührt werden muß; dann noch ein Stück Butter dazu gethan und gehörig gesalzen.

79) Eyerkuchensuppe. Man rühre einen Eyerkuchenteig ein, und backe ihn in Butter über Kohlenfeuer; während des Backens reiße man ihn aber mit einem Löffel in Stücke, und wenn diese gelb gebacken sind, so lasse man sie erkalten; dann in guter Fleischbrühe gekocht und die Suppe mit Eydottern abgequirlt.

80) Klostersuppe. Man koche gut verlesenen und abgebrüheten Reis mit Butter, Zucker, Zimmet und Citronenschale in Wasser ganz weich, dann durch ein Haarsieb geschlagen, und als eine Abendsuppe gegeben.

81) Kastanien- oder Maronensuppe. Die ächten Kastanien oder Maronen werden in Wasser weich gekocht, rein abgeschält und in einem Mörser zerstoßen.

Hierauf mit heißer Sahne oder guter Milch durch einen Durchschlag gerieben, wieder aufgekocht, mit Zucker, Zimmet und Rosenwasser gewürzt, und über in Butter gelbbraun gebratene Semmel angerichtet. Statt der Milch kann man auch weißen Franzwein nehmen.

82) Fastensuppe. Man nehme gekochten Karpfenrogen und lege ihn auf geweichte Semmelschnitte in eine Schüssel, schneide abgekochten Schinken klein, lege ausgelöste Krebsschwänze und Scheeren darauf, und auch in die Schüssel; dann Krebsbrühe darüber gegossen, Butter und Gewürz daran gethan, und gut aufkochen lassen.

83) Zwiebelsuppe. Man schneide Rockenbrod in eine Schüssel, dazu etwas Pfeffer; gieße dann kochende Fleischbrühe darüber, lasse solche nachher auf einer Glut ein wenig stehen; schneide dann Zwiebeln länglich, röste sie schön gelb in Fett oder Butter, werfe sie in die Suppe, und gebe sie so zu Tische.

84) Olla-potrida oder Allerleysuppe. Abgekochte Krebse und abgekochte Kalbsschnitte werden würflich geschnitten, auch gut gebrühete und ein wenig in Wasser gekochte, dann in Butter geröstete Morcheln in Fleischbrühe weich gekocht; hierauf die Letztern aus der Brühe herausgenommen, und ebenfalls kleinwürflich geschnitten. Dann nehme man grüne Erbsen oder Schoten, und mache die Erbsen heraus, lasse sie zuvor ein wenig in Fleischbrühe kochen; dann die Brühe abgeseihet, Krebse, Kalbsschnitte, Morcheln und die frischen Erbsen zusammen in einen guten Topf gethan, vorher aber auch von den zerstoßenen und mit guter Fleischbrühe durchgepreßten Krebsschalen eine gute Brühe bereitet, sie gut gewürzt, und auch in den Topf gegossen; dann ein Stück Butter dazu gelegt und Alles mit einander ein wenig aufkochen lassen. Während dieser Zeit kann man drei bis vier Semmelschnitte hell aus dem Schmalze backen und sie in die Schüssel thun. Alles aus dem Topfe

mit einem großen Löffel herausgeschöpft, und auf die Schnitte gegossen, die Krebsbrühe auch darüber angerichtet und auf den Tisch gegeben. — Man macht auch eine Allerleysuppe aus vielem Wurzelwerke und Küchenkräutern, die man an Fleischbrühe kocht, und sie über Semmelschnitte giebt.

85) Rübensuppe. Weiße Rüben werden geputzt, zu dünnen Scheiben geschnitten, in heißes Wasser gethan und eine Stunde lang darin gesotten. Dann thue man Semmelschnitte in eine Schüssel, und gieße die Fleischbrühe mit den Rüben durch ein Haarsieb darüber und salze die Suppe ein wenig. Man kann auch die zerkochten Rüben erst durch ein Haarsieb treiben, dann die Semmel mit der Fleischbrühe noch einmal aufkochen lassen, sie in eine Schüssel thun, und dann die durchgetriebenen Rüben daran. Auch kann man ein kleine Portion Teltower Rüben gleich in Fleischbrühe gar sieden, und diese Brühe mit den Rüben über geschnittene Semmel in eine Schüssel gießen.

86) Wassersuppe. Man thue einige geröstete Scheiben von Weißbrod oder Semmel, nebst einem Bündchen Petersilie und klein geschnittenen Petersilienwurzeln, einem Stückchen Butter und etwas Salz in einen Topf, gieße siedendes Wasser darauf, und lasse es damit weich kochen; dann durchgestrichen, wieder heiß werden lassen, mit ein Paar Eydottern und gehackter Petersilie ablegirt, so ist die Suppe gut. — Man kann auch Bollen braten, in eine Schüssel thun, darüber heißes Wasser gießen, etwas Salz hinzuthun, und dann geschnittene und warm aufgeweichte Semmelscheiben.

87) Französische Suppe. Man nehme junge gefüllte, auch ungefüllte Hühner oder Tauben, lasse solche besonders kochen; dann thue man Kohl, Weißkraut, geputzte und abgebrühete Morcheln, kleine Stauden Endivien, Spargel, Blumenkohl, Alles vorher gewaschen, in einen Topf, und lasse es kochen; dann nehme

man Krebsschwänze und Nudeln und backe sie in Butter. Von diesen so eben erwähnten Gegenständen kann man die abgegossene Brühe über zerstoßene Krebsschalen gießen, dann durchgepreßt, ein Stückchen Butter nebst dem beliebigen Gewürze dazu geworfen, und Alles zusammen aufkochen lassen. Man legt nun mehrere geweichte Semmelschnitte oder Schnitte von Milchbrod in die Schüssel, und dazu die abgekochten Hühner und Tauben in die Mitte, ringsherum die übrigen Gegenstände, und richtet dann die Brühe kochend darüber an. Man kann über die Suppe auch etwas Muskatennuß reiben.

88) Weiße Bohnensuppe von trocknen Bohnen. Man koche die Bohnen, gleich den Erbsen, in Flußwasser, quirle sie dann in einem Topfe tüchtig ab und passire sie durch einen Durchschlag oder ein Haarsieb. Dann Fleischbrühe, welche mit Sellerie und Borré abgekocht worden, daran gegossen, noch einmal aufkochen lassen, und über geröstete Mundbrodscheiben angerichtet. Man kann auch die Bohnen, gleich den Linsen, nachdem sie weich gekocht worden, in einem Mörser stoßen und mit einer weißen Coulis durchpassiren.

89) Rosinensuppe. Gleich viel große und kleine Rosinen werden im warmen Wasser aufgequillt, nachdem sie vorher verlesen und gereiniget worden; dann in einem Mörser gequetscht und zerstoßen, auch einige süße Mandeln und geröfteten und in Wein geweichten Zwieback. Man streiche nun Alles durch ein Haarsieb, lasse es mit hinlänglich mit Wasser versetztem Weine nebst etwas Zucker und Zimmet aufkochen, und richte es über würflich geschnittene und geröstete Semmel an.

90) Heidelbeersuppe. Die Heidelbeeren werden abgewaschen, und da sie saftreich sind, mit etwas Wasser aufgesetzt. Wenn sie gar sind, durchgeschlagen, Zucker und frische Citronenschalen nach Belieben daran gethan, etwas weißen Wein dazu gegossen, noch einmal

aufkochen lassen; dann über geröstete Semmel angerichtet, und Zucker und Zimmet darüber gestreuet.

91) Pflaumenmussuppe. Man koche halb weißen Wein und halb Wasser in einer Kasserolle, quirle zwei Löffel voll Pflaumenmus oder auch mehr, je nachdem man viel oder wenig Suppe haben will, hinein, thue auch geschnittene Citronenschale hinzu, lasse es noch einmal aufkochen und richte es über geröstete Semmelschnitte an.

92) Maulbeersaftsuppe. Vier bis sechs Löffel Maulbeersaft werden in ½ Quart Wein mit Zimmet und Citronenschale gekocht, und wenn die Suppe nicht süß genug seyn sollte, obgleich der Maulbeersaft eine große Süßigkeit besitzt, so thue man noch etwas Zucker daran, und richte es über würflich geschnittene Semmel an.

93) Kartoffelmehlsuppe. Man setze ½ Quart Weißbier und eben so viel weißen Wein, nebst etwas Zucker und abgeriebener Citronenschale zum Feuer, und thue, wenn es kocht, zwei bis drei Löffel Kartoffelmehl hinein, jedoch im steten Quirlen, und lasse es damit aufkochen. Beim Anrichten kann man sie mit Zucker und Zimmet bestreuen.

94) Kräutersuppe. Man nehme Spinat, Petersilie, Kerbel, Bibernell, Portulak, Dragun, Brunnenkresse, etwas Sauerampfer und dergleichen Suppenkräuter mehr, von jedem nach Belieben, schneide sie, nachdem sie blanchirt worden, klein, und koche sie anderthalb Stunden in guter Rindfleisch- oder anderer Fleischbrühe; hierauf in einen Suppennapf gegossen, solchen auf Kohlen gesetzt und ziehen lassen; dann ganze Eyer hineingeschlagen, noch einmal aufkochen lassen und angerichtet. Man kann auch die Kräuter, ehe man sie in Fleischbrühe kocht, ein wenig in Butter schmoren, wodurch sie den grusichten Geschmack eher verlieren.

95) Zerfahrene Suppe. Man nehme das Ge-

riebene von einer Semmel und quirle solches mit zwei ganzen Eyern; dann die Masse in ein Quart Fleischbrühe gethan. Beim Anrichten kann man etwas Muskatennuß darüber reiben.

96) Speckſuppe. Man nehme Wasser, fülle damit einen gewöhnlichen Suppentopf, salze es, lasse es über Feuer kochen und dann über aufgeschnittenes Rockenbrod in eine Schüssel gegossen. Man schneide nun den Speck würflich, lasse ihn in einer Pfanne heiß werden, so daß er eine schöne gelbliche Farbe erhält, und thue ihn in die Suppe.

Zu den hier angeführten Suppen kommen nun noch die verschiedenen Potagen, welche unter Potage, Th. 116, S. 279 u. f., wie sie zubereitet werden, beschrieben oder abgehandelt worden sind. — Ueber den Genuß der Suppen. Ein mäßiger Genuß von Suppen schadet dem Körper nicht; es ist daher nicht zu begreifen, wie Viele sich davon eine große Erschlaffung des Magens träumen. Ein jedes Getränk, welches nur kalt genossen wird, ist in wenigen Minuten im Magen warme Suppe, und selbst der Magen befindet sich den ganzen Tag über in der natürlichen Temperatur einer warmen Suppe. Nach dem Rathe einiger erfahrener Aerzte soll man sich nur hüten, sie heiß oder in zu großer Menge auf einmal oder zu unmäßig zu genießen. Dagegen hat die Suppe große Vortheile; denn sie ersetzt das Getränk, besonders beim Gelehrten, bei Frauenzimmern und bei allen denen, welche außer Tische wenig oder gar nicht trinken, und die, wenn sie nun auch das Suppeneſſen unterlassen, viel zu wenig Feuchtigkeit ins Blut bekommen, wobei noch zu bemerken ist, daß das Flüssige, in Suppengestalt genossen, sich weit schneller und besser unsern Säften beimischt, als wenn es kalt und roh getrunken wird. Dieserhalb ist auch Suppe ein großes Verhütungsmittel der Trockenheit und Rigidität des Körpers, und daher für trockene Naturen und

im Alter die beste Art der Nahrung. Je älter der Mensch wird, desto mehr muß er von Suppen leben; ja selbst die Dienste eines Arzneymittels vertritt sie. Nach Erkältungen, bei nervichtem oder Magenkopfweh, bei Koliken und manchen Arten von Magenkrämpfen, ist warme Suppe das beste Mittel. Auch dient es gewiß zum Beweise des Nutzens oder doch wenigstens der Unschädlichkeit der Suppe, wenn man darauf sieht, daß unsere Vorfahren, die gewiß stärker waren, als wir, und die Landleute, die es noch sind, viel Suppe genossen, und daß alle alte Leute große Freunde der Suppe sind. Unsere Vorfahren aßen gewöhnlich auch des Abends eine Bier-, Milch-, Hafergrütz-, Gries- 2c. Suppe, eine Gewohnheit, die sehr viel Gutes hatte, und nur in neuester Zeit in den meisten Haushaltungen außer Gebrauch gekommen ist. Die Landleute genossen des Morgens statt des Kaffees Suppe, und genießen sie auch noch in vielen Provinzen, nur in denjenigen Theilen eines Staates, der großen Städten nahe liegt, haben sie sich zu dem Kaffee gewendet, und wenn dieser gleich, so wie er genossen wird, gerade nichts Schädliches hat, so ersetzt er doch nicht die nahrhafte Suppe; denn der Kaffee ist ein Getränk, welches leicht ins Blut übergeht und solches aufreizt, und daher lange nicht die Wirkung, täglich genossen, thut, als Suppe von Mehl, Gries, Grütze 2c., besonders bei den Landleuten, welche eine kräftige Arbeit verrichten müssen.

Suppe (Aepfel-), s. oben, S. 482.
— (Allerley-), s. daselbst, S. 485.
— (Anis-), s. das., S. 480.
— (Austern-), s. das., S. 473, und unter Muschel, Th. 98, S. 382.
— (Berliner-), s. oben, S. 483.
— (Bier-), s. Th. 5, S. 277 u. f., und oben, S. 478.
— (Bier- und Milch-), s. daselbst.
— (Bier- und Wein-), s. oben, S. 478.

Suppe (Bohnen-), s. oben, S. 487.
— (Bouillon-), s. daselbst, S. 455, und Th. 6, S. 267 u. f.
— (Bouillon-) à la bonne femme, s. oben, S. 457.
— (Braunbier-), s. das., S. 478.
— (Braut-), s. das., S. 453.
— (Brod-), s. das., S. 479.
— (Brüh-) werden die Bouillonsuppen genannt, die man aus Rindfleisch, Kalbfleisch, Hühnern, Tauben 2c. 2c. mit Wasser, Wurzelwerk und Kräutern, mit Reis, Perlgraupen 2c. bereitet; indem man das Fleisch am Feuer mit Wasser in einem guten Topfe sieden läßt, dann das blanchirte Wurzelwerk und die Kräuter daran thut, auch etwas Salz, und zuletzt, wenn Reis, Graupen oder Gries dazu genommen werden soll, einen von diesen Artikeln, von denen man die Ersteren erst abkocht.
— (Chokoladen-), s. oben, S. 477.
— (Citronen-), s. daselbst, S. 481.
— à la Dauphine, s. das., S. 472.
— (Deutsche), mit Markskroutons, s. das., S. 466.
— (durchgestrichene), s. das., S. 459.
— (Erbsen-), s. das., S. 464.
— (Erdbeeren-), s. das., S. 479.
— (Extra-Jüs-), s. das., S. 472.
— (Eyer-), s. Th. 11. S. 795 u. f.
— (Eyergersten-), s. oben, S. 484.
— (Eyerkuchen-), s. daselbst.
—, beim Färber, die Farbenbrühe.
— (Fasten-), s. oben, S. 485.
— (Fisch-), s. daselbst, S. 461.
— (Fleisch-), s. Th. 14, S. 223.
— (Flieder-), Hohlundersuppe, s. oben, S. 483.
— (Französische), s. das., S. 486.
— (Frucht-), Fruchtsuppen, eine Benennung aller derjenigen Suppen, welche aus frischen und trockenen Früchten bereitet werden, wie z. B. aus Erd-

beeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Heidelbeeren, Kirschen, Pflaumen, Hagebutten, Aepfeln, getrockneten Pflaumen, Brünellen, Rosinen, getrockneten Kirschen, Maulbeersaft, Pflaumenmus ꝛc. ꝛc.

Suppe (Gensdarmen-), s. oben, S. 471.

— (Gries-), s. das. S. 473, und Th. 20, S. 29.

— (Grund-), s. oben, S. 453.

— (grüne), grüne Suppen, werden diejenige Suppen genannt, welche von Sellerie, Kerbel, Borré und andern Wurzeln und Kräutern gemacht werden, sowohl mit Fleischbrühe, als auch mit Wasser; s. oben, unter Suppe, die verschiedenen Zubereitungen derselben.

— (Hafergrütz-), s. oben, S. 477, und Th. 2, S. 688.

— (Hagebutten-), s. oben, S. 482, und Th. 21, S. 140.

— (Heidelbeer-), s. oben, S. 488, und Th. 22, S. 752.

— (Hohlunder-), s. Suppe (Flieder-).

— (Hopfenkeimchen), s. oben, S. 464.

— (Hülsenfrucht-), Hülsenfruchtsuppen, Suppen, welche aus Hülsenfrüchten bereitet werden, wie z. B. aus trockenen Erbsen, Bohnen, Linsen, Hafergrütze, Schwaden ꝛc. ꝛc.; s. deren Zubereitung, oben, unter Suppe.

— (Jakobiner-), s. oben, S. 467.

—, à la Jardinière, s. daselbst, S. 456.

— (Julians-), Potage Julien, s. das., S. 470.

— (Jüs-) mit Macaroni, s. das., S. 459.

— (Jüs-) à la Tartare, s. das., S. 463.

— (Kaiser-), s. das., S. 470.

— (Kapuziner-), s. das., S. 461.

— (Karmeliter-), s. das., S. 462.

— (Kartoffel-), s. Th. 35, unter Kartoffel.

— (Kartoffelmehl-), s. oben, S. 488.

— (Kastanien-), Maronensuppe, s. daselbst, S. 484.

Suppe (Kerbel-), s. oben, S. 474.
— (Kirsch-), s. das., S. 481, und Th. 39, S. 137.
— (Kloster-), s. oben, S. 484.
— (Königinnen-), s. das., S. 459.
— (Kranken-), s. das., S. 469.
— (Kraft-), s. daselbst.
— (Kräuter-), s. Th. 48, S. 113 u. f., und oben, S. 488.
— (Krebs-) à la Cardinale, s. oben, S. 465.
— (Leber-) mit Klößchen, s. das. S. 458.
— (Linsen-), s. das., S. 465, und Th. 79, S. 349.
— (Lungen-), s. oben, S. 458.
— (Makronen-), s. das., S. 483.
— (Mandel-) mit Pomeranzensaft, s. daselbst.
— (Maronen-), s. Suppe (Kastanien-).
— (Maulbeersaft-), s. oben, S. 488.
— (Mehl-), s. daselbst, S. 474.
— (Mehl-), nach Art der Chokoladensuppe, s. das.
— (Milch-), s. Th. 90, S. 670 u. f.
— (Milch-) mit jungen Erbsen, s. oben, S. 476.
— (Milch-) mit Kaisergersteln, s. daselbst, S. 475.
— (Milch-) mit Mandeln, s. das.
— (Milch-) mit Mohrrüben, s. das., S. 476.
— (Milch-) mit Reis, s. das., S. 475.
— (Milch-) mit schwarzem Brode, s. das., S. 476.
— (Milch-) mit Vanille, s. das.
— à la Milord Maréchal, s. das., S. 468.
— (Mispeln-), s. das., S. 480.
— (Muschel-), s. unter Muschel, Th. 98, S. 380 u. f.
— (Nudel-), s. oben, S. 469, und Th. 102, S. 804.
— (Olla potrida-), s. daselbst, S. 485.
— (Panaden-), s. das., S. 473.
— (Perlgraupen-), s. das., S. 457.
— (Pflaumen-), s. das., S. 482.
— (Pflaumenmus-), s. das., S. 488.

Suppe (Polnische-), s. oben, S. 462.
— (Puter-), s. das., S. 469.
— (Quitten-), s. das., S. 480.
— (Reise-), s. das., S. 477.
— (Reiß-), s. unter Reiß, Th. 122, S. 259.
— (Reiß-) mit einem alten Huhne, s. oben, S. 457.
— (Rosinen-), s. das., S. 487.
— (rothe), s. das., S. 453.
— (Rüben-), s. das., S. 486.
— (Russische), s. das., S. 466.
— (Sago-), s. Th. 130, S. 577 u. f.
— (Sauerampfer-), s. oben, S. 464.
— (Schildkröten-), s. daselbst, S. 467.
— (Schnecken-), s. Th. 147, S. 305.
— (Schwedische-), s. oben, S. 466.
— (Sellerie-), s. daselbst, S. 463.
— (Semmel-), s. das., S. 481.
— (Spargel-), s. unter Asparagus, Th. 2, S. 564.
— (Speck-), s. oben, S. 489.
— Stachelbeer-), s. daselbst, S. 480.
— à la Trianon, s. das., S. 471.
— (Wasser-), s. das., S. 486.
— (Wein-), s. das., S. 478.
— (Wein-) mit Griesklöschen, s. das., S. 479.
— (Weißbier-), s. das., S. 478.
— à la Wellington, s. das., S. 472.
— (Wurzelwerk-), Potagen, s. das., S. 489.
— (zerfahrene), s. oben, S. 488.
— (Zwiebel-), s. daselbst, S. 485.

Suppenanstalt, eine Einrichtung für Arme, um sich im Winter warme Suppen auf Karten aus gewissen öffentlichen Küchen täglich des Mittags abholen zu können. Dergleichen Einrichtungen findet man in London und Paris, auch in Berlin, Wien, München ꝛc; s. den Artikel Speiseanstalt, Th. 157, S. 121 u. f.

Suppenautor, ein Scherzname, womit in Universitätsstädten ehemals die Speisewirthe benannt wurden.

Suppengeschirr, alle Gefäße und Geräthschaften, die zur Suppe gehören, als Suppentöpfe, Suppenteller, Suppennäpfe, Suppenschüsseln oder Terrinen, Suppenlöffel, Suppenquirle, Durchschlag, Suppenkellen, Schaumlöffel ꝛc. ꝛc. In dem Geschirrhandel kauft man die Töpfe nach Belieben Stückweise, Dutzendweise ꝛc. Die Suppennäpfe und Suppenschüsseln in den Porzellan-Fabriken von Porzellan und Halbporzellan stückweise und die Teller dutzendweise. Die übrigen Geräthschaften kauft man nach den Bedürfnissen der Küche; auch sehe man die einzelnen Artikel unter ihren Namen in der Encyklopädie nach.

Suppenkelle, wozu auch der Schaumlöffel gehört, s. unter Kelle, Th. 36.

Suppenkoch; scherzweise belegt man damit einen unerfahrenen Koch, weil eine gewöhnliche Suppe zu kochen keine große Geschicklichkeit erfordert, und jedes Mädchen eine solche zu kochen versteht.

Suppenkörner, eine Benennung des Sagos, s. unter Sago, Th. 130, S. 559.

Suppenkräuter, alle diejenigen Kräuter, welche an oder in die Suppe gethan werden. Hierzu gehören: Petersilie, Kerbel, Löffelkraut, Sellerie, Portulak, Estragon, Salat, Blumenkohl, Würsing, Brunnenkresse, Sauerampfer, Thimian, Schnittlauch, Spinat ꝛc. ꝛc.

Suppenlöffel, der große Löffel, womit die Suppe aus der Terrine auf die Teller gefüllt wird; auch die gewöhnlichen Löffel, womit man die Suppe ißt, und die man von Holz, Blech, Zinn, Silber, auch von Neusilber oder sonst einer Komposition oder Zusammensetzung hat. S. den Art Löffel, Th. 80, S. 131 u. f.

Suppennapf, ein Napf von Zinn, Thon, Fayance, Porzellan ꝛc., Suppe darauf zu füllen. Besonders versteht man aber darunter einen kleinen mit Henkeln verse-

nen zinnernen Napf, um Suppe darein zu füllen. Sie weichen von den Tellern und Schüsseln darin ab, daß sie zwischen beiden in der Mitte stehen, und eine ansehnliche Vertiefung haben.

Suppenquirl, s. unter Quirl, Th. 120.

Suppentafeln, Bouillontafeln, eine durch das Sieden von Rinds-, Kalbs- und Schweinsknochen, auch Knochen von Hühnern 2c., am besten und schnellsten in dem Papinischen Topfe, in siedendem Wasser und durch das nachherige Verdicken und Austrocknen erhaltene Masse, die man in Tafeln schneidet; s. Taschenbouillon, unter T.

Suppenteller, ein gewöhnlicher tiefer Teller, um Suppe hinein zu füllen. Durch seine Tiefe unterscheidet er sich von den Gemüse- und Bratentellern, die nur flach sind. Man hat sie von Porzellan, Fayance (Gesundheitsgeschirr), gewöhnlichen Thon, Zinn, Silber 2c.; s. auch den Art. Teller, unter T.

Suppenterrine, eine Art Suppenschüssel mit einem Deckel und zwei Knöpfen, zu jeder Seite einen, um sie, wenn sie mit Suppe angefüllt ist, daran tragen zu können. Man hat sie von verschiedenen Gestalten und Größen. Die gewöhnliche Größe einer porzellanenen Terrine ist etwas über 5 Zoll Höhe und 8 Zoll im Durchmesser, welche über 4 Quart Suppe enthält. Man hat runde, länglich runde oder ovale 2c. Schüsseln oder Terrinen von Porzellan, Fayance oder Halbporzellan, irdene, zinnerne, und auch von Neusilber und Silber 2c.; s. auch den Art. Terrine, unter T.

Suppentopf, gewöhnliche irdene, auch eiserne Töpfe, die Suppe darin zu kochen. Man hat sie von verschiedener Größe, von $\frac{1}{2}$, 1, 2, 3 2c. Quart oder Maaß, je nach der Größe und dem Bedürfnisse der Wirthschaft; s. auch den Art. Topf, unter T.

Suppenwurzelwerk, alles Wurzelwerk, welches an die Suppe kommt, oder zur Suppe genommen wird,

wie Mohrrüben, weiße Rüben, Petersilienwurzeln, Haferwurzeln, Pastinacken, Zuckerwurzeln ꝛc. Man sehe diese Wurzeln in der Encyklopädie unter ihren Namen nach.

Suppig, Bei- und Nebenwort, einer Suppe ähnlich, das ist, aus dünner Brühe bestehend, was eigentlich dicklicher seyn sollte, im gemeinen Leben; sollte eigentlich suppicht heißen. Eine suppige oder suppichte Wirthschaft nennt man auf den Straßen den Koth oder Moder, wenn er auseinander fährt und einer dicklichten Suppe gleicht, wenn man ihn durchwaten muß.

Supplement, ein Nachtrag, Zusatz, oder eine Ergänzung eines Werkes im Buchhandel. Dergleichen Supplemente werden zu größeren Werken geliefert, besonders zu wissenschaftlichen Wörterbüchern oder Encyklopädien, auch zu andern großen Werken, wo man das Neuere, Neuerfundene, sowohl in der Geschichte, als auch in den Natur- und andern Wissenschaften in Heften nachträgt, die man dann entweder besonders binden läßt, oder sie den größeren Werken, wozu sie gehören, anhängt, welches auf das Volumen ankommt, das sie als Druckbogen einnehmen.

Supplementgeld, im Bergwerke, ein Beitrag zum Almosen für arme oder kranke Bergleute, welchen die Gewerke zur Bergknappenschaft steuern.

Supplicatio, bei den Römern, eine Art des Gottesdienstes, da die Tempel in der ganzen Stadt geöffnet waren, und ein jeder Einwohner sein Gebet zu demjenigen Gotte erheben konnte, dem er am meisten zugethan war. Solches geschah, wenn man den glücklichen Fort- und Ausgang einer Angelegenheit erbitten wollte, hauptsächlich eines Krieges, oder wenn man den Göttern für verliehenes Glück danken wollte; auch war es eine große Ehre für einen Feldherrn, wenn solches seiner Siege

wegen geschah, und auf mehr als einen Tag; es geschah auf zehn, funfzehn, zwanzig, vierzig, funfzig und sechzig Tage, wobei den Göttern öffentlich geopfert, Gastmähler angestellt und lauter Freude in Rom bezeugt, die Tempel aber haufenweise auch von den Frauenzimmern besucht wurden. Man stellte auch dergleichen Gottesdienste bei einer bevorstehenden großen Gefahr, die Götter zu versöhnen, und deren Zorn abzuwenden, an, wenn sich etwa besondere Wunderzeichen spüren ließen, oder die Pest grassirte, die dann gewissermaßen als Bußtage betrachtet wurden; die andern bezeichnete man aber mit dem Namen Dankfeste. Dergleichen Dankfeste wurden gewöhnlich nach einem Siege in einem bürgerlichen Kriege gefeiert. — Bei den Juden war Supplicatio ein Bußtag, an welchem sie fasteten und beteten. An öffentlichen Bußtagen geschah solches in dem Tempel, wo das Volk in den Vorhöfen, die Priester aber im Innern auf der Erde lagen. In den Synagogen waren oftmals schwangere und stillende Frauen, nebst den Kindern vom Fasten ausgenommen, oftmals mußten aber auch diese mit dem Viehe es zugleich thun, und solches bis man drei mittelmäßige Sterne am Himmel sehen konnte, oftmals auch drei Tage und Nächte hintereinander, wobei sie sich weder wuschen, noch salbten, keinen Schuhe anzogen, die Kleider zerrissen, grobe und schwarze Kleider anzogen, die Haare hängen ließen, sich die Brust schlugen, Erde oder Asche auf die Köpfe streueten und zum Gebete in dem Tempel mit einem dumpfen Blasen der Hörner und Trompeten, in den Synagogen aber nur mit den Trompeten aufgefordert wurden, wobei ein Weinen und Heulen Statt fand.

Supplicia, Lebensstrafen, s. unter Todesstrafe, in T.

Suppliciren, anflehen, demüthig bitten, welches bei Fürsten, Regenten und andern hohen Personen geschieht; dann auch bei Kollegien, hauptsächlich Ministerien,

Obergerichten ꝛc. ꝛc.; s. die folgenden Artikel Supplik und Supplikant.

Supplik, das Bittschreiben, die Bittschrift, ein schriftlicher Aufsatz, worin man einen Obern um etwas bittet. Nach Verschiedenheit des Gegenstandes giebt es zweierlei Bittschreiben oder Suppliken; man bittet nämlich entweder um Justiz oder Gerechtigkeit, oder um eine Gnade. Die Bittschriften, worin um Justiz gebeten wird, sind wieder sehr mannigfaltig, und hierher gehören: die Klagelibelle, die Exceptionsschriften, die Repliken, die Dupliken, die Bittschriften um ein Mandat, um Wiederherstellung in den vorigen Stand, die Appellations-, Revisions-Libelle ꝛc. ꝛc. Da hier nicht der Ort ist, eine jede Art besonders durchzunehmen, so soll hier nur von den Bittschriften oder Suppliken im Allgemeinen etwas gesagt werden. Was die äußerliche Form betrifft, so müssen Bittschriften 1) leserlich und daher nicht zu weitläufig geschrieben werden; denn man hat Fälle, daß sie bei Gerichten zurückgegeben worden sind, wenn sie unleserlich geschrieben waren, auch der Inhalt verworren war. — 2) Muß man die gewöhnliche Titulatur gebrauchen und nicht dagegen anstoßen; denn oftmals sind Bittschriften auch dieserhalb zurückgegeben worden. Man muß sich daher jedesmal genau nach der üblichen Titulatur erkundigen, um hier nicht zu fehlen. Dieses ist auch schon darum nöthig, damit die Bittschrift nicht beim Einsenden an ein unrechtes Kollegium gelangt und da liegen bleiben kann. — 3) Muß zwischen der Anrede und dem Vortrage einiger Raum gelassen werden, auch muß der Rand einige Finger breit weiß bleiben, welches übrigens bekannt genug ist. — 4) Ist es gut die Bittschriften zu paginiren oder zu foliiren. In dem Concepte setzt man dieselbe Seiten- oder Blätterzahl bei, welche die rein abgeschriebene und übergebene Schrift hat. Zur Deutlichkeit trägt es viel bei, wenn man die Schrift in Paragraphen abtheilt, und den

Inhalt eines jeden am Rande bemerkt. Zuweilen ist dieses vorgeschrieben. — 5) Die Bitte wird eingerückt, damit sie um so besser in die Augen fällt; auch die Worte einer Urkunde und die Allegaten rückt man in gleicher Absicht etwas ein. — 6) Wenn man eine Urkunde beilegt und in der Schrift sich darauf bezieht, so setzt man gewöhnlich an den Rand einen schiefen Strich. — 7) Die Aufschrift der Bittschrift von außen enthält in Prozeßsachen den Namen der gerichtlichen Handlung, z. B. Klageschrift, exceptivische Nothwendigkeit ꝛc. und den Namen der Partheyen; zuweilen setzt man auch das Objekt des Prozesses bei, z. B. puncto hereditatis petitionis. In Gnadensachen begreift die Aufschrift den Namen des Supplikanten und eine kurze Bezeichnung seines Gesuchs; z. B. N. N. bittet um gnädigste Ertheilung eines Privilegii impressorii. Hat eine Bittschrift Anlagen, so bemerkt man auch dieses in der Aufschrift: z. B. hat Anlagen sub. Lit. A, B, C etc. — 8) An vielen Orten muß ein ordentlicher öffentlicher Anwald die Schriften unterschreiben, an andern ist dieses nicht nöthig. An einigen muß auch der Concipient die Taxe darauf setzen. — Von der Schreibart ist hier wenig besonders anzumerken, indem man die Regeln einer guten Schreibart stets beobachten muß. Wenn auch ein Anwald die Schrift aufsetzt und übergiebt, so spricht oder redet er doch im Namen des Aufträgers, obgleich dieses zuweilen die sonderbarsten Contraste veranlaßt. So las z. B. Jemand die Stelle in einer Schrift: bitte also mich, als eine der Rechten ganz unkundige Bauersfrau ex clausula praetoris generali in integrum zu restituiren. Niedrige und pöbelhafte Ausdrücke können zuweilen nicht vermieden werden, besonders in Injuriensachen, doch setzen die Justizkommissarien oder Advokaten gewöhnlich aus Höflichkeit ihr s. v. (salva venia) vor, oder kürzen das unedle Wort ab, z. B. Beklagte hat Kläger einen s. v.

Schweineh— geheißen, so auch umgekehrt: Beklagter hat Klägerin eine s. v. S— geheißen. — Bei Gnadensachen enthält der allgemeine Inhalt einer jeden Supplik: 1) die Veranlassung der Bitte; 2) die Gründe, wodurch sie unterstützt wird; 3) die wichtigen Vortheile, welche man von der Bewilligung derselben erwarten darf, und 4) die Verpflichtung dafür. Dann muß die Sprache offenherzig, aber bescheiden und höflich seyn, nur wo es angeht, kann man eine lebhafte Schilderung der Umstände machen. Doch muß man immer die Bitte, als etwas sehr Wichtiges darstellen, und daher kann man selbst die Schwierigkeit, sie zu erlangen, berühren, um dadurch den hohen Grad der Verbindlichkeit anzuzeigen, den man durch die Erfüllung derselben schuldig wird. Hat man schon Wohlthaten von demjenigen erhalten, an den die Supplik gerichtet ist, so dürfen diese nicht übergangen werden, sondern man muß in dem gegenwärtigen Falle sein Vertrauen und seine Hoffnung darauf setzen. — Bei der Bitte um Justiz ist noch in Ansehung der Sache selbst zu bemerken: 1) daß man nicht unrichtige oder unnöthige Allegaten mache. 2) Nicht den Gegentheil schimpflich behandle, noch weniger die richterlichen Verfügungen unbescheiden tadle. 3) Nichts behaupte, was man erforderlichen Falls nicht beweisen kann. In verschiedenen Fällen wird man wegen boshaften Läugnens bestraft; allein in den meisten Fällen geschieht dieses nicht, und viele Sachwalter haben daher den schönen Wahlspruch: si fecisti nega. — 4) Viele Klauseln, Floskeln, Protestationen ꝛc. sind in Bittschriften zuweilen gewöhnlich, aber ohne Nutzen. Zum Beispiel: Anwald reservirt alle seinem Clienten zuständige Befugnisse, setzt dem Gegner generalia juris et facta entgegen; contradiciret allen Contrariis, tacendo nichts einräumende ꝛc. Hierher gehört auch die Clausula salutaris.

Supplikant, derjenige, welcher bittlich um etwas nach-

sucht, entweder bei seinem Fürsten, oder bei den Gerichten ꝛc.; s. den vorhergehenden Artikel.

Supplikenmeister, s. Maître de requètes, Th. 83, S. 7.

Suppositio, heißt so viel als ein Grundsatz, unausgemachter Satz (Hypothesis), den man, um etwas anderes daraus zu beweisen, unbewiesen annimmt. In der Musik ist **Suppositio**, wenn gegen eine stillstehende lange Note zwei geschwinde in der andern Parthie gesetzt werden, wovon die erste consonirt, die zweite und stufenweise fortgehende aber dissonirt. Wenn aber mehrere Noten gegen eine solche große zu stehen kommen, so müssen im gleichen Takte die geraden allezeit dissonirend, die ungeraden dagegen consonirend seyn.

Suppositorium, s. Stuhlzäpfchen.

Suppurativum, in der Arzneykunst, ein zusammenziehendes und Eyter verursachendes Mittel. Man nennt daher **Suppurantia**, eitermachende Mittel, und **Suppuratio**, die Eiterung; s. den Art. Geschwür, Th. 17.

Supremaci, in England, das Recht der Oberherrschaft des Königs der Britten über die Engländische Kirche, welches alle diejenigen, die zu öffentlichen Aemtern des Staats gelangen wollen, beschwören müssen. Heinrich der Achte bediente sich desselben zuerst, als er mit dem Pabste zerfallen war.

Supremat, wird diejenige Oberherrschaft oder Gewalt genannt, welche sich der Pabst über die katholischen Bischöfe und über die ganze Kirche zuschreibt; allein die Grenzen dieses Supremats sind auch in den katholischen Ländern nicht einhellig bestimmt, und der Pabst übt daher vermöge desselben in einem Lande mehr, in dem andern wieder weniger Rechte aus, welches auch auf das Verhältniß des Fürsten und des Landes zu dem Päbstlichen Stuhle ankommt. Die Protestanten verwerfen ein solches Recht.

Sur, im Salzwerke, die genugsame Salzigkeit der Soole.

Sura, Sury, ein Ostindianischer Palmenwein, der aus dem Safte der Kokosbäume bereitet wird.

Suratische Rechnungsrupien, werden zu 16 Annas oder 32 Ponnes gerechnet, und auf 17, 3 Holl. As fein Gold, und 166, 53 As fein Silber gewürdiget, welches nach dem 20 Guldenfuße 15 Gr. 8 Pf. giebt.

Surbassi, bei den ehemaligen Janitscharen, die vornehmsten Befehlshaber.

Surbasterseide, die beste und feinste Persische Seide, welche entweder weiß oder gelb ist. Sie kommt gewöhnlich ohne alle Zurichtung und roh in sogenannten Matzen heraus, welche beinahe 1½ Ellen lang sind, und von oben herab am äußersten Ende mit einigen Fäden sehr feiner Seide, die aus solcher hervorgeht, umwunden, und die gleichsam die Probe von dem innern Werthe der Matzen sind. Die weiße Seide dieser Art ist die schönste, sie kommt in Ballen, die bis hundert und zwanzig Matzen haben. Selten findet sich in einem solchen Ballen einerlei Seide, und wenn sie auch noch so fein ist, so giebt es doch darunter einige Matzen, die gröber sind.

Surdastrum, eine Trommel, die mit hölzernen Klöppeln unten und oben geschlagen, und nebst einer Schäferpfeife bei Heilung der von den Taranteln gestochenen Personen gebraucht ward.

Surde oder Surdische Zahl, Surdus numerus s. irrationalis, ist in der Mathematik die Wurzel von einer solchen Zahl, die keine vollkommene Quadrat- oder Kubik- oder Quadrato-Quadratzahl ist, und deren Wurzel man deshalb mit ganzen oder gebrochenen Zahlen nicht beschreiben kann.

Suremmi, das Oberhaupt oder der Vornehmste derjenigen Karavane, die nach Mecca wallfahrtet.

Surface, in der Kriegsbaukunst, die Stirn des Bollwerks oder dasjenige Stück der beständigen De-

fensionslinie, welche durch die verlängerte Flanke bis an die äußerste Polygone davon abgeschnitten wird.

Surge, eine Benennung der fetten Wolle, die ungewaschen und unabgekratzt verkauft wird. Es kommt davon viel aus der Levante, besonders von Konstantinopel, Smirna, Aleppo, Alexandrien und Cypern, auch aus der Berberey, besonders aus Tunis.

Suriana, s. den folgenden Artikel.

Suriane, Suriana Linn., eine Baumgattung, welche in die fünfte Ordnung der zehnten Klasse (Decandria Pentagynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, am Meeresstrande im südlichen Amerika wächst, lanzettförmige Blätter besitzt, und sich durch ihre seltsamen Blüten auszeichnet, aber sonst nichts Ausgezeichnetes für die Garten- und Waldkultur und für die Gewerbe besitzt, daher deren nähere Beschreibung hier übergangen wird.

Surientowein, ist ein Italienischer Wein, s. unter W.

Surinam, die wichtigste von den Holländischen Kolonien auf der Südamerikanischen Küste Guyana. Sie hat ihren Namen von dem Flusse Surinam, an dessen Ufern größtentheils die vierhundert großen Plantagen angelegt sind, aus welchen die Kolonie besteht. Der Grund zu dieser Kolonie ward im Jahre 1640 durch Franzosen gelegt, allein mit keinem Erfolge; denn schon wenige Jahre darauf, als sie daselbst festen Fuß gefaßt hatten, verließen sie das Land wieder, und ihre Stelle wurde durch die Engländer ersetzt, die nicht ohne Erfolg für die angelegte Kolonie thätig waren; sie wurden aber 1667 von den Holländern angegriffen, welche sie ohne große Mühe besiegten, da sie solche in einem weitläuftigen Striche verbreitet fanden, und so kam Surinam in die Gewalt der Holländer. Diese, mehr mit dem Handel beschäftiget, als mit dem Ackerbaue, ließen das Land bald die Folgen dieser ausschließenden Neigung empfinden. Endlich ließ die Gesellschaft, die das Land be-

herrschte, Holz fällen, und vertheilte einen Theil des Bodens an die Einwohner, und versah sie mit Sklaven. Alle diejenigen, die diese Ländereyen anbauen wollten, erhielten sie als Eigenthum, unter der Bedingung, daß sie nach und nach von dem Einkommen den Preis, um welchen jede Besitzung verkauft worden war, bezahlen sollten. Sie erhielten sogar die Erlaubniß, es an einen Zweiten zu veräußern, der den noch zu bezahlenden Theil der Schuld übernahm. Der gute Fortgang dieser ersten Pflanzungen veranlaßte die Anlegung von vielen anderen, und so kamen sie nach und nach bis auf zwanzig Meilen weit von der Mündung des Surinam und Kommewynaflusses, der sich in jenen ergießt, entfernt. Man würde schon damals weiter vorwärts gegangen seyn, wenn man nicht durch die entlaufenen Neger, Maronen-Neger, aufgehalten worden wäre, die in den unzugänglichen Wäldern, wo sie in Freiheit leben, nicht aufhörten, die Kolonie im Rücken unsicher zu machen. Die Schwierigkeiten, welche sich dieser Urbarmachung widersetzten, verlangten einen außerordentlichen Muth und Thätigkeit; denn die mehrsten der Ländereyen, die man anbauen wollte, waren bei jeder Fluth mit vier bis fünf Fuß hoch Wasser bedeckt. Durch die vielen Gräben, die man zog, und durch die Schleusen, die man anlegte, hat man endlich den Boden trocken gemacht, und so ward den Holländern der Ruhm, auch den Ocean in der neuen Welt, wie in der alten, zu bändigen, ja sie haben sogar ihren Pflanzungen eine Reinlichkeit zu geben gewußt, die man nicht in den blühendsten Kolonien der Franzosen und Engländer fand. Ein Mittel, welches die Arbeiten am meisten beförderte, war die Leichtigkeit, mit welcher die Kolonisten Kapitalien bekamen, und diese erhielten sie zu 6 Prozent, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Pflanzungen eine Hypothek für den Verkäufer sey, und daß sie ihm, bis er gänzlich bezahlt wäre, alle ihre Produkte

um den laufenden Preis in der Kolonie liefern sollten. Vermittelst dieser Hülfe sind an den Ufern des Surinam, oder doch nicht weit von diesem Flusse, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts 581 Pflanzungen angelegt worden, welche im Jahre 1762 durch 84,500 Negersklaven unter der Leitung von 4000 Weißen bebauet wurden. Man findet unter den Letzteren Französische Religionsflüchtlinge, Mährische Brüder, und auch Juden. Die Letzteren wurden hier besonders favorisirt, gewiß mehr, als in irgend einem Staate in der Welt. Man ließ ihnen die Freiheit, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten, Ländereyen eigenthümlich zu besitzen, selbst ihre Zwistigkeiten zu schlichten, das heißt, die Streitigkeiten unter ihren Mitgliedern, und dann noch das allen Bürgern der Kolonie zuständige Recht, einen Antheil an der allgemeinen Verwaltung zu haben, und zu der Wahl der Obrigkeit seine Stimme zu geben. — Die Hauptprodukte, welche man schon damals in Menge zog, sind: Kaffee, Zucker, Kakao, Baumwolle und Indigo. Im Jahre 1768 lieferte die Kolonie 14 Millionen Pfund Kaffee. 28,600,000 Pfund Zucker, 1000 Centner Baumwolle und 2000 Centner Kakao, welche Waaren von siebzig Schiffen in die Häfen des Mutterlandes gebracht wurden, die gegen 8 Millionen Gulden betrugen. Man fing nun immer mehr an, sich weiter auszudehnen, so daß in dem gegenwärtigen Jahrhunderte die Pflanzungen in Surinam schon von der Küste fünf und zwanzig Meilen weit ins Land gehen. Man rechnet überhaupt auf das Holländische Guyana 490 Quadratmeilen; das angebauete Land beträgt 400,000 Morgen. Der Kaffee wurde von Java nach Surinam verpflanzt. Außer den genannten Produkten gewinnen die Holländer auch noch Reis, Tabak, Gewürznelken, Orlean oder Rocou, Hanf ꝛc., und die alten Einwohner, Bocken genannt, liefern große Schildkröten ꝛc. in Tausch gegen Pulver, Branntwein, Nürn-

berger Waaren ꝛc., die aber nicht in den auswärtigen Handel kommen. In neuester Zeit hat sich diese Kolonie immer mehr und mehr in Hinsicht des Anbaues und des Handels gehoben; denn im Jahre 1812 betrug die Ausfuhr 860,207 Pfund Sterlinge am Werthe. Im Jahre 1824 wurden ausgeführt über 22 Millionen Pfund Zucker, 6 Millionen Pfund Kaffee, 71,380 Pfund Kakao und (1820) 1,329,240 Pfund Baumwolle. Der Handel wird hauptsächlich nach Holland und England getrieben; aber auch mit Westindien und mit dem Festlande von Amerika ist er nicht unbedeutend. — Die Küsten des Holländischen und auch Brittischen Guyanas sind niedrig, und daher großen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Das Klima ist heiß, feucht und ungesund. Im Dezember und Januar ist in Surinam die kurze, im April, May, Junius und Julius die lange Regenzeit; im Februar und März ist die kleine, vom August bis zu Ende Novembers die große trockene Zeit. Die Letztere ist sehr ungesund, um so mehr, da die Hitze sehr groß ist, die Feuchtigkeit dadurch abdunstet, und dann der Boden zuweilen 5 bis 6 Fuß tief aufspringt; indessen ist das Klima doch merklich durch das Durchhauen der Wälder, um den Zug der Luft zu befordern, für die Europäer verbessert worden. Die Haupt- und einzige Stadt der Kolonie ist Paramaribo, zwei Meilen von der Mündung des Flusses entfernt, groß und regelmäßig nach Holländischer Art in einer sehr schönen Gegend erbauet und der Sitz des Gouverneurs; sie hat 20,000 Einwohner, als: 18,00 Europäer, 3000 Deutsche und Portugiesische Juden, 4000 freie Farbige und 11,000 Sklaven. Die Beschützung gewähren die dabei liegenden zwei Forts Amsterdam und Seelandia. Der fünf Meilen von der See liegende Hafen ist vortrefflich; er nimmt alle vom Hauptlande zur Abholung der Waaren aus der Kolonie kommenden Fahrzeuge auf. Savanna ist ein bloß von Juden be-

wohntes Dorf. Dann ist daselbst noch eine Herrnhuteranlage; die übrigen Plantagen liegen zerstreut. Im Jahre 1780 rechnete man in der ganzen Kolonie 7000 Europäer, 500 Freineger und Mulatten, und 70,000 Negersklaven. In neuester Zeit beträgt die Zahl der Einwohner überhaupt 66,000. Zur Vertheidigung der Forts und der Kolonie gehören 1500 Mann regulairer Truppen; dann noch 2000 Bürger und 400 freie Neger und Mulatten. Seit dem Jahre 1772 gehörten zwei Drittheile von der ganzen Kolonie der Stadt Amsterdam, und ein Drittheil der Kompagnie von Surinam jetzt dem Staate. Im Jahre 1799 erschienen die Engländer mit einer Kriegsmacht an der Küste, und die Kolonie ergab sich denselben, oder vielmehr in den Schutz derselben; durch den Frieden von Amiens kam sie wieder in die Gewalt der Holländer, oder vielmehr in die der damaligen Batavischen Republik, worein Holland umgewandelt worden war. Die Direktoren der Societät von Surinam ernennen den General-Gouverneur, welcher über diese Kolonie in Civil- und Militairsachen zu befehlen hat; er muß aber von der Regierung bestätiget werden, welches ehemals von den Generalstaaten geschah, denen er sowohl, als den Direktoren schwören mußte. Nach ihm kommt der Fiskal; dann das Polizey- oder Kriminalgericht, und der Justizhof nebst dem Kommissionsgerichte, bei welchem aber der General-Gouverneur präsidirt. Dieser Letztere hat 24,000 Fl. Gehalt, und wenn er nach sechs Jahren sein Statthalteramt niederlegen will, so bekommt er eine jährliche Pension von 6000 Gulden. Außer andern Abgaben muß jeder Bürger und Pflanzer als Eigenthümer seiner Plantage in Surinam, seinen jährlichen Gewinn, den er eidlich anzugeben gehalten ist, versteuern. Von 1000 — 1500 Gulden werden 6 Prozent, von 1500 — 2500 Fl. 7 Prozent, von da bis 3000 8 Prozent, und so immer steigend bis 10,000 Gulden bezahlt, wo die

Steuer 15 Prozent ausmacht, und dann bis 50,000 Gulden jährlicher Einnahme nicht erhöhet wird. — Das Klima verursachte, daß anfangs die großen Landeigenthümer von Surinam in Europa lebten; man sah daher in der Kolonie nur Verwalter jener reichen Leute; nur diejenigen, denen ihr geringes Vermögen nicht erlaubte, die Sorge für ihre Pflanzung fremden Händen anzuvertrauen, blieben daselbst zurück. Was nun diese Einwohner verbrauchten, war nicht bedeutend, und die Verwalter der größeren Güter suchten zu sparen. Daher wurden anfangs nur wenig Luxusartikel dahin abgesetzt; nur diejenigen Produkte fanden Absatz, die zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens gehören, zur Nahrung und zur Kleidung. Und dann waren die Holländer noch genöthiget, den Gewinn aus den dahin gebrachten Waaren mit den Engländern im nördlichen Amerika zu theilen. Die Engländer fanden anfangs nur deshalb Aufnahme, weil man ihre Pferde nicht entbehren konnte, da es zu schwer ist, sie dort zu erziehen, und vielleicht hat auch wohl die Erlaubniß aus andern Ursachen fortgedauert. Die Pferde dienten gleichsam zu Pässen, und ein Schiff, welches nicht eine seiner Größe gemäße Anzahl mitgebracht hatte, wurde nicht in die Häfen der Kolonie eingelassen, und wenn die Pferde auf der Fahrt starben, so brauchte man nur die Köpfe derselben zu zeigen, um die Erlaubniß zur Einfahrt in den Hafen zu erhalten, um eßbare Waaren zu verkaufen, welche späterhin die Englischen Schiffe statt der Pferde führten. Durch ein Gesetz war es verboten, ihnen etwas anderes im Tausch und auch gegen Bezahlung zu geben, als Syrub und auch abgezogenes Zukkerwasser; allein man kehrte sich nicht viel daran; man führte zuletzt die kostbarsten Waaren der Kolonie aus, und dann ließen die Engländer sich noch Geld oder Wechselbriefe auf Europa geben. In vieler Hinsicht hat sich dieses zwar jetzt geändert, allein die Engländer

als die Stärkern, herrschen doch immer über den Handel von diesem Theile von Guyana, und um so mehr, da ihnen die Kolonien Berbice, Essequebo und Demerary gehören. Ihre Fabrik- ꝛc. Waaren finden daher hier, in Surinam, immer Eingang. — Surinam ist manchen Gefahren ausgesetzt. Erstlich ist ein Angriff von Seiten der Europäischen Seemächte leicht; denn ihre größten Schiffe können in den Fluß Pumaron kommen, dessen Mündung 7 bis 8 Faden tief Wasser hat, welches auf 4 oder 5 Meilen weit bis auf 40 Faden immer tiefer wird. Das kleine Fort Seelandia, welches die Ufer desselben vertheidiget, würde keine zwei Stunden ihrem Artilleriefeuer widerstehen. Der ganze Theil des Holländischen Guyana wäre kaum im Stande einem unternehmenden Seeräuber zu widerstehen; denn es würde gezwungen seyn, beim Anblick des schwächsten Geschwaders zu kapituliren. Der östliche Theil, den seine Reichthümer mehreren Gefahren aussetzen, ist besser vertheidiget. Der Eingang des Flusses Surinam ist wegen seiner Sandbänke ziemlich beschwerlich; indessen können doch Fahrzeuge, die nur zwanzig Fuß tief gehen, wenn das Meer flach ist, hineinkommen. Zwei Meilen von der Mündung ergießt sich der Kammewyna in den Surinam. An diesem Zusammenflusse haben die Holländer ihre Werke angelegt. Eine Batterie liegt am Surinam, eine andere am linken Ufer des Kommewyna, und das Fort Amsterdam am linken Ufer desselben, welche Werke ein Dreieck ausmachen, dessen sich kreuzende Feuer den doppelten Zweck haben, zu verhindern, daß die Schiffe nicht den einen Fluß höher hinauf oder in den andern hinein fahren mögen. Die Festung liegt mitten in einem kleinen Moraste, und man kann derselben nur durch einen schmalen Weg ankommen, wo das Geschütz alles Herannahen verwehrt; sie braucht nur eine Besatzung von acht bis neunhundert Mann, hat vier Bollwerke, einen Wall von Erde, einen breiten Was-

fergraben, einen gut bedeckten Weg, außerdem weder Pulvermagazine, noch bombenfeste Gewölbe, noch irgend eine Art von Kasematten. Drei Meilen höher hinauf findet man am Surinam eine geschlossene Batterie, die den Hafen und die Stadt Paramaribo deckt, nämlich das Fort Seelandia. Eine dergleichen Batterie deckt den Kommewyna in einer gleichen Entfernung. Die schon oben angeführten regulairen Truppen werden von den Einwohnern und von der Gesellschaft zu gleichen Theilen bezahlt, eben so die Miliz. Diese Macht würde überflüssig seyn, wenn man bloß gegen die Ureinwohner Vorkehrungen zu treffen nöthig hätte. Die geringe Anzahl dieses Volks, die sich an den Orten behaupten wollten, die den Holländern zur Kolonie genehm waren, sind vertrieben worden; die Andern sind bei der Annäherung der Europäer gleich tiefer ins Land hineingegangen, wo sie in den Wäldern, die ihnen zur Freistatt dienen, ruhig leben, und gleichsam ein neues Vaterland gefunden haben, da ihnen Fremde das alte fortnahmen. Von dieser Seite her ist die Kolonie Surinam beruhiget; denn diese Ureinwohner sind friedlich und handeln mit den Holländern, wie schon oben angeführt worden. Nicht so ruhig ist die Kolonie von Seiten der Neger, Maronen-Neger, welche aus den innern Gebirgen und Wäldern häufige und unvermuthete Ausfälle machen, und nicht nur Pflanzungen zerstören, sondern auch die Sklaven befreien, und dadurch ihre Anzahl vermehren. Es sollen an 20,000 seyn, die jedoch nicht zusammen leben, sondern in verschiedenen Haufen. Man hat versucht, ihre Macht zu brechen, und ist mit regelmäßigem Militair gegen sie angerückt; allein alle Kriege gegen sie sind misglückt, und man ward daher genöthiget, ihre Unabhängigkeit anzuerkennen, und ihnen einen freien Handel und jährliche Geschenke zu gestatten, wofür sie sich verbindlich machen müssen, keine Einfälle in die Kolonie zu thun, und keine den Kolonisten entlaufene Skla-

ven aufzunehmen. Die aus Afrika ankommenden Neger werden, wie überall in den Kolonien, wo die Neger noch Sklaven sind, auf einem Platze öffentlich ausgestellt; sie müssen nach einander auf einen Tisch steigen, und werden hier von einem von der Regierung besoldeten Wundarzte aufs Genaueste untersucht. Seine Aussage bestimmt ihren Preis, der gewöhnlich drei Wochen nach dem Kaufe gezahlt wird. Es bleiben aber dem Käufer immer noch vierundzwanzig Stunden übrig, um sich zu bedenken, in wie fern ihm sein Kauf ansteht. Wenn ihm die Neger, die er sich gewählt hat, nicht gefallen, so hat er das Recht, sie ohne die geringsten Umstände, ohne die kleinste Schadloshaltung zurückzuschicken, wenn er nur nicht sein Zeichen darauf gebrannt hat, welches in einer silbernen Platte besteht, auf welcher die Anfangsbuchstaben seines Vor- und Zunamens geschnitten sind. Diese Platte wird heiß gemacht und dann dem Sklaven auf den Arm oder die Brust gelegt, wo es dann als ein unauslöschliches Zeichen einbrennt. Man hat in Europa Bedenken getragen, Thieren Zeichen einzubrennen, um ihnen diesen Schmerz zu ersparen, und hier begehen es Menschen gegen Menschen, und setzen sich dadurch bis unter die Thiere herab. Selten gewahrte man in Surinam einen Sklaven, der die Freiheit erhalten hatte; denn es konnte keiner derselben frei werden, ehe er nicht zum Christenthume übergegangen war, und um das Recht zu bekommen, ihn taufen zu lassen, mußte man erst einen Freiheitsbrief kaufen, der 200 Gulden kostete; außerdem mußte man ihm Lebenslang seinen Unterhalt versichern, damit er niemals eine Last für die Gesellschaft werde, noch in Versuchung gerathe, zu seinen freien schwarzen Brüdern überzugehen, und dadurch die Feinde der Kolonie zu vermehren. Fügt man nun zu allen diesen Unkosten noch die Aufopferung des ursprünglichen Kaufpreises des Sklaven hinzu, so kann man leicht selbst erwägen, daß das Frei-

sprechen nur zu den Seltenheiten gehören konnte. Die Unmenschlichkeit, mit welcher die Sklaven noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Guyana behandelt wurden, brachte sie im Jahre 1763 zur Empörung. Die Empörung brach im Monate Februar des besagten Jahres aus und drei und siebzig Schwarze oder Neger zu Berbice ermordeten ihre Herren und ließen den Ruf der Freiheit erschallen. Dieses Wort hallte mächtig in allen den umherliegenden Pflanzungen wieder, und mehr denn 9000 Neger rotteten sich zusammen fielen in der ersten Wuth über alle Weißen der Kolonie her und zwangen sie, sich mit dem Oberhaupte der Pflanzstadt den Fluß hinunter auf ein Fahrzeug zu retten. Zum Glück für Amerika, indem vielleicht schon damals die Flamme des Aufruhrs gezündet haben würde, kamen den Kolonisten 500 Mann von Surinam zu Hülfe; es glückte zu landen, und die Truppen befestigten sich in einem guten Posten bis zur Ankunft der Truppen aus Europa. Auch die Engländer zu Barbados, denen schon damals der größte Theil der am Pumaron, Demerary und Essequebo angelegten Pflanzungen gehörten, schickten eine hinlängliche Truppenzahl ab, um die Sklaven an den drei Flüssen im Zaume zu halten. Zum großen Glücke schloß auch gerade Surinam mit den in die benachbarten Wälder geflüchteten Negern einen Vertrag, der einen um so größeren Vortheil den Kolonien verschaffte, da die Maronen-Neger von dem Aufstande ihrer Brüder nichts wußten, uud die Bedingungen des Vertrages eingingen, keinen Flüchtling von ihren Landsleuten mehr aufzunehmen. Dieser Vertrag benahm den Rebellen ihre größte Hoffnung, und sie kehrten zu ihren alten Fesseln zurück. Es wurden neue Bedingungen mit ihnen geschlossen, und sie von Neuem zu Gnaden aufgenommen; indessen hat doch diese Empörung die Pflanzer vorsichtig in Hinsicht ihrer Bestrafung der Neger gemacht; denn oftmals ließ ein Pflanzer, bei dem ge-

ringsten Verdachte, daß ein Neger habe entlaufen wollen, ihn in Gegenwart der Uebrigen hinrichten oder umbringen, jedoch ohne daß es ein Weißer erfuhr, der vor Gericht gegen diesen Eingriff in die Rechte der bürgerlichen Gewalt zeugen konnte. Diese Tyrannei unterblieb, und um so mehr, da man jetzt das Vertrauen zu den Sklaven, daß sie willig ihre Fesseln und Strafen ertrügen, verloren hatte, und wohl einsah, daß sie auch Muth und Kraft genug besaßen, um sich zu erheben, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu zeige, und diese fand sich auch wieder im Jahre 1772, wo ein Aufruhr der Sklaven zu Surinam gegen die Pflanzer ausbrach, und auch dieser wieder wegen der grausamen Behandlung derselben, vielleicht auch noch der Stoff von der früheren Revolution zu Berbice, die auf ganz Guyana schon gewirkt hatte. Die Neger hatten sich mit Doppelhaken und Schiffsstücken, und einem guten Vorrathe von Pulver und Bley versehen, womit sie schon recht gut umzugehen wußten. Es wurden schnell Truppen aus Holland nach Surinam eingeschifft, und diese unterdrückten auch bei ihrer Ankunft den Aufruhr durch einen sehr zweckmäßigen Angriff; allein die Neger zogen sich in die Wälder zurück, und gingen ihren Herren verloren; es war also ein ansehnlicher Verlust an arbeitenden Menschen. Durch alle diese Neger ist der bis jetzt bestehende freie Negerstaat in den Wäldern von Guyana entstanden, der in verschiedene Dorfschaften getheilt ist, deren jede sich ein Oberhaupt erwählt hat, und diese Neger sind es, die zwar immer durch Verträge und Geschenke angriffslos gemacht werden, in denen aber stets der Brennstoff liegt, der bei der geringsten Erhebung der Sklaven in den Kolonien zur Flamme auflodert, um ihre Brüder zu unterstützen und gleichsam frei zu machen. Deshalb haben auch die Engländer in neuester Zeit andere Mittel angewendet, um die Neger zu fesseln und zu empörungslosen brauchbaren Arbeitern zu machen; obgleich

die Befreiung der Neger nicht überall eine gleich wohlthätige Wirkung für die Kolonien gehabt hat, indem sie sich weigern zu arbeiten, wie dieses z. B. auch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung geschehen ist.

Surinamer, der Name mehrerer Insekten. So führt diesen Namen eine Art Holzbock, Cerambix Surinamus; eine Art Fangheuschrecken, Mantis Nocydaloides; eine Art Heuschrecken, Gryllus Surinamensis; eine Art Blattkäfer, Chrysomela Surinamensis; eine Art Bienen, Apis Surinamensis; eine Art Schaben, Blatta Surinamensis, und eine Art Fangwanzen, Nepa grandis.

Surinamerin, Vespa Surinama, s. unter Wespe, in W.

Surinamsche Rechnungsgulden werden zu 20 Stüver gerechnet, und auf 11, 34 Holl. As fein Gold, und 166, 53 As fein Silber gewürdiget, welches nach dem 20 Fl. Fuße 10 Gr. 11 Pf. giebt.

Surki, beim Rauchhändler, das Murmelthier, s. dieses, Th. 98, S. 144 u. f.

Surlo, Zurlo, ein Handelsgewicht zu Aleppo, welches $27\frac{1}{2}$ Rotoli zu $4\frac{7}{8}$ Leipz. Pfd. enthält.

Surplus, 1) ein Reitrock; 2) der Ueberschuß, Verdienst, ingleichen dasjenige, was als Ueberschuß bleibt, auch wohl was man mehr ausgelegt, als empfangen hat.

Surprise, Fr. in der Kriegskunst, ein Ueberfall, s. diesen Artikel, unter U.

Surtout, Fr., Ueberrock, hauptsächlich bei Männern, aber auch bei Frauen, ein Tuchrock mit einem Leibchen und Aermel, welcher übergeworfen wird; s. Ueberrock, unter U.

Surturbrand, eine eigene, in den Bergklüften von Island befindliche Fossilie, woraus man brauchbare Kohlen brennt. Nach einer genauen Untersuchung des Surturbrandes besteht er aus Vegetabilien; ja man hat Stücke gefunden, die man für Tannenholz erkannt ha-

ben will; denn auf der äußeren Seite waren Rinde und Aeste und auf der inneren alle Ringe des Splints zu sehen; die Masse sieht schwarz aus, ist ganz mürbe, faßt leicht Feuer, und brennt mit einer Flamme. Hundert Theile geben, nachdem die Flamme erloschen ist, zwei und vierzig Theile Kohlen, und nach dem Calciniren nur zwei Theile einer gelbbraunen Erde, welche vom Maguete gezogen wird. Säuren lösen sie zum Theil auf. Das Kali und Alkali darauf verursachen Aufbrausen der Masse, allein es erfolgt keine merkliche Auflösung, eben so wirkt auch der Borax darauf. Man brennt aus diesen Massen brauchbare Kohlen, die aber nicht so viel Hitze als wahre Steinkohlen geben; auch sollen sie das Eisen angreifen, wenn man es darin glühet.

Survivance, im Staatsdienste, die versprochene Nachfolge in einem Amte nach eines Andern Absterben oder Ableben, daher heißt Survivancier, derjenige, welcher einem Andern noch bei seinem Leben an die Seite gesetzt wird, um nach dessen Tode seinen Dienst zu vertreten oder in seinen Dienst zu treten.

Sury, s. Sura.

Susces, Arten von Taffeten, die zu Bengalen gemacht werden, sie haben 40 Cober in der Länge und 2 Cober in der Breite, der Cober zu $17\frac{1}{2}$ Zoll gerechnet; sie sind zur Handlung mit den Manillischen Inseln dienlich, wohin die Engländer von Madras viele schicken.

Susies, eine Art eines halbseidenen und halbbaumwollenen Gewebes, welches meistens gestreift, zubereitet, und zu Halstüchern, Schürzen, Schnupftüchern, Hauben und dergleichen gebraucht wird.

Suspendiren, auch Suspension, im Staats- und Kirchendienste, wenn ein Beamter im geistlichen oder weltlichen Stande wegen eines Vergehens angeklagt oder solches ihm überwiesen wird, so muß er im ersten Falle sich seines Amtes so lange enthalten oder er wird vielmehr seines Amtes so lange enthoben oder entsetzt,

bis zum Ausgange der Sache oder bis die Anklage ermittelt oder erwiesen ist, ob sie falsch oder gegründet gewesen. Im letzteren Falle, bei der Ueberweisung, wird er aus dem Amte entfernt, und muß es einem Andern, der von der Obrigkeit dazu bestimmt worden, überlassen.

Suspensivmittel, Remedia suspensiva, bei den Juristen oder in den Rechten. Die Läuterungen und Appellationen, wodurch ein Urtheil verhindert wird, damit es seine Kraft Rechtens nicht erlangt.

Süß, Bei- und Nebenwort, den höchsten Grad der angenehmen Empfindung auf die Nerven des Geschmacks machend, nach Adelung, da es dann von derjenigen Empfindung durch den Geschmack gebraucht wird, welche eigentlich dem sauer, oft aber auch dem salzig und bitter entgegengesetzt wird. 1. Eigentlich, da es sowohl von der Empfindung, als auch von den Körpern, welche diese Empfindung verursachen, gebraucht wird. Süß schmecken, ein süßer Geschmack, so süß wie Honig, Syrub, Zucker; süßer Wein, süße Kirschen, Süßholz, Früchte und Holz, die eine ausnehmende Süßigkeit besitzen, und solche durch das Schmecken oder den Geschmack beim Genusse derselben kund geben. Eine süße Waare, oder süße Waaren, diejenigen Produkte, welche eine Süßigkeit im Genusse besitzen. Wie Zucker, Rosinen, Pfeffer- oder Honigkuchen ꝛc. ꝛc. Oft gebraucht man es auch statt nicht gesäuert, nicht gesalzen; daher sagt man auch süßes Brod, nicht gesäuertes, süße Milch, im Gegensatz der sauren, süßes Wasser, im Gegensatz des salzigen oder Salzwassers, Seewassers; süße Butter, ungesalzene, süßes Bier, im Gegensatz des bittren. — 2. In weiterer Bedeutung, einen hohen Grad der angenehmen Empfindung durch andere Sinne verursachend. — (1) In Ansehung des Gehörs, dem Gehöre im hohen Grade angenehm. Eine süße Stimme,

süße Töne, süße Lieder, in der Deutschen Bibel; in welchem Verstande es in der dichterischen Schreibart am meisten vorkommt. Die Sprache der Liebe ist im Neste der Nachtigall süßer Gesang und im Winkel der Katze Zetergeschrei (Herd.). Das süße Gezwitscher der Schwalben. Kein Mißton stört die süße Harmonie (Geßn.). Die Liebe ist schlauer als die Freundschaft, ihr süßes Pfeifchen schläfert wohl einen Argus ein (Weiße). Die süße Stimme der Freude (eben derselbe), wo es aber oft angenehm überhaupt bedeuten kann. Der süße Klang der Flöte, auch der zauberische. Die süße Stimme hat mich verlockt, die Syrenenstimme. — (2) Von dem Geruche, diesem Sinne in hohem Grade angenehm. Ein süßer Geruch, in der Deutschen Bibel. Nach Adelung soll es in dieser Bedeutung, die dichterische Schreibart etwa ausgenommen, jetzt nur noch wenig vorkommen, indessen scheint dieses wohl nur in einigen Provinzen der Fall zu seyn, in andern kommt es dagegen noch immer vor, z. B. wie süß riecht diese Blume, wie angenehm. Der süße Geruch der Immortellen, der Rosen ꝛc. Wie süß duftet die Atmosphäre von dem lieblichen Geruche der Blumen ꝛc. — 3. Figürlich, der inneren Empfindung im hohen Grade angenehm, besonders in der höhern und edlern Schreibart. Ein süßer Schlaf. Süß schlafen. Sanft umfängt die Nacht ihn mit seinem Schlummer (Geßn.). Mein Herz schmilzt in süßer Wehmuth. Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht (Gell.). Ach, wie süß ist's mir an dieser Quelle zu ruhen! (Geßn.) Mit dir ist jedes Glück mir süßer (eben derf.). Sein süßester Zeitvertreib (eben derf.). Die süßeste Liebe der Natur (Gell.). Es ist ein süßer Gedanke für Tugendhafte, wenn sie sich schmei-

cheln können, daß ihr Tod beweint wird (Dusch). Du süßer Wohnplatz stiller Freuden (Weiße). Ich habe Dir meine süßesten Wünsche anvertrauet (eben derf.). Jemanden etwas Süßes, tausend süße Sachen vorsagen, etwas Schmeichelhaftes. Ein süßer Herr, welcher ein Geschäft daraus macht, dem andern Geschlechte etwas Süßes vorzusagen, demselben zu schmeicheln oder zu gefallen, im Französischen Petit maître. Ein süßer Herr kriegt nie Verstand (Gell.). — Nach Adelung ist die erste eigenthümliche Bedeutung dieses so alten Worts unbekannt, vielleicht bezeichnet es anfänglich etwas, das dem Gehöre angenehm war, durch Nachahmung eines angenehmen Lautes, wie etwa sausen, säuseln ꝛc. Daß auch süß und sanft nicht so weit entfernt sind, als es anfangs scheinen möchte, soll aus dem Schwedischen sylta, süß machen, erhellen. Das u ist oft ein müßiger Begleiter der Hauch- und Blaselaute, st aber und ß sind Suffixa.

Süßapfel, s. Honigapfel, Th. 83, S. 400.

Süßbast, ein Name des Kellerhalses, Daphne Mezereum Linn., s. Kellerhals, Th. 36.

Süße, ein veraltetes Hauptwort für Süßigkeit, bei dem Ottfried Suazi.

Süßer Bissen, s. Flaschenbaum, Th. 14, S. 48.

Süßeley, von süß, angenehm, ein ekelhaft oder widerwärtig süßes Betragen; dergleichen Ausdrücke, Schmeicheleyen ꝛc.; ästhetische Süßeleyen.

Süßeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, ekelhaft süß riechen und schmecken, wie manche Körper bei und in der Fäulniß zu thun pflegen.

Süßen, ein regelmäßiges Zeitwort 1. der Mittelgattung mit haben, seine Süßigkeit einem anderen Körper mittheilen, doch nur absolute. Der feine Zucker süßet besser, als der grobe. — 2. Als ein thätiges Zeitwort süß machen, doch nur im gemeinen Leben einiger Gegenden. Eine Speise, eine Arzney süßen.

So auch das Süßen. S. Versüßen und Absüßen, Th. 1, S. 163.

Süßfarn, s. Engelsüß, Th. 11, S. 13 u. f.

Süßholz, Glycyrrhiza, eine Pflanzengattung, welche in die vierte Ordnung der siebzehnten Klasse (Diadelphia Decandria) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Der Kelch ist röhrig, zweilippig; die Oberlippe drei- bis vierspaltig und ungleich, die Unterlippe einfach. Die axförmige zusammengedrückte Hülse enthält zwei bis vier, manchmal auch sechs Samen. Folgende Arten verdienen hier einen Platz.

1) Gemeines Süßholz, Süßholzwurzel, Lakritzenholz, Glycyrrhiza glabra, leguminibus glabris, stipulis nullis. Linn. Spec. plant. Tom II., p. 1046. Glycyrrhiza siliquosa et Germanica. Bauh. pin. 352. Glycyrrhiza vulgaris. Dod. pempt 341. Glycyrrhiza leguminibus glabris. Ludw, ect. t. 64. Fr. Reglisse; Engl. Common Liquorice. Diese Pflanze hat eine perennirende, sehr lange, kriechende, zähe Wurzel, etwa von der Dicke eines kleinen Fingers bis zur Dicke eines Daumens; in einem guten Boden und in einer warmen Lage wird sie manchmal stärker und auch länger. Sie ist rund, inwendig gelb, auswendig gelbbraun, im trockenen Zustande runzlich, und besitzt einen sehr süßen und schleimigen Geschmack. Aus derselben erhebt sich ein, auch mehrere aufrechte, 4 bis 7 Fuß hohe Stengel mit ungepaart gefiederten Blättern, welche aus länglich eyrunden, gestielten, unten fast klebrigen Blättchen bestehen. Die Afterblätter fehlen; die Blätter haben eine hellgrüne Farbe. Die Blumen bilden Trauben, welche in dem Vaterlande der Pflanze: in Spanien, Italien, im südlichen Frankreich, auch im südlichen Deutschland, gewöhnlich im July und August blühen, und glatte Hülsen liefern. In Deutschland baut man jedoch dasselbe wegen der officinellen Wurzel häufig an, und in guten

Jahren soll die Erndte im Bambergischen 200 bis 300 Centner betragen. In einem lockern Boden vermehrt sie sich in den Gärten ungemein durch die kriechende Wurzel, deshalb muß man sie an solche Plätze pflanzen, wo die Wurzeln einigermaßen beschränkt sind, und sich nicht zu weit in den Beeten ausbreiten können. In dem Herzoglichen Garten zu Weimar stand eine Pflanze in einem dazu eingerichteten Behälter, wo sie im August einige Blütentrauben getragen hat. Das Süßholz der Alten, welches nach dem Dioscorides Γλυχύῤῥυξα, und nach dem Theophrast Ζκυοικὴῥιξα heißt, unterscheidet sich von dem unsrigen durch eine stachelige Frucht, und durch viele in Form eines Knopfes zusammengehäufte Schoten; ferner durch die Wurzel, welche nicht wie die gemeine, dünn und kriechend, sondern von der Länge und Dicke eines Armes ist, seitwärts und senkrecht in die Erde steigt, und eine weniger angenehme Süßigkeit hat. Diese Pflanze heißt Glycyrrhiza capite echinato, non repens. J. Bauh. Glyc. vera Dioscoridis. Dod. Nach dem Dioscorides soll sie in Kappadocien und Pontus wachsen. Auch Tournefort hat eine ähnliche in den morgenländischen Gegenden gefunden; s. weiter unten. — Von der oben angeführten Süßholzwurzel (Glycyrrhyza glabra), die von sehr süßem Geschmacke ist, wenn man aber die Wurzel lange im Munde behält, ins Bittere übergeht, macht man den Lakritzensaft (Succus Liquiritiae, Glycyrrhizae), welcher in den Apotheken vorkommt. Man wählt zu dieser Bereitung die Spanischen und die Sizilianischen Süßholzwurzeln, weil sie die süßesten sind; sie dürfen keinen dumpfigen Geruch haben, sonst taugen sie zur Bereitung des Lakritzensaftes oder Süßholzsaftes nicht. In Sizilien werden die rohen wildwachsenden Süßholzwurzeln von den Landleuten in großen Bunden auf die Lakritzensiedereyen, welche hier Arbitri heißen, gebracht, daselbst in lauter

kleine Stücke einer Spanne lang zerschnitten, damit sie unter dem Mühlsteine um so besser zermahlen werden können, nachdem man sie vorher in Wasser erweicht und von aller Unreinigkeit gesäubert hat. Die zerschnittenen und rein gewaschenen Wurzeln bringt man vermittelst kleiner Gabeln unter den Stein einer Oelmühle, von welchem sie zerquetscht werden, damit das Kochen im Wasser die zuckerhaften und harzigen Theile um so besser ausziehen kann. In dieser Absicht schüttet man die zermahlenen Wurzeln in einen großen kupfernen Kessel mit Wasser, giebt starkes Feuer, und so läßt man es vier bis fünf Stunden lang fortsieden, da man dann das Feuer mildert, die Wurzeln aus dem Kessel nimmt, und in Säcke schüttet, deren man bis zwanzig, einen über dem andern, unter der Presse aufschichtet, man dreht die Schraube zu, und der Wurzelsaft läuft in das Gefäß ab, welches unten am Fuße der Preßrinne befestiget ist. Diesen ausgepreßten Saft bringt man in einen großen Kessel, welcher flacher, als der Erstere ist, indem man ihn durch ein reines leinenes Tuch durchseihet, Man schaft nun die Wurzelsäcke, die noch Saft enthalten, auf die Seite, bis sie nochmals ausgekocht werden können. Wenn nun aller Saft herausgebracht worden, so kann man Alles vierundzwanzig Stunden lang abdampfen und verdicken, doch ohne zu verbrennen, während welcher Zeit zwei Sieder den Saft stets mit eisernen Schaufeln umrühren, damit er eine Honigdicke bekomme und nicht zu Harzklumpen gerinne, sondern gleichförmig eingedickt werde. Nach vieler Geduld erhält man einen Teig, welchen man erkalten läßt, und wenn derselbe noch lauwarm ist, so formt man ihn zu kleinen länglichen Broden, die man schichtweise in Kisten einpackt, nachdem man vorher besonders jedes Stück in trockene Lorbeerblätter eingewickelt hat, damit sie nicht aneinander kleben. Nach dieser Prozedur werden die Wurzeln an der Sonne getrocknet, die zum zweiten

Male aus den Binsen- oder Rohrkörben herausgenommen werden; dann wendet man sie als Brennstoff zur Feuerung an, da sie noch viel Brennstoff enthalten, viele fette und ölige Theile, die noch darin zurück geblieben sind. Diese Lakritzensaftsiedereyen sind sozusagen fortziehend oder wandernd, ambülant, indem sie weiter ziehen, sobald das Wurzelausreißen eine Gegend zu stark brandschatzt, der Distrikt nicht länger die erforderliche Menge von Wurzeln herbeischaffen kann, welche eine solche Saftsiederey bedarf, und deshalb verlegt man diese Anstalt von Zeit zu Zeit an andere Stellen. Von diesen Siedereyen werden jährlich an 2000 Kisten mit Lakritzensaft ins Ausland verschifft. Auf gleiche Weise geschieht es auch in Spanien, und hier in Katalonien; auch hier wird der Extrakt oder Saft aus den mit Wasser gekochten Wurzeln durch Eindickung desselben an der Sonnenhitze zu einer festen Masse gezogen; indem man ihn vorher in 6 Zoll lange und einen Zoll oder etwas mehr dicke, fast cylinderförmige, etwas flache Stangen, die mit Lorbeerblättern, wie vorher angegeben worden, eingewickelt sind, bringt. In England, Frankreich, im südlichen Deutschland, in Bamberg, auch in Böhmen, im ehemaligen Lothringen, wird vermittelst des Auskochens der Süßholzwurzel der Saft gleichfalls gewonnen, und mit einem Zusatze von Kirsch-, Pflaumen- und Aprikosenmus eingedickt. Für das ganze Russische Reich kocht man den Süßholzsaft zu Astrakan aus dem stachligen Süßholze (Glycyrrhiza echinata). Da Spanien in frühern Zeiten sehr vielen Lakritzensaft lieferte, so wurde derselbe in Deutschland Spanischer Saft genannt, wenn er gleich nicht in Spanien bereitet wurde, und aus Italien, Frankreich kam, auch ihn Deutschland selbst lieferte, und dieser Name ist ihn auch größtentheils geblieben. Der käufliche Saft, das heißt, derjenige, welcher in den Handel kommt, ist im Bruche schwarz, glänzend, hat einen süßen,

doch dabei scharfen, branstigen und bitterlichen Geschmack, ist unrein, mit vielen Lorbeerblättern, Stroh und Sand, auch wohl mit kleinen Kupfertheilchen vermischt, zu 4 Loth auf 1 Pfund; selbst durch Auflösen und Durchseihen werden die so schädlichen Kupfertheilchen nicht völlig entfernt oder geschieden, und man gewahrt sie auf einem Spiegelglase. Daher hat man in den Apotheken auch in neuerer Zeit angefangen, diesen eingedickten Saft aus der Süßholzwurzel selbst zu bereiten; auch löset man den Stangen-Lakritzensaft, wie man ihn im Handel erhält, in den Apotheken wieder auf, und bereitet ihn noch einmal, wodurch man die unreinen und schädlichen Theile daraus entfernt, und dann kleine Stangen davon macht, die man den Namen des gereinigten Lakritzensaftes giebt. Ein reiner Saft ist braun, von angenehmen, zuckerhaftem, stechendem Geschmacke, der den Schleim nicht reizt und nicht branstig, wie der Kaufsaft schmeckt. Ganz löset er sich im Wasser und Munde auf; zu Fäden gezogen ist er goldfarbig. Er färbt den Aether gelblich, den Weingeist gelbröthlich, und macht ihn süßlich; den Wasseraufguß braungelb, süßschmeckend, von Lakritzengeruche. Er gährt mühsamer, als andere Süßigkeiten, sowohl geistig, als sauer. Den Salpetergeist färbt er schön roth; mit fixem Laugensalze gerieben steigt ein Geruch von flüchtigem Alkali auf. — Der oben angeführte gereinigte Lakritzensaft, Succus Liquiritiae depuratus, ist daher in dieser Beziehung dem nicht gereinigten vorzuziehen. In Frankreich bereitet man in den Apotheken drei Arten des Lakritzensaftes: den weißen, den schwarzen und den Lakritzensaft von Blois. Zur Bereitung des Ersteren nimmt man Süßholzpulver und Florentinische Veilchenwurzel, von jedem 6 Drachmen, Stärke 2 Unzen, zu Pulver geriebenen weißen Zucker 1 Unze; vermischt Alles zusammen mit einer hinlänglichen Menge Schleim von Gummi Traganth in Pomeranzenblütwasser aufge-

löset, macht daraus eine dickliche Masse, und bereitet aus dieser Täfelchen und Stängelchen, die im Schatten getrocknet werden. — Zum schwarzen Safte nimmt man Süßholzextrakt und zu Pulver geriebenen Zucker, von jedem 2 Pfund; von aufgelösetem Arabischen Gummi 1 Unze, von Gummi Traganthschleim mit Pomeranzenblütwasser ausgezogen, 1½ Unzen, vermischt und daraus Täfelchen und Stangen bereitet, die man im Schatten trocknen läßt. — Zu dem Lakritzensafte von Blois nimmt man 6 Pfd. vom grob zerriebenen Arabischen Gummi, 3 Pfd. Zucker und 2 Pfd. getrocknetes, geraspeltes und dann zerstoßenes Süßholz. Das Süßholz wird vierundzwanzig Stunden lang mit 30 Pfund Brunnenwasser eingeweicht; dann durchgeseihet und das Durchgeseihete in drei Theile getheilt. In zwei Theilen desselben löse man bei langsamen Feuer das Arabische Gummi auf und seihe es durch ein Sieb; dann mit dem übrigen dritten Theile gekocht, und zuletzt den Zucker hineingethan, und so lange umgerührt, bis es die gehörige Consistenz erhält. — Außer dem genannten gereinigten Safte liefern die Apotheken noch Süßholzpasten, Pasta Liquiritiae, eine Abkochung der Wurzel mit Arabischem Gummi und Zucker. Man nimmt in einigen Apotheken den Absud vom Süßholze und macht sie wie die Pasta Altheae. Man rührt sie nicht um, und setzt kein Eyweiß hinzu, weshalb sie hell, durchsichtig und gelblicht ist. Weiße auch gelbe Süßholzstöckchen, Bacilli de liquir. alb. s. citrini, weiße Brustkuchen, Trochisci becchici albi, dergleichen gelbe und schwarze, Trochisci becchici flavi et nigri, Süßholzsyrup, Syrupus Liquiritiae, der auf die gewöhnliche Art bereitet wird. — Die Benutzung dieser Süßholzwurzel, die in den Apotheken Glycyrrhiza, Liquiritia, Dulcis radix genannt wird, ist daher sehr mannigfaltig. In den Apotheken ist der Zuckerstoff der Wurzel der wirkende Theil. Man

benutzt denselben unter Tisanen und Tränken des Geschmackes halber, und giebt 1 Quint bis 1 Loth der gestoßenen Wurzeln mit Arabischem Gummi den Husten zu mildern. Die Anwendung zur Bestreuung der Pillen ist gut; denn sie ändert die Wirkung anderer Körper nicht. Die Trochisci Liquiritiae benutzt man als Paliativmittel bei Husten. Die Süßholzpaste benutzt man wie die Althaepaste. Man kann den Süßholzsaft auch bei trocknem Husten, der von einer reizenden Schärfe, oder von dem Schleimmangel im Organe herrührt, gebrauchen, besonders bei trockner, gallsüchtiger Körperanlage. Auch Süßholzdekokte werden gegen Husten und Brustkrankheiten, besonders beschwerlichen Auswurf bei Brustzufällen, angewendet. Man räth dazu an: eine Handvoll gereinigter Gerste, in gemeinem Wasser gekocht, und so, daß der vierte Theil einkocht, dann ein Paar Drachmen gemahlenes Süßholz dazu gethan, wieder aufkochen lassen, bis es schäumt, und diese Ptisane zum gewöhnlichen Getränke gebraucht. Eine Ptisane von trocknem und bis zum Abschäumen gekochtem Süßholze hat einen weit angenehmeren Geschmack, als diejenige, die mit frischen Wurzeln bereitet wird. Man braucht dann diese Wurzeln noch in der Heilkunst im Nierenweh, bei der Strangurie, bei Kehlübeln ꝛc. — Im Handel kommt das Süßholz von Bamberg in Franken, das Spanische von Bayonne in Frankreich, wo so eigentlich der Stapel von dieser Waare ist, oder auch von Alikante und Mallaga; das Sicilianische von Livorno; das Ungarische von Preßburg. Die schweren und dicken Wurzeln sind die besten, dagegen taugen diejenigen nichts, welche ganz leicht, mürbe, vertrocknet, verlegen, brüchig, von widrigem und dumpfigem Geschmacke, wenn sie gleich von der eingezogenen Feuchtigkeit schwer sind. Den eingedickten oder eingetrockneten Saft in Stangen liefern uns ebenfalls Bayonne, Livorno, Marseille, Blois ꝛc. ꝛc. Die Kist

hält 250 bis 300 Pfd., und für die Blätter wird ein Paar Prozent Refactie oder Abzug gegeben.

2) Scharfblättriges Süßholz, Glycyrrhiza asperrima Linn. Glyc. aspera s. hispida. Pall. itin. 1. app. n. 121, t. m. f. 3; 3 app. n. 127, t. 9. g. f. 1, 2. Diese Pflanze hat eine lange perennirende, aber nicht süße Wurzel, und wird in ihrem Vaterlande selten über einen Fuß hoch. Der Stengel ist in der Jugend mit kurzen, steifen, borstenartigen Haaren besetzt, im Alter glatt. Die Blättchen sind verkehrt eyförmig, ausgerandet, auf der untern Seite, besonders auf den Rippen und am Rande, mit scharfen Punkten oder sehr kurzen steifen borstenförmigen Haaren versehen. Die Afterblätter sind lanzettförmig. Die blaßvioletten Blumen bilden Trauben und liefern unbehaarte drei- bis viersamige Hülsen. Dieses Süßholz wächst wild in Rußland auf sandigen Hügeln, am Wolgaflusse. Im südlichen Theile von Sibirien sollen die Kalmücken die Blätter, welche aus 7 bis 9 Blättchen bestehen, sammeln und solche auf Mongolische Art als Thee mit Milch kochen.

3) Haariges Süßholz, Glycyrrhiza hirsuta, leguminibus hirsutis, foliolo impari petiolato. Roy. lugdb. 386. Glycyrrhiza hirsuta orientalis, siliquis hirsutissimis. Tournef. cor. 26. Engl. the hairy Liquorice. Die Blätter dieses Süßholzes sind ungepaart, gefiedert, die Blättchen länglich lanzettförmig gestielt. Die Blumen stehen in Trauben, und die Hülsen sind mit kurzen steifen Haaren besetzt. Das Vaterland ist der Orient.

4) Stachlichtes Süßholz, Glycyrrhiza echinata, leguminibus echinatis, foliis stipulatis. Roy Lugdb. 386. Jacq. Hort. Vindob. 1. t. 95. Zorn. t. 350. Sch. t. 205. Hort. ups. 230. Glycyrrhiza capite echinato. Bauh. pin. 352. Dulcis Radix. Cam. epit. 423. Engl. The prickly headed Li-

quorice. Die Blätter sind ungepaart, gefiedert, die Blättchen unbehaart, länglich, stechend, das Endblättchen stiellos, die Afterblätter lanzettförmig. Die Blumen sind in rundlichen Köpfchen versammelt, und die Hülsen mit Stacheln besetzt. Die Pflanze wächst wild in Italien und in der Tatarey, blüht vom Julius bis in August und September. In den Gärten kommt sie fast in jedem Boden und in jeder Lage gut fort. Dieses ist das Süßholz, welches die Alten gebrauchten, und das schon oben unter dem gemeinen Süßholze angeführt worden. In Rußland gebraucht man die Wurzel dieses Süßholzes in den Apotheken.

5) Stinkendes Süßholz, Glycyrrhiza foetida. Decf. atl. 2, t. 199. Die Blätter sind ungepaart gefiedert, die Blättchen unbehaart, länglich, stechend, unten mit kleinen grauen angedrückten Schuppen bedeckt; das Endblättchen ist kurz gestielt; die Afterblätter sind lanzettförmig. Die blaßgelben Blumen bilden Trauben, und hinterlassen längliche, etwa $\frac{1}{2}$ Zoll lange, stechende, mit steifen Borsten bedeckte Hülsen, welche zwei oder vier Samen enthalten. Am Atlantischen Meere wildwachsend.

6) Drüsiges Süßholz, Glycyrrhiza glandulifera. Waldstein et Kitaib pl. rar. Hung. t. 21. Diese Pflanze hat ungepaart gefiederte Blätter, deren länglich lanzettförmige Blättchen ausgerandet und auf der untern Seite mit einem feinen klebrigen Filze bekleidet sind. Die Blumentrauben sind violett und haben längliche stachlich-drüsige Hülsen. Sie wächst in Ungarn wild.

Die Süßholzarten kommen in den Gärten fast in jedem Boden gut fort, und lassen sich größtentheils durch Wurzelzertheilung vermehren; auch kann die Fortpflanzung durch den Samen geschehen, welcher ins Land in ein lockeres, etwas leichtes Erdreich gesäet wird. Sie bedürfen dann weiter keiner Wartung, als daß man

die Pflänzchen da, wo sie zu dick stehen, gehörig verdünnt. Liebhaber finden sie in den meisten botanischen Gärten.

Süßholz (ächtes), s. Süßholz (gemeines).

— (drüsiges), s. oben, S. 528.

— (gemeines), ächtes Süßholz, s. daselbst, S. 520.

— (haariges), s. das., S. 527.

— (scharfblättriges), s. daselbst.

— (stachliches), s. das.

— (stinkendes), s. das., S. 528.

— (wildes), eine Benennung der süßen Wurzel der schwarzen Erve, Orobus niger Linn., s. unter Erve, Th. 11, S. 510.

Die Benennungen: Spanisches, Italienisches, Französisches, Deutsches ꝛc. ꝛc. Süßholz kommen hier nicht weiter in Betrachtung.

Süßholzbock, Cerambyx Glycyrrhizae, ein Art Holzbock.

Süßholzhandel, s. oben, unter Süßholz, S. 526.

Süßholzliane, eine Art Aussauger.

Süßholzpaste, s. oben, unter Süßholz, S. 525.

Süßholzsaft, Lakritzensaft, s. daselbst, S. 521 u. f.

Süßholzstöckchen, s. das., S. 525.

Süßholzsyrup, s. daselbst.

Süßigkeit 1. Als ein Abstraktum und ohne Mehrheit, die Eigenschaft eines Dinges, da es süß ist, in allen Bedeutungen des oben erwähnten Beiworts. Die Süßigkeit des Zuckers, des Honigs, des Schlafs ꝛc. 2. Ein süßer Körper, ein süßes Ding, und im figürlichen Verstande, ein hoher Grad der angenehmen Empfindung mit der Mehrheit. Eine kleine Biene sog Süßigkeit aus allen Blumen. (Gleim.) Ingleichen, obgleich seltener, eine Schmeicheley. Sie sagen ihr bei aller Gelegenheit Süßigkeiten vor (Weiße).

Süßkirsche, s. unter Kirsche, Th. 39, S. 40.

Süßklapferling, eine Art Aepfel, s. unter Malus, Th. 83.

Süßklee, Türkischer Klee, Honigklee, Hedysarum Linn., s. unter Klee, Th. 39, S. 698 u. f.

Süßlich, Bei- und Nebenwort, ein wenig süß, ein süßlicher Geschmack.

Süßling, eine Art Aepfel, s. unter Malus, Th. 83, — Auch in einigen Gegenden ein Name eines eßbaren braunröthlichen Feldschwammes, welcher eine süße weiße Milch giebt, auch der Brätling genannt.

Süßwasser, zum Unterschiede von dem Salzwasser, ein trinkbares Wasser; s. unter Wasser, in W.

Süßwasserhirse, Aira aquae, s. Wasserhirse.

Swabber, eine Benennung des Schiffsbesens.

Swajen, Holl. Zwaayen, Engl. Sway, to swing, Fr. Tournoyer, aus dem Niederdeutschen, so viel als vibriren, sich bewegen und drehen, eine hüpfende Bewegung machen. Es kommt auf dem Meere vor; wenn nämlich durch Strom und Wind, besonders aber durch die tägliche, abwechselnd entgegengesetzte Bewegung des Ebbe- und Fluthstroms ein auf dem Wasser schwimmender, sich übrigens selbst überlassener Körper herum gedrehet wird, so sagt man von demselben an der Ost- und Nordsee, daß er swaie. So swaiet z. B. jede über dem Wasser liegende sogenannte Tonne, welche das Fahrwasser unweit der Mündungen der Ebbe und Fluth haltenden Flüsse anzeigt, des Tages viermal.

Swantewit, Swantewiz, Suantowits, eine der vorzüglichsten guten Gottheiten der Slavischen Völker, dessen Name so viel als heiliges Licht bedeuten soll, und der überall in Deutschland, wo Slaven wohnten, verehrt wurde. Zu Arkona, auf der Halbinsel Witto bei Rügen, war ein berühmter Tempel des Swantewit, wo ein ihm geweihetes Pferd unterhalten wurde, dessen man sich bei wichtigen Unternehmungen als eines Orakels bediente; wenn nämlich das erwähnte Pferd beim

Laufen nach einem bestimmten Ziele solches mit dem rechten Fuß zuerst erreichte, so war es ein gutes Zeichen, und das Vorhaben oder die Unternehmung ließ einen glücklichen Ausgang erwarten, schritt es aber mit dem linken Fuße zuerst vorbei, so bedeutete es Unglück, und wenn man dann das Unternehmen beginnen mußte, so erwartete man keinen glücklichen Ausgang; und oft war der Ausgang schon darum unglücklich, weil man zu sehr auf dieses böse Zeichen rechnete, mit einer gewissen Verzagtheit z. B. in den Krieg zog, und hier Manches vernachläßigte, woraus die Feinde Nutzen ziehen und siegen konnten. Nach der Beschreibung, die man von der Bildsäule des Swantewit macht, so stellte sie einen großen Mann dar mit vier Köpfen, zwei vorn, und zwei hinten, Haare und Bärte daran waren beschnitten. In der rechten Hand hielt er ein Horn, von verschiedenen Erzen zusammengesetzt, welches die Priester jährlich voll Wein gossen, und daraus auf die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres urtheilten. Am linken Arme hatte er einen Bogen. Der Rock reichte bis unter die Knie. Er stand mit den Füßen auf der Erde, also ohne Untersatz. Bei ihm stand ein Stuhl, der ihm zum Sitze bestimmt war, und bei dem ein Zaum und anderes Geräth lag, besonders auch ein großer Degen mit einem zierlichen Gefäße. Er war, wie schon bemerkt worden, die Hauptgottheit des genannten Volks, und die andern Götter ihm untergeben. Diese Bildsäule stand auf Rügen bis zu den Zeiten des Königs Waldemar des Ersten von Dänemark; denn als dieser Monarch Rügen eroberte, so ließ er auch im Jahre 1168 den Tempel zu Arkona zerstören, und die Bildsäule des Swantewit wurde vor den Augen des Volkes mit einem daran befestigten Stricke mitten durch seine Armee geschleift, dann in kleine Stücke zerhauen, und diese verbrannt. Einige wollen diesen Swantewit zum St. Veit erheben, und nach ihnen soll es dieser Abt von Corvey

gewesen seyn, der die Slaven in der genannten Gegend zum Christenthume bekehrt habe. Da sie aber diesen Glauben wieder verlassen und zum Götterthume zurückgekehrt seyen, so hätten sie dieses Abtes Bildniß als einen Abgott verehrt und Swantewit genannt, welcher Name von St. Veit gemacht worden; Andere verwerfen diese Angabe und wollen, daß der Name von dem Slavischen Swonzez, welches einen Herrn der Sonne bedeutet, oder von Swynso, die Sonne, abgeleitet worden sey. Auch der Ort Wantewitz, zwischen Hayn und Meissen, soll von dem erwähnten Gotte den Namen erhalten haben, und solcher auch daselbst verehrt worden seyn; indessen zweifeln Andere daran.

Swelte, ein Italienischer Malerausdruck, welcher den Begriff von einem mit Reiz, Leichtigkeit, Freiheit und etwas schlank gezeichneten Stücke giebt; es ist dem Plumpen und Platten oder Flachen entgegengesetzt. Man gebraucht dieses Wort auch von den Bildhauern und Zeichnern. Daher ist eine swelte Figur, eine Figur oder Gestalt, deren Wuchs schlank, leicht und zart ist, so wie man ihn gemeiniglich den Göttinnen und Nymphen giebt.

Swette, eigentlich ein Friesisches Wort, welches nicht allein das Nachbarrecht: jus vicinitatis, sondern auch den Grenzort (Confinium) oder den Ort, wo die Grenzen zweier Deiche, Aecker, Wiesen, Häuser ꝛc. zusammenstoßen, bezeichnet. Die Zeichen und Merkmale aber, womit diese Grenze bezeichnet wird, heißt in Ostfriesland: der Sweetsloot oder Graben, Swettschot, Swettpael ꝛc. Cornelius Kilian erklärt in seinem Etymologico Teutonicae linguae das Substantivum Swette auch durch Piscina, einen Fischteich; das Verbum Swetten aber durch attingere limites agri, mit einem Lande grenzen.

Swettpfahl. s. Swette.

Swettschot, s. daselbst.

Swettflott, ein Grenzgraben, s. Swette.

Swicent, s. Swizent.

Swite, beim Perrückenmacher, eine Reihe an einen Bindfaden gebundener Packete gekräuselten Haares. Man bindet diese Packete deshalb alle nach ihrer bezeichneten Nummer an den Bindfaden, damit sie der Perrückenmacher nachher beim Gebrauche nicht verwechsele.

Switensche Mixtur, das Queckſilberöl des Lemery.

Swizent, Swicent, eine Art Landtabak, die von Landblättern gemacht wurde, jetzt aber unter diesem Namen selten noch vorkommt. Ehemals war diese Art von Tabak, die gleich nach dem Knaster folgte, sehr gut, späterhin verschlechterte sich aber dieselbe, so daß andere Arten den Vorzug gewannen, oder diese Art selbst mit einem andern Namen belegt wurde. Die fermentirten untern Blätter wurden fein zerschnitten und der Schnitt mit ein wenig in Wasser zerlassenem Salmiakwasser angefeuchtet. Der Swizentknaster nach Holländischer Art ward auf folgende Weise bereitet. Hundert Pfund braune lange Virginische Blätter werden mit folgender Brühe behandelt: 24 Quart oder Maaß reinen Wassers, 1 Pfd. Cascarillenrinde und $\frac{1}{4}$ Pfd. zerstoßenen Fenchel werden zusammen zwei Stunden gekocht, und wenn es noch laulich ist, durch ein leinenes Tuch hindurch gedrückt. Mit dieser Brühe werden die Blätter recht naß gemacht, und in das Beizfaß schichtweise eingedrückt, dann mit einem Deckel bedeckt. Wenn alle Brühe über die Blätter gegossen worden, wird Alles zugemacht und acht Tage lang hingestellt. Nach Verlauf dieser Zeit wird die unten im Fasse angesammelte Brühe abgelassen und zum nachherigen Anfeuchten aufgehoben. Die Blätter werden aus dem Fasse genommen, auf der Schneidebank gehörig zerschnitten, und dann auf der Tabaksdörre abgetrocknet; die Dörre muß aber nicht zu warm gemacht, sondern der Taback muß langsam darauf abgetrocknet werden. Wenn Alles trocken

geworden, nimmt man die aufbewahrte Brühe und gießt dazu noch etwas Wasser, wenn sie nicht hinreichend seyn sollte. Man nimmt nun noch dazu: 3 Pfund zerstoßenen weißen Candiszucker, 1 Maaß oder Quart Wachholderwein und ½ Maaß Mastixextrakt, rührt Alles gut untereinander, und wenn der sämmtliche Zucker darin zergangen ist, so wird aller Tabak damit besprengt oder angefeuchtet, auch auf dem Arbeitstische gut unter einander gearbeitet, auf dem Hausboden abgetrocknet und in Packete geschlagen. — Auf Engländische Art bereitet man den Swizentkanaster wie folgt. Hundert Pfund braune dicke Virginische Blätter, wovon der untere Stengel abgeschnitten worden, werden mit 24 Maaß oder Quart reinen Wassers, worunter 2 Maaß oder Quart Wachholderbeerwein gegossen worden, überall naß gemacht, in ein Faß eingedrückt und drei Tage lang so stehen gelassen; dann werden die Blätter auf der Schneidelade gehörig geschnitten, und auf der Tabaksdörre wieder abgetrocknet. Man kocht nun nachstehende Brühe zum Beitzen der Blätter: ¼ Pfund Cascarillerinde, 2 Pfund Smirnaische Rosinen und 3 Pfund fein raffinirten Zucker. Dieses thue man zusammen in 20 Maaß reinen Wassers, lasse es zwei Stunden lang gut zugedeckt stehen, dann abgekocht, und wenn es lauwarm geworden ist, durch ein grobes leinenes Tuch gedrückt. Die Brühe läßt man kalt werden, und gießt dazu noch ¼ Maaß Zimmetwein und ¼ Maaß Mastixextrakt, rührt dieses Alles durcheinander, und besprengt damit den Tabak auf dem Arbeitstische überall recht naß, mengt ihn gut, durch und läßt ihn dann auf dem Hausboden gehörig abtrocknen; hierauf in Packete eingeschlagen. Dieses giebt einen herrlichen und angenehmen Tabak. Ein Mehreres über diesen Swizentta-bak wird auch noch unter Tabak, in T. vorkommen.

Syenit, eine Art des Granits, s. unter Stein (Fels-), Th. 172, S. 10, und S. 18 u. f.

Syenitgebirge, ein meist auf Grauwacke oder Uebergangskalk ruhendes Gebirge, das daher jünger, als diese ist. Man findet darin keine Versteinerungen, weil die Felsart Plutonischen Ursprungs ist. Die mächtigsten Massen des Syenits sollen allen Vermuthungen nach einer Uebergangszeit angehören; allein es giebt auch Syenit, der ein Glied des Urgebirges ausmacht, und andern, der erst zur Zeit, wo die Flözgebirge gebildet worden, emporgestiegen ist. Diorit, Serpentin, Hornblendegestein und Hornblendeschiefer, auch bisweilen jüngerer Granit begleiten oft das Syenitgebirge und machen, als untergeordnete Glieder, einen Theil desselben aus. Auf dem Harze, im Thüringer Walde, in Sachsen (bei Meißen und im Plauenschen Grunde), in Schlesien und Böhmen, vorzüglich aber in Mähren und Ungarn ist dieses Gebirge anzutreffen. Im mittleren Mähren ist das Syenitgebirge sehr mächtig und verbreitet, und hat in seinem Gefolge häufig Serpentinberge und mächtige Lager von Hornblendeschiefer. In Ungarn und Amerika ist es sehr reich an Metallen. In Norwegen tritt das Gebilde als Zirkonsyenit auf.

Sylbabischer Gesang, in der Musik, wird der Gesang genannt, wenn zu jedem Tone oder Note nur eine Sylbe des Textes gesungen wird.

Sylbe, Diminut. Silbchen, in der Sprachkunst, ein einzelner Laut, welcher mit einer Oeffnung oder Zuschließung des Mundes hervorgebracht wird, und aus einem Selbst- und Doppellaute und einem oder mehreren Mitlauten besteht, besonders ein solcher Laut, in so fern er einen Theil einer vernehmlichen Rede ausmacht. Die Sylbe ist ein einzelner, ein Buchstab aber ein einfacher Laut. Bei dem Entstehen einer jeden Sprache oder vielmehr bei ihrem noch rohen oder unausgebildeten Uranfange bildeten die Wörter nur eine Sylbe, wie man auch noch jetzt die Wörter in den Sprachen unkultivirter Nationen antrifft; und auch noch in allen gebil-

deten Sprachen sind dergleichen einsylbige Wörter in ziemlicher Anzahl vorhanden, die man unbiegsame Wurzelwörter zu nennen pflegt, wie z. B. im Deutschen Aal, Aar, Abt, Acht, Akt, Arm, Arzt, Angst, Ball, Baar, Bad, Bahn, Balg, Band, Bank, Baun, Bär, Barsch, Bart, Baum, Berg, Blatt, Brey, Brod, Brut, Buch, Dach, Dachs, Damm, Dampf, Dank, Darm, Echt, Elf, Ernst, Frau, Feld, Fett, Fehm, Gans, Gang, Gast, Geist, Geiz, Graf, Gras, Geitz, Greis, Gries, Haar, Hahn, Heer, Hand, Hans, Harz, Haupt, Haus, Jahr, Jung, Juks, Joch, Kahn, Kalb, Kamm, Kauf, Kerl, Kern, Keil, Kinn, Kind, Last, Leib, Latz, Laub, Laut, List, Lied, Loos, Loth, und so kann man alle Buchstaben des Alphabets durchgehen, so wird man eine Menge dieser Wurzelwörter finden. Viele dieser Wörter sind erst in der Folge der Zeit, bei der Ausbildung der Sprache, durch Flexions- oder Biegungssylben, Vorsylben, Nachsylben, welche die Ableitungssylben ausmachen, zu zweisylbigen Wörtern geworden, theils mit demselben Begriffe, theils auch mit andern, doch in der Regel mit dem Wurzelworte verwandten Begriffen. So sind die Wurzelwörter Aug, Bub, Flieg durch das angehängte e bei der Ausbildung der Sprache zweisilbig geworden, also Auge, Bube, Fliege; so hat man aus Laub, den Blättern der Bäume, Laube gemacht, also ein kleines, von Gitterwerk gemachtes Lusthaus, welches rund herum bis zum Eingange mit Sträuchern bepflanzt und umzogen ist, die ihr Laub darüber verbreiten. Diese Bildung wäre nun durch eine Nachsylbe geschehen. Hier wird man eine Menge Wörter finden, die durch Nachsylben ausgebildet worden, wie Freud, Gnad, Sünd, Platt, Blas, Achs ꝛc., welche zu Freude, Gnade, Sünde, Platte, Blase, Achse ꝛc. durch das angehängte e gebildet worden, welches e den letzten Buchstab zur Sylbe mit hinüber zieht. Aus Vorsylben sind entstanden: Ge-murmel, Ge-

biß, Ge-treide, Ge-heul, Ge-nick ꝛc. ꝛc. Die Vorsylben kommen mehr bei Zeitwörtern und Bei- und Nebenwörtern vor; z. B. be-gleiten, be-rühren, be-stechen, be-stehen, ge-winnen, ge-langen, ge-birgig, ge-trost, ge-häſſig ꝛc. ꝛc. Die Nachsylben sind die zahlreichsten. Die Flexions- oder Biegungssylben bezeichnen Verhältnisse der Dinge; sie werden im Deutschen sämmtlich hinten an das Wurzelwort angehängt, z. B. ich lieb-e, liebt-e, der gut-e Mann, dem Manne, des, dem Buben ꝛc. ꝛc. Was die Ableitungslaute und Sylben betrifft, so lassen sich diese jetzt nicht mehr ohne alle Einschränkung gebrauchen, um neue Wörter vermittelst derselben abzuleiten. Bei denjenigen, welche aus einzelnen Buchstaben und Wurzellauten bestehen, findet diese Freiheit am seltensten Statt, weil ihre schon anfangs dunkle Bedeutung durch die Länge der Zeit noch dunkler und unbestimmt geworden ist. Ein wenig mehr Freiheit hat man in Ansehung derjenigen Ableitungssylben, welche aus ganzen Wurzelwörtern bestehen, deren Bedeutung daher auch bestimmter ist, wie haft, heit, keit ꝛc.; aber auch hier steht diese Freiheit mit der Bestimmtheit der Bedeutung in genauem Verhältnisse, daher man mit der Ableitungssylbe thum am seltensten neue Wörter bilden darf, weil ihre Bedeutung unbestimmt und nicht mehr recht erkannt werden kann. Indessen sind die Biegungs- und Ableitungssylben eine sehr fruchtbare Quelle für die Erweiterung der Sprache geworden, weil die wenigen hundert Wurzelwörter dadurch auf viele tausend vermehrt wurden. Da endlich auch das Hülfsmittel der Ableitung erschöpft zu seyn schien, um die neuen Begriffe, welche sich bei dem Fortschritte in der Kultur darboten, auszudrücken, so setzte man zwei klare Vorstellungen zu einem einigen Begriffe zusammen, und drücke sie auf ähnliche Art durch ein zusammengesetztes Wort aus. Man sehe hierüber die Deutschen Sprachlehren nach. — Redensarten,

worin das Wort Sylbe figurirt, sind: Nicht eine Sylbe vorbringen können. Ich verstehe keine Sylbe davon. Ihm sind die Sylben zugezählt, wenn Jemand sehr langsam spricht, als wenn er gleichsam die herausgebrachten Sylben der Wörter zählte. Die Sylben stechen ꝛc.

Sylbenfall, s. Sylbenmaaß.

Sylbenklang, s. daselbst.

Sylbenmaaß, das Zeitmaaß der Sylben, oder vielmehr die Zeitdauer, mit welcher jede Sylbe ausgesprochen wird, mit einem Lateinischen Kunstworte die Quantität. Nach dem Sylbenmaaße sind die Sylben entweder lang —, oder kurz ∪, oder unbestimmt $\underline{\cup}$. Unsere Sprache, die Deutsche, hat sowohl Längen, als Kürzen, und so auch Höhen und Tiefen in den Sylben, um den Ausdruck herauszubringen. Wenn man z. B. im heftigsten Affekte sagt: Natur, du stiefmütterliche! so setzt man die Höhe der Stimme auf die ganz kurze Sylbe Na, obgleich die folgende lang tönt; allein man muß dieses thun, wenn der Ausdruck ihm entsprechen soll. Wenn man es z. B. mit dem wohlklingenden Verse: Bald weint aus euch der Schmerz! versuchen wollte, so wird die Stimme offenbar länger auf weint, als auf bald verweilen, dessen ungeachtet sagt die Empfindung, daß man die Höhe des Tons auf bald setzen muß, und hat man dieses gethan, so wird man beim genau darauf Achten in den sanften Fortschritten des Folgenden: weint aus euch der Schmerz, bald bemerken, ob die Stimme wirklich sinkt oder steigt, oder ob sie mehr durch das kürzere oder längere Anhalten auf einer Sylbe diese Fortschritte bezeichnet. Wenn die Höhe des Tons eine an sich kurz ausgesprochene Sylbe hebt, indeß die Tiefe des Tons eine an sich lang ausgesprochene Sylbe niederdrückt, so bringt dieses etwas Melodisches und dem Gesange Aehnliches in den Vers. Es ist aber auch der Natur der Sache gemäß, daß die

Höhe des Tons sehr oft auf die kurze Sylbe fallen muß, da die Höhe Ausdruck des Affekts ist, und der Affekt wartet nicht mit seinem Ausdrucke, bis er an die Hauptsylbe des Wortes kommt, sondern reißt an sich, was ihm am nächsten liegt, und läßt dann das Folgende ruhig nachtönen. Die bittende Wehmuth fleht: Vergebung! indem sie die Höhe des Tones gleich auf die erste Sylbe hinzieht, die aber auf keine Weise dadurch verlängert wird. Der Affekt kann also der Hauptsylbe wohl den Ton, aber nicht die ihr eigene Länge rauben. Man hat unserer Sprache den Vorwurf gemacht, daß die Sylben der Wörter entweder zu lang, oder zu kurz sind, und dazu Beispiele angeführt, woraus man entnehmen soll, daß sie sich deshalb nicht gut zum Versmaaße eigne. Wie z. B. wenn man sagt: Schön ist Mutter Natur deiner Erfindung Pracht! so wäre es hier nicht möglich sich zu enthalten, mit dem Gedanken und der Empfindung gleich anfangs vorzugreifen, und auf schön so lange mit der Stimme zu verweilen, daß dem ist dadurch die Zeit benommen wird, gehörig auszutönen; es wird fast gänzlich verschlungen, um nur auf der folgenden Hauptsylbe gleich wieder desto länger mit der Stimme verweilen zu können, und so fort. Zu dieser willkührlichen Dehnung der Hauptsylbe fühle man sich um so mehr hingezogen, je mehr man mit Ausdruck lesen wolle; allein man gewahre hier nichts Bestimmtes, nichts, woran man sich in zweifelhaften Fällen halten könne; denn man könne schön so lang dehnen, als man wolle, und über Alles, was darauf folge, bis zur Sylbe tur in Natur, schnell hinweg-eilen, wenn man dazu Lust habe, oder sich die Sache aus einem solchen Gesichtspunkte vorstelle, daß man Mutter nur als eine Nebenidee betrachte. In diesem Falle lasse man vier kurze Sylben zwischen zwei langen auf einander folgen. In deiner Erfindung Pracht verweile man mit der Stimme auf der Sylbe dei in deiner, weil dieses Wort der Empfindung wich-

tig sey; ein Anderer dagegen, der bloß mit dem Verstande lese, werde, als über einen Nebenbegriff darüber hinwegeilen, und so hörte man nur bis zur Sylbe fin in Erfindung drei kurze Sylben nach einander. Dieses zeige doch eine große Unbestimmtheit des Sylbenmaaßes in der Deutschen Sprache an, und so wundere man sich, wie es noch möglich seyn könne, Verse darin hervor zu bringen. Indessen sind Andere der Meinung, daß man das Lesen mit dem Verstande und das Lesen mit der Empfindung vereinen müsse, um Klang in die Sprache zu bringen, also auch in das Versmaaß. Angenommen, daß Jemand, der mit dem Verstande ließt, folgenden Vers lesen soll: Und erleichtre meinen Gang mit Gebet und mit Gesang, so wird er und und er zu zwei kurzen Sylben, leich zu einer langen, tre meinen zu drei kurzen, und Gang wieder zu einer langen Sylbe machen; und im zweiten Verse wird gerade dasselbe Sylbenmaaß Statt finden: mit Ge sind kurz, bet ist lang, und mit Ge sind kurz, sang ist lang; es folgen also in diesen beiden Versen immer auf zwei kurze eine lange, und dann auf drei kurze wieder eine lange Sylbe, sobald sie bloß mit dem Verstande und nach der zur Denkkraft gehörigen Unterordnung der Begriffe gelesen werden. Die Empfindung achtet mehrere Begriffe gleich, sie hebt die Ideen aus ihrer Unterordnung, die der Verstand gemacht hatte, heraus, und macht sie einander gleich, und nach dieser Stimmung der Seele folgt in den beiden Versen auf eine lange immer eine kurze Sylbe. Das gewaltsame Hinstreben nach der Sylbe, die den Hauptgedanken in sich faßt, verwandelt sich in ein sanftes, mit sich selbst genügsames Auf- und Niederwallen. Die Nebenideen, welche vorher nur Mittel waren die Hauptideen zu erwecken und hervorstechend zu machen, bekommen nun an und für sich selbst einen Werth und werden gleichsam in sich zurück gedrängt. In dem Ausdrucke: mein Ge-

liebter! eilt der Verstand über mein eben so schnell, wie über Ge weg, um allen Nachdruck der Stimme auf die Hauptsylbe lieb zu sparen. Die Empfindung vertheilt aber den Eindruck, welchen das Ganze macht, wieder auf das Einzelne; dieses Einzelne mag nun an sich bedeutend seyn oder nicht; sie betrachtet es nur als Unterlage, worauf sie ruhen kann, wie z. B. in Geliebter, wo die Empfindung die erste unbedeutende Sylbe wenigstens durch den Ton heraushebt, da sie ihr keine Länge mittheilen kann. Sie vertheilt auf diese Weise den Eindruck, den das Ganze macht, selbst in ein und eben demselben Worte; sie drängt sich sogar in den einzelnen Worten zu einer Art von Melodie, zu einem harmonischen Sylbenfalle, der die Rede dem Gesange nähert. Wenn man die Rede bloß als Mittel betrachtet, um Ideen zu wecken, so strebt sie unaufhaltsam zu diesen Ideen hin, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihre einzelnen Töne gehörig auszubilden. Sie vernachlässiget gleichsam sich selbst, weil sie ihren Zweck mehr außer sich, als in sich hat. Sie unterscheidet die Hauptidee, um diese hervorstechend zu machen, von den Nebenideen; aber unter den Nebenideen selbst macht sie keinen Unterschied mehr, sondern eilt über das mehr und weniger Bedeutende gleich schnell hinweg, um ihre ganze Kraft auf dem Bedeutendsten ruhen zu lassen, wie in mein Geliebter, wenn es ohne besondern Ausdruck, oder bloß erzählend, kurz, nicht für die Empfindung, sondern für den Gedanken gesagt wird. Obgleich auch hier die Sylben mein und Ge in Ansehung des Bedeutenden unterschieden sind, so vergißt man doch diesen Unterschied ganz, und spricht beide gleich schnell aus, um nur desto länger auf der Hauptsylbe lieb verweilen zu können. Die Empfindung giebt dagegen diesem mein den Ton wieder, den der Gedanke ihm geraubt hatte. Die Empfindung drängt die Rede gleichsam wieder in sich selbst zurück, welche der Gedanke so zu sagen aus sich selbst

heraus und in sich hinüber zu reißen strebt. Die Empfindung setzt den Gedanken schon voraus, oder sie ist vielmehr selbst das Resultat von ihm, und fällt nun auf das zurück, was den Gedanken hervorbrachte, weil solches ihr das Nächste ist, um darauf hinzusinken, und den Eindruck, den sie erhielt, wieder gleichmäßig zu vertheilen; denn die Empfindung setzt voraus, daß der Verstand schon befriediget ist; sie eilt daher nicht mehr, wie dieser, über die unbedeutenden Sylben hinweg, sondern läßt eine jede erst gehörig austönen, ehe sie zu der folgenden schreitet. Sie hebt jede bedeutende Sylbe, die neben einer unbedeutenden steht, so gut wie die bedeutendste oder eigentliche Gedankensylbe heraus; denn da der Verstand einmal befriediget ist, so haben alle einzelnen Sylben einen für die Empfindung gleichen Werth, und diese ruht in der Stimme eben so gern auf einer Sylbe, als auf der andern, und wiegt sich durch die fortschreitenden Töne hindurch; und alle die bedeutenden Sylben, die der Verstand nach ihrer stärkern oder schwächern Bedeutung einander untergeordnet hatte, sind nun für die Empfindung gleich geworden. Man sucht nur in das seiner Natur nach Gleiche ein Ebenmaaß zu bringen; denn das seiner Natur nach Ungleiche leidet kein Ebenmaaß. Die Empfindung sucht sich durch die Stimme auf die einzelnen Sylben gleichmäßig oder nach einem gleichen Maaße zu vertheilen. Dieses Gleichmaaß oder gleiche Zeitmaaß ist es, welches durch seinen unwiderstehlichen Reiz Kraft genug besitzt, den stets empor strebenden Gedanken der Empfindung unterzuordnen. Es geht hier mit der Rede fast wie mit dem Gange. Das gewöhnliche Gehen hat seinen Zweck außer sich, es ist bloß Mittel zu irgend einem Ziele zu gelangen, nach welchem Ziele es unaufhaltsam hinstrebt, ohne auf die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der einzelnen Fortschritte Rücksicht zu nehmen. Die Leidenschaft der hüpfenden Freude drängt auch den Gang in sich selbst

zurück, und die einzelnen Fortschritte unterscheiden sich nun nicht mehr dadurch, daß sie immer näher zum Ziel bringen, sondern sie sind sich unter einander alle gleich, weil das Gehen nicht mehr nach einem Ziele gerichtet ist, sondern mehr um sein selbst willen geschieht. Da nun auf diese Weise die einzelnen Fortschritte eine gleiche Wichtigkeit erhalten haben, so ist der Hang, das seiner Natur nach gleich gewordene abzumessen und einzutheilen, unwiderstehlich, und auf diese Weise kann man sich die Entstehung des Tanzes erklären; denn der Mangel eines äußern Zieles oder eigentlichen Zieles, wohin die körperliche Bewegung strebt, muß durch etwas ersetzt werden, der fehlende äußere Zweck des Ganges muß in ihn selbst zurückgewälzt seyn; da etwas an sich ganz Zweckloses uns kein Vergnügen machen kann. Wenn man eine fortschreitende Bewegung macht, bloß um sie zu machen, und an dieser fortschreitenden Bewegung, um ihrer selbst willen Vergnügen finden soll, so muß man sich doch einen Grund angeben können, warum man gerade diese und keine andere fortschreitende Bewegung macht. Nun ist aber kein äußeres Ziel da, das den Fortschritten ihre Richtung oder den gehörigen Grad ihrer Schnelligkeit ertheile; die jedesmalige langsamere oder schnellere Bewegung hängt also bloß von sich selber ab, sie muß sich selber ihre Gesetze vorschreiben. So folgte z. B. auf zwei schnellere Bewegungen der hüpfenden Freude etwa eine langsamere, und hierauf das erste Mal wohl zufälliger Weise wieder zwei schnellere, und dann wieder eine langsamere Bewegung; jetzt war der Reiz schon unwiderstehlich, dieselbe Bewegung öfter zu wiederholen, welches der Natur der menschlichen Seele gemäß war; denn weil man sich von der hüpfenden Freude gedrungen fühlte, sich zu bewegen, bloß um sich zu bewegen, so strebte die Seele unwillkührlich nach etwas, wodurch sie das Zwecklose und Unabsichtliche dieser Bewegung gleichsam gegen sich

selbst rechtfertigen und sich einen gewissen Grund davon angeben könnte; sie strebte aber vielleicht lange vergebens, bis etwa zufälliger Weise eine und eben dieselbe Abwechselung langsamerer und schnellerer Bewegungen mehrere Male auf einander folgte. Dieses immer in gleicher Ordnung Wiederkehrende fesselte nun die Aufmerksamkeit der Seele oder des Geistes, prägte sich dem Gedächtnisse ein, ward bewundert, nachgeahmt, und wurde nun zum regelmäßigen, künstlichen Tanze. — Eben so drängte auch das Uebermaaß der Empfindung zuerst jene artikulirten Töne hervor, die auch weiter keinen andern Zweck, als sich selber hatten, und zu denen man sich nicht durch ein äußeres Bedürfniß gedrungen fühlte, sich verständlich zu machen, sondern die man, so wie die Schritte beim Tanze gewissermaßen um ihrer selbst willen hervorbrachte. Die Rede wurde durch die über den Gedanken herrschende Empfindung ebenfalls in sich selbst zurückgedrängt, und jede Sylbe dadurch an Werth der andern gleich und zu einem für sich bestehenden Ganzen gemacht, das dem Ohre gleichsam zugezählt, und in Ansehung des Zeitraums, den die Aussprache eines jeden besonderen Zusammenflusses von Tönen erfordert, dem Ohre auch zugemessen wurde. Der Geist zählte und maaß aber anfangs nur noch zufälliger Weise, ohne daran zu denken, daß er zählen und messen wollte. Die Sprache der Empfindung war eiu kunst- und regelloser Gesang, den unabgemessenen wilden Sprünge der ausbrechenden Freude gleich, bis wohl zufälliger Weise mehrere Male nach einander schon eine lange und zwei kurze und dann wieder eine lange und zwei kurze Sylben sich aneinander maßen, und das in gleicher Ordnung wiederkehrende ebenfalls die Aufmerksamkeit des Geistes fesselte, zur Bewunderung und Nachahmung reizte, sich dem Gedächtnisse einprägte, und von nun an mühsam aufgesucht und nach und nach zum künstlichen regelmäßigen Vers-

bau gebildet wurde. Also auf dem gleichen Werthe der einzelnen Sylben beruhet eigentlich das Bedürfniß des Geistes sie abzumessen, zu ordnen und einzutheilen. Dieses wäre ungefähr eine Theorie des Sylbenmaaßes und eine Hindeutung auf die Entstehung desselben. Ein Mehreres über das Sylbenmaaß in Beziehung auf den Versbau, findet man unter Sprache (poetische), Th. 160.

Sylbenmessung, s. den vorhergehenden Artikel.

Sylbenstechen, s. Sylbenstecherey.

Sylbenstecher, s. den folgenden Artikel.

Sylbenstecherey, eine unnütze und pedantische Untersuchung der Sylben eines Wortes, und im weiteren Verstande, eine unnütze und thörichte Aufsuchung des Wortverstandes. Ein Sylbenstecher ist daher Jemand, der zu viel über unbedeutende Kleinigkeiten in einer Sprache, über Sylben und Buchstaben kritisirt; auch will man überhaupt darunter einen Schulpedanten verstehen; daher auch das Sylbenstechen, wenn man mit mikrologischer Genauigkeit die Wörter betrachtet, und jede kleine Abweichung von der Regel, jede Unbedeutenheit aufmutzt und gleichsam schadenfroh an das Licht zieht.

Sylbenstellung, in der Poesie, die Stellung der Sylben nach ihrer Länge und Kürze zum Versbaue, welche das Metrum oder der Takt bestimmt. Es gehört hierzu ein sehr geübtes feines Ohr, und eine sehr richtige Empfindung des Dehnens und Kürzens der Sylben in einem Worte in der Zusammenstellung zu einem Verse; s. auch den Art. Sylbenmaaß.

Sylbig, Bei- und Nebenwort, Sylben habend, ein nur in den Zusammensetzungen einsylbig, zweisylbig, dreisylbig, viersylbig ꝛc. übliches Wort.

Syllabiren, in der Sprachkunst, die Sylben nach ihrer Betonung aussprechen.

Syllabirkunst, in der Sprachkunst, die Sylben nicht nur richtig betonen, sondern sie auch, bei mehrsylbigen Wörtern, richtig nach den Sylben abbrechen oder theilen, und die langen und kurzen Sylben eines Wortes nach dem Zeitmaaße unterscheiden, kurz den Werth der Sylben in jeder Beziehung kennen lernen.

Syllabisch, Bei- und Nebenwort, aus dem Lateinischen Syllabicus, besonders in der Musik, wo der syllabische Gesang diejenige Art des Singens ist, wo zu jeder Note eine Sylbe gesprochen oder gesungen wird, wie z. B. bei den Kirchengesängen und Recitativen üblich ist; zum Unterschiede von dem melismatischen Gesange, wo zwei und mehr Noten auf eine Sylbe gesungen werden, wie in den Arien ꝛc. S. Syllabischer Gesang.

Syllogismus, in der Logik, ein aus zwei vorausgeschickten Sätzen gemachter Vernunftschluß. Zur Möglichkeit eines kategorischen Vernunftschlusses gehören drei Hauptbegriffe (termini): 1. Das Subjekt, das mit einem Prädikate zu einem Urtheile verbunden werden soll, oder der Unterbegriff (terminus minor); 2. das Prädikat, dessen Begriff der Oberbegriff (terminus major) genannt wird, und 3. ein Merkmal des Subjekts, dessen Begriff der Mittelbegriff (terminus medius) ist. Der Satz, in welchem der Oberbegriff vorkommt, heißt der Obersatz (propositio major); der Satz, in welchem der Unterbegriff vorkommt, Untersatz (propositio minor), und der dritte, in welchem der Unterbegriff mit dem Oberbegriffe verbunden wird, die Conclusion. In einem ordentlichen Schlusse können daher nur drei Hauptbegriffe (termini) enthalten seyn. Um die Mehrheit aller kategorischen Schlüsse beurtheilen zu können, hat man aus der Entstehungsart derselben eine allgemeine Schlußregel hergeleitet, welche lautet: zwei Begriffe (terminus minor und major), die in den Prämissen mit einem dritten (terminus medio) verbunden sind, können und müssen in der Conclusion eben so mit einander verbunden

werden, wie sie in den Prämissen verbunden waren, welche Regel zugleich beurtheilen läßt, ob die Conclusion allgemein, partikulär, affirmativ oder negativ auszudrücken sey, indem man nur untersuchen darf, wie in den Prämissen der Ober- und Unterbegriff mit dem Mittelbegriffe verknüpft waren. Wenn nun in zweien verknüpften Sätzen nicht mehr als drei Begriffe vorkommen, weil der Mittelbegriff zweimal vorkommt, jeder Satz aber nur zwei Stellen hat, nämlich die vom Subjekte, und die vom Prädikate, so kann der Mittelbegriff auch nur auf vierfache Art seine Stelle in den Prämissen verändern, und durch diese besondere bestimmte Stellung des Mittelbegriffs entstehen hier eben so viele besondere syllogistische Figuren. Der Terminus major = M, der Terminus minor = m, und der Terminus medius = μ, so sind die Schemate der vier Figuren

I.	II.	III.	IV.
μ — M	M — μ	μ — M	M — μ
m — μ	m — μ	μ — m	μ — m

Diese vier Schlußarten hat man die vier syllogistischen Figuren genannt. In der ersten Figur (dictum de omni et nullo) muß der Obersatz allgemein und der Untersatz bejahend seyn. Die Schlüsse derselben beruhen darauf, daß Alles, was von der Gattung, auch von jeder Art derselben gilt. In der zweiten Figur (dictum de diverso) muß eine Prämisse nebst der Conclusion negativ seyn. Hier ist eben so wenig, wie in der dritten Figur, von Arten und Gattungen die Rede. Die zweite Figur läugnet die Subjekte von einander, weil sie in den Eigenschaften verschieden sind, und jeder Unterschied der Eigenschaften ist hierzu hinlänglich. Sie führt demnach auf den Unterschied der Dinge und sucht die Verwirrung der Begriffe zu verhindern. Die dritte Figur (dictum de exemplo), in welcher die Conclusion partikulär ist, giebt Beispiele und Ausnahmen von Sätzen an, die all-

gemein scheinen. Die vierte Figur endlich (dictum de reciproco), in welcher die Conclusion nicht allgemein bejahend seyn darf und der Untersatz allgemein seyn muß, wird gebraucht zur Erfindung und Ausschließung der Arten einer Gattung. Jede dieser vier syllogistischen Figuren läßt wieder vier besondere Arten zu schließen zu, welche modi figurarum syllogisticarum heißen, hier aber übergangen werden müssen. (Conversations-Lexicon. 9r Bd., 4te Aufl.).

Sylphe, Sylphen, ein aus dem Griechischen entlehntes Wort, eine Art Luftgeister anzuzeigen. Einige wollen das Wort aus dem Lateinischen von **Sulphur**, Schwefel, herleiten, weil der Schwefel das wichtigste Agens in der Theorie der Alchymisten ist, allein es ist wohl sicherer aus dem Griechischen von σιλφη, einem Insekte, herzuleiten, welches im Alter sich wieder verjüngen soll. Diese zu den Elementargeistern gehörende Ordnung wurde erst nach dem Roman: Comte de Gabalis von dem Abte von Villars wieder in Anregung gebracht, worauf Pope sie in seinem Lockenraube nutzte. Zacharias dichtete hierauf: Ein schöngeputzter Geist, baut, wie der Regenbogen, den Gabalis erschuf und Pope groß gezogen, eine Sylphe ꝛc. ꝛc. Die drei andern Ordnungen dieser Geister sind die Gnomen oder Erdgeister, die Undinen, Nymphen oder Wassergeister, und die Salamander oder Feuergeister. Die Elementargeister haben längst in der geheimen Kunst oder Cabbala existirt, und nur der schon oben genannte Roman brachte sie wieder an's Licht. Da die Alchymisten die Natur in vier Elemente theilen: in Luft, Erde, Wasser und Feuer, so mußte doch auch jedes Element eigenthümliche Bewohner haben, und daher entstanden die vier oben angeführten Ordnungen der Geister, die gleichsam diese vier Elemente beherrschen und ihnen das Gepräge ihrer Natur geben sollen. Da nun die Luft, in ihrem reinsten Zu-

stande, schön, erquickend und angenehm ist, so gehören die Sylphen, die aus Luft gewoben und im Besitze der reinsten Geisternatur sind, auch der Luft an, und unterscheiden sich sehr merklich von den festeren, gediegeneren Gnomen, Undinen und Salamandern, die den festeren oder doch substantielleren Elementen angehören. Auch den Arabern scheinen diese Erscheinungen nicht fremd gewesen zu seyn; denn in den Arabischen Mährchen der tausend und eine Nacht ꝛc., z. B. in dem von der wunderbaren Lampe, findet man Andeutungen davon. Man stellt sich die Sylphen, die man in männliche und weibliche theilt, als leichte, luftige Wesen vor, die in den Lüften gleichsam gebieten, und schönes, heiteres, und trübes stürmisches Wetter nach ihrer Phantasie veranlassen können. Sie erscheinen in der Poesie als leichte gaukelnde Wesen, deren Lieblingsgeschäft oder Beschäftigung darin besteht, den Sterblichen zu umgaukeln, seine Hoffnungen zu beleben, und ihn nahe zu seinen Wünschen zu führen, ihn aber eben so schnell wieder aus seinen lieblichen Träumen zu reißen, und mit Grillen und Sorgen zu plagen. Diese Art Luftgeister kommen nur, wie schon bemerkt worden, in der Poesie vor.

Sylphie, Sylphium, s. Silphie, Th. 154, S. 321 uf.

Symblema, in der Musik, eine musikalische Figur, im Lateinischen Commissura genannt, wird von Rückungen, ingleichen von solchen durchgehenden Noten gebraucht, die beiderseits dergleichen dissonirend vorstellen.

Symbolum, s. den folgenden Artikel.

Symbol, Symbolum, wird gemeiniglich gleichbedeutend mit Sinnbild gebraucht, doch ist der Begriff nicht bloß auf das Bild, als Gestalt, zu beschränken, sondern bezieht sich im Allgemeinen auf jede bildliche Darstellung einer Idee, sie werde durch Worte, oder auf eine andere sinnliche Weise zur Anschauung gebracht. Hierher gehören daher auch die Wahlsprüche, Sinnsprüche,

der Fürsten und anderer hoher Personen, die sie in ihren Wappen führen, die Gemälde mit Devisen, die zum Andenken oder zum Gedächtnisse erwählt werden. Die Denksprüche in Stammbüchern ꝛc. Schon bei den Alten war aller Unterricht, den die Priester ertheilten, symbolisch, ja sie hüllten selbst ihre geheimnißvollen Lehren, besonders von der übersinnlichen Welt, dem Verhältnisse des Menschen zur Gottheit, in Symbole oder Bilder und Zeichen (s. Sinnbild, Th. 154, S. 452 u. f.). Das Symbol ist der wahre, gleichsam unmittelbare Ausdruck der Körper, das Bild einer Idee, eines geistigen Anschauens, stelle sich dieses uns nun verkörpert unter einem Bilde dar, oder nur geistig als Sinnspruch, Denkspruch, Wahlspruch, Devise ꝛc. Je reiner die sinnbildliche Gestalt oder das sinnbildliche Wort die Idee ausbildet, die darunter verstanden werden soll, je wahrer und richtiger ist das Symbol, welches nicht nur eine einzelne Idee vollkommen ausdrückt, sondern auch einen Collektivbegriff in sich faßt, das heißt, mehrere Begriffe zur Einheit eines Begriffes verbindet. So sind in der Mythologie der Aegyptier, Griechen und Römer die Göttergestalten eine in sich geschlossene Idee des Göttlichen, Symbole; aber nicht minder sind es die besonderen Prädikate, die als Attribute dargestellt werden. Das Attribut unterscheidet sich aber von dem Symbole darin, daß jenes immer nur als eigenthümliches Zeichen einem Bilde oder einer Bildsäule zur vollständigeren Darstellung der mit demselben verbundenen Eigenschaften beigefügt wird, dieses, das Symbol, aber an sich, und schlechthin ohne weitern Zusatz selbstständig, und aus sich erklärbar ist. Alle Attribute sind Symbole, aber nicht alle Symbole sind Attribute, und können es auch nicht seyn, weil sie etwas Vollständiges in sich tragen, jene aber nur Erklärungszeichen sind, die, so sinnlich sie auch als Zeichen hervortreten, und den Gedanken des Bildes ausdrücken, doch in sich

nicht das Symbol auffassen, dessen Begleiter sie sind. — Auch zwischen Symbol und Allegorie ist der Unterschied eben so merklich; denn die Allegorie ist bloß ein beabsichtigtes Phantasienbild (s. unter Sinnbild, Th. 154, S. 461), das Symbol ist aber der Ausdruck einer Idee, die als nothwendig erscheint, daher ist es auch nicht nothwendig, daß ein Symbol den Regeln der Kunst entspricht, wirklich schön sey, wenn es nur die Ideen wirklich verkörpert und zur Anschauung bringt, so wird es schon vollkommen genügen, selbst demjenigen, der wirklich Ansprüche auf Schönheitsgefühl macht, wenn ihm die Wahrheit und richtige Deutung mehr gilt, als Schönheit ohne Wahrheit. So sind die oft seltsamen, zum Theil selbst widrigen Gestaltungen in den Indischen, Aegyptischen und andern Orientalischen Mythologien eben so ächte Symbole, als die harmonischen und wahrhaft schönen Bildungen der Griechischen Welt. — Das Symbol, in Beziehung auf die Religion, in welcher es doch größtentheils als deutungsvoll erscheint, wenn es gleich hier nicht immer von einem ganzen Volke begriffen wird, dem die Sinnbilder als Auslegung gelten, ist auch Geheimniß, zu dem nicht immer der Schlüssel zur Auflösung vorhanden ist, welcher im Laufe der Zeit, seit der Schaffung des Symbols, verloren gegangen ist, und so ist die durch das Symbol mitgetheilte Idee ein Geheimniß geworden, das nur durch Combinationen, die aus den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen jener Zeiten geschöpft werden können, zu entschließen ist. Es ist auch sehr möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß in der Religion der alten heidnischen Völker, oder vielmehr derjenigen Völker, die sich mit dem Bilderdienste und der Vielgötterey beschäftigten, die Symbole nicht immer vom Volke in ihrer ganzen Ausdehnung verstanden worden sind, und die Auslegungen nur den Priestern oblagen, die solches denn auch nach ihren Absichten und den Absichten des Staates thaten. Die ur-

sprüngliche Idee des Symbols blieb daher unverändert, nur waren die Auslegungen desselben sehr verschieden, und mußten es auch seyn, da es an vollständigen Commentaren fehlte. Daher geschah es auch in spätern Zeiten und geschieht es auch noch jetzt, daß man in den alten aufgefundenen Denkmälern der Art etwas tief Gedachtes sucht; und die scharfsinnigsten Philosophemen und die tiefgefühltesten Dichtungen darin zu entschleiern sich bemühet, wovon sich die Alten nichts haben träumen lassen. Ein Schriftsteller sagt von den Symbolen in der heidnischen Volksreligion: „Es ist ein Ausdruck des Göttlichen, der allein von den Erleuchteten in seiner Unmittelbarkeit und vollständigen Tiefe aufgefaßt, dem Volke, das vielleicht selbst die ursprüngliche Bedeutung verloren hat, erst gedeutet, enthüllt werden mag.“ — Derselbe Schriftsteller sagt ferner: „Je mehr eine Religion noch in den Schranken der erscheinenden Welt befangen ist, je mehr ihre Lehren, Lehren der Natur sind, desto reicher an Symbolen, desto symbolischer wird sie selbst seyn, während jede Offenbarungsreligion, deren Lehren unmittelbarer zu innerer schlechthin geistiger Anschauung gebracht werden, und selbst Ideen enthalten, die über den Kreis der Naturanschauung hinausliegen, nothwendig an Symbolen ärmer seyn muß. Ihre Symbole gehen auch alle mehr aus einem bewußten Bilde derselben hervor, erst aus der innern zur äußern Anschauung, Objektivirung über, und können, in wie fern hier die reine Idee früher seyn muß, als das Bild, und dieses erst durch Enthüllung jener sein Verständniß gewinnt, mehr conventionelle Symbole heißen. Damit sie jedoch nicht bloße Allegorien seyen, müssen sie selbst ein eigentlicher und gleichsam unmittelbarer, ohne künstliche Deutung der Idee, selbst objektivirender Ausdruck der Idee seyn. Daher ist das Heidenthum an Symbolen so viel reicher, als das Judenthum und Christenthum, in denen nicht durch äußere, sondern durch innere, durch

die Offenbarung selbst gewirkte, schlechthin geistige Anschauung das Finden der Idee vermittelt ist. Da aber das Göttliche an sich, seinem Wesen nach, in seiner ganzen Tiefe und Klarheit, sich nicht in ein Symbol vollständig befassen läßt, so sind alle Symbole nur besondere Ausdrücke, besondere Ideen und Offenbarungsweisen des Göttlichen selbst, und je mehr dasselbe nur in den Besondernheiten der Natur aufgefaßt, und die erscheinende Welt selbst vergöttert wird, um so reicher und mannigfaltiger wird auch von dieser Seite die Symbolisirung seyn. So sind nun alle die besondern Götterbildungen, in welchen das Heidenthum die besondern, in der Natur offenbarten Ideen des Göttlichen darstellte und anschaute, Symbole eben dieser Ideen, und in dieser Hinsicht wahre Sinnbilder. — Symbole sind aber auch die Zeichen, durch welche die Gottheit ihren Willen, oder ein künftiges Ereigniß, überhaupt die Zukunft zu erkennen giebt, insbesondere Alles, worin die Gottheit sich offenbart. Solche Zeichen und Vorzeichen können wirkliche bedeutungsvolle Erscheinungen, besondere Aeußerungen der Naturkräfte, oder auch Stimmen, prophetische Worte seyn, die dann eben sowohl, als die Orakelsprüche, als geheimnißvolle, sinnreiche Kundgebungen des Willens der Gottheit und des Schicksals genannt werden. Das Sententiöse, das den Orakelsprüchen eigen ist, erscheint auch in den Priesterworten, ihren symbolischen Lehren, die dann mit gleichem Rechte Symbole genannt werden, eigentliche Sinnsprüche sind, von welchen als Erklärungen des göttlichen Willens, die man sich besonders als herrschenden Lebensgrundsatz einprägt, auch die sogenannten Wahlsprüche nicht verschieden sind.“ — Was die Wahlsprüche angeht, so sehe man dieselben unter Sprache (Hof-), Th. 160, nach. In den Griechischen Mysterien hat der Ausdruck Symbol gleichfalls seine besondere Anwendung gefunden, die alle ihre geheimniß-

vollen Lehren als Früchte einer tiefeindringenden Naturweisheit in Sinnbilder und Sinnsprüche kleideten, nicht bloß um den Ungeweiheten den Zugang zu dieser Weisheit zu verschließen, sondern auch diese selbst in den ausdruckreichsten Bildern zur Anschauung zu bringen. Da nun die Eingeweiheten durch Zeichen oder Worte, welche den Mysterien eigenthümlich waren, und die Kunde ihres geheimnißvollen Sinnes, also die Einweihung selbst voraussetzten, so hießen solche Erkennungszeichen ebenfalls Symbole. In wiefern aber der Gebrauch dieser Erkennungszeichen auch an die heilige Verpflichtung mahnt, die der Geweihete bei seiner Einweihung übernahm, besonders auf Verschwiegenheit und ein den Mysterienlehren entsprechendes Leben hinweiset, so wird auch die feierliche Verpflichtung, das Gelübde, das man Gott oder einem Menschen, irgend einer Gemeinschaft gelobt, Symbolon genannt, welches daher auch von dem Soldateneide gilt, so wie von dem Losungsworte, dem Zeichen, an welchem in Friedenszeiten in den großen Städten sich die Patrouillen und Ronden den Wachen zu erkennen geben; in Kriegszeiten geschieht es ebenfalls, damit sich die Streiter oder Krieger eines Heeres unter einander erkennen können; dann auch, was durch die Losung den Feinden unverständlich, den verbündeten Kriegern kund gethan werden sollte. — Auch die Freymäurer haben ihre Symbole oder geheimnißvollen Zeichen bei ihren Arbeiten, wodurch sie sich verständlich machen; auch ihre Erkennungszeichen, wenn sie irgendwo in öffentlicher Gesellschaft unter Laien zusammentreffen, ohne sich zu kennen, und nur auf eine Vermuthung, eine Aeußerung, sie sich dieses Zeichen durch die Hand oder auf irgend eine Weise zur Erkennung geben. Auch Marken sind Symbole oder Merkzeichen, durch welche sich verbundene Freunde untereinander zu erkennen geben, oder die man als Unterpfand irgend eines Vertrages oder einer

übernommenen Verbindlichkeit abgab und einlöſete. Ueberhaupt jedes Zeichen oder Merkmal, worauf etwas beruhet, was nicht Jeder wiſſen darf und ſoll, welches nur gewiſſen Perſonen verſtändlich iſt, kann man als ein Symbol anſehen. Dieſe Bedeutungen, Zeichen und Bilder, die ſich aus dem Worte Symbol ergeben, waren alle ſchon bei den Alten vor Chriſti Geburt im Gebrauche, wie ſolches auch ſchon unter Sinnbild, Th. 154, angeführt worden. Chaldäer und Aegyptier waren wohl die erſten uns bekannten Völker, welche ſich mit Zeichen und deren Deutungen abgaben, und hierzu lieh ihnen Sonne und Mond, der geſtirnte Himmel, und eine freundliche Umgebung in der ihnen näher ſtehenden Natur die Zeichen oder Symbole. Man beobachtete den Lauf der Sonne, und gab Achtung auf ihre verſchiedenen Stellungen, und deshalb theilte man die Sterne, unter welchen man die Sonne auf- und abſteigen ſah, in zwölf gleiche Theile, weil man beobachtet hatte, daß dieſelbe in der Zeit einmal durchlief, in welcher der Mond ungefähr zwölfmal herum kam. Dieſe zwölf Zeichen, größtentheils Thiergeſtalten darſtellend, daher der Name Thierkreis, erhielten ihren Namen von den Sternbildern, denen die Sonne vor beinahe zweitauſend Jahren nahe war. Dieſe Zeichen waren nun Symbole, und hatten Beziehung auf die Verrichtungen oder Gewerbe der Menſchen. Dieſe Symbole wurden nun verſchiedentlich ausgedeutet: daß ſie ſich aber auf ein anderes Klima beziehen, als das unſrige, gewahrt man aus dieſen Symbolen, jedoch geht auch daraus hervor, daß ſie nicht in Aegypten erfunden worden, ſondern in Aſien, und hier in Chaldäa. Dieſe zwölf ſymboliſchen Zeichen, welche die zwölf Theile ſowohl des Jahres, als des Himmels andeuten, hatten damals einen ſehr großen Nutzen, weil man nach denſelben den Anfang zur Saat, zur Fiſcherey, zur Weidung des Viehs, zur Heu- und Getreideerndte, zur Jagd und

zu allen andern Beschäftigungen damaliger Zeit machen konnte; da sie dem Gedächtnisse sehr sinnliche Figuren darstellten, und deshalb zeichnete man sie auf Schiefer oder andere Steine, um sie bequemer im Gebrauche zu haben. Die ersten Zeichnungen davon waren sehr unvollkommen, und nur ungestaltete linienförmige Umrisse. Diese Tafeln wurden nun öffentlich aufgestellt, um dem Volke die Zeit der verschiedenen Arbeiten nach der fortrückenden Jahreszeit anzukündigen oder vielmehr anzuzeigen, da man es mit den Bildern bekannt machte, und hieraus hat sich die Symbolistik in ihrer ganzen Ausdehnung bei allen bekannten und kultivirten Völkern gebildet. — Daß die christliche Kirche auch diesen Symbolen huldigen würde, konnte man wohl erwarten, da sie zu einer Zeit ihre Entstehung nahm, wo die Symbole in voller Bedeutung in den Mysterien des Kultus der heidnischen Völker in Ansehen standen. Es war daher ein heiliger Sinn mit den Worten schon verbunden, und so sehr auch die ersten Christen dem Heidenthume abgeneigt waren, und es verschmäheten, etwas aus demselben in ihre Kirche aufzunehmen, so nahmen sie doch die Symbole auf, weil ihnen diese passend auch zu ihren Mysterien erschienen, auch Christus dazu selbst Veranlassung gab, indem er seine Lehren in Gleichnisse hüllte, theils um dadurch den erhabenen Sinn den ihn verfolgenden Heiden zu verbergen, damit sich daraus nicht eine Quelle seiner Verfolgung ziehen sollten, als seyen mit dieser göttlichen Lehre staatsgefährliche Grundsätze verbunden, theils blieben ihm bei diesen Verhüllungen die schönsten Gleichnisse seiner Lehre mit der Natur und den Beschäftigungen der Menschen übrig, die er den Erwählten oder dem gläubigen Volke dann so enthüllen konnte, als er es für gut fand. Wenn nun die Glieder der Mysterien sich durch ihre symbolischen, in Worte und Zeichen niedergelegten Geheimlehren als Auserwählte, besonders Geweihete darstellten, so

behandelten auch die Christen ihre symbolischen Lehren und Gebräuche als Erkennungs- und Vereinigungsmittel ihrer Gemeinschaft, und als Unterscheidungszeichen, die sie, als vom gesammten Heidenthume und Judenthume Ausgesonderte, als Höhergeweihete bezeichneten. Symbole nannten sie deshalb die Sakramente, als sichtbare Zeichen eines unsichtbaren Heils, und nicht nur Zeichen, sondern eigentliche Unterpfänder dieses Heils, und der in ihnen enthaltenen göttlichen Verheißungen und Gnadenwirkungen. In diesem Sinne heißen Taufe und Abendmahl, als die eigentlichen Sakramente, Symbole. Nicht minder kann man das Taufwasser, das Brod und den Wein im heiligen Abendmale so nennen, aber nicht bloß als Bilder, die nur einen geistigen Sinn bedeuten, sondern als Symbole im eigentlichen Sinne des Worts, welche als Unterpfänder der Deutung des Abendmahls in seiner ganzen Ausdehnung gedacht werden. — Der schon oben erwähnte Schriftsteller sagt hierüber: „Die Kirchenväter, die Brod und Wein im heiligen Abendmahle Symbole nennen, halten dabei die eigentliche und strenge Bedeutung des Wortes fest, und denken dabei nicht an die erst später aufgenommene Lehre, daß Brod und Wein nur bedeutungsvolle Zeichen und Bilder seyn sollen.“ Symbole sind dann auch noch alle christlichen Gebräuche, alle gottesdienstlichen Uebungen, in so fern sie eben nothwendige Ausdrücke der dadurch bezeichneten Idee seyn sollen; denn der gesammte christliche Ritus und alle Theile der Liturgie gründen sich auf die kirchliche Lehre, die sie objektiviren sollen, und sind Verkörperungen der besondern Lehren. Die Sakramente und Gebräuche sind dann auch Unterscheidungs- und Erkennungszeichen für Alle, welche daran Theil zu nehmen befugt sind, stellen diese als der christlichen Kirche angehörig, als Glieder der Gemeinschaft, als Eingeweihete dar, wie denn selbst der bloße Anblick der

Sakramente den Ungetauften nicht gestattet war. — Die Symbole, als eigentliche Sinnbilder, sind aber von den sogenannten Vorbildern, den Personen, Gebräuchen, Thatsachen des alten Testaments, die das neue Testament nicht bloß vorbedeuten, sondern in den einzelnen Lehren und Thatsachen desselben erst erfüllt werden sollen, unterschieden. Solche Vorbilder heißen Typen, nicht Symbole. Dann hat die christliche Kirche noch besondere bedeutungsvolle Zeichen, die Symbole im eigentlichen Sinne sind, wie das Zeichen des Kreuzes, die Maria mit dem Jesuskinde, das Lamm ꝛc. Hier unterscheiden sich wieder die Symbole von den Attributen, durch welche die Künstler Evangelisten, Apostel, Heilige in ihren Darstellungen unterschieden. Die Attribute bleiben zwar den damit bezeichneten Personen eigenthümlich, sie sind aber keine eigentlichen Symbole; diese heißen daher in der christlichen Kirche jene in kurzen Formen ausgedrückten Lehren, die von allen Christen anerkannt werden. Es sind daher jene Bekenntnisse oder Confessionen, welche den Hauptbegriff aller christlichen Lehren, als die gemeinsame Ueberzeugung aller Glieder der kirchlichen Gemeinschaft in wenigen, einfachen, aber bestimmten Worten aussprechen. Auch sie sollen sichtbare Zeichen seyn, Zeichen des innern Glaubens, der die Christen geistig verbindet; ein sichtbares Band Aller, die sich darauf verpflichten; ein unterscheidendes Merkmal, das allein diesen Verbundenen eigen ist; eine Grundregel, die den entsprechendsten und eigentlichsten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Christenthums, als Kirchenlehre enthaltend, Richtschnur für die fortschreitende religiöse Erkenntniß aller Gläubigen, Lehrvorschrift für alle Lehrer der Kirche seyn sollen. Die heilige Schrift bleibt zwar der wahre Grund und die höchste Richtschnur des Glaubens und der Lehre, die symbolischen Bekenntnisse sollen aber als der klare Ausdruck der einmüthigen Ueberzeugung Aller von den

Hauptwahrheiten des Christenthums, und nur den reinen Inhalt der Schrift selbst in einer kurzen Uebersicht enthalten; die Wahrheiten, welche als Schriftlehre nothwendig anerkannt werden mußten, feststellen, und die Willkühr der Schrifterklärung, wie eigenmächtige Aenderungen in der Schriftlehre verhüten. Die Symbole werden dem Ansehen der heiligen Schrift keinesweges gleichgestellt, auch wird der Gebrauch der Letztern, um jener willen, keinem Gläubigen versagt, weil sie aber wirklich die Schrift enthalten und mit der Schrift vollkommen übereinstimmen, so wird gefordert, daß Alle, die der Gemeinschaft in der That und Wahrheit angehören wollen, sich auf dieselben verpflichten. Es soll damit aber kein Gewissenszwang eingeführt, die christliche Freiheit nicht gekränkt werden, indem es Jedem, der jene Uebereinstimmung der kirchlichen Symbole mit der heiligen Schrift nicht anerkennt, freisteht, von der Gemeinschaft sich zu trennen, der christliche Lehrer aber, da ihm nicht unbedingt anheim gestellt werden darf, was er lehren will, sich dem kirchlichen Lehramte daher entziehen muß. — Was die symbolischen Bücher anbetrifft, so wurden schon in der frühesten christlichen Kirche Symbole als kirchliche Bekenntnisse aufgestellt, zunächst Taufbekenntnisse, die, weil sie in wenigen einfachen Worten den Glauben, der selbst in der Taufformel ausgedrückt wird, aussprechen sollten, dieser gemäß nur den Glauben an Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist enthielten. Im Laufe der Zeit, als mannigfache Deutungen, Erklärungen und Bestimmungen jener Grundlage des Christenglaubens erschienen, erweiterten sich auch die Symbole, indem sie gegen einbrechende Irrlehren den reinen Kirchenglauben verwahren, und darum Alles ablehnen wollten, was demselben entgegen war. Alle Erweiterungen und weiteren Erörterungen der Symbole gingen zunächst aus dem Kampfe mit Irrlehren und den Philosophemen einiger, vielleicht scharfsinni-

ger Denker hervor, die ihre Lehre der Schrift- oder Kirchenlehre entgegenstellten, oder sie doch mannigfach in der weitern Erläuterung gefährdeten. Die christlichen Lehrer bekämpften diese Irrlehren dadurch, daß sie ihnen immer neue Bekenntnisse entgegenstellten, welche selbst die Richtschnur für alle Bibelerklärung seyn sollten, dergestalt, daß Letztere nie als ächt anerkannt würde, wenn sie nicht mit den von der ganzen Gemeinde einmüthig anerkannten Grundwahrheiten übereinstimmte. Es konnte nun nicht fehlen, daß gerade diese Erweiterungen der ersten Symbole und genauere Bestimmungen der Kirchenlehre in ihren einzelnen Theilen immer neuen Widerspruch erregten, neue Behauptungen, die den kirchlichen Erklärungen sich entgegenstellten, veranlaßte, und daher die Kirchenlehrer selbst genöthiget wurden, die öffentlichen Bekenntnisse noch mehr zu erweitern. So wurden die Symbole immer mehr theologische Erörterungen, und indem sie von ihrem ursprünglichen Charakter, ihrer gehaltvollen Einfachheit, doch nicht von der eigentlichen Grundlehre sich entfernten, ausführliche Schriften wurden, die zwar noch die Bedeutung und Kraft der Symbole haben sollten, dieses aber doch nicht mehr im eigentlichen Sinne waren, und daher später symbolische Bücher genannt wurden. Dieses sind nun jene öffentlichen Glaubensbekenntnisse, welche die Erklärung der Ueberzeugung der kirchlichen Gemeinschaft von den Glaubenswahrheiten, die Unterscheidungslehren, welche die Gemeinschaft selbst von allen Andersdenkenden, und von allen andern Religionsparthеyen unterschieden, in ihre Eigenthümlichkeit darstellen, enthalten, und ein äußerer Vereinigungspunkt der Glieder jeder Gemeinschaft seyn sollen. Dergleichen Bekenntnißschriften wurden theils von Kirchenversammlungen (Synoden oder Concilien genannt), in welchen sich eine große Zahl von christlichen Kirchenlehrern zur Steuerung eingerissener Unordnungen in

kirchlichen Verhältnissen, zur Bestreitung von Ketzern, und zur Bewahrung und weitern Feststellung der Kirchenlehre vereinigten, oder auch von Einzelnen, die entweder eine Irrlehre ablehnen, oder sich selbst gegen den Verdacht einer Ketzerey rechtfertigen, und darum ihre Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre und den Aussprüchen rechtgläubiger Synoden bezeugen wollten, zu verschiedenen Zeiten aufgestellt; Letztere erhielten aber nur dann symbolisches Ansehen, wenn sie von einer größeren, einer sogenannten allgemeinen (ökumenischen) Synode gebilliget und bestätiget, von der Kirche selbst als Ausdruck ihrer Ueberzeugung angenommen, und dadurch den schon vorhandenen Bekenntnissen gleich gestellt wurden. Es giebt drei ältere Symbole, die von allen Hauptpartheien der christlichen Kirche, als Darstellungen der gemeinsamen Ueberzeugung, als die Grundwahrheiten des Christenthumes enthaltend, angenommen, und ihren symbolischen Büchern einverleibt sind. 1) Das sogenannte Apostolische Symbolum, das zwar nicht von den Aposteln selbst niedergeschrieben, aber schon in der apostolischen Kirche, zunächst als Taufbekenntniß vorhanden, in den ältesten Christengemeinden in Europa, Asien und Afrika fast wörtlich gleichlautend, dem Inhalte nach völlig gleich aufbewahrt ward. Die drei Kirchen, die Römische, die Griechische und die Evangelische, schätzen dasselbe bis auf die neueste Zeit als den einfachsten und treuesten Ausdruck der Hauptwahrheiten des Christenthums, und vereinigen sich daher in demselben zu einer Ueberzeugung. Die Römische Kirche wich nur darin von der Griechischen bei diesem Symbolum ab, daß jene in dem Bekenntnisse des heiligen Geistes, zu dem Satze: „daß er ausgehe vom Vater" später hinzusetzte: „und vom Sohne (filioque)", welchen Zusatz die Griechische Kirche lange nicht annehmen wollte, die Evangelische aber wirklich angenommen hat. — 2) Das Nicäisch-Konstantinopolitani-

sche auf der ökumenischen Synode zu Nicäa im Jahre 325 von den versammelten Vätern zur Ablehnung der Arianischen Ketzerey abgefaßt, und auf der ökumenischen Synode zu Konstantinopel vom Jahre 381 mit einigen Erweiterungen feierlichst bestätiget und bekannt gemacht. Dieses ist schon viel weitläuftiger, mit mehreren neuen Bestimmungen versehen, als das apostolische, eben weil jene Synoden die Kirchenlehre, gegen die schon weit verbreiteten Ketzereyen feststellen und vertheidigen wollten. — 3) Das Athanasische Symbolum Quicunque (nach dem Anfangsworte) genannt. Es hat den Namen des Kirchenvaters Athanasius (im vierten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung), jedoch ist es sehr zweifelhaft, ob derselbe es wirklich verfaßt habe. Es war anfangs nur in Lateinischer Sprache vorhanden, richtet sich besonders gegen den Arianismus, und hieß schon im fünften Jahrhunderte das Athanasische. Ungeachtet der Verfasser nicht nachgewiesen werden kann, ist es doch um seines Inhalts willen von der christlichen Kirche angenommen, wiederholt bestätiget, und zu einem Symbolum der Kirche erhoben worden. — Außer diesen ältesten nnd allgemeinen Symbolen haben die Römische und Griechische Kirche noch eine Menge anderer angenommen, die aber weniger eigentliche Symbole sind, und nur symbolische Auctorität erhalten haben. So die Schlüsse aller Rechtgläubigen, zumal ökumenischen Synoden, die Schriften der ältesten katholischen Kirchenlehrer, der sogenannten Kirchenväter, die Dekrete und Dekretale der Römischen Bischöfe, in so fern sie sich auf die Lehre beziehen. Die Griechische Kirche erkennt diese Letzten nicht an, und unterscheidet sich von der Römischen auch dadurch, daß sie die Schlüsse einiger Concilien annimmt, die jene verwirft. Die Römische Kirche sah sich aber durch die Reformation veranlaßt, ihren Lehrbegriff, wie alle kirchlichen Verhältnisse, von Neuem festzustellen, und in dieser Absicht ward seit

dem Jahre 1545 das Concilium zu Trident gehalten, welches nach mehreren, oft lange dauernden Unterbrechungen erst 1562 endete. Die Schlüsse dieses Conciliums stellten den Lehrbegriff der katholischen Kirche als unveränderlich fest, wurden aber nie von allen katholischen Ländern förmlich angenommen; doch sind sie unter dem Titel: Canones et Decreta oecum. et gener. concil. Trident., oder als das eigentliche Symbolum, ein zusammenhängender Auszug aus sämmtlichen Schlüssen forma professionis fidei catholicae auf Anordnung Pius des Vierten 1564, und nachher öfters gedruckt worden. Dazu kam noch der Catechismus ex decreto Conc. Trid. ad Parochos, auf Befehl Pius des Fünften 1567 gedruckt, und als allgemeine Lehrnorm bekannt gemacht. Beide symbolische Bücher, denen die Römische Kirche gleiches Ansehen mit den sämmtlichen frühern beimißt, sprechen das noch herrschende Lehrsystem dieser Kirche vollständig aus, und andere Verordnungen, die aus demselben Concile hervorgingen, ordneten zugleich und bestimmten von Neuem die gottesdienstlichen Gebräuche und alle Verhältnisse der mit dem Römischen Stuhle verbundenen Gemeinden. — Die Griechische Kirche, welche seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken (1453) und die damit verbundene Auflösung des alten Griechischen Römerrechts, viel von ihrem ehemaligen Glanze und Ansehen verlor, aber in dem Patriarchen von Konstantinopel noch immer einen äußeren, doch nicht so mächtigen und einflußreichen Mittelpunkt, wie der Römische Stuhl für die abendländische katholische Kirche war, behielt, bewahrte ihren alten Glauben, mit den älteren Symbolen, obgleich das Verständniß derselben immer dürftiger ward, und mehrere von ihren angesehensten Geistlichen und Bischöfen neigten sich immer mehr der Römischen Kirche zu, die eine Vereinigung mit der Griechischen, mehr eine Unterwerfung derselben zu versuchen nie ab-

ließ, und es entstand daher der lange Kampf der lateinisirenden und der strengaltgläubigen Griechen, welche Letzteren ihre Unterscheidungslehren, denen gemäß sie das Ausgehen des heiligen Geistes vom Sohne, das Fegefeuer und die Seelenmessen im Römischen Sinne, das Primat des Pabstes, und das ungesäuerte Brod im Abendmahle verwarfen, die Priesterehe aber für den größern Theil des Klerus, den Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderley Gestalt, und das strengere Fasten forderten, nie aufgaben. Die lateinisirenden Griechen, die sich in Rom unterwarfen, wofür ihnen das Abendmahl unter beiderley Gestalt ꝛc. gelassen wurde, haben nachher mehrere neue Glaubensbekenntnisse aufgestellt, die aber nie allgemeine symbolische Auctorität in der Griechischen Kirche erhielten. Eben so hatten die alten schismatischen Partheien, die in dieser Kirche fortdauerten, die Nestorianer und Eutychianer ꝛc., ihre besonderen Bekenntnißschriften, die für sie wahre Symbole sind. Diesen stellt die rechtgläubige Griechische Kirche, theils ältere, theils neuere Bekenntnisse entgegen, unter welchen das merkwürdigste und wichtigste jenes ist, welches Petrus Mogilas, der Metropolit von Kiew zunächst für die Russisch-Katholische Kirche entwarf, und welches 1643 auf einer Synode zu Konstantinopel gebilliget, mehrere Male bestätiget, und zum Symbolum der Griechischen Kirche erhoben ward. In demselben ist mit den übrigen Unterscheidungslehren zwar das heilige Abendmahl unter beiderley Gestalt (Communio sub utraque specie) beibehalten, aber die Römische Verwandlungslehre (Transsubstantiation), in Beziehung auf das Abendmahl etwas strenger, als sonst in der Griechischen Kirche geschah, angenommen. Die Russische Kirche hat, seitdem sie in dem Patriarchen zu Moskow ein nationales Oberhaupt erhielt (1589) einige eigenthümliche, doch nicht bedeutend von der übrigen Griechischen Kirche abweichende Anordnun-

gen, weniger in der Lehre, als in dem Ritus erhalten. — Die Evangelische Kirche, die bei ihrem ersten Entstehen (1517) gar nicht die Absicht hatte, sich als besondere Kirchengemeinde festzustellen, sondern nur die entartete Verfassung der katholischen Kirche zu ihrer ersten Reinheit zurückzuführen, die alte Kirche wieder herzustellen, hatte nicht sogleich das Bedürfniß, besondere neue Bekenntnißschriften bekannt zu machen, sondern hielt sich fest an die ältesten katholischen Symbole, um dadurch zu beweisen, daß sie mit der alten katholischen Kirche völlig übereinstimme; sie behielt daher bis auf die neuesten Zeiten das sogenannte apostolische, das Nicänisch-Konstantinopolitanische und Athanasische Symbolum bei, und verwarf nur diejenigen spätern symbolischen Bücher der katholischen Kirche, die eigenmächtige, in der Schrift selbst nicht begründete, oder doch durch eine richtige Erklärung der Schrift nicht zu erhärtende Erweiterungen und Abänderungen jener ältesten aufstellten; nur erst als sie sich von Rom und dem Pabste völlig absonderte, verfaßte Melanchton das evangelische Bekenntniß, welches in Deutscher und Lateinischer Sprache am 25. Juny 1530 Namens der evangelischen Fürsten, Theologen und Gemeinden dem Kaiser und versammelten Reichstag zu Augsburg übergeben, die Augsburger Confession genannt wurde, und später als das erste symbolische Buch der evangelischen Kirche angenommen ward. Gegen eine von den Katholiken verfaßte, dem Kaiser ebenfalls übergebene Widerlegungsschrift dieser Confession vertheidigte Melanchton dieselbe in der berühmten Apologie, die ebenfalls den symbolischen Büchern einverleibt, doch nur als eine nöthige Erklärungsschrift der Confession selbst, mit dieser als Eins, nicht als ein besonderes Buch gezählt worden ist. Gleich nach dem Reichstage 1530 erschien die Confession gedruckt; in spätern Drucken, von den Jahren 1531 – 40, hat Melanchton

Manches geändert, und besonders in der Ausgabe von 1540 im Artikel vom Abendmahle, um einen Frieden mit den Reformirten möglich zu machen, eine bedeutende, von der evangelischen Gemeinde aber nie gebilligte Abänderung gemacht, worauf sich der Unterschied der geänderten und ungeänderten Augsburger Confession gründet, welche Letztere, als die ächte und von Allen gebilligte, allein symbolisches Ansehen in der Kirche hat. Nächst der Augsburger Confession gehören zu den symbolischen Büchern der Evangelischen noch die sogenannten Schmalkaldischen Artikel und der große und kleine Katechismus Luthers, beide 1529 in Deutscher Sprache erschienen; dann die Torgauer Artikel, die Schwäbisch-Sächsische Concordie, das Torgauer Buch, das Bergische Buch oder die Concordienformel. Bei den Reformirten erschienen die Confessio Tetrapolitana; dann die Confessio Helvetica s. Basileensis, der Consensus Tigurinus, die Formula Consensus Helvetici in 26 Artikeln, und der Pfälzer und der Heidelberger Katechismus, und wurden zu ihren symbolischen Schriften angenommen. Die Pfälzer reformirte Gemeinde hat das Corpus doctrinae Melanchthonis oder Philippicum als ihr symbolisches Buch anerkannt; dann haben die Deutsch-Reformirten auch noch das Glaubensbekenntniß Johann Siegismund's von Brandenburg, das zuerst 1613 und 1614, und dann öfter, aber fast immer verändert erschien, als symbolisch angenommen. In England erschienen schon im Jahre 1551 die 42 Artikel der Englischen Kirche, und wurden 1562 auf 32 Artikel zurückgebracht, und etwas verändert als das Symbolum der Englischen Episkopale feierlich aufgestellt. Es ist eine Mischung Lutherischer und Zwinglischer Lehre, in den Unterscheidungspunkten mehr der reformirten Kirche, doch nicht dem Kalvinismus huldigend. Die Schott-

ländische Confession vom Jahre 1560 hat etwas mehr von Calvins Meinungen, doch nicht in der ganzen Strenge angenommen. Ein großer Theil der Schottischen Evangelisten hat sich später für die Lehre der Presbyterianer erklärt. Diese, welche sich in ihren Meinungen, besonders vom Kirchenregimente, von den Episkopalen unterscheiden, halten strenge die Schlüsse der Deutschen Synode, haben aber im Jahre 1646 auch ein eigenes Symbolum entworfen. So hat die reformirte Gemeinde fast in allen Ländern eigene Bekenntnißschriften, und kein durchaus allgemeines von Allen angenommenes symbolisches Buch. Auch die kleinen kirchlichen Partheyen: die Böhmischen und Mährischen Brüder, die Waldenser und Wiclefiten, die Mennoniten, Methodisten, selbst die Quäker (obgleich diese nicht lieben, sich durch Lehrformeln zu binden), die Remonstranten, die Antitrinitarier oder Unitarier und Socinianer haben ihre besondern öffentlichen Bekenntnißschriften, meist zu ihrer Selbstvertheidigung und zur Begründung ihrer Ansprüche auf Duldung und freie Religionsübung im Staate aufgesetzt, und nachher zum symbolischen Ansehen erhoben. Die Unitarier haben dabei meist die Form des sogenannten Apostolischen Symbolums beibehalten, ihm aber einen ganz andern Sinn untergelegt, den sie mit vielen beigefügten, aber nach ihrer Weise gedeuteten Schriftstellen zu beweisen suchten (s. den Art. Symbol im Conversationslexikon, Th. 9, 4te Aufl., nach, der bei diesem Artikel benutzt worden). — Unter Symbolik, als Kunst gedacht, ist die Kunst religiöse Ideen in entsprechenden Symbolen, es mögen solche nun Zeichen oder Worte seyn, darzustellen, daher die Kunst zu symbolisiren, als solche ist sie sowohl Sache des Lehrers und Priesters, als auch des eigentlichen Künstlers, und läßt sich eben sowohl, als jede andere Kunst, auf festbestimmte Gesetze und Re-

geln gründen, die nicht bloß historisch entlehnt, sondern auch philosophisch abgeleitet und construirt werden können.

Symbolik, s. den vorhergehenden Artikel.

Symbolisch, Bei- und Nebenwort, aus dem Lateinischen symbolicus. 1. Von Symbolum, ein sinnliches oder bildliches Erkenntnißzeichen eines andern ähnlichen Dinges, da man alles dasjenige symbolisch nennen kann, was ein anderes Ding vermittelst einiger Aehnlichkeit abbildet oder bezeichnet. In engerem Verstande ist symbolisch, was uns eine unkörperliche Sache unter einem sinnlichen Bilde vorstellt. Die symbolische Erkenntniß, von welcher Art eigentlich unsere ganze Erkenntniß ist, besonders in so fern sie auf Worten beruhet, indem jedes Wort ein sinnliches Bild enthält. Im engeren Verstande unterscheidet man die symbolische Erkenntniß, oder die Erkenntniß durch Worte von der anschauenden. — 2. Von Symbolum, ein Glaubensbekenntniß, ist symbolisch, was dazu gehört, in demselben gegründet. Die symbolischen Bücher, diejenigen Bücher und Schriften, welche das Glaubensbekenntniß einer Kirche ausmachen.

Symmetrie, Griechisch und Lateinisch Symmetria; Ebenmaaß, die gehörige Uebereinstimmung oder das gehörige Verhältniß der Theile eines Gegenstandes zu einander selbst, als auch gegen das Ganze in Hinsicht auf Maaß und Zahl. In Hinsicht des Letztern kommt hier mehr das Quantitative in der Schönheit in Betrachtung, welches aber von dem Ausdrucke der Idee, als dem Qualitativen, unzertrennlich ist. Sie kommt besonders an solchen Gegenständen der Natur und Kunst vor, welche man in zwei Hälften theilen kann, so z. B. findet man in der Natur am menschlichen und thierischen Körper, daß im regelmäßigen Zustande die gleichen oder ähnlichen Theile in jeder Hälfte die gleiche Stelle einnehmen, also Ebenmaaß oder Symmetrie vorhanden ist,

wie z. B. bei allen Theilen des menschlichen Körpers, die verschiedenen Theile des Kopfes, die Verhältnisse des Gesichts, vom Kinn bis zur Nase, von der Nasenspitze bis zu den Augen, von den Augen bis zu den Haaren der Stirnhöhe; so ist Ebenmaaß in dem Theile des Körpers vom Halse bis zum Geschöß, und von da bis zu den Füßen; dann in den Verhältnissen der Arme, Schenkel, Beine und Füße. Dann kommt die Symmetrie in der Bildhauer-, Maler- und Baukunst, in der Gartenkunst, kurz überall davor, wo ein gewisses Ebenmaaß in den verschiedenen Theilen beobachtet werden muß, z. B. in der Stellung und Gruppirung der Figuren; indessen darf man bei den bildenden Künsten nicht zu ängstlich das Ebenmaaß brauchen, besonders in der Landschaftsmalerey und in der Gartenkunst, weil sonst das Ganze schwer und mißfällig wird; denn ein ängstliches Streben nach einem gewissen Ebenmaaße, da, wo die Gegenstände der Kunst Freiheit verlangen, nicht eingeengt seyn wollen, kann nur nachtheilig auf das Auge wirken. Diese Symmetrie liegt daher mit im Auge des Schauenden und in dessen richtiger Bildung des Gefühls, daß er dieses Ebenmaaß überall, wo es an seinem Orte ist, herausfindet, er gleich unterscheidet, ob die Theile zu einander eine richtige Uebereinstimmung haben, da man doch nicht überall gleich den Maaßstab anlegen kann, und auch dieser oft nicht ausreicht, weil die Verhältnisse so fein und so versteckt liegen, daß nur das geübte und scharfe Auge sie auffinden kann. Hauptsächlich kommt die Symmetrie in der Baukunst vor; hier ist ihr eigentliches Element, wo sie in wirksamer Kraft auftritt und sich gleichsam sichtbar jedem Auge zeigt; denn hier kömmt es auf Dimensionen und geometrische Verhältnisse an, da diese Werke ihren Ort nicht verändern, sondern stehenbleibende Massen sind, die immer dasselbe Verhältniß, was man ihnen gab, behalten, also auch immer dem Auge in ihrer Form gegenwärtig bleiben, und nie

täuschen, wie dieses bei allen Verhältnissen der lebenden Natur ist, die eine wirksame Freiheit besitzen, sowohl in der Ausdehnung, als Zusammenziehung, wodurch sich der Augenpunkt alle Augenblicke verändern muß, und leicht getäuscht wird, dieses ist aber nicht bei feststehenden bleibenden Werken der Fall, die sich dem Auge immer so und nicht anders darstellen. Hier kann nun das Auge durch die regelmäßige Schönheit der Theile gefesselt werden; denn der Mangel und die Störung des ebenmäßigen Verhältnisses dieser Theile, ist der größte Verstoß, den ein Baukünstler, sowohl in architektonischer Beziehung, als auch in Beziehung auf die Aesthetik begehen kann, weil ein solcher Verstoß auch dem Laien in der Baukunst auffällt, und der Ausdruck Symmetrie, oder vielmehr das Gefühl für diesen Ausdruck, erst aus der geometrischen Architektur auf andere Gegenstände übergetragen worden ist, z. B. auf die Malerey und Bildhauerkunst, auf die Gartenkunst ꝛc. — Die Symmetrie bei oder an den Gebäuden, ist diejenige Eigenschaft derselben, vermöge welcher alle gleichnamige und ähnliche Theile eines Gebäudes von einer angenommenen Mittellinie gleich weit abstehen oder einerlei Abstand von einander haben. Diese Symmetrie theilt sich in die äußere und in die innere Symmetrie, und jene befindet sich auswendig, und diese im Innern von einem Gebäude. Wenn demnach an einem Gebäude die äußern gleichnamigen und ähnlichen Theile von der Mittellinie, die man sich der Höhe nach durch eine lange oder breite Seite eines Gebäudes denkt, gleich weit abstehen, und einerlei Abstand von einander haben, so ist das Gebäude äußerlich symmetrisch, und wenn innerhalb eines Gebäudes gleichfalls die gleichnamigen und ähnlichen Theile von der Mittellinie einer Wand, die man sich durch ihre Höhe vorstellt, die gedachte Eigenschaft haben, so ist das Gebäude auch innerhalb oder im Innern symmetrisch. Ein jedes Gebäude muß da-

her symmetrisch seyn, wenn es ansprechen, das Auge ergötzen, und überhaupt Ansprüche auf Schönheit machen soll; denn ein ebenmaaßloses Gebäude wird gewiß Niemanden befriedigen, der nur einigermaaßen Schönheitssinn in sich bewahrt. Kein Gebäude, selbst das einfachste (Stall und Scheuer) darf der Symmetrie entbehren, wenn es ansprechen und den Kenner befriedigen soll. Man gewahrt sehr häufig, daß man nur Schlösser, Palläste, öffentliche und andere sehr ansehnliche Privatgebäude symmetrisch bauet, bei den geringern Gebäuden, besonders bei den Scheuern und Stallungen aber alles Ebenmaaß verbannt, es gleichsam für unnütz erachtet; aber ganz mit Unrecht. Man bemerkt eine schlecht befolgte Symmetrie, oder vielmehr gar keine, bei den letztern Gebäuden zwar nicht so sehr, als bei den ersteren, worauf das Auge gleichsam hingezogen wird und lange verweilt; allein immer beleidiget solche Vernachläßigung das Auge des Kenners; denn auch einem Nichtkenner gefällt das geringste Gebäude, wenn es nach den Regeln der Symmetrie eingerichtet ist, und wenn er auch dieses Wort in seinem Leben noch nicht gehört hat, weil es einmal im Menschen sozusagen liegt, er gleichsam schon durch das Ebenmaaß am Menschen und den Thieren darauf hingeleitet wird, welches er von Jugend auf vor Augen hat, mithin beleidiget auch nichts mehr, als ein von allem Ebenmaaße entblößtes Gebäude. Der Baumeister muß sich nie verführen lassen, die Symmetrie eines Gebäudes, sowohl äußerlich, als im Innern, dem Zwecke desselben, oder andern Einflüssen nachzusetzen; er muß, wo es angeht, diese Letzteren mit der Ersteren zu verbinden suchen; es so einrichten, daß dieser nicht geschadet und doch die beabsichtigten Zwecke des Bauherrn erreicht werden, welches auch sehr gut angeht, da es hier Mittel genug giebt, Blößen zu verbergen; aber nie muß man sie aufgedeckt lassen. Es giebt Baumeister, welche die Symmetrie in den Fenstern,

Thüren und andern dergleichen Theilen der Gebäude, nach andern Gegenständen, die der Bauherr bei seinem Gewerbe beabsichtiget, einrichten; auch in den Zimmern eben so verfahren, indem sie die Symmetrie an den Fenstern, Thüren ꝛc. nach den Möbeln, die in ein Zimmer gebracht und darin aufgestellt werden sollen, oder auch wohl nach dem wenigern oder mehreren Lichte, welches in einem Zimmer oder in einer Kammer nöthig ist, oder auch nach den Beschäftigungen darin, einrichten, welches immer fehlerhaft ist; denn der Architekt muß nie von dem abgehen, was er seiner Kunst und dem Publikum schuldig ist. Er muß den Bauherrn zu vermögen suchen, wenn sich dessen gewünschte Einrichtungen durchaus nicht mit der Symmetrie des Gebäudes vertragen wollen, von seinem Plane in sofern abzustehen, damit sein Gebäude nicht an äußerer und innerer Schönheit verliert, welches auch schon darum nöthig ist, wenn ein solches Gebäude einmal verkauft werden soll, es nicht so leicht einen Käufer findet, wenn es regellos gebauet ist, da jeder Käufer die Kosten scheut, die er darauf verwenden muß, um es den Regeln der Baukunst entsprechend wieder abändern zu lassen. Ein symmetrisches Gebäude gefällt immer, und giebt keinen Anstoß beim Verkaufe, wohl aber ein Gebäude, welches dieser Schönheiten entbehrt und nur eine Einrichtung erhalten hat, die sich auf einzelne Beschäftigungen beziehet, aber nicht auf das Allgemeine paßt, selbst bei einem Umbaue oder bei Abänderungen; denn auch hier, wo ein Gebäude zu einer besonderen Beschäftigung eingerichtet ist, z. B. zu einer Fabrik, einer Manufaktur ꝛc., muß doch das Ganze immer so gehalten seyn, daß sich ein anderer Ausbau bei der Aufgebung der Fabrik oder des Geschäfts leicht bewerkstelligen läßt, weil es dem Gebäude nicht am Ebenmaaße sowohl im Ganzen, als in den einzelnen Theilen fehlt, wenn es gleich zu einem besondern Gewerbe eingerichtet worden ist. Man findet oft häufige und kaum

glaubliche Verstöße in Hinsicht der Symmetrie bei fast vollkommen symmetrischen Gebäuden, die meist nach der Phantasie des Eigenthümers entstanden sind, und dieses selbst bei Prachtgebäuden, Pallästen ꝛc.; dann um einen Zweck zu erreichen, ändert man die äußere schöne Form der Façade ab, bringt sie aus der Symmetrie, und verdirbt dadurch das Ganze; z. B. wenn man Portale, Thorwege oder Thüren vermauern und zu Zimmern mit Fenstern einrichten läßt, und dadurch die schöne Façade aus der Symmetrie bringt, indem man den einen Thorweg fortnimmt, der mit dem andern am Ende der Façade in richtiger Symmetrie stand, und wodurch nun auch die Fensterordnung im Parterre außer dem Ebenmaaße kommt. Auch Unterbauungen in Portalen und Thorwegen, um dadurch einen Entresol oder andere Verbindungen zu gewinnen oder zu bezwecken, stören das Ebenmaaß; eben so Verzierungen, wenn sie nicht gleichförmig angebracht sind, besonders über und unter den Fenstern. Wird ein Thorweg oder eine Hausthür in der Mitte des Gebäudes angelegt, so stimmen die Fenster zu beiden Seiten um so besser überein; legt man aber zwei Thorwege oder Hauptthüren bei einem Gebäude an, so müssen sie entweder zu beiden Enden der Façade angebracht seyn, so daß sie den Schluß der Façade im Parterre ausmachen, oder sie werden so gestellt, daß sie dahinter noch ein Fenster behalten, welches einfenstrige isolirt liegende Zimmer dann zur Wohnung des Portiers und zu andern Zwecken benutzt werden kann; es versteht sich, daß dieses Zimmer bei beiden Thorwegen seyn muß, der Symmetrie wegen. Sehr lange Gebäude verlieren am Ansehen, da eine ebene, zu sehr ausgedehnte Fläche das Auge ermüdet, deshalb giebt man dergleichen Gebäuden risalit, das heißt, sie werden entweder in der Mitte oder an den beiden Enden oder Ecken herausgerückt, oder erhalten einen Vorsprung, wodurch das Ganze gleich gewinnt und sich dem

Auge schön darstellt, und dieses macht wiederum die Symmetrie, die man bei dem Herausrücken beobachtet. Dieses kann man auch noch bei den Fenstern und Thüren thun, indem man sie darnach verziert, daß sie sich vor den übrigen auszeichnen, und den Vorsprung verzieren. Es ist daher eine wesentliche Regel in der Baukunst, daß sowohl die Haupttheile, wie auch die Verzierungen eines Gebäudes, sich auf beiden Seiten gleichen, wie also die eine Hälfte sich zeigt, so muß sich auch die andere zeigen, wenn ein Gebäude schön genannt werden soll. Wenn ein Gebäude in der Mitte risalit erhält, es also in der Mitte einen Vorsprung hat, so kann dieser besonders verziert werden; er kann einen Portikus, einen Balkon, Bildsäulen oder Vasen auf der Attika oder dem Hauptgesimse erhalten, und auch die Fenster können sich in ihrer Verzierung vor denen der außer dem Risalit liegenden beiden Seitenfaçaden auszeichnen. Die Ausrückung geschieht nach der Größe oder Länge des Gebäudes, mit einem oder mit drei Fenstern, das heißt, in der Mitte ist der Thorweg, und zu beiden Seiten desselben ein Fenster, also in dem zweiten Stockwerke über dem Parterre drei Fenster. Bei einem Fenster liegt der Thorweg in dem Parterre, und die andern Stockwerke haben ein Zimmer oder einen Entree mit einem Fenster; werden die beiden Enden des Gebäudes aus- oder vorgerückt, und in demselben Verhältnisse, wie in der Mitte, mit drei oder einem Fenster, so kann das Parterre in der Ausrückung oder dem Risalite die Fenster behalten. Wenn in der Mitte des Gebäudes ein Thorweg ist, oder jede Ausrückung erhält an den Ecken einen Thorweg, so behält die eingerückte Façade bloß Fenster. Bekommen hier die Ausrückungen Verzierungen, so muß die ganze Façade dieselben Verzierungen erhalten, weil sonst das Schönheitsgefühl nicht befriediget werden würde. Bekommt die Mitte einen Fronton oder Peristil, so wird dieser mit den vorgerückten Ecken gleich verziert,

um eine Uebereinstimmung des Gebäudes zu haben, wie man sie bei dem menschlichen Körper in allen Theilen so schön findet, der also immer zur Richtschnur oder zum Vorbilde bei Allem dienen kann, wo es auf Ebenmaaß und Schönheit ankommt. Daß man die Symmetrie sowohl im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen eines Gebäudes beobachtet, liegt darin, daß man sowohl in der Ferne, als auch in der Nähe eine gleiche schöne Ansicht des Gebäudes behält, es denselben Eindruck macht, so nahe, wie fern. Die Symmetrie gehört zur gewöhnlichen bürgerlichen Baukunst, weil ein jedes Gebäude, ohne Unterschied, regelrecht seyn, also auch Ebenmaaß besitzen muß. Sie macht auch vorzüglich einen Theil des Prachtbaues aus, weil hier die Verzierungen des Gebäudes gleichfalls symmetrisch geordnet seyn müssen, und hierzu nicht nur ein gutes Studium der alten Baukünstler gehört, sondern auch viel Geschmack im Anordnen der Verzierungen, wenn man hier gleich auch nach Regeln verfährt, welche die schöne Baukunst vorschreibt. Symmetrie ist mit Eurythmie gleichbedeutend, die Aehnlichkeit der Seiten bei einem unähnlichen mittlern Theile anzuzeigen; daher auch symmetrisch, diesem Verhältnisse gemäß.

Auch in der Musik kommt die Symmetrie oder Eurythmie vor. Es giebt hier zweierley Ebenmaaße, das mathematische und das ästhetische. Bei dem Anfange der Bestimmung der Verhältnisse der Töne, um hierauf die Tonlehre zu gründen, mußte man einen Maaßstaab haben, damit, wo nicht die Töne, doch die Saiten und hierauf die Verhältnisse mathematisch abmessen zu könnten. Man hat einen Maaßstab der Klänge (Sonometer), der für die Naturlehre dient, und einen Maaßstab der Töne (Tonometer) für die Musik. Zwei Töne mit einander verglichen, machen ein Verhältniß aus. Man kann nun bei Anhörung eines musikalischen Klanges, bei Berührung eines Tasten oder

einer Saite eines Instruments wissen, ob dieser Ton eine dritte, vierte ꝛc. sey, sondern man findet erst diese Beziehung, wenn zwei zusammen klingen, nur dann erst kann man dieses Verhältniß untersuchen. Zwei Zahlen machen daher ein Verhältniß (ratio), und zwei Verhältnisse machen ein Ebenmaaß (proportio). Man hat arithmetische und harmonische Verhältnisse, und eben so arithmetische und harmonische Ebenmaaße. So ist 4, 3, 2 oder c, f, c ein arithmetisches, und $\frac{1}{2}, \frac{1}{3}, \frac{1}{4}$ oder c g c ein harmonisches Ebenmaaß. Durch die Fortsetzung der Ebenmaaße findet man neue Verhältnisse der Töne, die man vorher nicht gekannt hat. Wenn man z. B. wissen will, ob drei große Dritten eine Achte machen, so setzt man die ganze Saite sein Fünftel, und das Fünftel vom Fünftel ist $\frac{1}{25}$ (gis). Das C $\frac{1}{5}$, $\frac{1}{25}$ e $\frac{1}{125}$ his. Die Achte vom C als die ganze Saite ist die Hälfte, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$ bis $\frac{1}{128}$, und folglich gewahrt man, daß diese großen Dritten nicht hinlangen, weil die dritte, große Dritte nicht $\frac{1}{128}$, sondern eine kleinere Zahl ist, deren Ton $\frac{1}{125}$ war. Um die Uebelklänge arithmetisch, auch außer der harmonischen Steigezahl $\frac{1}{7}$, $\frac{1}{9}$, $\frac{1}{11}$, $\frac{1}{13}$ zu finden, bedient man sich lauter Ebenmaaße und einer geometrischen Fortschreitungsart. Die zweite Fünfte giebt uns die Neunte, 4, 6, 9 oder c, g, d; 4 enthält $\frac{2}{3}$ von 6, und 6 enthält $\frac{2}{3}$ von 9. Die zweite Vierte giebt uns die Elfte 9, 12, 16 oder g, c, f. 9 enthält $\frac{3}{4}$ von 12, und 12 enthält $\frac{3}{4}$ von 16. Die zweite Sechste giebt uns die Dreizehnte 150, 240, 384 oder e, c, as. 5 ist in 150 30mal, 8 in 240 30mal enthalten, 5 ist in 240 48mal, 8 in 384 48mal enthalten. Die Anwendung des Ebenmaaßes ist unzählbar in der Musik. — Das ästhetische Ebenmaaß in der Musik läßt sich mehr empfinden, als bestimmen; denn für dieses giebt es keine Berechnung; aber alle andern verwandten freien Künste können uns dafür praktische Regeln geben. So ist z. B. die erste Regel, daß man in der Musik auf die

Uebereinstimmung der Theile mit dem Ganzen sein hauptsächliches Augenmerk richten muß, in dieser Uebereinstimmung muß die genaueste Einheit in der Bauart jedes einzelnen Theils an und für sich die freieste Mannigfaltigkeit herrschen. Da, wo kein Ebenmaaß ist, entstehen Mißklänge, Mißgestalten. Wenn man eine Sonate setzt, so ist diese nur das Geringste unter den musikalischen Produkten, wozu eben so viel Ebenmaaß im Kleinen gehört, als zur Verfertigung einer großen musikalischen Tragödie, einer Oper, die vier Stunden hindurch den Zuhörer ununterbrochen beschäftigen, und ihn abwechselnd mit Täuschung und Rührung unterhalten soll. Ehe man den ersten Theil einer Sonate schreibt, so muß man schon wissen, ob dieser oder jener Gesang, eine gewählte Passage im Haupttone, mit Rücksicht auf Fingersatz und Ausdehnung des Instruments, auf Umfang ꝛc. die nämliche Wirkung thue, als hier im fünften, ob der erste Theil nicht zu lang werde und Langeweile zu befürchten sey, wenn der zweite, der immer bündiger, ausgeführter und stärker seyn muß, dem Ersten verhältnißmäßig bearbeitet werde. Das größte Werk, was ein Tonsetzer unternehmen kann, ist eine große Oper, besonders wenn sie als eine wahre Tragödie mit stäter Handlung durchwebt, und ohne erkaltende Künsteleyen der Kehle, die den Fluß der Leidenschaften hemmt, durchgeführt werden soll. Hier werden keine frostigen Zwischenscenen geduldet; der Beifall der Oper hängt nicht von einer künstlichen Passage des primo uomo oder der prima donna ab, wie es leider in Italien noch immer geschieht. Da kann kein Trillern der Hoboe, keine concertirende Arie, noch weniger tändelnde und hüpfende Zwischenritornelle etwas helfen; denn man hat nur das Ganze im Gesicht, die Handlung und Deklamation; anhaltende Leidenschaften dürfen durch keine aus andern Welttheilen hergeholte Ballette unterbrochen werden. Das Geschäft des Tonsetzers oder Komponisten ist von

der größten Wichtigkeit und höchst schwierig. Er muß das Gedicht, welches er in Töne bringt oder in Musik setzt, so gut als der Dichter verstehen, dessen Glut theilen; sowohl die Handlung, als alle Leidenschaften inne haben, da er jeden Charakter besonders zeichnen und Acht darauf geben muß, daß keine handelnde Person der andern im Geringsten gleiche, daß die Arie keinem Concertstücke gleiche, so auch das Recitativ nicht als ein unbedeutendes Geschwätz, wie ein nothwendiges Uebel eingeschaltet werde, wobei jeder vernünftige Mann gähnen und Nebenkurzweil suchen muß. In jedem einzelnen Charakter muß der allmählig wachsende Stufengang genau beobachtet werden; denn sonst wird die Oper, je länger sie dauert, um so kälter. Nichts ist schwerer, als bei der genauesten Einheit des Charakters von jeder Person im Detail, doch eine wachsende Stärke in der Einheit von einzelnen Schauspielern in dem Contraste von streitenden Charakteren durch ein so großes Werk durchzuführen. Wer die erste Arie schreibt, ohne die letzte schon im Kopfe zu haben, wird gewiß nichts Ganzes, nichts Großes liefern können. Dieses sey genug, um zu bestimmen, welche Uebereinstimmung das Ganze mit seinen Theilen, welches genaue ästhetische Ebenmaaß einem großen dramatischen Tonsetzer unentbehrlich sey. Daher kommt es auch, daß man bei dem Einstudieren großer Opern in den Proben, sowohl im Gedicht, als in der Musik, Aenderungen machen muß, die meistens darin bestehen, daß man die Scenen enger zusammendrängt, die musikalischen Wiederhohlungen kürzt, und Alles aufhebt, was frostig bleibt, was den Gang des Schauspiels hindert, daß der Tonsetzer, gleich dem Maler, der auch einige Schritte von seinem Gemälde zurücktritt, um die Wirkung in der Entfernung zu gewahren, auch bei seinen Proben bald im Parterre, bald in den Logen, bei wenigen, oder mehreren Zuhörern, die Wirkung seiner Musik von Weitem zu vernehmen suche. Wenn Tragödiendich-

ter am Vorabende der Vorstellung noch wesentliche Veränderungen in ihrer Tragödie vornehmen müssen, so darf man sich nicht wundern, wenn man bei einer noch weit mehr complicirten Oper immer neue Gesichtspunkte erhält, nach denen man arbeitet, um ein vollkommenes Ebenmaaß, sowohl im Ganzen, als in seinen Theilen herauszubringen.

Sympathetische Lampe. Der Leuchter dieser Lampe hat in seinem Fuße einen Blasebalg, von dem der Wind durch eine kleine Röhre nach der Flamme geleitet wird. Man setzt nun diese Lampe auf einen Tisch, stellt sich in einer gewissen Entfernung von derselben, und bläst in eine Röhre, ohne den Wind nach der Gegend zu leiten, wo die Lampe ist, und doch erlischt sie sogleich, als wenn man gerade darauf losbliese. Dieses geht nun so zu, daß hinter einem Teppiche derjenige versteckt ist, welcher die verborgenen Stäbchen schiebt und dadurch den Blasebalg in Bewegung setzt, daß er die Lampe zu gehöriger Zeit lösche. Man kann diesen Versuch auch ohne einen Blasebalg machen. Man bedarf nur dazu eines kleinen Mechanismus, der die Putze der Lampe in Oel ertränkt, wenn man die unter dem Tische verborgenen Stäbchen bewegt. Dieses Mittel ist aber nicht ganz tauglich, weil die Putze, ganz in Oel getränkt, sich nicht mehr leicht anzünden lassen würde, wenn man das Stück wiederholen wollte.

Sympathetische Mittel, Mittel, durch welche man Krankheiten zu heben sucht, ohne sich dazu der Medikamente zu bedienen, die bloß in Wortsprechungen, Amuleten 2c. bestehen; s. unter Sympathie.

Sympathetisches Pulver, eine Art Pulver, welches alles sich auf einmal entzünden soll, wenn davon nur etliche Körner an einem entlegenen Orte von der Hauptmasse entzündet werden. Da dieses Pulver in neuester Zeit nicht gemacht, also auch noch nicht versucht worden ist, so scheint es, da selbst die Wahrscheinlich-

keit, ein solches Pulver hervorzubringen, fehlt, unter die Fabeln zu gehören. Das weiße sympathetische Pulver von Digby entsteht aus den Krystallen des Eisenvitriols, wenn solche in der Luft beschlagen, und dann in gelinder Wärme zu diesem Pulver zerfallen. S. auch den Art. Sympathie.

Sympathetische Tinten, Tinten, die sich, wenn man damit eine Schrift geschrieben hat, nicht sichtbar zeigen, und die Schrift erst leserlich an den Tag bringen, wenn man sich dazu einiger äußeren Mittel bedient, besonders der Kälte und Wärme, indem man das Papier mit der Schrift durch kaltes Wasser zieht, oder es über glühende Kohlen hält, oder bloß in die Wärme bringt, z. B. im Winter an einen geheizten Ofen hält, oder mit einem dazu zubereiteten Liquor überstreicht. Man kann die sympathetischen Tinten, in Absicht auf die Mittel, deren man sich bedient, um die unsichtbare Schrift sichtbar zu machen, in sieben verschiedene Arten eintheilen. Die erste Art kommt zum Vorschein, wenn man über die unsichtbare Schrift eine andere Flüssigkeit streicht, oder sie der Ausdünstung derselben aussetzt. — Die zweite Art ist diejenige, welche verborgen bleibt, so lange sie eingeschlossen ist, hingegen bald darauf sichtbar wird, wenn man sie der freien Luft aussetzt. — Die dritte Art wird sichtbar, wenn man eine färbende Materie in einem zarten Pulver darauf streuet. — Die vierte Art wird erst dann leserlich, wenn sie an das Feuer gehalten wird. — Die fünfte Art kann erst dann gelesen werden, wenn man das beschriebene Papier in Wasser legt. — Die sechste Art wird zwar wie die vierte, durch eine angebrachte Wärme zum Vorschein gebracht, allein sie verschwindet bald wieder, wenn das Papier kalt geworden ist. — Die siebente Art hat die Eigenschaft, daß das Geschriebene sich verliert, oder sichtbar wird, wenn man solches in eine künstliche Luftart oder in andere Dünste legt. — Sympathetische Tinten von der ersten Art. a) Aus Silber-

glätte. Man lasse 1 Unze pulverisirte Silberglätte mit 4 Unzen destillirten Weinessigs bei gelinder Wärme ausziehen, und filtrire hernach die Flüssigkeit. Mit diesem Liquor schreibe man nun aus einer ganz neu geschnittenen Feder, was man wünscht, und lasse die Schrift von selbst nach und nach abtrocknen. Man muß nun folgenden Liquor schon vorher bereitet haben: Klar zerriebenes Auripigment 1 Loth, ungelöschter Kalk 2 Loth, mit einem Nößel Wasser in einem thönernen Topfe übergossen, bei gelindem Feuer bis auf die Hälfte eingekocht, dann filtrirt, und in einem gut verstopften Glase aufbewahrt. Will man nun die unsichtbare Schrift zum Vorschein bringen, so schütte man etwas von dem zweiten Liquor in ein flaches Schälchen und halte die unsichtbare Schrift eine kurze Zeit darüber, oder man bestreiche die Letztere damit auf der unbeschriebenen Seite, so wird in beiden Fällen das Verlangte sichtbar werden. Der Dunst von diesem Liquor ist so wirksam, daß er sogar durch ein ganzes Buch Papier den nämlichen Erfolg bewirkt. — b) Aus Gold. Man löset etliche Gran Gold in ein wenig Königswasser auf, und verdünnt darauf die Auflösung mit dreimal so viel destillirtem, gemeinem Wasser. Man löset ferner in einer kleinen Portion Königswasser nach und nach so viel Englisches Zinn auf, als es in sich nehmen kann, und gießt nach der Filtrirung eben so viel gereinigtes destillirtes Wasser hinzu. Man schreibt nun mit der Goldauflösung etwas auf ein Papier, und läßt es im Schatten gut abtrocknen, worauf man von der Schrift nichts wird sehen können. Taucht man aber einen Pinsel in die Zinnauflösung und fährt damit leicht über die unsichtbare Schrift hin, so erscheint sie bald darauf in einer Purpurfarbe. — c) Aus Galläpfeln. Man weicht ein Loth gut zerstoßene schwarze Galläpfel mit zwei Tassen voll Wasser etliche Tage lang in einem Glase ein, und schreibt dann damit aus einer neuen Feder etwas auf ein Papier, worauf

man nach einer gelinden Austrocknung nichts von der Schrift erkennen wird. Läßt man nun etwas Vitriol in Waſſer auflöſen, und beſtreicht mit dieſem Waſſer die Schrift, oder zieht nur ein einziges Mal das Papier durch ſelbiges, ſo wird die verborgene Schrift ſogleich zum Vorſchein kommen. — d) Aus Vitriol. Man ſchreibt mit einer Auflöſung von gemeinem Vitriol, wozu man ein wenig Scheidewaſſer gegoſſen hat, erwähntermaaßen auf Papier, und beſtreicht hernach die abgetrocknete unſichtbare Schrift mit einer vorher bereiteten Auflöſung des Berlinerblaues, ſo wird ſich die verborgene Schrift in einer ſchönen blauen Farbe zeigen. — e) Gelbe ſympathetiſche Tinte. Man nehme die Blätter von der ſogenannten Gold- oder Ringelblume, und laſſe ſie wenigſtens ſieben bis acht Tage in gut deſtillirtem Weineſſig weichen, dann Alles ausgedrückt, das klare Waſſer davon abgegoſſen, welches man in einer gläſernen Flaſche aufbewahrt, und ſolche gut verſtopfen muß. Wenn man eine bläſſere Farbe haben will, ſo kann man beim Gebrauche mehr oder weniger Waſſer darein gießen, wie man es nöthig hat. — f) Eine rothe dergleichen. Man nehme reinen Vitriolſpiritus oder auch Salpetergeiſt, der aber mit acht oder zehnmal ſo vielem Waſſer vermiſcht worden, ſo wird man bei einer der Vorſchrift gemäßen Anwendung (welche weiter unten vorkommt) eine mehr oder weniger rothe Tinte erhalten. — g) Grüne dergleichen. Man laſſe in ſo vielem Flußwaſſer, als nöthig iſt, recht weißen und trocknen Weinſtein, ſo gut man ihn haben kann, zerfließen. — h) Violette dergleichen. Man drücke den Saft aus einer Citrone, und verwahre ihn ſo gut man kann in einer wohl verſtopften gläſernen Flaſche. Alles, was man mit dieſer letztern, zu buntfarbigen ſympathetiſchen Tinten anwendbaren Flüſſigkeiten ſchreibt, oder alle weißen Körper, z. B. Leinwand, Seide ꝛc., die man in ſolche eintaucht, werden die angezeigten Farben

bekommen, wenn man sie noch in folgenden Liquor eintaucht. Man nehme eine hinreichende Anzahl Violenblumen oder Maaßliebenblumen, stoße sie in einem Mörser, gieße Wasser darauf, und drücke sie durch ein Stück Leinwand. Diesen Liquor verwahre man in einer Flasche zum Gebrauche. Man kann sich auch eines Wassers bedienen, in welches man Tournesol eingeweicht hat. — i) Eine Schrift, die mit einer gewissen Farbe geschrieben worden, zu verwandeln, so daß sie eine ganz andere Farbe bekommt, als man verlangt. Zu dieser Tinktur nimmt man von den abgezupften blauen Blättern der gemeinen Kornblumen oder auch von dem Ritterspor $\frac{1}{4}$ Pfd., thue solches in eine steinerne Büchse und darüber $\frac{3}{4}$ Nößel recht kochendes Wasser, gut umgerührt und bedeckt bis zur Erkaltung stehen gelassen. Dann die schöne blaue Tinktur durch ein reines Tuch gegossen. Man schreibe nun mit dieser Tinktur etwas Beliebiges, und frage eine Person, ob sie verlange, daß sich diese Schrift in rothe oder grüne Farbe verwandeln solle? —Um nun diese Verwandlung vorzunehmen, halte man einen Schwamm in Bereitschaft, an welchem man leicht zwei verschiedene Seiten ausersehen kann, wovon man ein mit verdünntem Vitriolgeiste und die andere mit einer Auflösung des Weinsteinsalzes anfeuchten muß. Man befeuchte hierauf die Schrift nach der verlangten Farbe, z. B. wenn sie roth werden soll, mit dem Vitriolgeiste, und wenn man sie grün verlangt, mit dem aufgelöseten Weinsteinsalze, vermittelst derjenigen Seite des Schwammes, welche zuvor damit befeuchtet worden ist, und man wird die Farbenverwandlung der Schrift bewirken. — k) Eine Schrift zu schreiben, die, wenn sie mit einem besonderen Wasser überstrichen wird, gänzlich verschwindet, und an deren Stelle eine andere verborgene Schrift erscheint. Man nehme eine klare Auflösung von gemeinem oder Eisenvitriol in Wasser, und schreibe mit derselben auf Papier, was man Jemanden im Geheim be-

kannt machen will, so wird man nach dem Abtrocknen nichts davon auf dem Papier erkennen. Damit sich aber, zur Vermeidung des Argwohns, auf dem Papiere eine Schrift zeige, so zerreibe man etwas Zunder fein mit etwas ganz schwachem Gummiwasser ab, doch so, daß es einer dicklichen Tinte ähnlich werde, und schreibe damit zwischen die Zeilen der verborgenen Schrift, die man etwas weit von einander geschrieben haben muß, von ganz gleichgültigen Dingen. Wenn nun die andere Person die verborgene Schrift lesen will, so darf sie nur, nach der Verabredung, ein stark abgekochtes Galläpfelwasser nehmen, darein, etwa auf $\frac{1}{2}$ Maaß oder Quart Wasser, ein Loth fein pulverisirte Galläpfel gethan worden, und welches, nachdem es vierundzwanzig Stunden lang in gelinder Wärme gestanden, durch ein Tuch in ein anderes Geschirr geseihet worden. In dieses Wasser wird nun ein reines Schwämmchen getaucht, und die schwarze Schrift damit von dem Papiere abgewischt, wobei zugleich die zuerst verborgen gewesene Schrift zum Vorschein kommen wird. — l) Eine Tinte zu machen, die man auslöschen und wieder zum Vorschein bringen kann. Diese wird ganz auf die vorherbeschriebene Weise bereitet, das heißt, man löset grünen Vitriol in Wasser auf und schreibt damit, so ist nichts zu sehen, überstreicht man aber die Schrift mit gekochtem Galläpfelwasser, so kommen die Buchstaben zum Vorschein. Will man nun diese Buchstaben wieder wegbringen, so darf man nur mit Vitriolgeist darüber fahren, so verschwinden sie sogleich wieder. Will man diese Schrift gern zum zweiten Male sehen, so darf man sie nur mit Weinsteinöl überstreichen, so kommt sie gelblich wieder zum Vorschein.— m) Eine unsichtbare Schrift milchblau erscheinen zu lassen, geschieht, wenn man Goldklette in Weinessig kocht, solche durch ein Tuch laufen läßt, und einen mit Citronensaft geschriebenen Brief hindurchzieht, so erscheinen die Buchstaben ganz milchblau. — n) Sym-

pathetische Tinte von metallischem Glanze. Man lasse 2 Loth Potasche, 1 Loth Schwefel, und 12 Loth Wasser mit einander kochen, und schütte von dieser Mixtur etwas in ein Kelchglas, halte eine mit Bleyessig geschriebene noch nasse Schrift darüber, und gieße zu gleicher Zeit eine Mineralsäure zur Schwefelauflösung, so wird die Schrift nicht allein braun gefärbt, sondern sie erhält zugleich einen metallischen silberfarbenen Glanz. Man kann auch, um die Erscheinung zu verlängern, abwechselnd neue Portionen von Schwefelauflösung und Salzsäure Quentchenweise wieder zuschütten. Ist Alles gut getroffen und sind die Striche der Schrift nicht zu fein gemacht, so behält die Schrift auch nach der Trocknung den metallischen Glanz.

2) Sympathetische Tinten von der zweiten Art. a) Aus Gold. Zu dieser zweiten Art ist die bereits erwähnte geschwächte Auflösung des Goldes ebenfalls anzuwenden, indem eine damit bereitete Tinte weit sichtbarer wird, ohne daß man eine Auflösung des Zinnes darüber streicht, wenn man sie nur eine oder zwei Stunden der freien Luft aussetzt. Dieselbe färbt sich ganz unvermerkt, bis sie zuletzt so dunkel violett wird, daß sie beinahe schwarz aussieht. Wenn man dagegen das Papier, auf welches man geschrieben hat, anstatt es der freien Luft auszusetzen, in einem gut verschlossenen Kasten verwahrt, oder in einem Papiere gut eingewickelt hält, so wird diese Schrift wohl drei bis vier Monate lang unsichtbar bleiben, nach dieser Zeit wird sie aber anfangen sich zu entfärben und eine dunkle violette Farbe annehmen. Wenn diese zubereitete Tinte beim Schreiben gelbe Flecke auf dem Papiere verursachen sollte, so muß noch etwas Wasser dazu gegossen werden. — b) Aus Silber. Man löset etwas sehr feines Silber in Scheidewasser auf, und schwächt nachher die Auflösung mit destillirtem Regenwasser so lange, bis das Papier nicht mehr davon angefressen wird. Die Schrift, zu welcher

man diese Tinte gebraucht, wird drei bis vier Monate lang unsichtbar bleiben, wenn man sie in einem Kästchen wohl verschlossen aufbewahrt; legt man sie aber an die Sonne, so wird sie nach einer Stunde sichtbar und in einer graulichen Farbe erscheinen. — c) Aus verschiedenen andern Metallen. Man kann zu dieser sympathetischen Tinte auch verschiedene andere metallische Auflösungen nehmen, als das in Weinessig aufgelöfete Bley, die Auflösung des sublimirten Merkurs oder Quecksilbers in Wasser, des Kupfers in Scheidewasser, und des Zinnes in Königswasser. Alle diese Auflösungen geben, wenn sie der freren Luft ausgesetzt werden, und zwar eine jede, eine besondere Farbe; sie haben jedoch mehrentheils dabei das Unangenehme, daß sie das Papier angreifen, so, daß die Buchstaben, die mit dieser Flüssigkeit geschrieben worden sind, nach einiger Zeit ganz durchfressen oder durchlöchert gefunden werden.

3) Sympathetische Tinten von der dritten Art. Diese Art begreift überhaupt alle diejenigen Flüssigkeiten in sich, die keine Farbe besitzen, und wenn sie daher zu einer Schrift oder Abzeichnung auf dem Papiere benutzt werden, unsichtbar bleiben, dabei aber doch nach der ordentlichen Abtrocknung ein wenig Klebrigkeit zurücklassen, worin dann der Grund beruhet, daß man das damit gezeichnete oder geschriebene Unsichtbare sichtbar machen kann, wenn man ein zartes farbiges Pulver darüber streut. Man kann dazu viele zähe ungefärbte Säfte der Früchte und Pflanzen anwenden. Unter andern dienen dazu alle Säfte von Aepfeln, Birnen, Citronen, Quitten, Zwiebeln, Möhren oder Mohrrüben, dann die Milch ꝛc. ꝛc. Mit allen diesen verschiedenen Flüssigkeiten kann man auf Papier schreiben, und nach der Trocknung, wie vorher erwähnt worden, die unsichtbare Schrift zum Vorschein bringen. Man kann demnach eine solche Schrift oder Zeichnung entweder mit gemahlenem Golde oder Silber, dunkelblauer Schmalte,

oder mit einem feinen Uhrsande, der entweder mit Zinnober, Florentiner Lack, Grünspan, Safran oder Kienruß verschiedentlich gefärbt worden, bestreuen; auf solche Art, nach der Willkühr einer Person, eine dergleichen unsichtbare Schrift in rother, blauer, gelber, grüner oder schwarzer Farbe zum Vorschein bringen.

4) Sympathetische Tinten nach der vierten Art. Diese Art enthält alle sympathetischen Tinten, die man sichtbar machen kann, wenn man das Papier, auf welches man mit denselben geschrieben hat, an das Feuer oder in die Hitze bringt. Sie ist sehr reichhaltig, und enthält überhaupt alle Infusionen und Solutionen solcher Species in sich, die bei einer mäßigen Hitze verbrennen, und in Kohle verwandelt werden, oder zur schnellen Verkohlung des Papiers etwas beitragen können. a) Unter die erste Art gehört der Essig, Citronen- und Zwiebelsaft, und das mit Wasser verdünnte Eyweiß. — b) Unter die zweite Art gehören die oben angeführten Tinten von Gold und Silber, eine Auflösung des Vitriols, oder des Salmiaks, des Alauns, oder des Küchensalzes; der bloße verdünnte Vitriolgeist, und das verdünnte Scheidewasser. Schreibt man z. B. mit der in Königswasser gemachten Goldauflösung auf Papier, so gewahrt man nichts, rollt man dasselbe aber zusammen, und zündet es an, so wird das Papier, sobald die Flamme verlöscht, schwarz seyn; die Buchstaben sind aber sehr leserlich und haben eine Blutfarbe angenommen. Schreibt man mit Essig und Harn, und läßt es trocknen, so kann man die Schrift lesen, wenn man dieselbe mit verbranntem Papiere reibt. Schreibt man mit warmer Milch und läßt die Schrift über Kohlen trocknen, so werden die Buchstaben schön rosenroth, welches aber keinen andern Nutzen hat, als wenn man im Nothfalle keine andere Schreibetinte haben könnte. Uebrigens befriediget auch folgende: c) weiße Tinte, welche an der Sonne blau wird. Diese sonderbare Eigenschaft hat

die Tungsteinsäure, die theils in erdiger Gestalt vorkommt, theils auch in kochendem Wasser aufgelöset werden kann. Vermischt man sie gepulvert mit kaltem Wasser, daß solches ein dickliches, milchiges Ansehen erhält, und schreibt damit aus einer neuen Feder auf weißes Papier, so wird die unsichtbare Schrift, nach der Trocknung an der Sonne, in blauer Farbe zum Vorschein kommen, bedient man sich aber dazu der klaren Auflösung, so erscheint die Farbe bläßer.

5) Sympathetische Tinten von der fünften Art. a) Aus Alaun oder Salmiak. Man läßt in reinem Wasser so viel zart gepulverten Alaun oder gereinigten Salmiak zergehen, als das Wasser davon auflösen kann. Mit einem von diesen Wassern schreibt man unter öfterem Umrühren, vermittelst einer neuen Feder, auf ein Stückchen grobes Papier, was einem beliebt, von welcher Schrift, nach der Abtrocknung, Niemand etwas erkennen kann. Legt man nun ein solches Papier in ein Geschirr mit frischem Wasser, so kann die Schrift hernach deutlich gelesen werden, wenn man das herausgenommene Blatt gegen das Licht hält. — b) Aus salpetersaurem Wismuthe. Man schreibt mit einer Auflösung von dem genannten Wismuthe, so sind die Schriftzüge unsichtbar, sie erscheinen aber sehr deutlich, wenn man das beschriebene Papier in Wasser taucht. Das feucht gewordene Papier wird etwas durchsichtig, die Buchstaben werden aber ganz weiß und undurchsichtig. — c) Aus salpetersaurem Queckſilber. Wenn man mit einer Auflösung des salpetersauren Queckſilbers Papier beschreibt, und dasselbe eben so mit Wasser befeuchtet, so erfolgt etwas Aehnliches, wie vorher angeführt worden. Wird das Papier trocken, so kann man die Buchstaben nicht weiter unterscheiden; dagegen erscheinen sie auf neue Anfeuchtung noch einige Male, und verschwinden auch wieder. Die Buchstaben von salpetersaurem Queckſilber

kann man auch blaßgelb erhalten, wenn man das Papier in aufgelöseten vitriolisirten Weinstein steckt; nimmt man statt desselben Kali oder Pflanzenlaugensalz, so werden sie Gold- und Pomeranzenfarbig. In beiden Fällen kann man die Farben durch Salzsäure sogleich wegnehmen; sie erscheinen aber dann mit Laugensalz oder Potasche nicht wieder. Auch können die Buchstaben mit der Quecksilberauflösung dunkel Kaffeebraun erscheinen, wenn man über die Schrift mit einer Goldauflösung hinfährt. — d) Aus Bleyzucker. Man löse ein Quentchen Bleyzucker in einer Unze destillirten Weinessigs auf, und schreibe damit auf ein Papier. Nach der Abtrocknung wird man nichts davon sehen; man bringt dann das Verborgene zum Vorschein, indem man das Papier in eine Schüssel mit Wasser, worin eine Handvoll Küchensalz vorher ganz rein aufgelöset worden ist, legt, und läßt es eine Weile darin liegen, so werden die Buchstaben mit einer milchweißen Farbe sichtbar werden, welche die Weiße des Papiers übertrifft; sie werden auch noch bleiben, wenn gleich das Papier getrocknet ist. — e) Aus Citronensaft. Schreibt man mit Citronensaft aus einer neuen Feder, so werden die abgetrockneten Buchstaben sichtbar, wenn man das Papier in Wasser legt oder durch dasselbe zieht.

6) Sympathetische Tinten von der sechsten Art. a) Grüne Tinte. Man nimmt 4 Loth reinen Salpetergeist, schüttet ihn in einen kleinen Kolben, und thut nach und nach so viel von gestoßenem Farbenkobalt hinein, als sich darin auflösen kann, wobei man aber das Gewicht des eingetragenen Kobalts anmerken muß. Die Auflösung wird darauf filtrirt, und dasjenige, was sich davon nicht auflöst, wird mit Wasser abgesüßt, getrocknet, gewogen, und von dem ersteren Gewichte des Kobalts abgezogen, damit man erfahren kann, wieviel davon durch den Salpetergeist aufgelöset worden. Hierauf nimmt man nun eben soviel Kochsalz, als man ge-

funden, daß sich von dem Kobalte aufgelöset hat, schüttet dasselbe in eine gläserne Retorte, gießt die filtrirte Auflösung des Kobalts darauf, und treibt es bei gehörigem Feuersgrade aus der Sandkapelle über, fast bis zur Trockne. Das Uebergegangene taugt hier nichts; zu dem aber, was in der Retorte zurückgeblieben, gieße man drei bis vier Loth destillirtes Wasser hinzu, und löse damit Alles auf, was aufgelöset werden kann; dann das Ganze auf ein Filtrum geschüttet. Was man nun mit dieser Tinte schreibt oder zeichnet, kommt nicht eher zum Vorschein, als bis man das Papier in eine gelinde Wärme oder an die heißen Sonnenstrahlen bringt, wobei das Unsichtbare in einer Meergrünen Farbe zum Vorschein kommen wird. Das Sonderbarste bei dieser Tinte ist, daß, sobald das Papier wieder kalt wird, Alles wieder verschwindet, aber jederzeit bei einer neuen Erwärmung wieder zum Vorschein kommt, so, daß man diese Belustigung damit öfters wiederholen kann, wenn man nur dabei beobachtet, daß man das Papier nicht über die Gebühr erwärmt, weil sonst die Wirkung um so eher zerstört und unterbrochen wird. Wenn man nach der ersten Auflösung des Kobalts, anstatt des Küchensalzes, gereinigten Salpeter hinzuthut, und im Uebrigen vorgeschriebenermaaßen verfährt, so bekommt man davon eine rosenfarbige Tinte, die eben so, wie die grüne Tinte, sichtbar wird und wieder verschwindet.

7) Sympathetische Tinten von der siebenten Art. a) Eine auf Papier geschriebene Schrift unsichtbar zu machen, wenn man solche in eine Flasche steckt, worin, dem Ansehen nach, nichts vorhanden zu seyn scheint. Man schreibe mit einem färbenden Pflanzensafte auf ein Stückchen Papier, stecke das Geschriebene in eine Flasche, worin dephlogistisirte salzsaure Luft befindlich ist, so wird nach einigen Minuten die Schrift verschwinden. — b) Auf einem Stücke Papier, auf welchem nichts Geschriebenes

zu sehen ist, eine Schrift sichtbar zu machen, wenn man sie in eine dem Ansehen nach leere Flasche steckt. Man schreibe mit einer Auflösung von Bleyweiß in Wasser auf ein Stückchen Papier, und stecke solches in eine Flasche, worin dephlogistisirte salzsaure Luft enthalten ist, so wird nach Verlauf von einigen Minuten die Schrift sichtbar werden. — c) Die Verwandlung einer Schrift in eine andere, wenn man das Papier in eine mit der erwähnten Luftart angefüllte Flasche steckt. Diese Belustigung gründet sich auf die Verbindung der vorigen beiden Kunststücke. Man schreibt nämlich einige Zeilen mit einem färbenden Pflanzenstoffe oder Safte auf ein Stückchen Papier, und zwischen diese Zeilen schreibe man einige andere mit dem Bleyweiß in Wasser, indessen die erstern sichtbaren Zeilen in der erwähnten Luftart verschwinden, kommen die andern unsichtbaren hervor. — d) Belustigungen mit der Schwefelleberluft. Schreibt man mit einer in Königswasser gemachten Goldauflösung, so ist die Schrift unsichtbar, bringt man sie aber in eine Flasche, worin Schwefelleberluft befindlich ist, so zeigt sie sich dunkelroth. — Eine salpetersaure Auflösung von Silber giebt in der Schwefelleberluft eine blaßgelbe Schrift, dagegen eine salpetersaure Auflösung von Wismuth, Queckſilber und Bley, eine schwarze Schrift giebt. — e) Belustigungen mit den Dünsten des Weingeistes ꝛc. Wenn man ein wenig Weingeist in einer wohlverstopften Flasche verwahrt, so giebt dieser Dunst einer mit Goldauflösung geschriebenen Schrift, die unsichtbar ist, eine schöne Purpurfarbe; schreibt man mit Zinnauflösung, so wird es ebenfalls Purpur. Mit Schwefel vermischter Kohlenstaub giebt der Schrift eine dunkele Farbe; Harn eine röthliche. Dünste des warmen Eygelbes oder des Dotters eine hochgelbe, und die Dünste des Schwefels eine dunkle Farbe.

Eine Tinte, welche in vier und zwanzig

Stunden wieder verschwindet. Man lasse Galläpfel und Scheidewasser kochen, thue hernach Vitriol oder schwefelsaures Eisen, nebst ein wenig arabischem Gummi und Salmiak darunter, so bekommt man aus dieser Vermischung Tinte, die, wenn man damit schreibt, in vier und zwanzig Stunden wieder verschwindet. — Eine ähnliche Tinte, welche vierzig Tage lang schwarz erscheint, nachher aber nicht mehr gelesen werden kann. Man nehme starkes Scheidewasser, lasse in demselben Galläpfel und Vitriol sieden, thue hierauf Salmiak hinzu, so viel man in dem Wasser auflösen kann, und Arabisches Gummi. Diese Tinte kann man, wie erwähnt worden, gebrauchen. — Eine Tinte, die in sechs Tagen wieder verschwindet. Diese Tinte erhält man, indem man Weidenkohlen mit Quellwasser gut vermengt und untereinander mischt. — Oder man nimmt eine Unze Salmiak, und läßt ihn vier bis fünf Tage lang in Scheidewasser weichen, macht darauf mit etwas zart geriebenem Probiersteine, wie die Goldschmiede gebrauchen, eine Tinte, so vergeht, was man damit schreibt, in fünf bis sechs Tagen wieder.

Belustigungen mit der unter a) angeführten Tinte aus Silberglätte; s. oben, S. 580. Das Wahrsagerbuch. Man lasse sich einige Bogen Papier zusammenbinden, so, daß es ein Buch von ungefähr funfzig Blätter ausmacht. Von der hintersten Tafel lasse man aber, nach dem letzten Blatte, eine Art von verborgener Brieftasche machen, die aber hinten, gegen den Rücken des Buches, aufgeht, damit man sie nicht gewahr werden kann. Man schreibt hierauf auf jede vordere Seite dieses Buches verschiedene Fragen, welche man will, und verfertiget ein Register zu Anfange des Buches über die Seitenzahlen, auf welchen alle diese Fragen stehen. Man nehme nun kleine viereckige Papiere, die nur halb so groß seyn müssen, als die Blätter

des Buches sind, und schreibe oben auf jedes derselben mit gemeiner Tinte eine von den Fragen, die auf den Blättern des Buches geschrieben stehen; unter eine jede von diesen Fragen schreibe man aber die Antwort mit der sympathetischen Tinte von Silberglätte. Hierauf wird ein doppeltes Papier mit dem andern Liquor, der aus Kalk und Auripigment bereitet worden, benetzt, und einige Augenblicke zuvor, ehe man diese Belustigung anstellen will, legt man unvermerkt dasselbe in die am Ende des Buches angebrachte verborgene Brieftasche. Wenn man hernach eines oder mehrere von den kleinen Papieren, auf welche man vorher die beliebigen Antworten bereits geschrieben hat, unter einige Personen dergestalt vertheilt, daß man ihnen die Freiheit läßt, diejenigen auszusuchen, worauf sie eine Antwort verlangen, indem man ihnen zugleich zeigt, daß unter diesen Fragen gar nichts Geschriebenes zu sehen sey, so steckt man darauf diese Papiere zwischen die Blätter des Buches hinein. Legt man nun dasselbe einige Minuten lang zugemacht bei Seite, so werden die Dünste des benetzten Papiers in der verborgenen Brieftasche alle Blätter des Buches in kurzer Zeit durchdringen, und die Schrift, die vorher unsichtbar war, leserlich machen, indem sie den Buchstaben eine braune Farbe verschaffen, die immer dunkler werden wird, je länger man das Papier in diesem Buche läßt. Um diese Belustigung noch außerordentlicher zu machen, legt man die Papiere jedesmal zu eben demselben Blatte des Buches, auf welchem eben diese Frage steht. Man kann auch Jemanden einige selbstbeliebigen Worte oder einen Vers mit dem aus Silberglätte bereiteten Liquor, aus einer neuen Feder auf ein Blatt Papier ganz im Geheim zu schreiben erlauben, und ihm das Blatt so lange überlassen, bis alles trocken und für ganz unsichtbar von ihm erkannt werden wird. Hierauf macht man sich verbindlich, ihm zu sagen, was er im

Geheim geschrieben habe. Man bittet sich hierzu nur auf wenige Augenblicke das erwähnte Blatt Papier aus, geht damit in ein anderes Zimmer, streicht in der Geschwindigkeit auf beiden Seiten desselben den aus Kalk und Auripigment bereiteten Liquor, und sagt ihm nun bei der Rückkunft das, was er im Geheim geschrieben gehabt. Das bestrichene Papier darf man dann nicht wieder zum Vorschein bringen, sonst würde diese Täuschung sehr viel von ihrem Wunderbaren verlieren.

Belustigungen mit der sympathetischen Tinte der zweiten Art. Die Schrift in der Tasche. Man nehme einige kleine viereckige Blätter Papier, und schreibe oben auf dieselben mit gemeiner Tinte verschiedene Fragen nach eigenem Belieben. Unter eine jede dieser Fragen schreibe man aber die Antwort mit der sympathetischen Tinte von Gold oder Silber. Diese Papiere verwahre man in einem Buche oder in einer Brieftasche, und wenn man sich derselben bedienen will, so bietet man sie einer andern Person an, und läßt sie eine Frage, welche sie selbst will, aussuchen. Man sage ihr dann, daß sie solche in die Tasche stecken und zu Hause das Papier der freien Luft aussetzen solle, so wird sie den andern Tag finden, daß unten auf dem Papiere die gehörige Antwort erscheinen werde. Man kann auch mit der Tinte von Gold die bloßen angezeigten Antworten auf verschiedene Papiere schreiben und einer andern Person vorschlagen, daß sie nach eigenem Belieben eine Frage erwählen solle. Man lasse sie auf eine geschickte Weise dasjenige Papier herausziehen, auf welchem die Antwort steht. Dieses Papier übergebe man ihr dann mit der Bedeutung, daß sie morgen auf demselben die Antwort finden werde. Weil diese sympathetische Tinte von Gold zuweilen das Papier ein wenig befleckt, so kann man sich solcher Blätter bedienen, die man vorher mit einer sehr schwachen gelben Farbe angestrichen hat, welches mit einem Wasser geschieht, in

welchem nur ein wenig Gummigutt oder auch Safran aufgelöset worden.

Belustigung mit der sympathetischen Tinte sechster Art; s. oben, S. 589. Man nehme einen Kupferstich oder eine Zeichnung, die den Winter vorstellt, und male mit der grünen sympathetischen Tinte an gehörigen Orten Blätter und Gras, jedoch mit der Vorsicht, daß man zu den Bäumen, die in einiger Entfernung stehen, schwächere Tinte gebraucht. Nachdem Alles gehörig trocken geworden ist, malt man hierauf die andern Objekte in ihrer natürlichen Farbe. Ist dieses geschehen, so faßt man diesen Kupferstich mit einem Rahmen hinter Glas ein, und bedeckt ihn auch hinten mit einem Papiere, welches nur auf den Rahmen aufgeleimt seyn muß. Wenn man dieses Gemälde in eine gelinde Wärme auf den Ofen, oder im Sommer in die Sonne legt, so werden die verborgenen Blätter und das Gras, welches mit der sympathetischen Tinte gemacht worden, schön grün zum Vorschein kommen, und solches von einer verschiedenen Schattirung, wenn man einige Stellen des Grases und Laubes der Bäume mit einem Gelblichgrün nach der Kunst gemacht hat. Dieses Gemälde wird hierdurch statt des Winters auf einmal den Frühling vorstellen, und alle Bäume werden dann mit Blättern erscheinen, die vorher dürre waren. Wenn dieses Gemälde wieder kalt geworden, so tritt auch der erste Zustand, der Winter, zurück, welches Gelegenheit giebt, diese Belustigung so oft zu wiederholen, als man will. —b) Sympathetische Tinte von einer andern Farbe, womit man die Zeichnung oder den Kupferstich ausschmücken kann. In die durch Scheidewasser gemachte Auflösung des Farbenkobalts werfe man nach und nach, damit nicht eine zu große Gährung erfolge, Weinsteinsalz, bis sich in dem Liquor keine Bewegung mehr verspüren läßt. Man trockne diese Vermischung durch die Ausdünstung, so bekommt

man ein Salz, das eine schöne Purpurfarbe hat, so lange es warm ist. Wenn es wieder kalt ist, so wird es blaß; wenn man es dagegen im Wasser auflöset, so giebt es eine Inkarnatfarbe auf dem Papiere, welche verschwindet, wenn sie trocken geworden, und sich wieder sehen läßt, sobald man sie warm macht. Reibt man den Ort, wo man diesen Liquor hinbringen will, ein wenig mit Wasserbley, so wird dieses statt der rothen Leibfarbe eine Schattirung zwischen Roth und Violett geben, die man gewöhnlich Taubenhals nennt. Wenn man den Farbenkobalt auf diese Art mit dem Salze, mit dem Salpeter und mit dem Weinsteinsalze zubereitet, so bekommt man drei Flüssigkeiten, welche die Eigenschaft haben, zu verschwinden und wieder zu erscheinen, und welche bei der Ausmalung verschiedene Farben annehmen werden. — c) Blaue dergleichen. Man nehme 1 Unze Kobalt, so eisenfrei als möglich, zerstoße denselben zu einem gewöhnlichen Pulver, setze ihn mit 16 Unzen destillirten Weinessigs in den Sand, und lasse es bis auf 4 Unzen abdünsten, wobei aber das Pulver oft umgerührt werden muß. Hierauf Alles filtrirt, und die Flüssigkeit noch bis zur Hälfte abdunsten lassen. Wenn sie eine rosenrothe Farbe hat, so kann man mit Gewißheit den besten Erfolg erwarten; denn bei der Eindickung pflegt sie wohl eine Granatfarbe anzunehmen; obgleich auch gelbliche Auflösungen eine blaue Tinte geben, und rothbraune Auflösungen immer einen starken Eisengehalt anzeigen, auch daß der Versuch mißlingen werde, wenn auch gleich etwas Eisen herausschlägt. Zu der bis auf zwei Unzen verdampften Auflösung schütte man zwei Quentchen Kochsalz, und lasse es in der Wärme zusammen auflösen, so ist die Tinte gut. Schreibt man nun mit dieser Tinte, so wird nach der Abtrocknung nichts auf dem Papiere zu sehen seyn, bringt man aber dasselbe an die Wärme, so wird die Schrift in ein schönes Blau verwandelt, das in der

Kälte wieder verschwindet, in der Wärme aber wieder zum Vorschein kommt. Oft ist die Schrift himmelblau, bald violett, bald dunkelblau. Die Verschiedenheit hängt theils von einer verdünnten oder verdickten Auflösung, theils von der Menge des aufgelöseten Kobalts ab.

Belustigungen, welche mit allen Tinten dieser Art angestellt werden können. Der bezauberte Brief. Man schreibe mit gewöhnlicher Tinte auf einige Blättchen Papier, welche die Form eines länglichen Vierecks oder eines Oblongums haben, verschiedene Fragen, die von der Art sind, daß sie mit einem einzigen Worte beantwortet werden können, z. B. welches ist das liebenswürdigste Frauenzimmer in der Gesellschaft? Auf diese Blättchen muß man aber vorher die Antworten mit einer von den Tinten aus Kobalt gerade unter die Frage geschrieben haben. Wenn man dergleichen Blättchen mit verschiedenen sichtbaren Fragen und unsichtbaren Antworten geschrieben hat, so giebt man solche den Personen, mit welchen man sich belustigen will. Wenn nun diese einige nach Belieben ausgesucht haben, so schlägt man die Blättchen in ein Briefcouvert ein, und sucht sie unvermerkt so zu legen, daß die unsichtbare Antwort gerade unter das aufzudrückende Siegel gebracht werde. Die Wärme des Siegellacks, welchen man zu dem Ende auf dem Papiere, so lange als es nöthig ist, brennen lassen kann, erregt so viel Hitze, daß das darunter befindliche unsichtbare Wort sichtbar geworden seyn wird, wenn man bald darauf das Siegel eröffnet.

Sympathetische Tinte, aus Alaun, s. oben, S. 588.
— — (blaue), s. daselbst, S. 583 und S. 596.
— — aus Bleyzucker, s. das., S. 589.
— — aus Citronensaft, s. das., S. 589.

Sympathetiſche Tinte, aus Fruchtſäften, ſ. oben, S. 586.
— — aus Galläpfeln, ſ. daſelbſt, S. 581.
— — (gelbe, ſ. daſ., S. 582.
— — aus Gold, ſ. daſ., S. 581.
— — (grüne), ſ. daſ., S. 582 und 589.
— — durch Kälte ſichtbar, ſ. daſ., S. 580 und 588.
— — durch künſtliche Luftarten, ſ. daſ., S. 580 u. 590.
— — aus Metallen verſchiedener Art, ſ. daſ., S. 586.
— — mit Metallglanz, ſ. daſ., S. 585.
— — aus Pflanzenſäften, ſ. daſ., S. 586.
— — (rothe), ſ. daſ., S. 582.
— — aus Salmiak, ſ. daſelbſt, S. 588.
— — aus ſalpeterſaurem Queckſilber, ſ. daſ., S. 588.
— — aus ſalpeterſaurem Wismuthe, ſ. daſ., S. 588.
— — aus Silberglätte, ſ. daſ., S. 580 und 581.
— — unſichtbare, ſ. daſelbſt, S. 580.
— — verſchwindbar in ſechs Tagen, ſ. daſ., S. 592.
— — verſchwindbar in vierzig Tagen, ſ. daſ., S. 592.
— — verſchwindbar in vier und zwanzig Stunden, ſ. daſ., S. 591.

Sympathetische Tinte, (violette), s. das., S. 582.
— — aus Vitriol oder schwefelsaurem Eisen, s. oben, S. 582.
— — in der Wärme sichtbar, s. daselbst. S. 580, 589, 590.
— — durch Wasser sichtbar, s. das., S. 588.

Sympathie, aus dem Griechischen und Lateinischen Sympathia, welches eigentlich Mitleiden bedeutet, im Deutschen aber, nach Adelung, in folgenden Fällen üblich ist: 1) Die Eigenschaft eines lebendigen Wesens, vermöge welcher die Vorstellung des Zustandes eines andern Wesens ähnliche Empfindungen in uns hervorbringen, und diese ähnlichen Empfindungen selbst, besonders im engeren Verstande, so fern sie auf undeutliche Begriffe gegründet ist, oder aus uns unbekannten Gründen herrührt. Gellert sagt: Ist die Freundschaft zugleich die Sympathie der Natur, der Vernunft und der Tugend, so kann für den empfindlichen Menschen nichts Schätzbareres und Nützlicheres gedacht werden. Wir sympathesiren mit Jemanden, wenn wir ähnliche Empfindungen mit ihm haben. — 2. Die Neigung zu einem Gegenstande, besonders in sofern sie auf dunkle Begriffe oder uns unbekannte Gründe beruhet, im Gegensatz der Antipathie, in welchem Verstande man auch leblosen Dingen eine Sympathie gegen einander zuschreibt. In weiterem Verstande gebrauchen die Maler dieses Wort von den Farben, wenn sie in der Vermischung eine angenehme dritte Farbe hervorbringen, wie z. B. Blau und Gelb; dagegen zwischen Blau und Zinnober eine Antipathie herrscht, weil beide eine unangenehme harte Farbe geben. — 3) Die Wirkung eines körperlichen Gegenstandes in ein anderes entferntes ohne ein merklich dazwischen kommendes Mittel, da man dann im ge-

meinen Leben Sympathien oder sympathetische Wirkungen hat, besonders solche Heilarten ꝛc. Wenn eine solche Wirkung ohne ein solches befindliches Mittel hervorgebracht werden soll, so ist sie ein Unding, nicht aber, wenn das Mittel nur gröbern Sinnen unmerklich oder unempfindlich ist, wie z. B. beim Magnete, oder bei sympathetischen Tinten ꝛc., so weit Adelung. — In der Heilkunst oder Medizin heißt die Sympathie entweder die Mitempfindung (consensus), wenn ein Theil des Körpers, in welchem der Sitz der Krankheit nicht ist, wegen der Gemeinschaft, die er mit dem andern hat, mitleidet, oder es werden dadurch gewisse Heilmittel verstanden, die durch verborgene Kraft, von der man keine deutliche Rechenschaft geben kann, ihre Wirkung thun. Was die Mitleidenschaft der Körpertheile untereinander betrifft, so ist es sehr natürlich, daß durch die Eigenschaft des Organismus, auch die Thätigkeit der Organe zusammenwirkend ist, und wenn daher die Thätigkeit eines Organs vermehrt oder vermindert wird, auch solches bei einem andern, diesem verwandten, geschieht. Der thierische Organismus hat die Eigenschaft, alle einzelnen Organe zur gesammten Thätigkeit zu vereinen, und so daraus ein Ganzes zu bilden, durch welches die belebte Maschine wirkt. Diese Wirkung geschieht nun durch das Correspondiren aller Theile mit einander, und ist daher Wechselwirkung, von der die Sympathie einen Theil ausmacht. Wie aber diese Wechselwirkung des einen Organs auf das andere geschieht, ist noch nicht gehörig ermittelt worden, wenigstens ist man über die Verbindungs- und Mittelglieder zwischen dem Organe, von dem die Thätigkeit ausgeht, und dem andern, auf welches sie sich verbreitet, nicht einig; denn man nimmt bald das Nervensystem und die Verbindung der einzelnen Nerven, bald das Gefäßsystem, bald das Zellgewebe, bald die Säfte als solche an; und man will in der Praxis gefunden haben, daß sie, besonders aber das Ner-

ven- und Gefäßsystem, in manchen sympathischen Erscheinungen als die Verbindungsglieder erscheinen, als die Ursache der Sympathie kann man sie darum aber nicht ansehen, indem die Erfahrung wiederum lehrt, daß eine Sympathie auch zwischen solchen Organen, wie z. B. zwischen dem Uterus und den Brüsten, dem Magen und dem Kopfe, daß z. B. bei einem verdorbenen Magen der Kopf mit Schmerzen belastet wird, Statt hat, bei dem man weder eine Nerven, noch Gefäßverbindung nachweisen kann, und wenn man dennoch einen Grund darin finden will, daß das Nerven- und Gefäßsystem ein Ganzes bilden, so soll man hier doch zu viel behaupten, weil kein Grund beigebracht wird, warum gerade in diesem und nicht in irgend einem andern Organe die sympathische Wirkung sich äußere, da sie dann doch allen Organen mitgetheilt werden müßte. Die Erscheinungen der Sympathie zeigen sich im gesunden Zustande nicht selten; die Brüste und der Uterus bilden sich zu gleicher Zeit aus, die Stimme verändert sich bei eintretender Mannbarkeit, die Leber sondert die Speicheldrüsen, das Pancreas, die Häute des Magens sondern zur Zeit der Verdauung eine größere Menge Flüssigkeit ab; der Reiz des Lichtes auf das Auge erregt Niesen, das Kitzeln Lachen, und so könnte man noch eine große Menge sympathischer Erscheinungen erwähnen, die im gesunden Zustande Statt haben. Noch viel häufiger beobachtet man sie in Krankheiten, wie schon oben beim Magen und Kopfe erwähnt worden; ja es ist kaum eine einzige Krankheit namhaft zu machen, in welcher nicht mehrere Symptome aus Sympathie zu erklären wären. Indessen herrscht darüber noch ein großes Dunkel, da man noch sehr oft die Natur der Krankheit verfehlt, und sie da sucht, wo sie nicht ist, wie man dieses oftmals bei dem Ausgange der Krankheiten gefunden hat, die von mehreren Aerzten zugleich, aber auf verschiedene Art behandelt worden sind, nach-

dem sie die Krankheit in diesem oder jenem Organe suchten, und so kann die Unkunde über das Wesen mancher Krankheiten verführen, manche Symptome als sympatisch anzusehen, die es eigentlich nicht sind, sondern die von dem Wesen der Krankheit eben so unmittelbar abhängen, als die eigentlichen sogenannten wesentlichen Symptome, indem man zu einseitig das Wesen der Krankheit in ein Organ setzt, das eigentlich in der veränderten Funktion mehrerer bestand. Uebrigens ist soviel gewiß, daß die Sympathie oder Mitleidenschaft in unserm ganzen Organismus vorhanden ist, wie sie sich aber den entfernteren Organen mittheilt, auf diese oft wirkt, ohne andere näher liegende zu berühren, ist noch ein Räthsel, welches vielleicht noch lange auf seine Auflösung wird warten lassen. — Was nun die sympathetischen Mittel (Heilmittel) betrifft, so sind die bekanntesten das schon oben erwähnte sympathetische Pulver und die Waffensalbe. Das Erstere ist eine Erfindung des Grafen Digby in England, der damit Wunderkuren verrichtete, welche zuerst in Frankreich geschahen. Er gab vor, diese Kunst von einem Karmeliter erlernt zu haben, welcher sie aus Ostindien mitgebracht habe. Er löfete gemeinen oder Eisenvitriol in Brunnen- oder Regenwasser auf, und in solcher Menge, daß ein polirtes, hineingetauchtes Stück Eisen davon kupfrig wurde. In dieses Wasser tauchte man ein mit dem Blute der Wunde gefärbtes und trockenes Leinentuch oder dergleichen Lappen. War das Blut noch frisch oder feucht, so bestreuete man es bloß mit einem Vitriolpulver, und so löfete das Blut das Salz auf. Das Pulver verwahrte man in einer Büchse in der Beinkleidertasche, das Wasser in einer Kammer von gemäßigter Wärme. Die Wunde empfand stets Erleichterung. Der Lappen oder das Tuch wurde des Abends und des Morgens jedesmal von Neuem eingetaucht oder bestreuet. Man verbesserte nun dieses Pulver da-

durch, daß man Römischen oder Cyprischen Vitriol oder kupfersaures Eisen einige Male in Wasser auflösete, solches durch Löschpapier seihete, und nach dem Anschießen den Vitriol an die Sonne legte, um es zu kalciniren, und so erhielt man das einfache sympathetische Pulver. Das zusammengesetzte Pulver bestand halb aus dem eben erwähnten Vitriol, und halb aus fein gepulvertem Gummi Traganth. Digby erklärte die Heilung der Wunde durch eine im Kochen überlaufende Milch, deren Dämpfe zugleich mit den brennbaren Theilen oder Feuertheilchen die Euter der Kuh, von der sie hergenommen worden, zur Entzündung bringen. Auf gleiche Weise führe das Lappenblut die Vitrioltheile der Wunde zu, das Blut werde gestillt, und die Wunde heile. Nach Digbys Behauptung soll das vom Vitriol destillirte süße Oel alle Wunden, die nicht an sich tödtlich sind, in kurzer Zeit zur Heilung bringen. Die meisten Wunden heilen jedoch auf eine ganz einfache Weise, wenn man die Luft durch eine Binde oder seidenen Wachslappen abhält, von selbst, und also auch mit und ohne Vitriol. — Mit dem sympathetischen Pulver soll auch ein Abwesender geheilt werden können, wenn man nur einige Tropfen Blutes von ihm hat, so wirke dieses schon auf seine Wunde. — Was die Waffensalbe anbetrifft, die aus Hirschtalg und gepulvertem Eisenvitriol bereitet wurde, womit man nicht die Wunde, sondern das Gewehr, mit dem die Verwundung geschah, verband, und die ein Arzt in Rom, Peter Servius, anwendete, so wird solche unter Waffensalbe, und die Heilung durch den Urin, unter Urin, in U., vorkommen. Ueber die Wunderkuren, wozu auch die Heilung durch Amulete ꝛc. gehört, s. den Art. Wunderkur, unter W. nach.

Was nun die Sympathie in der Naturlehre betrifft, die verborgene oder geheime Uebereinstimmung zweier Körper, und die Neigung des Einen zu dem An-

dern, so trifft man bei den ältern Naturkundigen eine Menge Beispiele in der Natur an, welche diese Sympathie zeigen; so findet man dergleichen Anziehungskräfte zwischen den Planeten und den natürlichen Körpern oder Naturkörpern auf der Erde, besonders zwischen Gewächsen, Metallen, Steinen ꝛc., zwischen den Gewächsen, Thieren und auch leblosen Dingen. So steht auch der Mensch unter den geheimen Kräften der Natur, so haben Sonne, Mond, und auch die Sterne auf ihn Einwirkung, bei dem Frauenzimmer ist diese Einwirkung sichtbar in der Periode mit dem Mondeswechsel ꝛc. ꝛc. Hierin herrscht aber noch ein großes Dunkel, welches schwerlich jemals ganz enthüllt werden wird, indem sich die Gottheit vorbehalten zu haben scheint, hierin nur allein zu herrschen, und den Sterblichen nicht der Erde zu entziehen, der er angehört; er würde sich sonst zu sehr in Träumen verlieren, und darüber seine Bestimmung hier zu wirken vernachlässigen; auch scheint die Gottheit nur Wenige ausersehen zu haben, um die Menschen an ein höheres Daseyn durch so manches Unerklärliche in der Natur zu erinnern, durch Mahnungen, die gleichsam ein Mitfühlen, eine Sympathie verbreiten, und Alle wie durch einen Zauberschlag darauf hinlenken, wenn sie zu sehr von dem Himmlischen abgekommen seyn sollten, um die Natur nur als Etwas zu betrachten, welches mechanisch, ohne eine höhere Hand einwirke, also die Allmacht verkennend, sich nur leicht verführen lassen, dem bösen Prinzipe zu huldigen, als sey keine Vergeltung nach dem Ausscheiden aus diesem Leben, kein zweites Daseyn in einer andern Welt. Dieses hat aber auch oft zu irrigen Meinungen durch falsche Auffassungen verführt, und besonders in dem Reiche der Sympathie, indem man aus Unwissenheit und Mangel genugsamer Erforschung der Eigenschaften der Gegenstände auf Abwege gerieth, und etwas für Sympathie hielt, was davon weit entfernt war, wie solches

die Erfahrung nachher bewies. — Man theilt hier die Sympathie in die physische, und in die moralische. Die Letztere hat die natürliche Folge, daß sie dasjenige uns angenehm macht, was mit unsern Empfindungen übereinstimmt, hingegen dasjenige unangenehm, was uns widersteht, womit wir uns nicht ohne ein widriges Gefühl verbinden können, welches die moralische Antipathie genannt wird. Man versteht darunter das widrige Verhältniß zwischen der Empfindung eines Menschen und des Andern, nach welchem der Eine die wahren oder scheinbaren Empfindungen des Andern nicht leicht annehmen kann, sich ihm gleichsam Etwas widersetzt, und sein Gefühl ihm zu sagen scheint: in dem Umgange dieses Menschen wirst du dich nicht wohl fühlen; er wird dich täuschen, deine Freundschaft hintergehen. Ist nun dieses Gefühl ein wahrhaftes, so trügt diese Abneigung selten, oft aber ist der bloße erste Eindruck, den Jemand auf Einen macht, nicht vortheilhaft, ja widrig; allein dieses Unvortheilhafte und Widrige verliert sich bei einem näheren Umgange; und so umgekehrt haben wieder Menschen den vortheilhaftesten Eindruck bei ihrem ersten Erscheinen, oder bei ihrem ersten Umgange gemacht, und dann doch auf eine empörende Art das in sie gesetzte Zutrauen getäuscht, ja gemißbraucht, sie sind der Verräther und Mörder ihres sogenannten Freundes geworden, wovon man so viele Beweise hat, wenn auch nicht von Mördern, doch von Verräthern und Betriegern, welche die Maske der Freundschaft nur anlegten, um ihren nichts Arges ahnenden wahren Freund zu hintergehen, seine unschuldigen Aeußerungen zu mißbrauchen ꝛc. Die Klugheitslehre und die Moral geben die Regeln an die Hand, wie man einem Andern seine Antipathie zu benehmen suchen muß. — Die physische Sympathie kann nicht geläugnet werden, obgleich man ihre Kraft oder ihre Ausdehnung nicht kennt; eben so kann auch die physische Antipathie nicht geläug-

net werden. Daß eine Sympathie wirklich vorhanden ist, gewahrt man in der Kraft, mit der uns der Anblick mancher Menschen fesselt; auch zeigt es bei Verheiratheten oft die Aehnlichkeit in den Gesichtszügen, in der Handlungsweise ꝛc. an, und dieses besonders bei denjenigen, die aus wirklicher Zuneigung sich mit einander verbunden haben. Die Sympathie liegt hier offenbar am Tage, und um so mehr, wenn man bedenkt, daß oft aus weiter Ferne sich die passenden Menschen zusammen finden, und wo dieses der Fall ist, da kann auch die göttliche Waltung in den Verhältnissen der Erwählten nicht verkannt werden. Sympathie ist daher eine feine Empfindung, die sich aus dem Gefühle entwickelt, und von einem gleich verwandten Gegenstande aufgenommen wird, auf diesen überströmt und ihn anzieht; eben so wirkt auch das entgegengesetzte Gefühl, die Antipathie, indem sie die Empfindung zurückdrängt, das Ausströmen verhindert, und so gegen den Gegenstand erkaltet, der sich uns zur Anziehung vorstellt. Auch in dieser Antipathie liegt eine Wahrheit, die sich oft genug in den Handlungsweisen kund giebt, und wiederum auf eine weise Vorsehung hinweiset, deren Winke man nur zu beobachten nöthig hat, wo sie nämlich für gut findet, solche zu geben. Die Sympathie und Antipathie sind eine beseelte Ausströmung der geistigen Natur, nicht der verkörperten, daher ihre Wirkung. — Man findet auch eine gewisse Sympathie und Antipathie bei den Thieren, wenn man genau auf sie merkt; allein man verwechselt diese oft mit einem natürlichen Instinkte der Zuneigung und des Widerwillens. Die Erstere ist selten, der Letztere jedoch sehr häufig. So giebt es Thiere, die einen von Natur eingepflanzten Widerwillen gegen einander haben, sich Eines das Andere zu meiden oder zu vertilgen suchen; bei Einigen liegt auch die Vertilgungssucht in dem Bedürfnisse der Ernährung, wie z. B. bei allen reißenden

Thieren. Eine Verfolgung der Thiere hat oft ihre ganz natürlichen Gründe, und daher hat man oft für Antipathie etwas ausgegeben, was bloß in dem Triebe sich zu erhalten, eine schmackhaftere und bessere Nahrung zu suchen, bestand. So hat z. B. ein Hirsch einen Widerwillen gegen eine Schlange; sobald er sie bemerkt, faßt er das Maul voll Wasser, schüttet solches in ihre Höhle, zieht sie durch seinem Athem heraus, und zerdrückt sie mit seinem Hufe. Man hat auch den Grund davon in den widrigen Ausdünstungen auf der einen, und in dem zu scharfen Geruche auf der andern Seite finden wollen, überhaupt in den unangenehmen Berührungen der Gefühlnerven der Thiere bei der Annäherung anderer Thiere ꝛc.; ob nun dieses in seiner ganzen Ausdehnung hier angenommen werden kann, ist zu bezweifeln, obgleich an der Sache selbst wirklich etwas ist. Daß nun solches auch auf die Menschen übertragen wurde, war wohl natürlich. So z. B. wollte man die Sympathie bei gewissen Personen ihren Ausdünstungen zuschreiben, wenn diese sich einander begegneten. So z. B. wenn man eine Person, die man zum ersten Male sieht, gleich heftig liebt, so sey dieses eine Anziehungskraft, die aus der Ausströmung der feinsten Dünste ihres Körpers entstehe; denn dieser riechbare Stoff theile sich unserm Geruchsvermögen mit, und werde so in den Körper geführt, wo er die Revolution bewirke, die wir durch das Gefühl, durch die Empfänglichkeit für diese Person zu erkennen geben. Diese Homogenität des riechbaren Stoffes sey mir angenehm, und verbreite das Gefühl der Bezauberung einer Person vor meinen Augen, und bringe so ihre Individualität in die meinige, und so werde das innige Verhältniß geschlossen, welches Tag und Nacht den Verliebten quäle, bis er zu dem Ziele seiner Wünsche gelange. Dieses Einathmen der ausströmenden Körperausdünstung finde Statt, wenn die Person gleich weit von Einem stehe; denn der sanfte

Wind wehe den angenehmen Dunst ihrer Atmosphäre mir zu, und ich athme ihn durch den Mund oder ziehe ihn durch meine Nase ein, und werde auf sie aufmerksam. Man sieht, daß eine solche Erklärung der Sympathie auf keine Solidität basirt ist, gar keinen Grund hat; denn gesetzt, die Ausdünstungen der Person hätten noch einen so lieblichen und anziehenden Geruch, aber die Züge ihres Gesichts, ihre Farbe, Wuchs, Manieren gefielen dem andern Gegenstande nicht, so würde er jede nähere Bekanntschaft zu vermeiden suchen. Hier sollen sich nun die beiden Dunstatmosphären einander wechselsweise erreichen, und von der Lunge eingeathmet werden, um ihre Wirkung zu thun, das heißt, sich so vermischen, daß der Plusverliebte, die Minusverliebte, Kraft der Ausströmungsgesetze der Elektricität oder des Maguetismus, an sich reiße, und so müßten sich alle Frauenspersonen, allen Mannspersonen, auf den ersten Blick ihren positiven Gewaltigern ergeben; so aber lehrt uns die tägliche Erfahrung, daß man sich gemeiniglich (Standes- und Geldinteressen nicht eingeschlossen) in Züge, Manieren ꝛc. verliebt, von denen man etwas an sich hat, was den andern Gegenstand unendlich anzieht, und so wieder umgekehrt; und diese Wechselwirkung verursacht die Sympathie; denn sonst würde der eine Gegenstand wohl dieses Hinreißende bei dem andern finden, aber nicht dieser auch bei jenem, mithin kann dieses nur durch eine gegenseitige Anziehung geschehen, die wir Sympathie nennen, wie diese Doppelwirkung auch schon oben angeführt worden ist; freilich ist die Art der gegenseitigen Anziehung, ohne andere Interessen, von denen hier nicht die Rede seyn kann, ein Problem, welches nur, wie schon oben bemerkt worden, in dem Göttlichen, aber nicht in der uns umgebenden Natur, aufgesucht werden kann.

Sympathesiren, ein Mitgefühl oder Mitleiden mit einem Andern tragen, gegenseitige Gefühle austauschen,

oder übereinkommende Gefühle mit Andern durch eine gewisse Anziehung hegen.

Symphonie, Ital. **Sinfonia**, nach der wörtlichen Uebertragung, Zusammenklang, Harmonie. In unserer heutigen Musik ein ausgeführtes Instrumentalstück für das Zusammenwirken des ganzen Orchesters berechnet, und aus mehreren Hauptsätzen bestehend. Ehemals verdrängte die Symphonie die Ouvertüre, und jetzt wird dieses vielstimmige Instrumentalstück von der Ouvertüre immer mehr verdrängt. Die Schwierigkeit, eine Symphonie, das Höchste der Instrumentalmusik, zu liefern, hat zu der leichtern Form der weniger ausgeführten Ouvertüre, die nur eines Satzes bedarf, Gelegenheit gegeben, einer Einleitungsmusik, die in den meisten Fällen keine ist, nämlich dann, wenn nichts eingeleitet wird, oder die Ouvertüre sich auf das Folgende gar nicht bezieht. Die Symphonie ist, wie schon bemerkt worden, ein ausgeführtes Instrumentalstück; denn sie soll, ihrem Wesen nach, abhängig seyn von dem eingeleiteten Ganzen, sie soll die Aufmerksamkeit nicht von demselben ableiten, sondern für dasselbe stimmen, und muß daher die Hauptgedanken desselben gleichsam skizzirt enthalten, oder wenigstens die Grundstimmung des Ganzen angeben, weshalb sie auch nicht ausgeführt seyn kann, und von den meisten Opernkomponisten mit Recht nach Verfertigung der ganzen Opernmusik geschrieben wird. Die Symphonie ist daher ein selbstständiges Orchesterstück, welches einer weitern Ausführung seiner musikalischen Ideen fähig ist; es ist daher eine Melodiengattung, die nur auf Instrumenten hervorgebracht wird, welche genau zusammen stimmen oder in Accord seyn müssen. Man gebraucht sie in der Kirche, in der Kammer und in den Opern. Wenn gleich die Symphonie für das Zusammenwirken des ganzen Orchesters berechnet ist, so wird sie doch von dem Konzerte unterschieden; denn wenn sie gleich einer ansehnlichen

Besetzung bedarf, so darf sie doch nicht so delikat in ihren Modulirungen seyn, als das Konzert, obgleich sie zu demselben mit einem oder einigen obligaten Instrumenten (konzertirende Symphonie) den Uebergang bildet. Das Konzert soll den Charakter und das Vermögen eines Instruments, gehoben und abgeleitet von dem übrigen Orchester, aussprechen, obgleich man dabei nicht aller Orchesterinstrumente zur Mitwirkung bedarf. Das hervorgehobene Instrument im Konzerte zeigt hier immer die größte Kunstfertigkeit, und besonders durch einen ausdrucksvollen Vortrag; es modificirt die Gesinnungen und Gedanken des Konzerts durch seinen Grundcharakter. Auch die Ouvertüre, die nach den jetzigen Begriffen, die Instrumentaleinleitung eines Theaterstücks ist, kann als solche wohl in mehreren Fällen konzertirend seyn, und von dem Charakter eines Instruments beherrscht werden. In der Symphonie soll aber das ganze Orchester, oder doch dessen Hauptinstrumente ein musikalisches Ganzes bilden, indem sie zugleich zeigt, was die Instrumentalmusik selbstständig und in ihrer ganzen Fülle, das heißt, in der Verschmelzung aller ihrer Hauptinstrumente, zu leisten vermag, wodurch einzelne Solis nicht ausgeschlossen sind. Jetzt verlangt man von der Symphonie Alles; es darf auch nicht ein Orchesterinstrument fehlen, und früher waren die Instrumente dazu: Violinen, Bratsche, Baßinstrumente, und zum Ausfüllen oder zur Verstärkung kamen noch Hörner, Hoboen und Flöten hinzu. Man hielt sie damals als eine leichte, der Ouvertüre untergeordnete Form, die anfangs aus ein oder etlichen fugirten Stücken, die mit Tanzstücken von verschiedener Art abwechselten, bestand, und insgemein Parthie genannt wurde. Die Symphonien dienten den größten Italienischen Opern zur Oeffnung, so wie die Intraden den kleinern. In den Kirchen verlangt ihre Einrichtung einen hohen Grad der Bescheidenheit, nicht so auf dem Theater und im Zimmer; ihre vornehmste Ei-

genschaft besteht darin, daß sie in einem kurzen Begriffe oder Vorspiele einen kleinen Entwurf desjenigen macht, was nachfolgen soll, und hieraus kann man leicht schließen, daß in einer Symphonie der Ausdruck der Leidenschaften sich nach demjenigen richten muß, was im Werke selbst folgen soll; sie darf der harmonischen Fülle nicht entbehren, und muß Feuer der Empfindung, originellen Schwung und einen edlen Styl besitzen. Ein Schriftsteller sagt über die Symphonie im Conversationslexicon, 9r Bd., 4te Aufl.: Die letztere und höchste Aufgabe der Instrumentalmusik konnte erst dann gelöset werden, als diese erst selbst auf ihren gegenwärtigen Gipfel gebracht worden war. Die Symphonie hat mit den meisten übrigen für das Orchester geschriebenen Stücken das gemein, daß die Grundstimmen, welche die Saiteninstrumente führen, mehrfach besetzt werden, daher auch der Vortrag dieser Stimmen keine willkührlichen Verzierungen verträgt, sondern Alles, wie vorgeschrieben, gespielt werden muß, und, die Soli ausgenommen, Alles bestimmt vorgeschrieben, und die Parthie selbst in ihren Figuren und in ihrer ganzen Einrichtung von dem Komponisten auf mehrfache Besetzung und deren Wirkung berechnet seyn soll. Die Grundstimmen dürfen hiernach zwar die Schwierigkeiten einer Konzertstimme nicht haben, aber jeder, der die größten Symphonien unserer neuen Meister kennt, namentlich Beethovens, der das Orchester wie ein einziges Instrument behandelt, wird einsehen, daß die Vorschrift jenes Wörterbuches in ihrer Ausdehnung nicht mehr gilt. Es dürfen auch, weil die Symphonie nicht, wie die Sonate, ein Uebungsstück ist, sondern gleich vom Blatte getroffen werden muß, keine Schwierigkeiten darin vorkommen, die nicht von Vielen gleich getroffen und deutlich vorgetragen werden können. Die Symphonie besteht aus mehreren Hauptsätzen, und unterscheidet sich auch dadurch von der Ouvertüre, die nur einen Hauptsatz hat.

Die Zahl der Sätze ist aber nicht zu bestimmen, jedoch kann man annehmen, daß solche nicht unter zwei seyn dürfe, und nicht leicht über vier oder fünf hinausgehe, weil ein volles Instrumentalstück, welches für die höchsten Effekte der Musik bestimmt ist, durch eine zu lange Dauer ermüden muß. Nach der jetzigen Einrichtung besteht die Symphonie gewöhnlich aus einem Allegro, einem Andante oder Adagio, worauf oft nach dem alten Herkommen eine für den Tanz nicht bestimmte Menuett folgt, und einem Rondo oder Presto. Beethoven hat sich nicht immer an diese Zahl oder Folge gebunden. Es ist daher natürlich, daß bei einem solchen Umfange und den großen Tonmitteln, welche ein ganzes Orchester darbietet, die Symphonie das größte selbstständige Tongemälde, und daher zum Ausdrucke des Großen, Erhabenen und Feierlichen vorzüglich geeignet sey, weshalb leichtere melodische Sätze, und tanzmäßige Parthien, aus welchen sonst die Symphonien bestanden, wenn sie nicht in kräftige und erhabene Parthien verflochten sind, oder in kunstmäßigem Contraste zwischen diesen stehen, die Symphonie kleinlich machen, sie erniedrigen; denn nach den vorhandenen Mitteln schließt man auf den größeren oder geringeren Zweck. Ein glänzender, feuriger und voller Styl, große und kräftige Melodien und Bässe, energische Modulationen, die kühnste Verschlingung und Nachahmung der Melodien und Rhythmen, der größte Wechsel und das mannigfaltigste Zusammenwirken der Instrumente, welche bald abwechselnd, bald zusammentönend, bald herrschend, bald ausfüllend und begleitend die Melodie bilden, ist der Symphonie, besonders in dem ersten und letzten Satze eigen; es darf aber auch der langsamere und sanftere Mittelsatz, um zu dem Ganzen zu passen, nicht unkräftig seyn. Symphonien setzen daher eine große Meisterschaft in der Harmonie, Kenntniß der Instrumente ꝛc. voraus. Unter den älteren Symphonie-Komponisten waren Benda, Bocherini, Dit-

tersdorf, Hofmeister, Pleyel sehr beliebt; die größten neuern Meister sind Haydn, Beethoven, Mozart, und die ihnen anhängenden Ramberg, Eberl, Ries, Neukomm ꝛc. ꝛc.

Symptome, in der Heilkunst, die Phänomene oder Erscheinungen der Krankheiten, das heißt, die in die Sinne fallenden äußeren Merkmale einer Krankheit, durch welche auf das Daseyn und die Art der Krankheit geschlossen werden kann; werden diejenigen, die in irgend einer Krankheit mit einander vorkommen, sämmtlich zusammengefaßt, so erhält man die äußere Seite oder das Bild der Krankheit, welches man als einen treuen Abdruck des Innern oder des Wesens derselben betrachten kann. Sie haben ihren Grund und ihren Sitz in den Funktionen oder Verrichtungen, die durch die Krankheit verändert werden, und daher bald zu lebhaft, bald zu schwach, bald auch verändert von Statten gehen, wodurch auch oft die Organe selbst in ihrem Ansehen, ihrer Textur, Struktur, Größe ꝛc. verändert werden. Die Symptome können nur von dem Kranken allein bemerkt werden, oder dieses geschieht von dem Arzte. Der Kranke allein bemerkt z. B. den Schmerz in gewissen Theilen des Körpers, Frost, Schauder, Hitze, Unruhe, Ekel, Schwäche, Durchfall, Hartleibigkeit, Beklemmungen, Blähungen, Durst, Harnlauf, Verhaltung des Harns, Mangel an Eßlust, verlornen Schlaf, Ausbleiben der Periode ꝛc. ꝛc. Der Arzt bemerkt sie an dem Kranken durch den Puls und durch die krankhaften Anregungen oder Bewegungen, welche sich äußerlich zeigen: Schweiß, Kälte, Veränderung der Gesichtsfarbe, belegte Zunge, trüben, dicken Urin, beschwerliches Athemholen, Ausschläge, Entzündungen, übelriechende Transpiration ꝛc. Die Symptome, welche von dem Kranken selbst bemerkt werden, nennt man subjektiv, diejenigen, welche der Arzt bemerkt, objektiv. Je weiter eine Funktion durch den Organismus verbreitet ist, um so mehr wird

sie als der Sitz und Grund krankhafter Erscheinungen sich bemerkbar machen, und um so mehrere Krankheiten werden dieselbe auch verändern müssen; daher geschieht es, daß das Nerven- und Gefäßsystem, so auch das der Häute in den mehrsten Krankheiten afficirt wird, und als Träger der Symptome erscheint, und daher soll es auch ferner geschehen, daß die Erregbarkeit, das Gemeingefühl, die Ernährung, die sich durch den ganzen Organismus verbreiten, auch so häufig und leicht durch Krankheiten verändert werden, und in diesen Veränderungen Symptome zeigen. Sie werden bald durch das Wesen der Krankheit selbst unmittelbar hervorgebracht, und deuten dann das Wesen der Krankheit auch an, bald werden sie durch den Sitz der Krankheit modificirt. Die Ersteren werden wesentliche, essentielle Symptome genannt, und zeichnen sich durch Constanz aus, z. B. veränderter Puls und veränderte Temperatur ꝛc. sind wesentliche Symptome des Fiebers, und in einem gleichen Verhältnisse stehen Geschwulst, Röthe, Schmerz ꝛc. mit der Entzündung. Die Letzteren sind der Sympathie der Organe wegen schon zufälliger. Wenn sie sich in dem ursprünglich afficirten Organe befinden, so heißen sie idiopathische, werden sie dagegen durch die Sympathie der Theile in andern und entferntern Organen erregt, so werden sie consensuelle, sympathische genannt, endlich hat auch die Krankheitsform, so wie alle die individuellen Eigenschaften und Lagen der Kranken, welche die Form der Krankheit verändern, wie Temperament, Alter, Geschlecht, Lebensart, Gewohnheit ꝛc., auf eine Veränderung der Symptome in einer und derselben Krankheit einen sehr namhaften Einfluß. Sie werden ferner auch nach einem andern Eintheilungsprinzipe unterschieden in symptomata morbi, causae und symptomatis. Die Symptomata morbi rühren von der Krankheit selbst her; sie können wesentliche, idiopathische, oder auch consensuelle seyn. Symptomata causae werden von

der Ursache der Krankheit auch zufälliger Weise mit hervorgebracht; wenn von einer Erkältung z. B. eine Brustentzündung herrührte, so kann dieselbe Ursache auch zu gleicher Zeit Schnupfen, Husten und rheumatische Schmerzen hervorbringen. Als die Hauptkrankheit wird ihrer Wichtigkeit wegen die Brustentzündung angesehen, der Schnupfen, Husten ꝛc. sind Symptomata causae, und sie werden dann epiphaenomena genannt, wenn sie später in dem Verlaufe der Krankheit erst eintreten; sie bilden natürlich, wenn sie wichtiger werden, Complikationen. Die Symptomata symptomatis rühren endlich von irgend einem einzelnen Symptome her; so z. B. kann Erbrechen, welches ein Symptom gastrischer Fieber ist, Schmerzen, Blutspucken ꝛc. hervorbringen; die Letzteren sind dann Symptomata symptomatis. Dasjenige Symptom, welches zur Erkenntniß irgend einer Krankheit viel beiträgt, wird pathognomonisch genannt. Dergleichen Eigenschaften haben vorzüglich die wesentlichen und idiopathischen, oft sollen aber auch consensuelle sprechend genug seyn, wie z. B. in dem akuten Wasserkopf die erweiterte Pupille. Diagnostische sind die, die zur Diagnose, das heißt, zur Unterscheidung ähnlicher Krankheiten viel beitragen; sie sind oft genug unter den consensuellen, unter den zufälligen, die von der Lebensart, dem Alter, vom Nutzen gewisser Arzneymittel ꝛc. herrühren, zu suchen. Wenn ein Symptom zur Entscheidung der Krankheit etwas beizutragen scheint, so heißt es activ; passiv nennt man dagegen alle die andern, welche diese Eigenschaft nicht besitzen. Es soll schwer seyn, alle diese verschiedenen Eigenschaften der Symptome in concreten Fällen zu erkennen, und die Mittel dazu sind eine große Beobachtungsgabe und ein feines Urtheil.

Synagoge, Synagoga, ein Griechisches Wort, welches Versammlung, und im engeren Sinne Judenschule oder die Versammlung der Israeliten zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen bedeutet; dann auch der

Ort selbst, wo diese Andachtsübungen Statt finden; auch nannte man es Proseucha, Bethaus. Zu welcher Zeit der jüdischen Geschichte die ersten Synagogen eigentlich errichtet worden, läßt sich nicht genau bestimmen, da die Angaben darüber so sehr abweichen. Einige behaupten, es habe dergleichen Schulen schon zu den Zeiten des Salomonischen Tempelbaues, ja bereits zur Zeit der Richter gegeben. Prideaux, Stackhouse und Andere läugnen dagegen das Vorhandenseyn von Synagogen vor der Gefangenschaft der Juden, räumen jedoch ein, daß außer dem Tempel Salomons einige andere Orte zur gemeinschaftlichen Verehrung des Herrn gedient; denn nach der Verbrennung jenes prächtigen Tempels im Jahre 588 vor Christi Geburt, brach der begeisterte Prophet Asah in bittere Klagen über die Zerstörung der Synagogen durch die Babylonier aus. Man will es nicht für unwahrscheinlich finden, daß diese Schulen bald nach der Besitznehmung des gelobten Landes errichtet worden, da es nicht glaublich scheint, daß die Juden keinen öffentlichen und gemeinschaftlichen Gottesdienst weiter gehabt haben, als die drei Feste, wo sie in der Stiftshütte oder im Tempel zusammen kamen; sie sollen sich daher auch in Gebäuden versammelt haben, um nicht in Wind und Wetter es im Freien zu thun, welches man auch aus Psalm 74, 8 beweisen will; indessen will man mit einiger Gewißheit behaupten, daß die Synagogen schon vor dem Juden Esrae da gewesen, und mit der Zeit so allgemein geworden sind, daß, wo nur zehn freie erwachsene Leute sich an einem Orte befanden, auch eine Synagoge angelegt werden mußte, welches dann von der Gemeinde geschah, indem sie zum Aufbaue derselben eine gewisse Summe zusammenschoß, oder auch von einer mildthätigen Privatperson; oder es räumte auch wohl ein Mildthätiger sein eigenes Haus dazu ein; geschah dieses, so mußte es zum Gottesdienste eingewei-

het werden, der nur im Beten und Predigen bestand, so wie in andern gottesdienstlichen Verrichtungen; nur wurde nicht darin geopfert, welches in der Stiftshütte und hernach im Tempel geschah, die man nur als die zu dieser Verrichtung heiligen Orte ansah. — Am wahrscheinlichsten ist es, daß diese Bethäuser oder Schulen als Ersatz der von den Römern zerstörten Tempel anzusehen sind, indem sie jetzt auch zum gottesdienstlichen Gebrauche bestimmt wurden, da sie vorher nur Schulen und Bethäuser waren; denn als die Juden in fremde Länder zerstreuet wurden, zeigten sie sich eifriger in Aufrechthaltung ihrer religiösen Gebräuche; sie versammelten sich, wie schon bemerkt worden, in Privathäusern zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen, und wo sie Erlaubniß dazu erhielten, errichteten sie öffenliche Bethäuser; denn an den Aufbau der Tempel, wie sie solche ehemals besaßen, durften sie jetzt nicht denken, da sie sozusagen geächtet waren, und bei der größeren Ausbreitung des Christenthums und der Mohamedanischen Religion in den meisten Ländern Asiens, wo früher ihre Wohnsitze waren, und Europas späterhin nur geduldet wurden, so wagten sie es auch nicht, bei den Regierungen anzuhalten, prachtvollere Tempel in diesen Ländern zu erbauen; sie waren mit der Erbauung der ihnen erlaubten einfachen Bethäuser zufrieden, wodurch sie kein Aufsehen gaben, und die schon widrige Stimmung gegen sie noch mehr anregten, und diese Bethäuser haben sie auch bis auf die neueste Zeit behalten, nur daß sie hin und wieder in den Ländern, wo sie das Bürgerrecht erhalten haben, in einem besseren Style erbauet worden sind. — Diese Synagogen sind daher nach dem Wiedereinzuge der Juden in das Land Canaan, nach der Babylonischen Gefangenschaft, weit allgemeiner geworden. In spätern Zeiten, als Alexander der Große hunderttausend Juden in seine neu erbaute Stadt Alexandria in Aegypten aufnahm, und ihnen gleiche

Rechte mit den Griechen ertheilte, errichteten sie ein prachtvolles Gebäude, hinsichtlich dessen sie zu sagen pflegten: „Wer die große Synagoge nicht gesehen hat, der hat Israels Ruhm nicht gesehen.“ Zur Zeit Christi waren zwölf Synagogen in Tiberias, einer Stadt von Galiläa, und nicht weniger als vierhundet und achtzig in Jerusalem, wozu noch viele andere in Canaan kamen, wie sich aus dem neuen Testamente ergiebt. Ueber der Thür solcher Gebäude stand gewöhnlich folgende Inschrift: „Dies ist die Thür oder das Thor des Herren, durch welche die Frommen eintreten.“ An den Wänden des Innern las man oft die Worte: „Gedenke Deines Schöpfers und gehe in Demuth in das Haus des Herren deines Gottes;“ oder: „Gebete ohne Andacht sind wie ein Leib oder Körper ohne Seele;“ oder: „Das Stillschweigen ist dienlich beim Gebete“ ꝛc. ꝛc. — Der Dienst der Synagogen bestand zunächst in Gebeten, die ursprünglich Jeder aus dem Stegreife hersagte, die aber später in bestimmte vorgeschriebene Formeln eingekleidet wurden. Ferner in Lesung der Schriften, wohin gehören: das Shema*), das Gesetz, und die Propheten; dann gehörte zu diesem Dienste noch die Erklärung der Schriften, wobei sich der Priester setzte, nachdem er einen oder mehrere Theile der oben erwähnten Texte stehend abgelesen hatte. Die Liturgie des Gottesdienstes weicht wenig von der christlichen ab, da diese den jüdischen Synagogen nachgebildet wurde. Zu den Zeiten Christi hatte Jeder darin das Recht, Religionsvorträge zu halten, jetzt thun es gewöhnlich nur die Rabbiner. Das Beten geschieht laut, und wenn der Vorbeter angefangen hat, von Allen zugleich; daher das disharmonische Murmeln, wel-

*) Shema bedeutet im Hebräischen Höre! und da sich ein Theil der vorzulesenden Bibelstellen mit diesem Worte anfing, so bezeichnete man das Ganze mit demselben.

ches um so mehr auffällt, da ihr Sprachorgan nach der Hebräischen Sprache gebildet, auch immer noch den Morgenländischen Ton hat, der von demjenigen der Europäischen Sprachen, namentlich der Deutschen, abweicht, und daher kommt auch der Ausdruck Judenschule, welcher sprichwörtlich geworden ist, weil die Kinder in den Schulen auch noch die Sylben und Wörter dem Lehrer nachsprechen. Das Innere der Synagogen war durch ein Gitterwerk in zwei Theile getheilt, der eine Theil für das männliche, und der andere für das weibliche Geschlecht. Im erstern Theile befand sich eine Kanzel, oder ein erhöheter Stuhl, Bänke, um darauf zu sitzen, und ein Schrank, das Buch des Gesetzes darin aufzubewahren, welcher Schrank mit einem kostbaren Vorhange verhängt war. Dann waren noch Behältnisse zu den Leuchtern, und eine Art Erhöhung, von der mit Trompeten und Hörnern geblasen wurde. Die Beamten der Synagogen sind: die Vorsteher oder Rabbiner, der Diener oder Vorbeter, eigentlich Kirchenengel (Sheliach Zibber), mehrere Aelteste, die Aufwärter und die Almosensammler. Die zum Gottesdienste bestimmten Tage waren Montag, Donnerstag und Sonnabend; Letzterer wurde vor den übrigen heilig gehalten, und wird es auch noch jetzt. Die Synagoge stand täglich dreimal zum Gebete für jeden Israeliten geöffnet. An hohen Festtagen begann der Gottesdienst früher, und dauerte auch länger, wie solches immer noch der Fall ist. Die Vorsteher der Synagogen waren obrigkeitliche Personen, welche sowohl das gesammelte Almosen zur Verwaltung übernahmen, als auch Strafen, z. B. Streiche, Ausschließung vom Gottesdienste, Geldbußen ꝛc., auferlegten. Jede Synagoge enthielt zwei Sparkassen, eine für Israelitische, und eine für andere Arme. In der neuesten Zeit sind mehrere Neuerungen auch bei dem Jüdischen Gottesdienste eingetreten, welcher jetzt statt täglich dreimal nur zweimal geschieht, und

die täglichen Betstunden sollen allemal des Abends, fünf Viertelstunden vor Sonnenuntergang, des Morgens aber nach Sonnenaufgang geschehen; doch geschieht dieses nur im Winter, im Sommer aber, wenn die Tage lang sind, geht das Abendgebet gewöhnlich um sieben oder acht Uhr an. — Die Synagoga Magna bildete ein Collegium von 120 Männern, die nach der Babylonischen Gefangenschaft den Gottesdienst wieder einrichten und von den eingerissenen Mängeln und Irrthümern reinigen sollten. Eine solche Synagoge soll von dem Esra selbst noch eingesetzt worden seyn, und mit Simeon dem Gerechten wieder aufgehört haben; sie war in sofern von dem Synedrio magno unterschieden, als solches ein weltliches, jene aber ein geistliches Collegium war. Glieder dieses Collegiums sollen gleich anfangs gewesen seyn: Serubabel, Seraja, Raalja, Mardochai, Bilschan, Haggai, Zacharias, Malachias, Nehemia und Andere. Da aber bei diesem Collegium Gegenstände abgehandelt wurden, welche die Religion und das gemeine Wesen zugleich angingen, so sollen beide Kollegia zusammengekommen seyn und gemeinschaftlich gerichtet haben.

Synalepse, eine grammatische Figur, da ein Selbstlauter oder Doppellauter zu dem Anfange des folgenden Wortes gezogen, und in Versen beim Scandiren weggelassen wird, als: Mach' einen Raub aus ihm; sein' Armuth bleibt ihm doch, für mache einen, und seine Armuth ꝛc. ꝛc.

Synangium, in der Botanik, ein Ausdruck für die Fruchthäufchen (Sori), in welchen die Sporenbehälter unter einander verwachsen sind, wie Marattia und Danaea; dieser Ausdruck ist aber nicht mehr recht gebräuchlich.

Synanthereen, s. den folgenden Artikel.

Synantherens, in der Botanik, verwachsen-beutelig, mit verwachsenen Staubbeuteln, z. B. die Staubge-

fäße bei Lobelia und Impatiens. Daher der Name Synantherae, Synantherеen, für die Pflanzen aus Linné's neunzehnter Klasse, welche in Köpfchen oder Körbchen blühen.

Synanthius, in der Botanik, mit den Blüten sich entfaltend oder entwickelnd, wie die Blätter von Ornithogalum pyrenaicum.

Syncarpium, in der Botanik, der Beerenhaufen oder die Himbeerfrucht, ein ziemlich entbehrlicher Ausdruck für die einem verlängerten oder stark gewölbten Fruchtboden aufsitzenden, untereinander zusammenhängenden oder verwachsenen beeren- und steinfruchtartigen Früchtchen einer einzelnen Blüte, z. B. bei Rubus und Anona.

Synchronismus, aus dem Griechischen, heißt die Zusammenstellung der Personen, welche zu gleicher Zeit lebten, und der Begebenheiten, welche zu gleicher Zeit sich ereigneten, daher synchronistische Tabellen, solche Tabellen, wo Obiges geschehen ist.

Synclistus, in der Botanik, geschlossenfrüchtig, dessen Früchte bei der Reife nicht aufspringen, wie bei Crambe, Bunias und Myagrum.

Syncretismus, ein Wort von mehrseitiger Bedeutung, jedoch hauptsächlich in der Religion, die Religionsmengerey, oder das Verfahren, die Stellen in den Glaubenslehren so zu deuten, daß alle Partheyen damit zufrieden gestellt werden; gewiß eine sehr edle Verfahrungsart, wenn sie nicht oft auf Täuschung und Achselträgerey beruhete. Dann auch eine Vergleichung der Religionen untereinander, die aber in den Glaubensangelegenheiten nicht überein kommen, diesen Syncretismus bei Friedensbrüchen der Religionspartheyen, als ein Versöhnungsmittel anzusehen. Man hat verschiedene Ableitungen des Wortes. So soll das Wort von den Cretensern, den Einwohnern der Insel Creta, Candia ꝛc. abstammen, die sich, obgleich durch viele Strei-

tigkeiten untereinander entzweiet, jedesmal bei dem Angriffe zum äußeren Frieden, schnell vereinigten, allen innern Zwist vergaßen, und alle für einen Mann stehen wollten, und so auch gegen die Feinde zogen. So wurden auch unter den kirchlichen Partheien, besonders die Evangelischen aufgefordert, allen Zwiespalt zu vergessen, und wie die Cretenser sich vereint gegen alle Angriffe der andern Partheien mit Muth zu waffnen. Späterhin lehnte man das Wort aus dem Griechischen ab, von συν-κεραννυμι-κεραω, welches vermischen bedeutet. Als im sechzehnten Jahrhunderte in Italien die alte Literatur wieder auflebte, und die Griechischen Klassiker wieder mit Begierde gelesen wurden, und besonders Platons Philosophie eine Vorliebe fand, welche dem herrschenden Aristotelismus kräftig entgegentrat, waren die meisten damaligen Philosophen Syncretisten, und suchten den Plato mit dem Aristoteles zu vereinigen. Sie nannten sich auch Eklectiker, auch werden sie von Alexandrien in Aegypten, wo diese Art zu philosophiren besonders im zweiten Jahrhunderte aufkam, Alexandriner genannt. Unter diesen Gelehrten zeichneten sich hauptsächlich Johann Franz Picus, Bessarion und Andere aus, die auch dem Plato ergeben waren, aber doch den Aristoteles nicht ganz sinken lassen wollten. Besonders aber ist das Wort erst in der evangelischen Kirche mehr in Brauch gekommen, und Syncretist ein Schmähwort geworden, welches man auf die feindseligste und gehässigste Weise anwendete. So nannte man z. B. Syncretisten, oder Vermischer und Verfälscher seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, besonders die Schüler und Anhänger des Georg Calixtus, Professors der Theologie zu Helmstädt, und überhaupt die Helmstädter Theologen. Calixtus war nämlich ein geistvoller und gelehrter Theologe, dem es sehr darum zu thun war, manche Unterscheidungslehren, welche bis

dahin Zwietracht und Kampf unter den Kirchenpartheien erregt hatten, auf gütlichen Wegen auszugleichen, und so eine Versöhnung, wenn auch nicht Unterwerfung der Evangelischen unter die Römische Kirche zu beabsichtigen, und wenn er sich auch selbst der Römischen Kirche näherte, so hielt er doch strenge auf evangelische Glaubensfreiheit. Das sogenannte apostolische Symbolum, welches allen christlichen Hauptpartheien gemeinsam ist, in welchem sie alle übereinstimmen, dachte er als zureichend zur Bestimmung der Grundlehren der christlichen Kirche, und deshalb auch zur Herstellung des Friedens unter allen Partheien. Dergleichen Meinungen reizten in einer schon streitlustigen Zeit, den größten Theil der Lutherischen Theologen gegen ihn, und da seine Schüler zum Theil seine Ansichten übertrieben, Einige von ihnen auch wirklich zur Römischen Kirche übertraten, ward er des Syncretismus oder der Religionsmengerey beschuldiget, besonders seit dem Religionsgespräch zu Thoren, im Jahre 1645, wo Calixtus zugegen war, wird der Name Syncretist allgemeiner gebraucht. Nach seinem Tode setzten seine Schüler und sein Sohn, Friedrich Ulrich Calixtus, den Streit fort. Lange Zeit erschütterte derselbe die evangelische Kirche, und nie kam eine wahre Aussöhnung der Streitenden zu Stande. In neuerer Zeit hat man auch diejenigen Theologen, die sich etwas freimüthig über die Kirchenlehre erhoben, und ihrer eigenen Wissenschaft ein höheres Ansehen beilegten, Syncretisten genannt; besser will man es aber finden, daß ein so gehässiges Wort außer Brauch kommt.

Syncretist, in der Theologie, derjenige, welcher die Kirchenpartheien durch seine Lehre und Schriften zu vereinigen sucht, dieser oder jener Parthey mehr in der Lehre einräumt, um dadurch eine Annäherung und Versöhnung zu bezwecken; daher sind Syncretisten diejenigen, welche sich mit der Vereinigung streitiger Par-

theien in Glaubenssachen beschäftigen, und auch die Anhänger derselben; s. auch den vorhergehenden Artikel.

Syndactylae, Heftzeher, eine Benennung der zweiten Familie der Klettervögel, welche sich durch folgende Gattungskennzeichen auszeichnen. Der Schnabel ist stark, kantig, gerade oder mäßig gebogen; die Füße sind klein, Schwimmfüße, die weder zum Gehen, noch zum Klettern viel gebraucht werden, sondern meist zum Sitzen; sie haben keinen Kletterschwanz, und ihr Gefieder ist meist mit Prachtfarben geziert, vorzüglich sind sie grünblau, metallisch glänzend. Sie bewohnen fast alle warmen Länder. Es gehören dazu: die Nashornvögel und die Eisvögel.

Syndikat, s. unter Syndikus.

Syndikatoren, Syndicatores, ehemals zu Genua diejenigen Beamten, welche auf das Verhalten des Dogen und anderer Beamten ein wachsames Auge haben mußten.

Syndikus, in den Rechten, ein Bevollmächtigter. Schon bei den Griechen zu Athen waren die Syndici gewisse Beamte, welche die Schlüsse und Verordnungen des Raths den Bürgern bekannt machen mußten; aber nicht bloß dazu waren sie verpflichtet, sondern sie mußten sie auch den Bürgern erklären, und sie auf das Gute, welches damit beabsichtiget werden sollte, aufmerksam machen; sie wurden aber auch von den Bürgern erwählt, um deren Bestes zu besorgen. Sie waren daher hier so viel, als bei den Römern die Volkstribunen. Dergleichen Beamte befanden sich auch in den Römischen Municipiis, welche dieselben vertraten und gleichsam deren Advokaten seyn mußten; sie hießen deshalb auch Defensores civitatum, wurden von den Räthen erwählt, und waren mit den Syndicis der Griechen fast einerlei. In der neuern und neuesten Zeit sind die Syndici Gerichts-Bevollmächtigte, denen die Beobachtung der Geschäfte und Angelegenheiten einer Stadt

oder Gemeinde obliegt, und so haben auch Landschaften, Universitäten ꝛc. ihre Bevollmächtigte, von denen sie in Rechtssachen oder Angelegenheiten vertreten werden; er besorgt ihre Angelegenheiten. Zur gültigen Wahl eines Syndikus ist nöthig: 1) daß die ganze Gemeinheit mit Einschluß der Wittwen, Waisen und Minderjährigen und deren Vormündern, zur Bestellung des Syndikus zusammenberufen werde; 2) daß zwei Drittheile der Gemeinheit erscheinen, und 3) daß von diesen zwei Drittheilen die größere Menge einwilliget. Niemand, der zur Führung eines öffentlichen Amtes, besonders eines Sachwalters oder Procurators unfähig ist, kann Syndikus werden; auch kann der Syndikus bloß für gewisse Fälle bestellt werden; dann heißt er Syndicus particularis, oder er wird für alle Fälle bestellt, dann ist er Syndicus universalis; ist seine Vollmacht auf keine gewisse Zeit beschränkt, so heißt er Syndicus perpetuus. Die Vollmacht, welche er erhält, wird Syndikat (Instrumentum syndicatus) genannt, sie wird ihm von der Gemeinde ꝛc. zur Legitimation ausgestellt. Auch das Amt, die Stelle eines Syndikus wird Syndikat genannt. Im Oberdeutschen ist Schaffner, Fürsprecher, Frieddinger eben so viel als Syndikus.

Synecdoche, Synekdoche, in der Sprachkunst, eine rhetorische Sachfigur, eine Vertauschung nach der innern Verwandtschaft anzudeuten; es ist eine Art von Tropen oder von bildlicher Redensart, die verschiedene Abtheilungen unter sich begreift. So setzt man bald das Ganze anstatt eines Theils: die Welt ist schlimm, für die Menschen; oder ein Theil für das Ganze: In unsern Thoren herrscht der Frieden, für in unserer Stadt. Dann eine Vertauschung des Stoffes und der Arbeit: der Balken, woran er langsam sterben soll; der Gattung für eine Art, der einzelnen Zahl für die mehrere; einer gewissen für

eine ungewisse, einer geraden für eine ungerade, und so auch umgekehrt, nebst mehreren dergleichen.

Synedrium, Hebr. Sanhedrin, bedeutet eigentlich einen Sitz oder die Niedersetzung des Richters zum Gerichte. So nannte man das hohe Gericht zu Jerusalem, welches aus ein und siebzig Beisitzern bestand, Synedrium. Die Juden hatten zwei dergleichen Gerichte: das Synedrium magnum und das Synedrium minus, wozu Manche, als das Dritte, auch noch den Consessum Trium rechnen; indessen wollen die Juden nur von zwei Sanhedrins wissen; sonst könnte man das Concilium Sacerdotum und das Concilium Pontificis Maximi auch noch dazu rechnen, weil sie sich bei ihren Zusammenkünften doch auch mit einander niedergesetzt haben werden. — Der große Rath, das Obergericht, Synedrium magnum, Sanhedrin gedolah, soll nach Einigen schon in Aegypten gewesen, nach Andern von Mose in der Wüste, und wiederum nach Andern von den Maccabäern errichtet worden seyn. Die Ersteren setzen es aller Wahrscheinlichkeit nach zu hoch hinauf, und die Letzteren wieder zu tief hinab; obgleich es bedenklich ist, daß in dem Buche der Richter und der Könige nichts von diesem Rathe erwähnt worden oder seiner gedacht wird, da doch die Juden so oft in Abgötterey verfallen sind, und das Synedrium es nicht geahndet oder verhindert hat, daß die Könige überall nach ihrem Gefallen verfahren; auch ehe die Könige in Israel eingesetzt worden, und es Jedem zu thun frei stand, was er wollte, daß damals nicht der Levite die Benjamiten vor dem Synedrium verklagt habe, sondern diese Angelegenheit an alle zwölf Stämme habe gelangen lassen, und was der Dinge mehr sind. Dagegen beziehen sich die Andern auf Nr. XI, 17, da es eingesetzt worden seyn soll, wobei im Jos. XXIV, 1, Jud. II, 7, Psalm CXXII, 5 der Aeltesten und Richter gedacht worden; daß die Schriftgelehrten und Pharisäer auf

Moses Stuhle gesessen, und von einer neuern Ersetzung desselben geschieht aber keiner Erwähnung. Man kann es daher bei dessen Alter lassen, obgleich es auch gewiß Zeiten gab, da es eingegangen, oder von Herrschern oder fremder Macht ist unterdrückt worden. Dieser große Rath bestand aus siebzig, auch ein und siebzig Personen, die meist aus dem Stamme Levi waren, jedoch wurde dieser Stamm nicht ausdrücklich dazu bedingt, wenn daher auch kein Mitglied aus diesem Stamme war, so wurde die Versammlung doch der große Rath genannt. Man verlangte nur, daß die Mitglieder desselben schon Richter in ihren Städten gewesen; dann in dem kleinen Rathe zu Jerusalem gesessen, von ehrlicher Abkunft, im Gesetze und andern Wissenschaften, als in der Arzneykunst, Arithmetik und Astronomie, erfahren seyn, und mehrere Sprachen reden, jedoch nicht siebzig Sprachen, wie man angiebt, verstehen sollten. Ferner gehörte dazu ein guter Name, keine Leibesgebrechen, die gehörigen Jahre, ein gutes Ansehen, und die erforderliche Beredsamkeit. Das Haupt oder der Präsident der Versammlung hieß Nasi, der immer aus dem Stamme Juda seyn sollte, welchem jedoch Andere widersprechen; auch war es nicht immer der Gelehrteste und Weiseste der Versammlung, auch nicht immer der Hoheprieſter, wie Einige muthmaßen; denn dieser war oft nicht einmal ein Mitglied dieser Versammlung, sondern man wählte ihn nur, wenn man es für thunlich fand, und er überhaupt ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen war. Auch soll dieser Vorsitzende der Erhalter und Fortpflanzer der Traditionen gewesen seyn, und allemal die Stimmen in dem großen Rathe gesammelt haben. Auf den Nasi folgte der Af-beth-din oder Pater domus Indicii, der Jenem zur rechten Hand saß, und ein Mann von außerordentlichen Geistesgaben seyn sollte, auch ein eben so großer Philosoph. Ein solcher Beisitzer befand sich auch in dem kleinen Rathe, in-

dessen Jenem an Würde weit untergeordnet. Der dritte war Chacham oder Sapiens, als zweiter Beisitzer. Sobald als sich der große Rath versammelte, so saßen alle siebzig Personen in einem Halbkreise, der Präsident oder Nasi in der Mitte, mit dem Rücken gegen Abend gekehrt; zur Rechten der Pater domus oder erste Beisitzer, und zur Linken der zweite Beisitzer oder Sapiens, und so fort auf beiden Seiten wechselsweise die übrigen Mitglieder nach ihrem Range. An beiden Enden standen die beiden Sekretarien oder Schreiber. Der auf der rechten Seite stehende Sekretair schrieb die Stimmen der Lossprechenden, und derjenige auf der linken Seite die Stimmen der Verurtheilten auf. Zur Zeit der Stiftshütte soll dieses Kollegium an dem Eingange derselben gesessen haben; in dem ersten Tempel aber in der Fürstenkapelle, in dem andern aber in dem Conclav Gazith; bis es vierzig Jahre vor der Zerstörung in die Hütten des Tempels; dann aus dem Tempel in die Stadt, und nach der Zerstörung Jerusalems nach Jafna, Uscha, Sephara, Beth Schearim, Zipporis, und zuletzt nach Tiberias gekommen, wo es dann seine Auflösung erhielt. Präsidenten zählte man darin nach der Babylonischen Gefangenschaft sechzehn, von denen der Erste Esra, der Zweite Simeon der Gerechte, und der Letzte Rabban Gamaliel gewesen ist. Der Sanhedrin war eigentlich ein weltliches Gericht, sobald aber Religionssachen vorkamen, soll es sich mit der großen Synagoge verbunden haben, obgleich ihm Andere auch das weltliche und geistliche Gericht zuschreiben, und dieses kann auch wohl nach dem Aufhören der großen Synagoge der Fall gewesen seyn. Das Synedrium gab Gesetze, urtheilte über Krieg und Frieden, über ganze Stämme, über den König und den Hohenpriester, nahm die Appellationen von den niedrigen Gerichten an, und es durfte sich ihm Niemand bei Verlust des Lebens widersetzen; es strafte auch die Missethäter am Leben, bis

ihm eine solche Macht die Römer benahmen; indessen glaubten doch die Juden, daß es irren könne und hielten es daher nicht für unfehlbar. Seine Sitzungen hielt es alle Tage von dem Morgenopfer an bis an das Abendopfer, außer dem Sabbathe und an den großen Festen, daß aber Mose, als er ein solches Synedrium errichtete, nicht gewußt hätte, wie er siebzig Mitglieder aus zwölf Stämmen zusammenbringen solle, weil zu sechs zwei darüber gewesen, und zu fünf zehn Glieder gefehlt haben würden, und hätte er aus einem Stamme mehr als aus dem andern nehmen wollen, es diese verdrossen haben würde; mithin nahm er zwei und siebzig Zettelchen, auf jeden Stamm sechs, und auf siebzig geschrieben Saken, Senior, auf zwei aber Chalak, glabrum, und wer diese zwei genommen, sey leer ausgegangen, ist nur ein Mährchen, welches die Juden selbst erfunden haben sollen. Herodes ließ alle Mitglieder des Synedriums bis auf den einzigen Simeon hinrichten, weil dieses Kollegium ihn ehemals, ehe er noch König geworden, zum Tode verurtheilt hatte, und die Römer schränkten es ein, daß es wohl Einen zum Tode verurtheilen, aber ohne des Landpflegers Zustimmung die Hinrichtung nicht geschehen konnte. Gabinius legte noch vier dergleichen Kollegia an, zu Gadara, Amathunte, Jericho und Sephori, wodurch das zu Jerusalem viel verlor. Uebrigens erwählte das Synedrium seine Glieder selbst, und weihete sie feierlich zum Dienste mit Auflegung der Hände, indem dazu gesprochen wurde: „Siehe, die Hand ist dir aufgelegt, und wird dir Macht geben Gericht zu halten, auch über Leib und Leben.“ Sie konnten auch den Hohenpriester hinzunehmen, auch nicht, der auch, wenn er ja zu den Mitgliedern gehören sollte, weder in der Kleidung, noch im Sitze von den Andern unterschieden war, daher ihn auch Paulus Act. XXIII, 5, nicht kannte, der auch, wie er es verdiente, selbst nach Einiger Vorgeben

von solchem Synedrium zur Geißelung verurtheilt werden konnte. Kein Proselit konnte Beisitzer werden, oder die Mutter mußte eine Jüdin gewesen seyn. So durfte auch der König nicht in dasselbe kommen, damit die Richter nicht durch dessen Ansehen in dem Rechte gehindert würden. — Ob man gleich angeführt findet, daß das Kollegium jedesmal, um einen gültigen Spruch zu fällen, vollständig zugegen seyn sollte, so findet man aber auch angeführt, daß sie nicht immer vollzählig waren; ja, wenn die Sache nicht von Wichtigkeit war, so reichte die Zahl von drei und zwanzig Mitgliedern hin, um einen gültigen Ausspruch zu thun, nur wenn Sachen von Wichtigkeit abgemacht werden sollen, mußte die Zahl von siebzig oder ein und siebzig vollständig zugegen seyn.

Der kleine Rath oder Synedrium minus war ein Gericht von drei und zwanzig Männern, die Priester, Leviten und andere angesehene Männer waren, und sich an einem jeden Orte befanden, wo mehr als einhundert und zwanzig Familien waren. Dieser Rath urtheilte über Geld- und Injuriensachen, Mord und Todschlag, Sodomiterey ꝛc.; sie hatten daher in ihren Gerichten Ruthen, Stöcke, Geißeln, Hörner und Schuhe. Mit den Stöcken oder Röhrchen wurden die Missethäter, die ihre Verbrechen nicht eingestehen wollten, ausgehauen, auch geschah diese Strafe oft bis auf den Tod, jedoch nur außerhalb des gelobten Landes. Die Schuhe gebrauchte man, wenn Jemand die hinterlassene Wittwe seines Bruders nicht heirathen wollte, und die Hörner zum Bannblasen, wenn Jemand aus der Stadt verbannt worden. Die Gerichtssäle oder Zimmer waren in den Thoren der Städte, und das Gericht selbst, der kleine Sanhedrin, versammelte sich zweimal in der Woche, vom Morgenopfer an bis an den Mittag. Die Sitzung geschah im Halbzirkel wie bei dem großen Synedrium, hatte zwei Sekretaire, und auf drei Bänken saßen vor

ihnen neun und sechzig Expektanten, von denen der Erste jedesmal in das Synedrium trat, sobald Einer von dessen Mitgliedern ausgeschieden war. Diese Expektanten hatten keine Stimme im Gerichte, und nur dann, bei außerordentlichen Fällen, wenn der Rath es nöthig fand, hörte man auch ihre Meinung an. In Jerusalem waren zwei dieser Gerichte. Das Eine derselben über dem Berg- oder Unterthor des Tempels, und das Andere über dem Thore Nicanoris; und da man oft in den Städten nicht mit den eigenen Gerichten zufrieden war, so appellirte man erst an das Erstere, dann an das Zweite, und zuletzt an das große Synedrium. Ferner hatten sie auch noch besondere Beamte, die man als Aktuarien oder Secretaire betrachten konnte, welche die Aufsicht über den Betrieb der Leute auf den Straßen und Märkten hatten, auf die Maaße und Gewichte sahen, und auch bei einzelnen Fällen die Leute, welche Betrug ꝛc. begingen, sogleich bestrafen konnten, wichtigere Vorfälle aber dem kleinen Rathe anzeigen mußten. Nach Einigen sollen sie Peitschen und Stöcke bei sich gehabt haben, um Exekution sogleich abzuhalten, diesem wird aber von Andern widersprochen, weil es immer angesehene Beamte waren, die wieder ihre Diener unter sich hatten, sich also nicht mit einer solchen öffentlichen Exekution abgegeben haben können. Der kleine Rath soll auch einen Präsidenten und Vice-Präsidenten gehabt haben. In jeder Stadt, wo sich ein solches Kollegium befand, mußten unter hundert und zwanzig Hausvätern seyn: drei und zwanzig Beamte des Synedriums, neun und sechzig Expektanten, zehn Synagogenbeisitzer, zwei Sekretaire, zwei Aktuarien oder Polizeybeamte, zwei Streitende oder Litigirende, zwei Zeugen, zwei falsche Zeugen, zwei Opponenten, ein Almosensammler, ein Arzt, ein Wundarzt, ein Notarius, ein Fleischer und ein Schulmeister, die zusammen die oben angeführten hundertundzwanzig Personen ausmachen, die zu den besagten Aemtern ge-

schickt seyn mußten. Da indessen weder die heilige Schrift, noch Joseph von dergleichen Rathsversammlungen spricht; Letzterer jedoch erwähnt, daß in jeder Stadt ein Conseß von sieben Richtern gewesen, so wollen Einige diese Art der Rathsversammlungen, nämlich das Synedrium, nicht für so ausgemacht richtig halten, oder wenigstens die Meinung hegen, daß allemal sieben Mitglieder haben zugegen seyn müssen, wenn ein Gericht hat abgehalten werden sollen, wie solches Joseph angiebt.

Syngenesia, s. Syngenisten.

Syngenesus, in der Botanik, verwachsen-beutelig.

Syngenisten, eine Bezeichnung der Pflanzen der Linnéischen neunzehnten Klasse Syngenesia.

Syngnathus, ein Gattungsname der Meernadel, s. Th. 87, S. 155 u. f.

Synkopatio, s. den folgenden Artikel.

Synkope, Syncopatio, eine grammatische Wortfigur, welche eine Verschluckung einzelner Buchstaben bedeutet, und hauptsächlich in der Poesie vorkommt, wie z. B. die lang' verhalt'nen Thränen; die Lieb' ist thränenreich ꝛc. — In der Musik ist es eine wider den Takt angebrachte Rückung oder Zertheilung einer Note.

Synodalrede, s. den Art. Synode.

Synodal-Verfassung, s. daselbst.

Synode, im Bereiche der Kirche, eine Versammlung von Geistlichen in wichtigen kirchlichen Angelegenheiten, die entweder bei den Katholiken ein Bischof mit seinen Pfarrern (Synodus dioecesalis), oder ein Erzbischof mit seinen Bischöfen (Synodus provincialis), oder die gesammte Geistlichkeit eines Reiches unter Vorsitz eines Päbstlichen Legaten (Synodus universalis s. nationalis), veranstaltet, um über Controverse der Kirchenlehre und Liturgie Verhandlungen zu pflegen und Beschlüsse zu fassen. Peter der Erste setzte die heilige Synode

zu St. Petersburg ein; sie ist der oberste Kirchenrath der Griechischen Kirche im Russischen Reiche, und eine fortdauernde geistliche Behörde an der Stelle des Patriarchats. Auch die Protestanten oder Evangelischen haben Synoden, die von den Bischöfen oder den General-Superintendenten und den Inspektoren oder Superintendenten mit ihren Pfarrern abgehalten werden, die jedoch mehr den Zweck gelehrter Uebungen und Anfeuerungen zu zweckmäßiger Amtsführung haben sollen, als eigentliche Abänderungen ꝛc. in der Kirchenconstitution und Beilegung streitiger Glaubenslehren. Bei den Evangelischen ist besonders die Dortrechter Synode, die in den Jahren 1618 und 1619 abgehalten wurde, und die Remonstranten aus der reformirten Kirche schied, ein National-Concilium zu festerer Bestimmung streitiger Glaubenslehren. Das Recht, dergleichen Synoden in den protestantischen Ländern zu veranstalten, und die Geistlichen zu kirchlichen Zwecken zusammen zu rufen, gehört zu den Reservaten, die den protestantischen Fürsten, als Inhaber der bischöflichen Gewalt, und ihren Ständen zukommen; denn auch da, wo Bischöfe in diesen Landen vorhanden sind, wie z. B. in England, Schweden, Dänemark, und jetzt auch in Preußen, haben diese doch keine solche Gewalt, als die katholischen, sie sind den Anordnungen ihrer Fürsten eben so unterworfen, wie die übrigen Staatsbeamten. Das Recht, welches indessen die Fürsten hier ausführen, kommt selten in Anwendung. Nur erst in neuester Zeit, nach dem Befreiungskriege und nach der dreihundertjährigen Feier der Reformation, im Jahre 1817, wurden auch in Preußen Synoden von dem Könige Friedrich Wilhelm dem Dritten angeordnet, welche zum Zwecke hatten, die Religiösität wieder neu zu beleben, indem sich die Kirchen im Staate als ein Ganzes darstellen sollten. Die Kirche sollte nämlich eine selbstständige Verfassung erhalten, wie sie England, Schweden, Dänemark haben,

an deren Spitze Bischöfe stehen, um so zweckmäßiger auf die Religiösität der Unterthanen oder des Volks zu wirken, und deshalb wurden diese Synoden sowohl in den Provinzen und Kreisen, als auch in den Residenz- und Hauptstädten angeordnet, um hierin über das Wohl der Kirche Beschlüsse zu fassen, und diese nach reiflicher Erwägung dem Monarchen vorzulegen; und aus den sämmtlichen Beschlüssen der Provinzialsynoden war das Resultat, daß nach der schon geschehenen Vereinigung der Lutherischen und Reformirten Gemeinde zu einer Evangelischen, der Kirche Provinzialbischöfe, eine neue Liturgie und andere kirchliche Einrichtungen mehr zugetheilt wurden. Bei den vielen Schriften und Synodal-Reden, die in der Zeit der Abhaltung der Provinzial- und Kreissynoden gedruckt erschienen, verdient hier ein Auszug aus der Synodalrede, welche der Synode des Haynauischen Kreises von dem Pastor Bobertag übergeben worden (Züllichau, 1818), eine Stelle.

Wie ist dem geistlichen Stande geistig aufzuhelfen? Durch nichts anderes, als durch frommen christlichen Sinn, durch Geist und wissenschaftliche Bildung. Könnte man die Geistlichen, die jetzt in Synoden versammelt sind, mit diesen Gaben des heiligen Geistes ausrüsten, so würde es bald um Religion und Kirche besser stehen. Der fromme Sinn war zu den Zeiten der Jünger Jesu, denen sich in herrlicher Klarheit das Wort des Ewigen kund that, das höchste und einzige Erforderniß eines Jüngers Christi. Es ist und bleibt auch bei uns die erste, höchste und wichtigste Bedingung eines würdigen Geistlichen. Alle Gelehrsamkeit, alle wissenschaftliche Bildung, wenn es ohne religiösen Sinn eine wahre wissenschaftliche Bildung gäbe, können den Mangel desselben nicht ersetzen. Es ist der heilige, lebendig gefühlte Trieb des Menschen, sich nicht mit dem physischen Seyn zu begnügen, sondern sein Auge, Herz und Sinn höher zu heben in Glauben, in Liebe und in Hoffnung; ohne ihn ist das

Thun des Geistlichen eine klingende Schelle. Der fromme Sinn ist für den Laien hinreichend; ihn sollen wir mit aller Kraft fördern, und mit Liebe pflegen. Wenn er aber gleich die höchste nnd wichtigste Bedingung ist, so ist er doch nicht die Einzige. Das Christenthum ist als positive Religion etwas in einer bestimmten Zeit Gegebenes; es ist in Worten verfaßt, und der Geist will darin aufgefaßt seyn, wenn er sich nach Zeit, Ort und Umständen Menschen offenbarte. Das Zeitliche, Räumliche muß abgesondert werden, und das Geistige lebendig aufgefaßt, und dieses vermag nur der Geist. Es gehört aber auch eine wissenschaftliche Bildung dazu, das heißt, ein Geist, der in seine Ueberzeugungen, in seine Ansichten Ordnung, Zusammenhang und Festigkeit zu bringen weiß. Ohne ihn ist der Geistliche ein Rohr, das der Wind hin und her wehet, ist ohne Festigkeit dem Spiele jeglicher Lehre ausgesetzt, vermag nicht zu stehen vor gelehrten Spöttern, und sinkt in Gehaltlosigkeit hinab. Je mehr sich in unsern Tagen die wissenschaftliche Kultur steigert, um so mehr steigert sich auch die Forderung wissenschaftlicher Bildung an den Geistlichen; daher müssen Jünglinge mit frommem Sinn gebildet, aufgesucht und durch wissenschaftliche Bildung zu Geistlichen erzogen werden. Keiner sollte dem Studium der Theologie sich widmen, der nicht seinen frommen Sinn als eine Mitgift aus dem Kreise einer frommen Familie möglichst beurkundet hat. Den ersten Unterricht geben die Volkselementarschulen; hier muß also die Bildung zur Religion das Höchste und Wichtigste seyn, nicht bloß des künftigen Religionslehrers wegen, sondern wenn für alle Menschen die Religion das Lebensprinzip werden soll; seitdem wir diesen einzigen höchsten Gesichtspunkt bei den Elementarschulen aus den Augen verloren haben, sind wir auf Verirrungen gekommen, die den Volksunterricht erschweren. Setzt man Kenntnisse an die Spitze, so entsteht die Frage: Was für Kenntnisse, und wie viele? — Eine Frage, die so vielfach beantwortet wird, als Menschen sind, denen man sie vorlegt, weil hier kein sicheres Kriterium angenommen werden kann, nach welchem man die Art und Weise, die Summe der Kenntnisse und die Fe-

stigkeit der Kenntnisse bestimmen wird. Einen religiösen Menschen verlangt die menschliche Gesellschaft zu ihrem Mitbruder, der zu der Einsicht gekommen ist, daß er sein Leben nicht nach den Forderungen seiner Neigungen, sondern nach dem Willen des Höchsten einzurichten hat. Man kann daher mit Schreiben, Rechnen und Lesen den Kreis des ganzen Volks-Elementar-Schulunterrichts schließen. Alle übrigen Kenntnisse müssen in dem Unterricht, in der Religion und zur Religion zusammengefaßt werden. Was außer dem Christenthume und der biblischen Geschichte, wie Naturgeschichte, Naturlehre, Weltgeschichte, bürgerlicher Verfassung noch in den Volksschulen gelehrt wird, muß so gestellt seyn, daß das Kind dadurch zur Religion geführt, das heißt, daß es durch dasselbe zur Erkenntniß Gottes und Christi geführt wird, nicht aber so, daß es ihm als eitles Wissen Befriedigung seines Eigennutzes und Ehrgeitzes verspricht. Man wähle zu Volksschulen keine andere, als religiöse Lehrer, und es sey die Pflicht der Seminarien, deren Vorgesetzte, wie sich von selbst versteht, wahrhaft christliche Männer seyn müssen, die künftigen Volksschullehrer durch fromme Uebungen zu frommen Jugendlehrern anzubilden, sie nach dem Buche, welches durch alle Klassen der Elementarschulen bis zur Einsegnung eingeführt ist, so lange zu unterrichten, und, unter ihrer Aufsicht, von den Seminaristen Kinder so lange unterrichten zu lassen, bis sie sich den Inhalt des Buches so gut angeeignet haben, daß man sie mit gutem Gewissen nach Kopf und Herz zu Lehrern in Volks-Elementarschulen empfehlen kann. Durch diese einfachen Mittel würden unsere lobenswerthen Bemühungen in Volksschulen gesegneter seyn, als durch die Einführung mancher an sich guten neuern Unterrichtsarten, welche heute eben so vielfältig wechseln, als die Systeme der Philosophen. Aus den Volks-Elementarschulen tritt der Knabe späterhin in ein Gymnasium. Sind nun auch hier die Lehrer fromme Männer, so werden sie dem wissenschaftlichen Unterrichte das Gepräge der Religion zu geben wissen. Der eigentliche Unterricht der Religion werde von einem Geistlichen gegeben, nach einem von der Kirche auszuarbeitenden, von dem Staate öffentlich

zu sanktionirendem Lehrbuche. Religiöse Uebungen zum Anfange und Schlusse des Unterrichts kehren wieder, als fromme christliche Sitte, in unsere gelehrten Schulen zurück. Man halte strenge und ernst auf Gründlichkeit in den Wissenschaften, auf Mathematik und gründliches Sprachstudium, und wache strenge über die Sitten der Schüler; denn nur durch Strenge und Ernst bei der Erziehung der Jugend kann dem frivolen Leichtsinn der Zeit vorgebeugt werden. Man enthalte sich daher auch bei der Bildung des Jünglings aller Motive des Ehrgeitzes und Eigennutzes, um ihn zum Fleiße anzuspornen. Der Friede mit Gott werde dem Jünglinge als sein höchster zu erringender Lohn seines Fleißes vor Augen gestellt, und ist der Lehrer bei seiner Gelehrsamkeit ein frommer Mann, so wird dieser Lohn den geistigen Jüngling mehr anspornen, als alle Beispiele der alten und neuern Zeit. Ist nun der Jüngling dahin gereift, daß er für eine geistige Idee erglüht, gründlich und mit Geist das Alterthum zu würdigen versteht, dann ist er reif zur Universität. Es kann nicht schwer werden, den Universitäten eine solche Verfassung zu geben, den für das Idealische empfänglichen Jüngling für das Höchste in den Wissenschaften immer mehr zu gewinnen. Man denke sich zuvörderst unter dem Professor den Mann, der durch wahrhaft religiösen und wissenschaftlichen Charakter dem Jünglinge Achtung einflößt. Der Jüngling ist nun herangereift, um einen freien ununterbrochenen Vortrag zu hören. Was man auch für die Beschränkung der akademischen Freiheit sagen mag, so ist so viel gewiß, daß der Jüngling nicht mehr unter der speciellen Aufsicht eines Führers stehen muß, den Manche ihm noch gern auf der Universität geben wollen, und mit Recht fordert man von den würdigen Lehrern der Universität, daß sie große Ideen in den Jünglingen anzufachen wissen werden, wodurch sie den Mißbrauch der akademischen Freiheit beschränken können. Mögen doch Jünglinge von schlechter Bildung, und unempfänglich für das Edle, Heilige und Große, durch Mißbrauch der Freiheit untergehen, der Schade ist nicht so groß, als wenn man durch übertriebene Beschränkung den Geist der Jünglinge verkrüppelt, indem

man sie an eine heuchlerische Tugend gewöhnt. Zu wünschen ist es jedoch, daß die Universitätslehrer, besonders solche, die nicht bloß Stubengelehrte sind, den Studenten Gelegenheit eines nähern Umganges geben; unerläßliches Bedürfniß für den Theologen ist eine praktische Anstalt zu allen Vorübungen seines künftigen geistlichen Berufes. Macht sich der Jüngling durch sein Betragen des geistlichen Standes unwürdig, so schließe man ihn hier schon davon aus. Hat der Jüngling die Universität verlassen, so tritt er unter die Aufsicht der Kreissynode, und wird wissenschaftlich und praktisch fortwährend geübt. Seine fernere Fortbildung sey nicht klösterlich, wie Einige wollen. Unter der Aufsicht eines Geistlichen wird er mit der Stellung eines Geistlichen bekannt gemacht, und hat sich die Synode durch sein Arbeiten und durch seine Aufführung überzeugt, daß er würdig ist, ein geistliches Amt zu bekleiden, so wird er von ihr der Provinzialsynode zur Weihe vorgeschlagen, und ist als ordinirter Kandidat jeglicher Vertretung fähig. Es möge künftighin den Patrociniis nicht mehr erlaubt seyn, aus der großen Anzahl der Kandidaten jeden beliebigen zu wählen, sondern nur von den dreien, die bei jeder Vacanz von der Synode vorgeschlagen werden. Einer vorzüglich üblen Stellung der Geistlichen würde durch die Uebertragung der Patronatsrechte von den einzelnen Grundbesitzern auf die ganze Gemeinde, welche Uebertragung gegenwärtig keine Schwierigkeiten mehr finden würde, vorgebeugt, so wie dem etwa daraus entstehenden Uebelstande durch ein zu errichtendes tüchtiges Presbyterium. Jeder Geistliche bleibt gehalten, wenigstens jährlich ein wissenschaftliches Buch zu lesen, und davon der Synode Rechenschaft zu geben; denn ein wissenschaftliches Buch mit der Feder in der Hand studiert, ist viel heilsamer für die weitere Bildung, als die gewöhnlichen Lesegesellschaften. Jeder Geistliche hat die heilige Pflicht auf sich, auf jeden seiner benachbarten Brüder Acht zu geben, daß durch seinen Wandel nicht die Gemeinde Schaden leidet, ihn zu warnen, und wenn er nicht hören will, der Synode Anzeige zu machen, welche ihm liebreiche Ermahnungen zu wiederholen hat; bleiben auch diese ohne Wirkung,

so geht die erhobene Klage von ihr an die Provinzialsynode, welche sie allen Kreissynoden mittheilt; stoßen diese den Geistlichen als unwürdig aus, so erfolgt ohne Weiteres seine Absetzung durch die Provinzialsynode. Gewiß ist es aber, daß der Nothstand der Geistlichen sehr groß ist, und es setzt einen ungewöhnlich hohen Grad frommer Resignation voraus, wenn nicht der Geist durch drückende Sorgen niedergedrückt werden soll; auch ist es nicht zu erwarten, daß geistvolle Jünglinge sich zu einem Stande entschließen werden, der ihnen so viele Sorgen in der Ferne zeigt. — Die Klagen über die wahrhaftig unglückliche Lage vieler Geistlichen sind zu dem Throne gedrungen, und nöthigen zu der Frage: Wie soll durch Verbesserung der äußeren Lage dem geistlichen Stande geistig aufgeholfen werden? Die Vorschläge des Einzelnen können nicht anders als einseitig seyn, und auch diejenigen, die hier submittirt werden, sind es. In wie fern der Staat ihnen gewisse Immunitäten zukommen lassen will, muß man ihm allein überlassen, und da der Staat jetzt viel mehr Ausgaben hat, als ehemals, so ist eine künftige direkte Unterstützung von seiner Seite wohl kaum zu erwarten. Die beste Besoldung der Geistlichen geschieht immer noch durch Grund und Boden und Naturalien. Am räthlichsten scheint es in den jetzigen Zeiten zu seyn, des Königs Majestät demüthigst zu bitten, mehrere Stellen einzuziehen, und je drei von einem Geistlichen besorgen zu lassen. Unter ihm stehe ein ordinirter Kandidat, der bei der zweiten Kirche wohnt, und mit Gelde nach einem von der Provinzialsynode zu bestimmenden Maaßstabe von dem Pastor belohnt wird. Das dritte Pfarrhaus werde zum Wittwensitze bestimmt. Jeden Sonntag sey der Pastor gehalten, in zwei Kirchen zu predigen, und in der einen von diesen Kinderlehre zu halten, so daß der ordinirte Kandidat, der übrigens alle Handlungen des Geistlichen verrichtet, in drei Wochen in jeder Kirche einmal prediget und Kinderlehre hält. Mag immerhin die Idee, in welcher unsere Vorfahren Klöster und andere pia corpora gründeten, abergläubisch gestaltet gewesen seyn, so ist doch so viel gewiß, ein frommer Sinn lag bei ihren Stiftungen zum Grunde, welche

das Eigenthum der Kirche waren. Wir können sie nicht zurückfordern, allein viele sind in unserm Lande Schlesien nicht veräußert. Es ist wohl nicht zu kühn, wenn die jetzigen Geistlichen an das Erbtheil ihrer Vorfahren einige Ansprüche machten? Wir verlangen nicht zu schwelgen, als wodurch nur der niedere irdische Sinn genährt werden würde, aber wir bitten demüthigst nicht in Verachtung uud Sorgen der Nahrung versinken zu dürfen. Wir flehen daher, daß Se. Majestät die noch unveräußerten Güter dazu anwendeten, um den äußern Nothstand der Geistlichen zu verbessern, und ihre Verwendung würde zwar nicht in die Augen fallenden, aber gewiß großen Segen für die Sache der Religion verbreiten. Wenn wir für das Einkommen eines Geistlichen jährlich 1000 Thaler erbitten, so ist es nicht unbescheiden, wenn man bedenkt, daß mit vermindertem religiösen Sinn sich auch die Mildthätigkeit gegen die Geistlichen vermindert hat. Es sind außerdem von unsern mildthätigen Vorfahren Stipendia zur Unterstützung der Studierenden gestiftet worden, und es würde gewiß den Blick der Geistlichen auf ihre Familie sehr erheitern, wenn Se. Majestät huldreichst zu verordnen geruhten, daß, im Fall der Geistliche für eine gute Erziehung seiner Kinder redlich gesorgt hat, bei der Vertheilung der Universitätsstipendien vorzüglich auf die Söhne der Geistlichen Rücksicht genommen werde. Stellt man nun die Frage: Wie ist der Kirche und der Religion durch eine bessere Verfassung aufzuhelfen? So ist die Frage nicht gerade schwieriger, wohl aber mit größerer Besorgniß des Widerspruchs, als jede andere zu beantworten. Wir bescheiden uns gern, daß wohl die Vorschläge, die wir als Geistliche thun, hin und wieder dem geübten Staatsmanne einseitig erscheinen dürften; wir bitten aber nur, sie mit Ernst und Redlichkeit gegen die Kirche, die als eine ehrwürdige alte Anstalt eben so gut dasteht, wie der Staat selbst, zu würdigen. Gewiß ist es auch staatsklug, die Kirche nicht ganz sinken zu lassen, weil sie in ihrer Erniedrigung auch als Magd dem Staate dienstlich zu seyn aufhören würde. Wir bitten Se. Majestät um einen obern Bischof des Landes, der unter dem obersten Bischof,

Sr. Majestät selbst, steht. Unter diesem obern Bischof stehen die Interna der Kirche, also die Lehrform, die Liturgie, die Bildung der Geistlichen, die innere Einrichtung der Schulen, und Alles, was hierher als genau zu Bestimmendes gehört. In Externis, als in Errichtung und Erhaltung der Kirchen- und Schulgebäude, in Abschaffung der Hindernisse des kirchlichen Lebens, welche sich im Bürgerlichen fänden, so wie in allen hier genau zu bestimmenden Verhältnissen gebührt ihm bloß eine rathgebende Stimme. In ihm vereiniget sich das ganze kirchliche Leben des Landes, und er steht an der Hauptkirche der Hauptstadt des Landes, und zwar im geistlichen Amte. Er bildet mit den wissenschaftlichsten und geistvollsten Geistlichen, deren Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an die Person des Königs bekannt sind, das oberste Kirchen-Collegium oder die Landessynode. Beisitzende Räthe wären Weltliche, die das Beste des Staats bei allen Verhandlungen berücksichtigen, und denen ein Veto gebühret. Erfolgt nun dieses, so gelangt die Sache an Se. Majestät selbst zur Entscheidung. An dieses Collegium berichten die Provinzialsynoden. Es bestätiget die Wahl oder Absetzung der Geistlichen nach erfolgtem Vorschlage der Provinzialsynoden. Es entscheidet öffentlich über die Frage: Was hat der christlich-religiöse Sinn im verflossenen Jahre gewonnen? Welche Hindernisse desselben sind abgestellt, welche walten noch ob? Es berichtet darüber an Se. Majestät den König, und die sich ergebenden Resultate aus dem Kirchenwesen werden der gesammten Kirche jährlich durch den Druck bekannt gemacht. Wir bitten ferner Se. Majestät um einen Provinzialbischof, in eben der, nur nach seinem Standpunkte als Provinzialbischof zu moderirenden Qualität, welcher mit den ihm zur Seite gegebenen würdigsten geistlichsten und weltlichen Räthen die Provinzialsynode bildet, welche die Geistlichen ordinirt, die Aufsicht über sie in der Provinz führt, und die Berichte von den Kreissynoden empfängt. Die Externa der Kirche, welche genau zu bestimmen sind, bleiben unter der Landesregierung. In reinen Civilangelegenheiten bleiben, wie sich von selbst versteht, die Geistlichen dem weltlichen Richter unterwor-

fen; nur in dem Falle, daß sich bei einer Rechtsangelegenheit etwas ergiebt, was den Geistlichen seines Standes unwürdig macht, werden die Akten der Provinzial-Synode mitgetheilt. Wird hiernach der Geistliche von seinem Amte von der Synode abgesetzt, so hat diese Absetzung auf seine anderweitige bürgerliche Existenz keinen Einfluß. In jedem Kreise wird von den gesammten Geistlichen derjenige zum Vorgesetzten gewählt, der sich durch frommen Sinn, durch geistvollen Ueberblick und wissenschaftliche Bildung auszeichnet. Die Stellung eines geistlichen Vorgesetzten wird durch diese freie Wahl, auch wenn sie manchmal nicht den Würdigsten träfe, viel zutrauungsvoller. Das Versammeln in den Synoden giebt übrigens von nun an den Geistlichen Gelegenheit, sich besser kennen zu lernen; nähere Unterweisungen seines Wirkungskreises empfängt er von der Landessynode. Vielleicht wäre rs gut, wenn er nur auf zehn Jahre jedesmal gewählt würde. Er bildet mit den Kreisgeistlichen die Kreissynode, und diese hat die Aufsicht über die gesammten Geistlichen und Schullehrer des Kreises; sie nimmt sich jedes unter ihrer Aufsicht stehenden Mitgliedes brüderlich an, sie sucht Streitigkeiten zwischen Geistlichen und Gemeinden zu schlichten, öffentlichen Aergernissen, z. B. der Entheiligung des Sonntags, der eingerissenen Sittenlosigkeit durch liebevolle Zurechtweisungen der Aergernißgebenden, odrr, wo diese fruchtlos sind, durch Verwendung bei den Behörden zu steuern. — In jeder Gemeinde werden die frömmsten und christlichsten Männer zu Mitgliedern des Presbyterii gewählt. Sie haben die Aufsicht über das Vermögen der Kirchen, über Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäude, über Reinlichkeit der Kirchen, über ordentlichen Schulbesuch, und berathen sich mit dem Pfarrer über das Seelenheil der Gemeinde, und suchen öffentlichen Aergernissen zu steuern. — So nothwendig auch die Einführung einer verbesserten Liturgie ist, so wird ihr durch die neue Verfassung der Kirche doch bald der Weg gebahnt werden. An Vorschlägen dazu, wie die Erfahrung gelehrt hat, ist kein Mangel. Man verspricht sich indessen zu viel, wenn man von der Einführung einer neuen Liturgie allein neues kirchliches Leben erwartet. Was wir vorzüglich zu wünschen und

zu erbitten haben, ist die Einführung eines Landes-Kirchengesangbuches. Noch scheint besonders manchem jungen, für die Sache der Religion erglüheten Geistlichen die Einführung der Kirchenzucht wünschenswerth; allein recht erwogen, ist sie wohl nicht statthaft; denn was soll die Kirche für Strafe anwenden? Geldbuße? — Der Staat bestraft ja schon die Verbrecher. Beschimpfung? Sie erbittert zu sehr gegen die Kirche. Ausschließung vom heiligen Abendmahle? Von der Kirchengemeinschaft? Dieses widerspricht dem in der Kirche herrschenden Geist der Liebe; und beweiset denn nicht der Mensch, der nach einer Sünde zur Kirche, zum Abendmahle kommt, daß ein Gefühl der Reue, also des Bessern noch in ihm ist? Wer weiß denn ob jeder reuige Sünder so gerade zu ein Heuchler ist? Warum wollen wir ihn verstoßen und nicht vielmehr ihm alle Mittel anbieten, seiner Seele wieder aufzuhelfen? Wir? die wir nicht wissen, welche Zeit oder Stunde sich der Geist Gottes auch für sein Herz wählen wird? Sind denn die Geistlichen nicht auch Menschen, die vielleicht die Vernachläßigung der Kirche und des heiligen Abendmahls, mehr als Beleidigung ihrer Ehre betrachtend, in der Strafe zu weit gehen könnten? Endlich, was wollen wir denn bestrafen? Das Versäumen der Kirche? des Abendmahls? Wenn wir das Kirchengehen und die Feier des heiligen Abendmahls im Geiste des Protestantismus beurtheilen, hat es dann wohl für den Letztern anders einen Werth, als wenn es aus freiem Triebe des Menschen geschieht? Für die reine Idee der Religion scheint mir durch Zwang nichts gewonnen zu werden; ja, wir versuchen die Menschen durch Kirchenzwang, Gottlose oder Heuchler zu werden, und es tritt hier der Fall ein, daß wir eben darum zu wenig ausrichten, weil wir zu viel thun wollen. Zucht sey da und gute Sitten in Familien, und strenge Polizey in der bürgerlichen Gesellschaft. Lassen sie uns nicht müde werden, durch Beispiel und Ermahnung, Zucht und fromme deutsche Sitte in Familien wieder einzuführen; lassen sie uns zu diesem Ende mit jedem kräftigen, frommen, in unserer Nähe lebenden Manne zusammentreten. Vor allen Dingen aber lassen sie uns unsern ordnungsliebenden

König dringend bitten, durch seine Beamten ernstlich darauf zu halten, daß unsere weisen Gesetze pünktlicher befolgt werden, und besonders den Arm der Polizey zu kräftigen, die Uebertreter der Staatsgesetze in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, dadurch zu verhüten, daß der Unredliche und Nichtswürdige, welcher zugleich auch immer der Religionslose ist, den redlichen Bürger nicht mehr ungestraft verlache; endlich lassen Sie uns dringend Se. Majestät anflehen, die Sonntagsgesetze, so wie die gegen jedes öffentliche Aergerniß mit Ernst ausüben zu lassen; denn noch bis jetzt sind diesen Gesetzen noch gar viele Störungen des Gottesdienstes in den Städten und auf dem Lande zuwider. Alles Gute gedeiht nur bei äußerer Ordnung. Wie die Kinder in einer geordneten Haushaltung und bei strenger Gesetzlichkeit der Eltern viel sicherer zu einem religiösen Sinn heranreifen werden, als bei Gesetz- und Ordnungslosigkeit, so werden auch die Staatsbürger gewiß der Stimme der Religion eher Gehör geben, wenn strenge Gesetzlichkeit und polizeyliche Ordnung im Staate herrscht, als wenn die meisten Gesetze aus dem Leben verschwunden sind. Glücklich ist der Staat, dessen Gesetze der Religion, und dessen Religion den Gesetzen die unterstützende Hand bietet. Mehr, als von der Kirchenzucht, erwarte ich von der strengen Staatszucht, mehr noch von dem über dem Zeitgeiste schwebenden Gottesgeiste, sehr viel von einer festen Verfassung unserer Kirche, und — am allermeisten erwarte die Kirche Jesu von uns, meine Brüder! Lassen Sie uns nicht müde werden, den Geist Gottes über unsere Gemeinden herabzuflehen; vor Allem lassen Sie uns Gott täglich bitten um seinen Geist für unsere Herzen; das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn's ernstlich ist. Möge es auch an unsern Herzen seine Kraft beweisen, unsere Liebe mehren, unsern Glauben stärken, unsere Hoffnung kräftigen auf den, der unsere Seelen selig machen kann.

Der Pastor Bobertag las nämlich dasjenige, was er über eine kirchliche Verbesserung gedacht und niedergeschrieben hatte, seinen Amtsbrüdern bei der Eröffnung

der ersten Synode vor, theils um selbst einen festeren Gesichtspunkt bei den zu erwartenden Vorschlägen zu fassen, theils um seinen Amtsbrüdern seinen Gesichtspunkt zur Prüfung und Beurtheilung anheim zu stellen, theils auch um die von Andern zu hoffenden Vorschläge mit größerem Interesse würdigen und ordnen zu können. Seine Amtsbrüder wünschten nun die daraus erwachsende in Form einer Rede an Geistliche gestellte Abhandlung gedruckt zu sehen, und er entschloß sich daher dasjenige, was mit Interesse von Vielen gedacht worden ist, auch von vielen Seiten und Orten her zu einer Zeit, wo von den Bessern eine lebendigere Wirksamkeit der Kirche gewünscht wird, gesagt werde. Diese Rede enthält daher auch nur dasjenige, was dem Verfasser am Wichtigsten schien, aufgenommen zu werden. Die Form der Rede, die Kürze der Zeit erlaubte nicht viele Vorschläge des Verfassers ausführlicher zu begründen, um so mehr, da er die Abhandlung nur geben wollte, wie sie vor der Synode verlesen worden ist. — Aus diesen Synodalverhandlungen sind nun auch in Preußen in neuester Zeit: die Einführung der Bischöfe, die neue Liturgie, das Land-Kirchen-Gesangbuch, und mehrere andere kirchliche Einrichtungen hervorgegangen; dann auch eine neue Verfassung der Landschullehrer-Seminarien ꝛc. ꝛc. Man wird nun aus dem Auszuge dieser Synodalrede den Zweck der Synoden ersehen, daß sie nur bei außerordentlichen Fällen von den Landesfürsten oder den Regierungen angeordnet werden, um eingeschlichene Mängel und Mißbräuche der Kirche abzubestellen, oder eine neue kirchliche Einrichtung nach den Bedürfnissen der Kultur in Beziehung auf äußere Gebräuche ꝛc. einzuführen. Immer liegt daher bei Synodal-Versammlungen eine wichtige Kirchenverbesserung zum Grunde. In wie fern nun diese Verbesserungen wohlthuend auf den Glauben wirken, oder, die alte Kirchenverfassung nicht bekämpfend, dem gehofften Zwecke

oft entgegen wirken, ist hier nicht der Ort weiter auseinander zu setzen, da nur die Synode hier als eine Versammlung zur Erreichung kirchlicher Zwecke abgehandelt worden.

Synonym, das, ein sinnverwandtes Wort.

Synonymen, Synonyma, sinnverwandte Wörter, oder Wörter, welche eine gleiche Bedeutung haben. Diese letzte Bezeichnung möchte man nicht gelten lassen, wohl aber die erstere; denn wenn es auch gleichbedeutende Wörter in verschiedenen Mundarten giebt, die für einen und denselben Begriff erfunden worden und auch noch werden, so wie sie aber aus der Mundart in die Schriftsprache oder die Sprache der Gebildeten im Volke übergehen, so verdrängt jedes Wort das gleichbedeutende, oder dieses Letztere wird mit veränderter Bedeutung jenem beigegeben, so daß man die Begriffsveränderung sehr gut fühlt. Diese Wörter nennt man dann sinnverwandte. Oft ist die Aehnlichkeit von diesen so groß, daß nur der feinste Scharfsinn, die unterschiedenen Merkmale entdecken kann, wie z. B. bei Kummer, Gram, Harm, Sorge. Diese vier sinnverwandten Wörter zeigen einen gleichen leidenden Seelenzustand an, der nur nach der Art der Einwirkung der äußeren Lebensverhältnisse verschieden ist. Der Kummer drückt einen Grad des Seelenleidens aus, von dem gewöhnlich Nahrungslosigkeit die Veranlassung ist: die tiefere Empfindung eines zerrütteten Vermögenszustandes, eines bedroheten Sturzes glücklicher häuslicher Verhältnisse; so überhaupt auch über andere Uebel, die sich auf den häuslichen Zustand beziehen, seinen Wohlstand, seine Freuden untergraben. — Der Gram ist ein gleicher Zustand der Seele, nur ist die Veranlassung dazu verschieden; denn er entsteht gewöhnlich aus verkannter Liebe und Freundschaft, oder überhaupt aus den Verhältnissen inniger Zuneigung, wahrer Sympathie, wenn diese durch irgend einen Unfall oder Zufall gestört wird. Zum Beispiel durch den

Verlust des Gatten oder der Gattin durch den Tod, oder durch Trennung eines der Ehegatten von dem andern durch Mißverhältnisse, durch Verführung ꝛc.; durch den Verlust von Kindern; durch unglückliche oder fehlgeschlagene Liebe ꝛc. Adelung sagt in seinem großen kritischen Wörterbuche der Deutschen Sprache: unter Kummer, Th. 2, S. 1826, in der Anmerkung zu diesem Worte: daß Gram und Kummer gemeiniglich als gleichbedeutend angesehen werden; nur zeige sich der Gram mehr auf den Gesichtszügen, der Kummer beziehe sich aber mehr auf den Ausdruck der Empfindung durch Töne, und so scheine dieses einen stärkern Grad, als jenes zu bezeichnen; allein hier irrte Adelung, indem beide Wörter in der Empfindung der Leiden ganz verschieden sind, wie oben angeführt worden, und sich auch beide auf gleiche Weise auf dem Gesichte zeigen; denn hier markiren sich die Leiden, die der Kummer verursacht eben sowohl auf dem Gesichte, wie bei dem Grame, und vielleicht ist es möglich, daß ein tüchtiger Physiognom oder Physiognomist auch selbst hierin noch einen Unterschied auf dem Gesichte entdeckt, indem die verschiedenen Grade der Einwirkung auf den Seelenzustand sich gewiß auch dem Gesichtsspiegel mittheilen werden, wenigstens sollte man es glauben, nur werden die Schattirungen sehr unmerklich oder fein seyn. Was den Harm anbetrifft, so ist dieser nur eine feine Schattirung des Grams, besonders in der Dichtersprache, und bezieht sich wohl nur auf verfehlte Liebe. — Die Sorge bezieht sich gleichfalls auf einen Seelenzustand, der mit Nahrungslosigkeit oder mit sonst einem ähnlichen Uebel verbunden ist, nur ist hier mehr eine äußere Unruhe sichtbar, ein Bekämpfen dieses Zustandes, ein Aufsuchen der Mittel, um dem eingerissenen Uebel wieder abzuhelfen. Die Sorge ist daher die wirksamste Unruhe des Gemüths, sie erhält dasselbe mehr aktiv; Kummer und Gram sind dagegen mehr passiv, verhalten sich leidend

oder duldend, gegen die getroffenen Unfälle; zeigen keinen äußeren lebhaften Schmerz der Empfindung, aber graben um so tiefer der Seele Leiden in die Quelle der Empfindung, in das Herz. Diese feinen Unterscheidungen sinnverwandter Wörter haben nun Gelegenheit gegeben zu einer auf logischen Grundsätzen beruhenden Regellehre für die Unterscheidung dieser Wörter, die den Kunstnamen Synonymik führt und den Scharfsinn bezeichnen soll, weil man sinnverwandte Wörter in ihrer Abweichung zu erkennen sich bemühet, und sie auch erkennt, wenn man den richtigen Gesichtspunkt faßt, von welchem die Wörter ausgehen und sich wieder vereinigen. Allerdings gehört zur Auffassung dieser sinnverwandten Wörter schon eine höhere Kultur der Sprache und ein ausgebildetes Fassungsvermögen aller ihrer Feinheiten, um sich die feinen Unterschiede der sinnverwandten Wörter so vorzustellen, als die Wirkung in der Natur ist. Hierzu gehört freilich noch etwas mehr, als das bloße Studium einer Sprache; es gehört dazu: Gefühl und Mitempfindung, feinen Beobachtungsgeist, wirkliche Erfahrungen menschlicher Schwächen und Leiden, Kleinheiten und Größen in ihrer ganzen Ausdehnung auf die menschliche Natur, edel und unedel wirkend; kurz es gehört dazu ein Unmaaß von Erfahrungen, die der bloße Stubengelehrte selten erhält, wohl aber der Weltmann, der mit geweckтem und forschendem Geiste die Irrgewinde des menschlichen Lebens durchstreift, nur der wird eine richtige Anwendung sinnverwandter Wörter machen können, und ihre Feinheiten zu unterscheiden wissen; denn wer selbst fühlt, selbst erfährt, also auch selbst handelt, wird auch das, was er fühlt und erfährt, auf Andere, nach ihrer Individualität anzuwenden wissen, und gewiß selten fehlen. Diese sinnverwandten Wörter oder Synonymen findet man in allen Sprachen, selbst in den Morgenländischen, und hier fast am reichhaltigsten, weil in diesen, besonders in der Arabischen, die Gegenstände

mehr durch Bilder ausgedrückt werden; sie reich an Allegorien ist, mithin auch die Denkkraft reich in Auffindung der Unterschiede dieser Bilder. So z. B. kommt der Begriff Geist in den meisten Sprachen mit Hauch, Athem ꝛc. überein, weil man sich in diesen Letztern auch etwas Geistiges denkt, den Geist gleichsam als einen Hauch betrachtet, als etwas Unkörperliches, das wie ein Luftzug dahinzieht, daher auch der Ausdruck: der letzte Athemzug, um dadurch gleichsam das Entschwinden der Seele aus dem Körper zu bezeichnen. Ein Schriftsteller bezeichnet die Synonymen auch sehr richtig, indem er sagt: „Es sind Wörter, welche sich durch gewisse wesentliche Merkmale von einander unterscheiden, aber einen höheren Begriff gemein haben, wie z. B. Argwohn und Verdacht; denn beide bezeichnen ein auf unzureichenden Gründen beruhendes nachtheiliges Urtheil, welches der allgemeine, beiden gemeinschaftliche Begriff ist; beide unterscheiden sich aber dadurch von einander, daß der Verdacht auf objektiven Gründen, das heißt, auf solchen, die in dem Gegenstande liegen, beruhet, der Argwohn hingegen einen subjektiven, das heißt, in der Gemüthsart und Stimmung des Urtheilenden selbst liegenden Grund hat. Alle sinnverwandten Begriffe sind einander entweder beigeordnet (coordinirt), das heißt, stehen als Arten unter einem unmittelbaren höheren Begriffe, wie in dem angegebenen Beispiele, oder sie sind einander untergeordnet (subcoordinirt), wie Abentheuer, Begebenheit ꝛc. ꝛc." Wie aber durch ein Beispiel mit Kummer, Gram ꝛc. angeführt worden, wird man gewahren, wie fein oft der Sinn in sinnverwandten Wörtern liegt, um sie zu unterscheiden, und nicht eines für das andere zu gebrauchen, sie also gleich zu halten, und daher ist die Kenntniß der Regeln für die genaue und richtige Unterscheidung dieser Wörter oder der Synonymik jedem Gebildeten unerläßlich; sie ist diesem eben so wichtig für den mündlichen und schriftlichen Ausdruck,

wie dem Sprachforscher, um ein richtiges Urtheil über den materiellen Gehalt und Reichthum einer Sprache zu fällen. Da nun die Wörter den Begriff von Allem enthalten, was sich zur Mittheilung im Geschäfts- und Unterhaltungsleben, kurz im ganzen Verkehre der Welt eignet, so ist eine richtige Auffassung und Auseinandersetzung des Begriffs derselben auch in wissentschaftlicher Hinsicht von hohem Werthe, indem sie sowohl die Ausbildung der Sprache, als auch die Bildung im Allgemeinen befördern; denn nur hierdurch wird es möglich, das Gedächtniß oder die Denkkraft zu schärfen und klar und richtig seine Gedanken zu äußern, und die Gegenstände zu bezeichnen, die ein Gegenstand des Geschäftslebens oder der Unterhaltung sind; auch erwächst eine Erkenntniß nur aus dem richtigen Begriffe der Wörter. — Hieraus gewahrt man auch, daß Synonymen einander aufheben, also auch nicht neben einander stehen können, wenn sie nicht etwas Verschiedenes bezeichnen oder ausdrücken, mag der Sinn auch noch so versteckt im Worte liegen; man kann sie aber auch neben einander stellen, wenn sie diese Verschiedenheit in einem und demselben Individuum ausdrücken sollen. So z. B. können Sorge, Kummer und Gram neben einander stehen, wenn sie diese Empfindungen wirklich in einem Individuum bezeichnen sollen und auch bezeichnen. So sagt man z. B. dieser Mann hat in seinem Leben Sorgen, Kummer und Gram genug gehabt, er hat also auf seinen Lebenswegen diese verschiedenen Grade der Seelenleiden wirklich erduldet, sie haben ihn betroffen in den verschiedenen Perioden seines Lebens, und der Abend desselben gewährt ihm eine schmerzliche Rückerinnerung der durchlebten Zeit seiner Jugend- und rüstigen Mannesjahre. Würde man aber diese Seelenempfindungen neben einander setzen, um bloß Sorgen oder Kummer auszudrücken, nur einen einzelnen Grad der oben genannten Leiden, so würde das eine ganz nutzlos dastehen und

nur eine Ueberfüllung des Redesatzes geben, und man würde auch nicht wissen, welcher Begriff von beiden Wörtern hier festgehalten werden sollte, und dieses sowohl in der einen, wie in der andern Sprache. So z. B. in der Französischen: Considerez l'étendue des bornes et des limites de ce pays. Les larmes amères et douloureuses que j'ai versées à cette nouvelle. Les plaisirs sont souvent suivis de pleurs et de larmes. Hier geben bornes und limites, amères und douloureuses, pleurs und larmes keinen neuen Gedanken oder nähere Bestimmung an die Hand, und sind mithin müßig und nicht an ihrem Orte angebrachte Synonymen. So heißt es auch in der heiligen Schrift: Waschet euch, reiniget euch, thut euer Böses von meinen Augen; hier ist waschen mit reinigen ziemlich gleichbedeutend, und beide können, des Nachdrucks wegen, hier stehen; auch kann man unter reinigen das Kämmen und Befreien vom Ungeziefer verstehen, welches dann vom Waschen oder Reinigen der Haut verschieden ist ꝛc. — Daß man das Bedürfniß synonymischer Untersuchungen schon früh gefühlt hat, beweisen die Versuche, die Julius Pollux in seinem Onomastikon mit der Griechischen Sprache gemacht hat, aber nur erst den neuern Zeiten war es vorbehalten, die Synonymik auf feste Grundsätze zurückzuführen, und den gesammten Sprachschatz an sinnverwandten Wörtern in sogenannten synonymischen Wörterbüchern zusammenzustellen. So treten z. B. in Frankreich Girard, Voltaire, d'Alembert und Joncourt, in England Blair, damit auf; bei uns Deutschen machte zuerst Gottsched in seinen „Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler Deutschen Wörter und Redensarten, Leipzig, 1758" darauf aufmerksam, ihm folgten Stosch, Heynatz; vorzüglich aber war es in neuerer Zeit J. A. Eberhardt, welcher ein Wörterbuch

der sinnverwandten Wörter der Hochdeutschen Mundart in sechs Theilen herausgab (Halle, 1795 — 1801). Dann gab er ein Handwörterbuch der Deutschen Sprache mit besonderer Rücksicht auf die Synonymen derselben für alle diejenigen, welche das Deutsche richtig reden und schreiben wollen (Halle, 1805), heraus. Ferner erschien von ihm: synonymisches Handwörterbuch der Deutschen Sprache, für alle, die sich in der Sprache richtig ausdrücken wollen. Nebst einer ausführlichen Anweisung zum richtigen Gebrauche desselben (neue Ausg., 1811); dann erschien auch von ihm das Handwörterbuch der Deutschen Sprache, zum Gebrauche des Lesens und Schreibens, mit Angabe der nächsten sinnverwandten Wörter, und einer kleinen Sprachlehre (Leipzig).

Synonymia, s. den vorhergehenden Artikel. — In der Botanik heißt Synonymie die Zusammenstellung der verschiedenen Namen, welche eine Pflanze oder eine Abtheilung von Pflanzen, sowohl in botanischen Schriften, als auch in den verschiedenen Sprachen der Völker führt.

Synonymik, s. unter Synonymen.

Synonymus, gleichbedeutend oder synonym, wenn verschiedene Namen oder Ausdrücke die nämliche Pflanze oder Abtheilung von Pflanzen, oder überhaupt den nämlichen Begriff bezeichnen.

Synorrhizus, in der Botanik, verwachsenwurzelig, wenn der Keim unmittelbar oder vermittelst eines fadenförmigen Anhängsels mit dem Eyweißkörper des Samens zusammenhängt, wie bei Pinus und Zamia.

Synossen, eine Art Kürbisse in Amerika.

Syntax oder Wortfügung, in der Sprachlehre, derjenige Theil der Sprache, oder vielmehr der Grammatik, welcher die Grundsätze für die Verbindung einzelner Wörter zu ganzen Sätzen und Redensarten aufstellt. Wenn daher das Wort den einzelnen Begriff bezeichnet, so enthält der Redesatz den Ausdruck mehre-

rer zu einem Ganzen verbundener Begriffe; denn er sammelt das Einzelne und Zerstreute zu einer Gesammtvorstellung, und steigert den Ausdruck zur Rede, welche mit dem ersten in sich abgeschlossenen Satze gegeben ist, sich aber im Laufe der Zeit mit der steigernden Bildung der Völker vervollkommnet. S. Syntax, im Art. Sprache und Sprachkunst, Th. 160, S. 182 u. f. Im Conversations-Lexicon, Bd. 9, Aufl. 4, wird unter Syntax, derselbe in einen besondern und in einen allgemeinen eingetheilt. Der Letztere bezieht sich auf alle Sprachen, stellt gewisse allgemein gültige Grundsätze auf, ohne die Abweichung einzelner Sprachen dabei zu berücksichtigen, und stellt daher Folgendes als oberstes Gesetz für die Wortfügung auf: Ordne die Worte naturgemäß, das heißt, so wie es das logische oder innere Verhältniß der in der Rede aufgenommenen Vorstellungen verlangt. Alle Rede beabsichtiget die sinnlich vernehmbare Bezeichnung einer oder mehrerer Hauptvorstellungen nach ihren Eigenschaften und Verhältnissen. Alles, außer der Hauptvorstellung, ist nur um ihretwillen vorhanden; nur dann, wenn die Rede dieses Verhältniß der Abhängigkeit vollständig ausdrückt, gehen die Begriffe in derselben Weise, wie sie im Innern sich erzeugten und an einander reiheten, in die Seele des Empfangenden über, und nur so wird der Zweck sprachlicher Mittheilung vollkommen erreicht. Zu diesem Ende ist es nothwendig, die möglichen Arten einfacher und zusammengesetzter Sätze, und die Regeln kennen zu lernen, nach welchen dieselben zu Perioden verbunden werden, welches der Hauptinhalt der allgemeinen oder höhern Syntax ist. Da nun aber die verschiedene Vorstellungsweise der Völker, nach der Lage, dem Klima, der Vegetation und den andern Naturschönheiten, der Geschäftigkeit ꝛc. ihrer Länder hervorgebracht, und dann der abweichende Bau der einzelnen vorhandenen Sprachen auch noch besondere Regeln für eine

jede nothwendig bedingen, so entstand daraus die besondere oder niedere Syntax, oder der Inbegriff der Regeln für die Wortfügung einer einzelnen Sprache. Sie handelt daher von der Verbindung einzelner Redetheile nach ihrem gegenseitigen Verhältnisse und nach ihrer in dem Sprachgebrauche gegründeten Umendbarkeit. Die Abhängigkeit der Begriffe von einander hat eine gleiche Abhängigkeit der verschiedenen Theile der Rede zur Folge, wodurch dieselben erst zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen verknüpft werden. Man findet daher bei Kindern und rohen Völkern, daß sie die Worte bloß ohne Zeichen der Abhängigkeit neben einander stellen, und daher können sie auch nicht eine Rede nach den Wortbegriffen fortsetzen, weil ihnen die Verbindungen mangeln, sie die Wörter nicht nach ihrer Bedeutung an einander reihen und verbinden können. Je fähiger eine Sprache ist, die größtmöglichste Anzahl von Verhältnissen durch Umendung und Umwandlung ihrer Wörter zu bezeichnen, um so brauchbarer ist sie für die Rede. Ein Wort, welches als Ursache der Veränderungen, die ein anderes erleidet, gedacht wird, heißt das regierende, dasjenige aber, welches zur Bezeichnung seiner Abhängigkeit von einem andern verändert wird, das regierte; daher führt dieser Theil der besondern Syntax auch den Namen der Rectionslehre. Ein zweiter Haupttheil derselben bestimmt die Aufeinanderfolge der Redetheile nach den Gesetzen, die der Srachgebrauch hierüber vorschreibt. Die der höheren Syntax angehörigen, aus der Logik entlehnten, und für alle Sprachen gültigen allgemeinen Regeln über die Bildung einzelner Sätze dienen diesem Theile zur Begründung, und können nur, in so fern sie dieses leisten, in einer besondern Sprachlehre einen Platz finden. Es bedarf einer bloß oberflächlichen Vergleichung, um zu erkennen, daß auch die Wortfolge abhängig von der Vorstellungsweise einzelner Völker, sich in den verschiedenen

Sprachen verschieden gestalte. Die Wortstellung erscheint ganz anders in einem Altrömischen Satze, und so anders in einem Deutschen. In dem Ersteren ist bis zum Scheine regelloser Willkühr freie Stellung der Redetheile, bald nach Maaßgabe des Wohlklanges, bald mit Rücksicht auf die Wichtigkeit und Nachdrucksfülle des einen oder des andern Wortes; hier, mit weniger Ausnahme, die bleibende Regel von dem Unbestimmteren zum Bestimmten fortzuschreiteren. Auf die genannten zwei Haupttheile: Rectionslehre und Topik, oder Lehre von der Wortfolge, auch Constructionslehre genannt, beschränkt sich der Inhalt der besondern Syntax. Die Lehre vom Satze und von der Periode gehört nach ihren allgemeinen Grundsätzen in die höhere Syntax, die besondern Regeln fallen aber mit denen der Wortstellung zusammen. So weit die Erklärung der Syntax an dem angeführten Orte. Man vergleiche nun damit dasjenige, was hierüber unter Sprache, Th. 160, wie oben bemerkt, angeführt worden.

Synthematographik, Synthematographie, Signalkunst, eine von dem Konsistorialrath Bergsträßer in Hanau im Jahre 1785 erfundene Kunst, vermittelst verabredeter Signale eben so gut zu schreiben, als man die artikulirten Töne einer Sprache zu Papiere bringen kann, wenn sie uns entweder vernehmlich vorgehalten oder vorgesagt werden, nämlich an dem Orte, wohin die Schrift gestellt ist. Er versprach nämlich damals die Auflösung des Problems: wie man nach mathematischen Grundsätzen, folglich mit untrüglicher Gewißheit, und zugleich mit großer Geschwindigkeit in dem größten Lager an die sämmtlichen Generale und Kommandeurs allgemeine und besondere Befehle diktiren könne, ohne der Furcht der Verrätherey ausgesetzt zu seyn. Wie ferner Parole und Feldgeschrei zu gleicher Zeit auf den Vorposten und im Lager schnell abgeändert werden können, wie sich aus belagerten oder

eingeschlossenen Städten Berichte auf großen Weiten oder von außen in dieselben hineingeben, wie sich Flotten und Schiffe auf viele Meilen in der See bequem und von Wort zu Wort durch Signale unterhalten können ꝛc ꝛc. Die Aufschlüsse seiner verwickelten Methode erschienen endlich im Jahre 1788. Die einfachsten Arten derselben, auf welche sich alle übrigen, wenigstens bei der eigentlichen Versendung der zu signalisirenden Aufsätze, gründen, mögen hier einen Platz finden. Da der Erfinder beinahe alle zu signalisirenden Dinge durch Zahlen ausdrückt, und bei dem größten Theile seiner zusammengesetzten Signale bloß auf die Zahl der einzelnen Signale und auf die Tempos, die er bei einem Signale gebraucht, Rücksicht nimmt, auch überdies bei den Signalen, die er durch Schall und Feuer giebt, mit Recht von den in der Ferne oft sehr zweideutigen Farben des Feuers und den nicht Jedermann hörbaren Modifikationen des Schalles durch höhere, tiefere, stärkere und schwächere Töne gar keinen Gebrauch macht, so war es ihm darum zu thun, die Anzahl dieser einzelnen Töne und Feuer auf die kleinste Zahl zu reduciren. Hätte er in der gewöhnlichen Dekade jede einzelne Ziffer durch so viele Schüsse, Töne, Feuer, überhaupt einfache Signale angeben wollen, als die Ziffer Einheiten hat, so würde das bei weitläuftigen Orten eine ungeheure Menge einfacher Schüsse, Feuer ꝛc. erfordern. Bei seiner sehr sinnreichen Bezifferung des Alphabets zur Versendung desselben durch Signale gebrauchte er zu einer neunsylbigen Benachrichtigung siebenundzwanzig Dezimalstellen; zum Signalisiren in diesem Alphabete ausgedrückte Aufsätze würden eine große Menge einzelner Signale erfordern, und immer desto mehr, je mehr hohe Ziffern in die Bezifferung der zu signalisirenden Aufsätze fallen. Dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, hat er eine eigene Art zu zählen erfunden, die er Tasserropentas benennt, bei welcher derselbe nur bis zu

vier zählte, welche aber dadurch von der bekannten Tetradik abweicht, daß die Werthe der Zifferstellen nicht nach den Potenzen der vier, sondern nach einem andern Gesetze wachsen, welches hier übergangen wird, so noch eine andere positiv-negative Methode. Zur Signalisirung ganzer Befehle bediente sich der Erfinder eines synthematographischen Wörterbuchs, in welchem Wörter und Sylben, aus denen sie zusammengesetzt werden können, numerirt sind; theils aus der Bezifferung eines Alphabets von achtzehn Buchstaben, in welchem die ungefähr gleichlautenden, z. B. e, ä, ö, oder ch, c, k, g mit einerlei Ziffer bezeichnet sind. Dazu dienen ihm die Arabischen Ziffern von 1 bis 9, bald an sich, bald mit einer angehängten Null. Nach dem Erfinder läßt sich für das synthematographische Alphabet keine bequemere Bezifferung erdenken, als das folgende Ziffersystem: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 20, 30, 40, 50, 60, 70, 80, 90, mit der willkührlichen Freiheit, wie Jeder dieses System auf die Buchstaben des Alphabets anwenden will. Zum Muster wähle man Folgendes:

a,	c ä ö,	i ie ü,	o,	u,	l,	m,	n,	r,	ſ,
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
b p,	c ch k q,	d h th tr,	f p h v,		g,	h,	w,	z.	
20	30	40	50		60	70	80	90	

Zu diesen Signalbuchstaben bedient man sich nun eines Telegraphen, den man durch Rollen und Zugwerke in Bewegung setzen kann. In der Fig. 9067 und 9068 auf der Welle a, worauf sich der Hauptarm des Telegraphen A bewegt, stecken zwei bewegliche Rollen b c, dagegen die dritte Rolle d unbeweglich an dem Hauptarme des Telegraphen befestiget ist. Ferner befinden sich zwei Rollen e f am Hauptarme, welche vermittelst des Gelenkes an den beiden kleinen Armen B C dergestalt befestiget sind, daß wenn die Rolle vermittelst der Schnur gezogen wird, sich der kleine Arm bewegt. Man legt nun eine Schnur kreuzweise über die beiden Rollen e c

und dergleichen kreuzweise über die beiden Rollen b f. Die Rolle a, worauf der Hauptarm spielt, ist an den Ständer D befestiget. Alle diese Bewegungen bringt man an einem kleinen Arm E am Untertheile des Ständers an, und legt gleichfalls die Schnüre kreuzweise über die Rolle. Jetzt legt man drei verschiedene Schnüre, jedoch keine derselben kreuzweise, die erste über die beiden Rollen g b, die andere über die beiden Rollen h c, die dritte über die beiden Rollen i d, und flechtet die Enden einer jeden Schnur ineinander, damit nicht Verknotungen den Lauf der Rollen hemmen. Alle Bewegungen, welche man mit diesem kleinen Telegraphen macht, werden auf das Vollkommenste an dem großen oben nachgeahmt, so, daß wenn man den Hauptarm des kleinen Telegraphen bewegt, sich auch der Hauptarm des großen Telegraphen vermittelst der Rollen i d und Schnüre k l in Bewegung setzt, und eben dieselbe Richtungslinie dem Auge vorzeichnet, die man dem kleinen gegeben hat. Bewegt man aber den rechten Nebenarm des kleinen Telegraphen, so wird vermittelst der daran befestigten Rolle q und der Kreuzschnur die Rolle g, und von dieser durch die beiden gerade laufenden Schnüre o p die Rolle b, und wieder auf die kreuzweise gelegte Schnur die Rolle f, und weil diese an dem Nebenarme des großen Telegraphen befestiget ist, der Arm C in Bewegung gesetzt, und dieser bleibt in der Figur oder Gelenkigkeit stehen, welche man an dem kleinen Telegraphen gemacht hat. Bewegt man den linken Nebenarm des kleinen Telegraphen, so geschieht eine gleiche Bewegung, nur daß die gerade laufenden Schnüre m n die Rolle c, und mit Hülfe der kreuzweise gelegten Schnur die Rolle e dem daran befestigten Arm B, die ihm vorgeschriebene Richtung giebt. Die sämmtlichen Schnüre müssen etwas straff oder gespannt um die Rollen gelegt werden, um eine gleichförmige Bewegung hervorzubringen. Die Ursache, warum die Schnüre kreuzweise liegen müssen, ist diese: Wenn man einen Nebenarm, es sey, welcher

es wolle, am kleinen Telegraphen rechts bewegt, so dreht sich seine korrespondirende Rolle an der Mitte des Hauptarms links, die langen und geradelaufenden Schnüre setzen die Rolle an der Mitte des großen Telegraphen gleichfalls links in Bewegung, und dieses regiert vermittelst der kreuzweisen Schnüre die Rolle, mit dem daran befestigten Nebenarm des großen Telegraphen wieder rechts; da er hingegen, insofern die Schnüre nicht über Kreuz liegen, eine entgegengesetzte Richtung annehmen würde. Ein Mehreres hierüber sehe man unter Telegraph, in T, nach.

Synthesis, bei den Römern, eine Art Kleidung, die man beim Abendessen trug. Einige wollen diese Kleidung für eine Tunika halten, Andere dagegen für eine Art Pallium oder Mantel, der oftmals auch von Purpur gewesen seyn soll, worein sich die Speisenden nur halb gewickelt, und daher meist entblößt an den Tischen gelegen haben. Wenn man aber Alles genau erwägt, was Ferrarius darüber mittheilt, der Vieles pro und contra dieser Kleidung sagt, so soll man nicht genau ermitteln können, wie dieser Anzug eigentlich gewesen sey; aller Wahrscheinlichkeit nach ist es eine Art von Ueberwurf gewesen, worein man sich hat wickeln können, um so bequemer die Abendmahlzeit zu halten, indem man die andern Kleider abzog oder ablegte. — In der Philosophie ist die Synthesis, Synthese, wörtlich Zusammensetzung, Verbindung, und ist der Analysis, Analyse entgegengesetzt, welche Trennung, Zerlegung bedeutet. Das Zusammengesetzte geht dem Trennen voran, weil man erst zusammengesetzte Körper finden mußte, ehe man trennen konnte. Dieses trug man nun auch in die Philosophie über. Man redet daher hier von einer unmittelbaren oder ursprünglichen Synthesis. Letztere tritt schon bei der sinnlichen Anschauung ein, in welcher man das Mannigfaltige an einem Gegenstande (Theile eines Gegenstandes) unter der

Vorstellung eines Ganzen auffaßt; daher man auch die Einheit einer solchen Vorstellung synthetische Einheit nennt. Die Thätigkeit des Verstandes, welcher Begriffe, Urtheile und Schlüsse bildet, fängt mit der Analyse oder der Trennung des Gegebenen an, und in sofern ist jeder Begriff eine analytische Einheit, denn er verbindet das, was an mehreren Dingen gleichförmig ist, das Gemeinsame, nach vorhergegangener Absonderung desselben von dem Gegebenen, und in sofern ist die Synthesis eine mittelbare, ein Zusammenfassen des durch Abstraktion Gewonnenen. Da aber auch aus Begriffen selbst durch Zusammensetzung Begriffe gebildet werden, so nennen Einige auch die Bildung eines Begriffs durch Zusammensetzung aus andern die logische Synthesis. Sie ist eine Wiedervereinigung des vordem Getrennten, und wird schicklicher Determination genannt, weil durch Verknüpfung gegebener Begriffe die allgemeine Vorstellung beschränkt wird. Ein Begriff, der auf diese Weise gebildet wird, heißt auch ein gemachter; die Erklärung eines solchen aber wird, da der Begriff erst mit ihr selbst durch Verbindung wesentlicher Merkmale entsteht, eine synthetische Erklärung genannt.

Synthrophicus, miethhäuslerisch, in der Botanik, ein kaum gebräuchlicher, aber gut bezeichnender Ausdruck für solche Pflanzen, die sich auf andern Gewächsen ansiedeln, ohne aus denselben ihre Nahrung zu ziehen, oder auf ihnen zu schmarotzen, wie die Moose, Lebermoose, Flechten und Algen, welche häufig auf andere Pflanzen wachsend vorkommen, ohne sich von ihnen zu nähren.

Syra, eine Art Gras, welches die Rennthiere in Schweden und Norwegen aufsuchen, um sich davon zu nähren.

Syrene, s. Sirene, Th. 154, S. 492 u. f.

Syrien, Ital. Soria, in statistischer Beziehung, ein dem Türkischen Sultan unterworfenes Land, welches zwi-

schen dem Euphrat und Arabien auf der Ostseite, und dem Mittelländischen Meere auf der Westseite, im Norden durch das Amanische Gebirge von der Natolischen Halbinsel getrennt, besteht im westlichen Theile aus einem von dem Libanon und Antilibanon gebildeten Gebirgslande, im Osten aus Ebenen, die zum Theil Wüsten sind. Es enthält 2,300 Quadratmeilen und 1,500,000 Einwohner, und wird in vier Paschaliks eingetheilt: 1) Haleb, 2) Tarablüs, 3) Akre und 4) Damask. Zu dem letztern Paschalik gehört auch das 540 Quadratmeilen große Palästina; dann das Land der Drusen. In der Bibel heißt dieses Land Aram, und von den Arabern wird es Scham oder Al Scham wegen seiner Lage gegen Yemen genannt, dem es zur Linken liegt. Bei den Alten heißt es gewöhnlich Syrien; der Ursprung dieses Namens ist aber unbekannt. Eigentlich kommt dieser Name nur dem Landstriche zu, der von den Gebirgen Amanus und Taurus, vom Flusse Euphrat, vom wüsten Arabien, Palästina, Phönizien und dem Mittelländischen Meere eingeschlossen wird; allein die Araber rechnen auch Palästina und Phönizien zu Scham, und in dieser Bedeutung ist es auch in der neuern Erdbeschreibung stets angenommen worden, so daß Syriens Westgränze das Mittelländische Meer macht. — Schon in der ältesten Geschichte war Syrien als ein bedeutendes Land bekannt, und wegen seiner Kultur berühmt; denn es trug in den frühesten Jahrhunderten zur Aufklärung des Westen durch Handel, und zur Verbindung der getrenntesten Länder durch Schifffahrt nicht wenig bei. Durch die Kriege Syriens mit den Hebräern tritt es erst als ein wichtiges Land hervor, in welchen die Syrier bald Sieger, bald Besiegte waren, bis sie zuletzt unter ihrem Könige Rezin, welcher sich mit Israel gegen Juda verband, unter die Assyrier kamen, dann unter die Perser und Macedonier, als Alexander Persien eroberte. Nach dem

Tode dieses Herrschers von Macedonien erhob sich Syrien wieder als ein eigenes Reich unter den Seleuciden, unter deren Herrschaft es von 311 bis 64 Jahre vor Christi blieb; allein seit der Schlacht bei Magnesia wurde es stückweise eine Beute der Römer und Parther. Die Römer plünderten dieses glückliche und reiche Land, und was diese noch übrig ließen, nahmen späterhin die Parther, bis endlich die Araber unter den Chalifen im siebenten Jahrhunderte nach Christi das ganze Land dem östlichen Kaiserthume entrissen. Unter der Regierung der Chalifen erholte sich Syrien wieder, der neu eröffnete Handelsweg auf dem Euphrat für die Indischen Waaren gab seinen Häfen eine neue Berühmtheit und seinen Einwohnern neue Thätigkeit. Der Westen lernte zum zweiten Male während der Kreuzzüge von diesem Lande. Salaheddin, Sultan in Aegypten, einer der größten Regenten im Mittelalter, unterwarf Syrien seinem Zepter, das von seinen Nachfolgern an die Mamelucken kam, und unter diesen an Wohlstand wieder zunahm; aber der Osmanische Sultan Selim der Erste, der seine Eroberungen auch über Arabien ausdehnte, unterjochte Syrien 1516, und seit dieser Zeit steht es unter den Türken oder Osmanen. Im Jahre 1798 versuchte Napoleon Bonaparte die Festung St. Jean d'Acre zu erobern, allein vergebens, denn seine Bemühungen vereitelte der in Acre anwesende Englische Befehlshaber Smith. Die Besetzung Syriens von Ibrahim Pascha, auf Befehl seines Vaters Mehmed Ali, Paschas von Aegypten, auf einige Jahre, wurde 1840 wieder aufgehoben, nachdem die Großmächte übereingekommen waren, dem jungen Sultan Abdul-Medschid die nöthige Hülfe in dieser Angelegenheit zu leisten, und so wurde Ibrahim von den Truppen des Sultans im Vereine mit den Engländern und Oesterreichern nach einigen Schlachten genöthiget Syrien zu räumen, und wieder nach

Aegypten mit dem Ueberreste seiner Truppen zu ziehen. So weit die Schicksale Syriens in einem kurzen Umrisse. — Syrien ist gut bewässert von vielen Flüssen und Bächen durch periodische Regen. Die ebenen und sandigen Steppenländer nach Osten hin, gehören zum wüsten Arabien. Was das Klima betrifft, so ist die Luft gesund, nur erscheint öfters die Pest, und richtet einige Verheerungen unter der Bevölkerung an, eben so ist auch Syrien den Erdbeben ausgesetzt. Eines der fürchterlichsten war im Jahre 1759 am 30sten Oktober gegen vier Uhr des Morgens. Nach dem Berichte von dem Kanzler des Konsulats zu Tripoli in Syrien, war es so schrecklich, daß gegen 30,000 Menschen verschüttet und getödtet wurden, und solches bloß durch den ersten Stoß, so daß fast alle Städte dieser Gegend, so wie die Städte von Palästina, als: Antiochia, Baalbeck, welches durch seine antiken Trümmer so berühmt ist, Said (ehemals Sidon), Akre, Jaffa, Nazareth, Saphet nebst vielen andern Städten beinahe gänzlich vernichtet wurden. Die Häuser von Tripoli wurden von Grund aus erschüttert und ganz unbrauchbar gemacht. Alle Einwohner, die den ersten gewaltsamen Erdstößen entkommen waren, glaubten sich gerettet zu sehen, wie sie den ersten Erdschwenkungen auswichen; allein diese dauerten länger als sechs Wochen, und es verging kein Tag, daß nicht etliche Stöße erfolgt wären, ja der ganze Syrische Erdboden schwankte, wie ein von Wellen bewegtes Schiff, und blieb die genannte Zeit über in einer fortdauernden Bewegung. Die fürchterlichen Erdstöße am 25sten November nach 7 Uhr Abends, übertrafen alle vorhergegangenen Bebungen, und sollen so schrecklich gewesen seyn, daß man sich davon gar keine Vorstellung hat machen können, und die durch die Furcht auseinander gesprengten Einwohner sahen sich gezwungen, mitten im strengsten Winter unter elenden Zelten zu wohnen, und um ihre Lage noch trauriger zu machen, so waren sie

noch genöthiget, sich im Schrecken zu bewachen; denn sie mußten sich gegen die Hyänen und Chakals wehren, wozu noch kam, daß der Schnee, welcher die Berge bedeckte, an deren Fuß sie sich gelagert hatten, aus dem Hinterhalte Tiger und Löwen hervortrieb, und sie auch gegen diese sich zu decken hatten. Auch erwähnt die Geschichte, daß wenige Jahre nach Christi Geburt zwölf Städte in Syrien, und darunter auch Antiochien, von einem Erdbeben beinahe dem Erdboden gleich gemacht worden wären; auch im Jahre 1822 zerstörte ein Erdbeben $\frac{2}{3}$ der Häuser der Stadt Aleppo. — Die Winterkälte dauert nur von der Mitte des Dezembers bis zur Mitte des Januars; indessen findet man selten, daß es starkes Eis friert; auch liegt der Schnee nicht viel über einen Tag. Man kann Syrien als ein aus drei langen Erdstrichen von verschiedener Natur bestehendes Land betrachten. Der eine Strich, am Mittelländischen Meere hin, ist ein heißes feuchtes Thal, welches sehr fruchtbar, aber von zweideutiger Gesundheit ist; der daran grenzende zweite Strich ist bergigt und rauh, aber die Temperatur ist gesunder und trockener; der dritte Landstrich an den östlichen Gebirgen vereiniget die Trockniß des zweiten mit der Hitze des ersten. Man gewahrt in diesem Lande eine wohlthätige Vereinigung der Eigenschaften des Klimas und des Erdbodens, so daß man hier unter einem begrenzten Himmelsstriche die Vortheile mehrerer Zonen antrifft. Wenn das Reaumürsche Thermometer an der Seeküste auf 25 oder 26 Grad steht, so steigt es in den Gebirgen kaum auf 21 Grad, und wenn im Winter die ganze Bergkette mit Schnee bedeckt ist, so fällt in den niedrigen Gegenden entweder gar keiner, oder er zerschmelzt im Augenblicke wieder. Man kann daher zwei Klimas in Syrien annehmen, ein sehr heißes an der Küste und auf den inländischen Ebenen, als zu Baalbeck, Antakia, Tripoli, Akre, Gaza, Hauran ꝛc., und ein gemäßigtes.

Die Abwechselung der Jahreszeiten ist ungefähr wie in der Mitte von Frankreich in den gebirgigten Gegenden. Der Winter dauert vom November bis in den März, ist strenge und kalt, kein Jahr vergeht ohne Schnee, der oft mehrere Fuß hoch den Boden bedeckt, und solches ganze Monate hindurch. Frühling und Herbst sind angenehm, und der Sommer ist nicht zu heiß; nur in den Ebenen tritt dagegen, sobald die Sonne zur Linie zurückkehrt, schnell unbeschreibliche Hitze ein, die erst im November aufhört, dagegen ist der Winter so gemäßigt, daß Orangen, Datteln, Bananen und andere ähnliche Bäume im Freien sehr gut wachsen; nur im Norden und auf der Ostseite der Berge ist der Winter strenger, ohne daß der Sommer weniger heiß ist. Zu Antakia, Haleb und Damask hat man mehrere Wochen lang Eis und Schnee, welches mehr von der Höhe des Landes, als von der Breite, worin es liegt, kommt. Die ganze Fläche im Osten der Berge ist sehr über die Meeresfläche erhaben, den trocknen Winden aus Norden und Nordosten ausgesetzt, und gegen die feuchten West- und Südwestwinde gedeckt. — Die Flüsse Syriens sind lauter Küsten- und Steppenflüsse; denn kein einziger Fluß durchströmt dieses Land, der ein Flußgebiet bildete. Die beträchtlichsten Flüsse sind: der Orontes und der Jordan; die andern sind bloße Bäche, die, wenn sie vom Regen und Schnee auch eine Zeitlang anschwellen, die übrige Zeit des Jahres hindurch doch ein fast trockenes Bett haben; sie stürzen als Giesbäche von Kaskaden herab, und wegen der Nähe des Meeres haben ihre Gewässer nicht Zeit, sich in den Thälern erst zu Flüssen zu sammeln. Der kleine Fluß Safia läuft von Süden nach Norden ins todte Meer; er soll aus der Arabischen Wüste kommen und von Südwesten gegen Norden laufen. Dann sind noch die Flüsse Barrada, vor Alters Arsana genannt, und der Fichee, ehemals Farcana genannt, zu bemerken, die in dem

Paschalik Damask vorkommen. Das todte Meer ist das merkwürdigste Gewässer. In einer Ebene, welche auf der Ost- und Westseite meistens von hohen, steilen, und unfruchtbaren Bergen umgeben ist, einen mit Salz vermischten weißen Sand, und $\frac{1}{4}$ Elle unter demselben eine schwarze, zähe, stinkende und dem Peche ähnliche Materie statt der Erde hat, woraus nur allein das zur Soda brauchbare Kraut Kali hervorwächst, krümmt sich das todte Meer, auch der See Loths genannt, wie ein wachsender Mond, so daß es seine Vertiefung gegen Westen zukehrt, in einer Länge von zwölf Deutschen Meilen und einer Breite von zweien. In der Bibel heißt dieser See der See der Ebene, der Salzsee, die Ostsee, das todte Meer; bei den Alten Lacus Asphaltites. Der See ist kein Ursee, seine Entstehungsgeschichte ergiebt sich aus dem ersten Buche Mose. Man vermuthet, daß unter dem einst so fruchtbaren und reizenden Thale Siddim schon ein unterirdischer See verborgen war, der bei der Entzündung und Einsinkung der über ihn hergezogenen Erdrinde zum Vorschein kam. Ob von den damals versunkenen Städten noch Ueberbleibsel im See sind, darüber wird gestritten; daß noch Ueberreste von Gebäuden darin vorhanden sind, kann durch unverwerfliche Zeugnisse bestätiget werden; ob sie aber von Sodom sind, wie man vorgiebt und glaubt, ist eine schwerlich zu bejahende Frage. Außer den schon angeführten beiden Flüssen Jordan und Safia, nimmt dieser See noch mehrere andere kleine Flüsse auf, z. B. auf der Westseite den von Jerusalem herkommenden Kidron und noch ein Paar andere, und auf der Ostseite einen um die Mitte, den man Jared nennt, weiter gegen Norden den Arnon, und auch noch mehrere Bergbäche von den umliegenden Bergen, und da er keinen Abfluß hat, so behält er die Flüsse und verdunstet den starken Zufluß. Das Wasser des Sees ist klar und durchsichtig, und liefert, abgedunstet, eine Menge Salz,

welches die Araber in ganz Palästina zum Verkaufe herumführen; es soll sehr weiß seyn. Das Erdpech oder Asphalt steigt vom Boden des Sees in die Höhe, und wird vom Winde an das Ufer geworfen; es ist schwarz, zerbrechlich und gleicht dem schwarzen Peche, entzündet sich leicht, und giebt einen starken Geruch. Die Araber sammeln es, liefern dem Gouverneur von Jerusalem einen Theil davon, und verkaufen das übrige. Dieser liefert es an den Pascha von Damask, der auch das Uebrige den Arabern abkauft, und treibt daher einen Alleinhandel mit demselben. Die Araber verpichen auch ihre Schiffe und Böte mit Asphalt. Auch soll der Asphalt zur Einbalsamirung der Leichen in Aegypten gedient haben ꝛc. Der See wirft auch eine Art schwarzer Steine aus, die man an dem Ufer desselben findet, und die verhärteter Asphalt seyn sollen; eine Art Steinkohlen, die von den Arabern wie Holz gebrannt werden, aber einen großen Gestank verursachen, und durch den Brand zwar ihr Gewicht, aber nicht ihre Größe verlieren. — Die Reisebeschreiber sind in ihren Berichten über dieses Naturprodukt uneinig; der Eine vergleicht es mit den Schmiedekohlen, der Andere mit verhärtetem Peche ꝛc.; indessen kommen Alle darin überein, daß diese Kohlen beim Brennen sehr stinken; ungeachtet dieses Gestankes soll man sie als ein Rauchwerk gegen die Pest gebrauchen. Die Luft um den See hat man schon von Alters her wegen der aus ihm aufsteigenden Dünste für ungesund gehalten; dem Menschen, der sie einhaucht, verursachen sie Schwindel, und machen dadurch die Erzählung wahrscheinlich, daß selbst kein Vogel über den See fliegen könne, ohne ohnmächtig herabzustürzen. Diese Umstände machen den See oder Sumpf für alle lebendigen Geschöpfe, Schnecken und Muscheln höchstens ausgenommen, unbewohnbar. Die Fische, welche der Jordan ihm zuführt, sterben plötzlich, Wasservögel findet man gar nicht daran, und des-

halb hat man ihm auch mit Recht den Namen des todten Meeres gegeben. — An Gebirgen besitzt dieses Land den Libanon, dessen höchster Gipfel 10,200 Fß. hoch ist, und den Antilibanon, welche ganz Syrien von Norden nach Süden durchziehen, und mit den Gebirgen Arabiens zusammenhängen; s. den Art. Libanon, Th. 77, S. 523 u. f. — Die Produkte Syriens sind: Weizen, Rocken, Gerste, jedoch nur wenig Hafer, Mais, Hanf, Aepfel, Pflrsichen, Feigen, Aprikosen, von denen die getrockneten oder gedörrten Meschmisch genannt werden, Pomeranzen, Citronen von vorzüglicher Schönheit, Granaten, Pistazien, Datteln, Mohn, Safran, Oel, welcher theils aus Oliven, theils aus dem Samen des Ricinus und Sesam gepreßt wird; des Letzteren bedienen sich besonders die Juden, und das Ricinusöl brennt das untere Volk in seinen Lampen. Weine, wovon der weiße wohlschmeckend, aber sehr schwach ist, und sich kaum über ein Jahr halten soll; er ist daher auch selten, und wird für ein sehr köstliches Getränk angesehen. Die rothen und gelben Weine haben einen sehr süßen Geschmack, ja sind zuckersüß, und halten sich besser; sie werden mehrentheils gekocht, und gleichen den Provencerweinen; die eingekochten sind gesünder, und gleichen dem besten Bourdeauer Weine. Der gelbe ist unter den Französischen Weinhändlern unter dem Namen des Vin d'or bekannt, und er verdient diesen Namen wegen seiner schönen Topasfarbe. Der vorzüglichste wächst bei Antiocuro, der nicht gekocht ist, und dennoch sehr süß schmeckt. Der rothe Wein ist etwas schwer und macht schläfrig. Die besten Weintrauben sollen im Dorfe Kaissy, etwa acht geographische Meilen von Haleb entfernt, wachsen, auch um das Dorf herum; der verdickte Weintraubensaft wird stark gebraucht. Baumwolle, welche nur in einigen Gegenden Syriens gebauet und im Oktober gesammelt wird; Seide kommt auch nicht überall vor, doch ist sie von gu-

ter Beschaffenheit. Tabak wird stark gebauet, und der beste bei Ladikia. Pistazienbäume und Gartengewächse erblickt man häufig; auch Maulbeerbäume zur Seidenzucht. Honig giebt es viel, besonders im Paschalik Damask oder Damaskus; die Einwohner verstehen aber die Bearbeitung des Wachses nicht, und verfertigen nur schlechte gelbe Wachslichter. — Was die Waldungen betrifft, so findet man zwar Eichen mit Galläpfeln und Knoppern, und Cypressen hier und da, aber sie kommen nur mittelmäßig fort, und die übrigen Holzarten sind nur Kiefern mit sehr langen Nadeln, Ahornbäume, welche hoch und dick sind, und sich weit mit ihren Aesten ausbreiten; dann Fichten und Buchen. Vorzüglich berühmt sind die Cedern auf dem Libanon, und solches schon in den alten Zeiten; aber diese sonst gewiß sehr ansehnlichen Waldungen sind besonders durch die Araber so verwüstet worden, daß nur noch wenige uralte starke Cedern übrig geblieben sind. Diese stehen auf einer Ebene, die zwei Stunden Weges von dem Karmeliterkloster liegt, und von den höchsten Spitzen des Libanons umgeben ist. Man findet auf der nordöstlichen Ecke derselben einen kleinen Wald, der aus einer kleinen Anzahl alter und sehr großer Cedern, die nahe bei einander stehen, vielen jungen Cedern und wenigen Fichten besteht. Die ältesten und dicksten Cedern unterscheiden sich von den jüngeren vornehmlich dadurch, daß diese Letzteren gerade in die Höhe gewachsen sind, ihre Aeste aber vom Stamme horizontal ausgehen, jedoch etwas herabhängen, und sowohl in diesen beiden Stücken, als überhaupt in ihrer ganzen Gestalt unseren Europäischen Tannen und Fichten ganz ähnlich sehen; dagegen die uralten Cedern einen kurzen, aber sehr dicken Stamm haben, der sich bald unten in drei, vier bis fünf große Aeste zertheilt, die gerade in die Höhe gewachsen, und auch sehr dick, einige derselben auch etwa zehn Fuß lang zusammengewachsen sind. Die Höhe dieser dicken

Stämme von der Erde bis an die Aeste ist verschieden; die höchsten haben bis vierundzwanzig Fuß. Die dicksten Stämme können kaum sechs Männer mit ihren Armen umspannen, das einen Umfang von ungefähr sechs und dreißig Fuß giebt, eine Dicke, die bei Bäumen gerade nicht außerordentlich ist, welche schon mehrere Jahrtausende alt seyn sollen. Die jungen Cedern steigen in geraden, sehr hohen Stämmen empor, ihre Aeste sprossen unmittelbar aus dem Stamme, und breiten sich in parallelen Kreisen über einander um denselben her. So unförmlich auch die uralten Cedern sind, so hat man sie doch in den neueren Jahrhunderten als Heiligthümer angesehen, und sie verschont, wenigstens haben alle christlichen Nationen dieser Gegend auf denjenigen den Bann gelegt, der einen Cederbaum beschädiget. Die Cedern sind den Lerchen-, Tannen- und Fichtenbäumen sehr ähnlich, daß sie von Vielen zu einer dieser Arten von Bäumen gerechnet werden; sie machen aber doch eine besondere Gattung aus, welches vornehmlich ihre Zapfen beweisen; s. den Art. Ceder, Th. 7, S. 753 u. f. Aus den jüngern Cederbäumen tropft in der Hitze des Sommers von selbst und ohne Einschnitt ein klares, durchsichtiges und weißliches Harz, das sich verhärtet und Cedria genannt wird. Diesem Harze schrieb man vormals große Wirkungen zu, von denen man jetzt nichts mehr hört, welches wahrscheinlich daher kommt, weil man das Harz nicht mehr anwendet. Dieses genannte Harz soll besser seyn, als dasjenige, welches man durch Einschnitte in die Rinde der alten und jungen Bäume erhält, welches ins Gelbe fällt. Auch Honig, Wachs, Manna und Weihrauch giebt der Libanon. Die ersteren Produkte häufig; das Manna ist gut und auch häufig, und soll nach Cotwyks Zeugniß das Kalabrische übertreffen; auch soll der Weihrauch sehr gut seyn. — In Hinsicht der Viehzucht, eine Hauptnahrung der Einwohner, kann man

das Rindvieh oben an stellen; Ochsen sind nur in geringer Menge vorhanden, und werden beinahe, wie es scheint, der Europäer wegen gehalten, dagegen giebt es ansehnliche Herden von Büffelkühen, welche vortreffliche Milch geben. Die Ochsen braucht man nach alter Weise zum Dreschen des Getreides, und läßt sie so viel davon fressen, als sie wollen. Nicht minder zahlreich sind die Schaf- und Ziegenheiden, welche die schönsten fettesten Weiden am Abhange der Gebirge und in den reizenden Thälern zwischen den Gebirgen finden, und eben diese gute Weide hält man auch für die Ursache von den Auswüchsen, die man an diesen beiden Arten von Thieren wahrnimmt; denn die meisten Schafe haben, wie die Kirgisischen, außerordentlich große Fettschwänze. Ein solcher Schwanz macht den dritten Theil der Schwere des ganzen Schafes aus, und wiegt bei großen und gemästeten Schafen zuweilen bis 50 Pfd. Der ganze Schwanz besteht aus einem Klumpen Fett, der anfangs 8 bis 10 Pfd. schwer oben am Schwanze sich ansetzt, allmählig größer wird, und zuletzt mit dem Leibe des Thieres zusammen wächst; er bildet dann ein vollkommnes Fettkissen am Hintern; man nennt sie fettsteißige Schafe. Der Fettpolster steht wie ein Dach über dem Hintern. Auch die Ziegen des Landes zeichnen sich durch ihre Ohren aus, die über einen Fuß lang sind und eine verhältnißmäßige Breite haben. Von Gazellen hat Syrien zweierlei Arten, davon die eine auf den Gebirgen, die andere in den Thälern sich aufhält. Die wichtigste Thierart für die Einwohner des Landes sind die Kameele, davon sie viererlei Arten haben: das Turkomanische Kameel, das größte und stärkste, welches an 800 Pfund trägt, aber nicht sehr ausdauernd gegen die Hitze ist; das Arabische, kleiner, als jenes, und nur für eine Last von höchstens 500 Pfund stark, aber gegen Hitze und Durst abgehärteter. Es kann wohl fünfzehn Tage ohne einen Tropfen Wassers leben, und Di-

steln und ausgebrannte Kräuter der Wüste sind ihm zur Nahrung hinreichend. Der Dromedar, dreimal schneller als das Arabische Kameel; denn es macht in einem Tage den Weg, wozu dieses drei nöthig hat, und zuletzt das zweihöckrige Kameel. Von Pferden giebt es sechs verschiedene Rassen oder Raçen. Die erste Raçe, Djelfe genannt, ist im glücklichen Arabien oder in Yemen zu Hause. Von dieser Gattung trifft man nur selten einige zu Damaskus, aber ziemlich häufig bei den benachbarten Arabern von Anaze an. Das Djelfische Pferd ist ein guter Renner; es soll ein wahres Schlachtenpferd seyn; bei aller Gelenksamkeit, allem Feuer, aller Unermüdlichkeit erträgt es lange Durst und Hunger, und dabei ist es so fromm wie ein Lamm, wird niemals unbändig, und beißt und schlägt auch nicht; man muß es aber immer viel laufen lassen und nicht zu sehr füttern. Sein Wuchs und Kreuz sind sehr hoch, der Hals schlank und dünn, die Ohren etwas lang. Es ist nicht das schönste von den Arabischen Raçen, unstreitig aber das beste. Ein fehlerfreies Pferd dieser Raçe, und dieses sind sie fast alle, wenn sie zwei- bis dreijährig sind, kommt auf 2000 Türkische Piaster zu stehen. Die zweite Raçe heißt Seclàoui, und kommt aus der östlichen Gegend der Wüste. Was von der Raçe Djelfe gesagt worden kann man auch von dieser sagen, welche sich von der vorhergehenden nur in Ansehung der Gegend, wo sie zu Hause ist, unterscheidet, da große Kenner kaum im Stande sind, sie von einander zu unterscheiden. Ihr Preis ist fast eben so hoch. Die Pferde von der dritten Raçe, Döl mefki genannt, sind sehr schön; kommen aber den beiden ersten an Schnelligkeit im Rennen nicht gleich, übertreffen sie aber in Ansehung ihrer Formen, welche die schönen Verhältnisse des Andalusischen Pferdes, dem sie sehr ähnlich sehen, an sich haben. Dieses sind die wahren Staatspferde, die man häufig zu Damask antrifft. Man bringt sie aus den benachbarten

Wüsten; sie kosten gewöhnlich 1000 bis 1500 Piaster. Die vierte Raçe, welche man mit der Benennung Öl Sabi bezeichnet, verhält sich zu der vorigen, wie die Raçe Seclàoui zu der Raçe Djelfe, das heißt, beide Raçen sind sich in Ansehung der Schönheit fast gleich, so daß man ein geschickter Thierarzt seyn muß, um sie von einander unterscheiden zu können; folglich kostet auch ein Pferd von dieser Raçe immer 1000 bis 1200 Piaster, wenn es fehlerfrei und drei- oder vierjährig ist. Die fünfte Raçe, die unter dem Namen Öl treidi bekannt ist, ist sehr gemein; sie kommt aus der Umgegend der Stadt und liefert viele schöne und gute Pferde; man muß sie wohl untersuchen und es gut verstehen, da es viele fehlerhafte darunter giebt; sie haben die Vorzüge der vorigen Raçe nicht, jedoch kosten die guten, wenn sie drei oder vier Jahre alt sind, gewöhnlich 600 bis 800 Piaster. Die sechste Raçe kommt aus der Gegend von Bassora, heißt Öl nagdi, und wird für vorzüglich gehalten. Sie kommt den beiden Raçen Djelfe und Seclàoui gleich, wenn sie solche nicht noch übertrifft. Die Pferde Öl nagdi sind zu Damaskus wenig bekannt, und die Liebhaber versichern, daß sie unvergleichlich sind; auch wird ihr Preis bloß nach Willkühr bestimmt, er ist jedoch stets über 2000 Piaster. Es giebt wenig Rappen unter den Arabischen Pferden, die meisten sind Apfelschimmel oder braunroth. Die Maulthiere sind gut, und die Esel, wie die Aegyptischen, vortrefflich. — Unter den Insekten stehen die Bienen und Seidenwürmer oben an, als die nützlichen Insekten, als die schädlichen die Heuschrekken, welche oft in großen zerstörenden Schwärmen der drückenden Hitze des Sommers noch zu Hülfe kommen, um Syrien in schlechten Jahren zu verwüsten. Indessen werden die Heuschrecken auch hier, wie in Irak, von den Einwohnern theils frisch, theils eingesalzen, als eine Leckerspeise gegessen. Nach der Bemerkung der Syrier

kommen diese Heuschreckenlegionen, besonders nach sehr rauhen Wintern, und allemal von der Arabischen Wüste her. Sobald sie an die angebaueten Länder kommen, sucht man sie mit Rauch zurückzutreiben, wozu es oft an Kraut und Stroh fehlt; man zieht auch Gräben, worin viele ihren Tod finden. Die wirksamsten Mittel gegen diese schrecklichen Insekten sind die Winde von Süden und Südosten, nebst dem Vogel Samarmar, der so viel davon frißt, als er nur kann, und die übrigen tödtet, daher ist dieser auch bei den Landleuten heilig und unverletzlich. Der Süd- und Südostwind jagt ganze Heuschreckenwolken ins Mittelländische Meer, worin eine so große Menge ersäuft, daß sie todt ans Ufer getrieben, die Luft mehrere Tage lang auf eine weite Entfernung verderben. Was von den übrigen Insekten, der übergroßen Menge von Fliegen, Wanzen, Flöhen und Schnacken von mehreren Reisenden gesagt worden, soll sich nicht bestätigen; aber eine Gattung von Bremsen soll es geben, deren Stich ausnehmend schmerzhaft ist. Schlangen und Skorpionen sind selten und nicht sehr giftig. Von wilden Thieren hat Syrien wilde Schweine, Rehe, Hirsche, Hasen, Kaninchen, Gemsen, Stachelschweine, Wölfe, Bären, Tiger, Schakals, Hyänen, Leoparden und Löwen. Diese Letzteren, so wie die Tiger, verbergen sich meistens in den Gebüschen und dem Rohr der Flüsse, oder in den Wäldern der Gebirge, und nur in der Nacht streifen sie aufs freie Land, wo besonders die Schakals unter den Schafherden oft große Verheerungen anrichten. Auch treiben sie sich auf den Begräbnißplätzen herum, wühlen die todten Leichname heraus, und verzehren das modernde Fleisch. Schlangen, Skorpionen, Frösche, welche hier auch genossen werden. Syriens Flüsse und seine Küste am Mittelländischen Meere sind beide sehr fischreich; auch findet sich in verschiedenen Gegenden derselben die berühmte Purpurmuschel, die aber durch die Amerikani-

sche Cochenille ihren Werth und Ruhm verloren hat. — An Produkten aus dem Mineralreiche kommen Salz, Soda, Walkererde, Alabaster, Marmor, Eisen, Kalk, Salpeter, Judenpech ꝛc. ꝛc. vor. — Palästina hat vieles und gutes Getreide, doch geräth es nicht alle Jahre gleich gut, welches auch auf die Gegenden ankommt, da es nicht überall zu einerlei Zeit reif wird, und eingeerndtet werden kann, weil das Klima verschieden ist. Hülsenfrüchte giebt es von sehr guter Art; Aepfel, Birnen, Pflaumen, Mispeln, Citronen, Feigen, Pomeranzen, Abrikosen, Pfirsichen, Datteln und Oliven sind im Ueberflusse vorhanden. Zwischen Jaffa und Rama giebt es einige kleine Wälder von vortrefflichen Oliven; auch werden sie überall sehr häufig angetroffen, und vormals waren dieser Früchte noch mehrere im Lande vorhanden. Aus Olivenöl und Asche wird viel Seife gemacht und verschifft. Die Dattelbäume sind in jetziger Zeit seltener, als vor Alters; auch Maulbeerbäume findet man, obgleich nicht häufig. Wein hat Palästina ebenfalls, da aber die Mohamedaner die zahlreichsten Einwohner sind, und aus Religionsgrundsätzen keinen Wein bauen, so ist unter ihrer Herrschaft der Weinbau vernachläßiget worden, und man bauet nur noch zu Jerusalem und Hebron Wein, wo die Menge der Trauben und Rosinen, welche verkauft wird, sehr groß ist. Die Trauben sind ganz vorzüglich und wohl über $\frac{1}{2}$ Elle lang, und ihre Beeren sollen einen halben Finger lang seyn. Nach einigen Reisebeschreibern soll aus den Weintrauben ein Honig oder Syrub gemacht werden, und jährlich sollen allein von Hebron dreihundert Kameelladungen, das ist, beinahe 2000 Centner, davon nach Aegypten geschickt werden. Auch zu Saphet wird Wein von den Juden gebauet, dessen Trauben einen sehr angenehmen Geschmack haben; der Wein ist roth. Auch auf dem Karmel ist etwas Weinbau. Tabak wird stark gebauet, auch viele Baum-

wolle, die theils roh, theils gesponnen über Said ausgeht. Mastix- und Storaxbäume sollen zwischen Jaffa und Rama wachsen; auch Soda und Johannisbrod kommen vor, das Letztere in Palästina so häufig, daß man es dem Viehe zu fressen giebt. Honig kommt auch in großer Menge vor. Ueberhaupt hat der Boden, besonders um Jaffa herum, eine feste, beinahe dem Nilschlamme ähnliche Erde, und daher die üppigste und schönste Vegetation. Auch hier ist die Viehzucht ein Hauptreichthum der Einwohner; besonders kommen Ochsen und Kühe, meist von der kleinen Art, in großer Anzahl im alten Galiläa vor. Die Ziegen haben hängende Ohren, fast eine Elle lang. Auch fehlt es hier nicht an Pferden, Eseln und Kameelen; man findet auch Schafe mit Fettschwänzen in ansehnlicher Menge, die aus den Gebirgen jährlich in großer Anzahl nach Jerusalem gebracht werden, die von den kräftigen Kräutern, welche sie gefressen haben, ein sehr wohlschmeckendes Fleisch geben. Unter den wilden Thieren, die hier, wie in Syrien, angetroffen werden, sind besonders die Schakals merkwürdig, die den Herden der Araber großen Schaden zufügen. Wildpret giebt es in Palästina in großer Menge; die Rebhühner ziehen in ganzen Scharen, und sind so fett und schwer, daß man nur einen Stock braucht, um sie zu erlegen. Zu gleicher Zeit trifft man auch eine große Menge Eidechsen, Schlangen, Vipern, Skorpionen und andere giftige Insekten an; besonders giebt es eine zahllose Menge von Fliegen, so daß die Pferde, Maulthiere und Kameele fast rasend werden, und um sich diese unerträglichen Gäste vom Leibe zu schaffen, ausschlagen, sich auf dem Boden wälzen, und an den Gesträuchen reiben. An Ameisen fehlt es noch weniger; Ali-Bey el Abassi (in seinen Reisen in Afrika und Asien) sah einen so großen Ameisenhaufen, welcher eine Strecke Weges von drei Tagereisen einnahm. Der ganze Weg bestand aus einem einzigen

Ameisenhaufen, und war mit den Puppen dieser Thierchen fast übersäet, über welche man Myriaden von Ameisen nach allen Richtungen hinweglaufen sah, um ihre täglichen Geschäfte zu verrichten. — Betrachtet man nun die einzelnen Paschaliks in Hinsicht ihrer Naturprodukte ꝛc., so hat Haleb oder Aleppo einen schweren, thonartigen Boden, der aber seine Fruchtbarkeit nach dem Winterregen dadurch zeigt, daß überall hohe und lebhafte Kräuter wachsen, wenn er gleich nur wenig Früchte hervorbringt; denn der größte Theil des Landes liegt brach; man findet es kaum in der Nähe der Städte und Dörfer angebauet. Die vornehmsten Erzeugnisse sind Getreide, worunter hier immer Weizen, Rocken ꝛc. verstanden wird, und Baumwolle, die man im flachen Lande bauet. In den Bergen zieht man lieber Weinstöcke, Maulbeerbäume, Oliven und Feigen, und an der Seeküste wird viel Tabak gepflanzt; um Aleppo zieht man Pistazien. Die Weideplätze sind den herumziehenden Horden der Turkomanen und Kurden überlassen. Die Gegend um Antakia oder Antiochien ist sehr schön, indem Berge mit Thälern abwechseln; man findet hier die schönste Vegetation und die reizendsten Haine. Der Weg soll zwar schlecht seyn, jedoch mehr den Anlagen eines Parks, als einer Landstraße gleichen; denn auf jeden Schritt soll man helle Quellen, Bäche oder kleine Flüsse antreffen. In den Thälern sind Gärten und Pflanzungen angelegt, in welchen sich der weiße Maulbeerbaum, der kleine mit Weinstöcken, Granat- und andern Obstbäumen vermischte Lustwäldchen bildet, besonders auszeichnet. Mitten durch diese Landschaft geht der majestätische Orontes, welcher mit dem Wasser des Sees Caramort und mit unzähligen Bächen verstärkt worden ist, ruhig hindurch. Dieses Paschalik erhält von den Bergen, die an seiner Küste hinablaufen, viele Bäche und verschiedene Flüsse, die meistens gegen Südost gehen, sich aber auch alle im heißen Sande fast

verlieren. Der fischreiche Orontes ist der einzige, der ins Mittelländische Meer fließt. Die Luft ist rein und gesund, doch wird die Pest oft von der Küste des Mittelländischen Meeres hierher gebracht. Der eigentliche strenge Winter währt nur vierzig Tage, vom 12ten December bis zum 20sten Januar, während welcher Zeit die Luft sehr anzieht oder den Körper durchdringt, es friert aber selten starkes Eis, und der Schnee bleibt selten länger als einen Tag liegen, und in dieser Zeit blühen Narzissen ꝛc. Im Februar werden die Felder völlig grün, und die Bäume fangen schon am Ende desselben an zu blühen; aber ehe der May sich endiget, sind die Felder schon vertrocknet und verbrannt, und es bleiben nur wenige starke Pflanzen, welche der großen Hitze widerstehen können, übrig. Von dieser Zeit an fällt kein Regen, ja es zeigt sich kaum zuweilen eine Wolke; nur um die Mitte des Septembers pflegt ein kleiner Regen die Luft zu erfrischen, welche dann zwanzig bis dreißig Tage lang ganz gemäßigt und doch heiter ist; wenn aber der zweite Regen kommt, wird das Wetter ganz veränderlich, und der Winter nähert sich nach und nach. Diese Gegend würde kaum bewohnbar im Sommer seyn, wenn nicht ein kühler Westwind wehete, zuweilen bläst aber auch im Sommer ein heißer Ostwind, der vier bis fünf Tage lang anhält. Das Wasser ist zu dieser Zeit kühler, als wenn der Westwind bläst, indessen sind die Metalle in den Häusern so heiß, als ob sie lange Zeit in der Sonne gelegen hätten. Man schließt dann die Fenster und Thüren. Dieser Wind mattet sehr ab, wer sich demselben aussetzen muß. — Das Paschalik von Tarablüs oder Tripoli ist größtentheils gebürgig, nur die Seeküste zwischen Tarablüs und Latakia ist ebenes Land. Die zahlreichen Bäche, die gleich Cascaden sich von den Bergen herabstürzen, durchströmen die Ebene und geben ihr eine große Fruchtbarkeit; allein ungeachtet dieser Vortheile ist doch die Ebene nicht so

angebauet, wie die Gebürge, den Libanon selbst nicht ausgenommen. Die Produkte sind beinahe dieselben des vorigen Paschaliks. Die Haupterzeugnisse sind auch hier Getreide, Baumwolle, Tabak, der besonders bei Latakia in großer Menge und von ausnehmender Güte gebauet wird; dann Oliven, weiße Maulbeerbäume und Weinstöcke. Die Letzteren besonders am Libanon und bei Kesrauan. — Das Paschalik von Akka oder Akre, auch von Said oder Saida genannt, hat einen sehr vortheilhaften Boden zur Vegetation, der auch so ziemlich benutzt wird. Die Ebenen von Akre, Esdrelon, Sur, Baalbeck ꝛc. sind außerordentlich fruchtbar: Getreide, Mais, Baumwolle und Safran tragen hier, ungeachtet des schlechten Anbaues, zwanzig bis einundzwanzigfältig das Jahr. Zu Kaisaria ist der einzige Eichenwald in Syrien. Die zu Safad gewonnene Baumwolle ist ausnehmend weiß und wird der Cyprischen gleich geschätzt. Auf den Bergen in der Nachbarschaft von Sur wird eben so schöner Tabak, wie zu Latakia gebauet; auch sammelt man hier ein kostbares Rauchwerk, das bloß für den Sultan und seine Damen bestimmt war. — Im Paschalik von Damask sind Boden und Erzeugnisse sehr verschieden. Die Ebenen Hauran und die Ufer des Orontes sind die fruchtbarsten Striche, sie erzeugen Getreide, Sesam, Baumwolle, Hanf. Die Gegend von Damask und das hohe Becka haben einen steinigen und mageren Boden, der besser zu Früchten und Tabak, als zu andern Pflanzungen ist. Alle Berge sind mit Oliven, Maulbeerbäumen, Obstbäumen und an vielen Orten auch mit Weinstöcken bepflanzt, woraus die Griechen Wein, die Türken aber Rosinen machen. In dem mit diesem Paschalik verbundenen Palästina ist der Boden eben so verschieden, wie in Damask, zum Theil sehr fruchtbar mit einem schwarzen Boden, wo fast ohne alle Kunst Granatäpfel, Orangen, Datteln und andere Früchte wachsen, und auch schöne Blumen, worunter die

Ranunkel sich vorzüglich auszeichnet, welche bis nach Konstantinopel gesandt wird. Im Uebrigen sind die Produkte mit denen der andern Paschaliks gleich, so wie die Gattungen des Thierreichs mit den oben im Allgemeinen angeführten übereinkommen. — Das Land der Drusen ist an Naturprodukten nur ärmlich bestellt. Getreide wird nur so viel angebauet, als sie, um drei Monate davon leben zu können, genug haben; ihre Hauptproduktion besteht in Seide, Baumwolle und in Wein; daher wird auch der Zins auf Maulbeerbäume, Weinstöcke, Baumwollenstauden und Getreide gelegt. Die andern Produkte dienen größtentheils nur zur innern Konsumtion, wie z. B. der Tabak und mehrere Früchte.

Was die Industrie Syriens betrifft, so kommt sie nur in den großen Städten in ihrer Bedeutsamkeit vor, ist aber nur auf einzelne, wenn gleich wichtige Artikel oder Waaren beschränkt, wie z. B. auf Seiden-, Wollen- und Baumwollenfabriken, wozu auch die Shawlsfabriken gehören, Gold- und Silber-, Degenklingen- und Messer-, Seifen-, Liqueur- und andere Fabriken, Färbereyen, und die gewöhnlichen Produkte der Kunst, die aus den Händen der Handwerker hervorgehen. Die Paschaliks von Aleppo und Damask sind in dieser Beziehung die wichtigsten; denn hier ist der Hauptsitz der Industrie und des Handels. In Aleppo liefern die Manufakturen baumwollene Zeuge und Garne, grobe Tücher, die auf den Dörfern gewebt werden, seidene in Aleppo verfertigte Stoffe verschiedener Art. Dann kommen aus den Fabriken Gold- und Silberarbeiten, Kupfergeschirre und andere Fabrikate, besonders Seife und Tabak, Wein, Soda und Olivenöl, Walkererde, die sich sehr gut statt der Seife gebrauchen läßt. Was die Butter und den Käse betrifft, die hier aus der fetten Milch gemacht werden, so werden diese Artikel größtentheils im Inlande konsumirt. Die

Die Seiden-, Baumwollen- und Shawlfabriken beschäftigen in Aleppo gegen 12,000 Stühle; auch bestehen daselbst an 100 große Färbereyen. Auch die Gartenkunst wird hier mit vielem Fleiße kultivirt, und Halebs Gärten, die sich drei Stunden weit erstrecken, werden vom Kawik bewässert, und sind im ganzen Morgenlande berühmt. Haleb oder Aleppo ist die Hauptniederlage von Persischen, Indischen und Türkischen Waaren. Von Bagdad und Basra kommen oft Karavanen hier an, und gehen wieder weiter nach Konstantinopel ab. Noch ansehnlicher ist die Fabrikation der Kunstprodukte in Damask, wo alle Gewölbe und Buden mit größtentheils inländischen Waaren vollgestopft sind; besonders sind die Magazine von Seidenwaaren sehr ansehnlich, ja es giebt darunter viele, welche unermeßliche Vorräthe haben. Man zählt zu Damask mehr als 40,000 Seiden- und Baumwollenzeugweber; man verfertiget aber daselbst keine Leinewand, und baut auch keinen Lein. Nach den Seiden- und Baumwollenzeugen kommen die Sattlerwerkstätten, welche sehr gute Lederarbeiten liefern. Die Waffenfabriken machen hier auch einen bedeutenden Zweig der Industrie des Landes aus, wenn gleich die berühmte Fabrik der Damascener Klingen nicht mehr existirt; denn diejenigen Klingen, die man jetzt daselbst verfertiget, haben keine weitern Vorzüge vor den übrigen Türkischen Säbelklingen. Man macht auch gewöhnliche Tischmesser daselbst. Die ehemaligen ächten Damascener Klingen, aus der alten Fabrik, gehen aus einer Hand in die andere, und werden als ein sehr kostbarer Gegenstand betrachtet, weshalb man sie auch sehr theuer nach einem bloß von der Liebhaberey bestimmten Preise bezahlt. Nach diesen alten Säbeln werden die aus der Fabrik von Khorassan in Persien am meisten geschätzt und gesucht. Die Fabriken, welche Dolche, Messer, Säbelklingen, Pferdegebisse und mehrere andere Eisen- und Stahlwaaren liefern, sollen

20,000 Einwohner beschäftigen. Nahe bei der Stadt findet man auch Alabaster in großer Menge und eine rothe Erde, die ein wirksames Mittel gegen den Biß giftiger Thiere seyn soll. Die Seifensieder, Schmiede, Schuhmacher ꝛc. ꝛc. nehmen viele Straßen mit ihrem Gewerbe ein; auch eine Glashütte ist daselbst, in welcher man bloß grobes grünes Glas macht. Einen Begriff von der großen Handelsthätigkeit in Damask erhält man von den vielen Tischlern, die sich Jahr aus Jahr ein mit Verfertigung der Kisten zum Verpacken der Natur- und Kunsterzeugnisse beschäftigen. Wenn man nur die Zahl der Kisten annimmt, welche in jeder Werkstätte in einem ganzen Jahre verfertiget werden, da sie nur aus rauhen zusammengenagelten Brettern bestehen, und ein geräumiger Stadttheil bloß von solchen Kistenmachern oder Kistlern bewohnt wird, so wird man leicht auf die ungeheure Menge von Kisten schließen können, welche in einem solchen Zeitraume verfertiget, und auch auf die große Menge Natur- und Kunstprodukte, die aus diesem Lande ausgeführt werden, und besonders, da es noch andere Waaren giebt, zu deren Versendung man keine Kisten nöthig hat. Vom Morgen bis 1 oder 2 Uhr Nachmittags trifft man die meisten Menschen in den Bazars an; späterhin schließen die meisten Kaufleute ihre Gewölbe, und gehen nach Haus. Die Werkstätten bleiben aber gewöhnlich offen und die Gesellen arbeiten den ganzen Tag in denselben, so auch die Lehrlinge. Die Menschenmenge, welche sich in den Bazars umhertreibt, sticht grell genug mit der Einsamkeit der übrigen Straßen der Stadt ab, in welchen es weder Buden, noch bedeutende Werkstätten giebt. In allen Bazars findet man Oefen, in welchen beständig Kuchen und allerlei Backwerk gebacken wird. Hier concentrirt sich Alles. Die in der Nähe der Bazars befindlichen Barbierstuben sind, um Kunden hereinzulocken, mit Arabesken bemalt, und mit Spiegeln und vergoldeten Inschriften verziert. Auch

Kaffeehäuser trifft man daselbst an, welche zu allen Tageszeiten mit Menschen angefüllt sind: Weiße, Schwarze, Mulatten ꝛc. tummeln sich auf ihnen herum. Die Bazars enthalten auch prächtige Bäder, und in einzelnen Buden verkauft man Liqueurs, welche aus Zucker, Rosinen, Abrikosen und andern Obstgattungen verfertiget werden. Die Märkte, worauf Eßwaaren verkauft werden, kommen den Bazars, woselbst andere Waaren anzutreffen sind, nicht nur gleich, sondern übertreffen diese sogar. Die Gegenstände, welche man dort feil bietet, sind von vorzüglicher Beschaffenheit, ja es soll kaum einen andern Ort in der Welt geben, wo die Lebensmittel besser anzutreffen wären. Das Fleisch ist fett und von vorzüglichem Geschmacke; Gemüse und Kräuter ausnehmend zart; das Obst saftig, süß, und von ausnehmender Größe; Wildpret aller Art giebt es in Menge; Honig und was aus Milch gemacht wird, ist unverwerflich, das Brod weißer und besser, als in Europa ꝛc. Die Araber bringen Holzkohlen in die Stadt; Brennholz erhält man aus den Gärten und Pflanzungen wohlfeil. Holz aus den Waldungen läßt man nicht kommen, weil sie zu entfernt sind. Wasser ist in Damask im Ueberflüsse vorhanden, da alle Häuser mehrere Springbrunnen haben. Die Industrie ist in dem zum Paschalik von Damask gehörigen Palästina nicht sehr bedeutend; denn zu Jerusalem, der Hauptstadt des Landes, leben die Einwohner größtentheils von den ankommenden Pilgrimmen, die zu dem heiligen Grabe wallfahrten; s. auch Jerusalem, Th. 29, S. 326 u. f. Die Hauptindustrie ist das Olivenöl, welches hier aus den in Menge vorhandenen Oliven gepreßt wird; dann sind auch Webestühle im Gange, besonders wird Baumwollenweberey getrieben, Seifensiederey; auch werden gute Lederwaaren geliefert, so wie es überhaupt nicht an armen Arbeitern hier fehlt, nur haben die Künste und Gewerbe keine besondern Fortschritte gemacht, wie in an-

dern Ländern. Auch werden in den Städten Palästinas, besonders aber in Jerusalem und in dem Dorfe Bethlehem, viele Kruzifixe, Rosenkränze, heilige Krippen und andere Reliquien aus Perlmutter und Olivenholz verfertiget, und damit ein ansehnlicher Handel getrieben. In dem Paschalik Tarablüs oder Tripoli wird viel Seide und Baumwolle verarbeitet; dann liefert es Tabak, Olivenöl und Wein. — In dem Paschalik von Akre wird gleichfalls viel Baumwolle verarbeitet, auch Seide, welche jedoch nicht von der besten Qualität ist. Die Baumwollenarbeit ist an mehreren Orten, wie z. B. in Said oder Saida, die vornehmste Beschäftigung der Einwohner. Dann wird in diesem Paschalik viel Wein bereitet, sowohl weißer, als farbiger. — Der Handel Syriens ist sehr ansehnlich, besonders findet eine starke Ausfuhr von Naturprodukten Statt; auch sind in Syrien die Stapelörter von den Waaren, welche aus Aegypten und andern Gegenden kommen, hier aufgespeichert und dann weiter versandt werden. Syrien hat einige gute Häfen, allein sie sind zum Theil versandet und verstopft, und die Türkische Regierung thut sehr wenig zur Aufnahme derselben; besonders ist das Paschalik von Akre durch die Lage der Küste und die Menge seiner Landungsplätze für den Handel sehr geeignet, und deshalb ist dieses Paschalik auch die Niederlage des Handels von Damask und dem ganzen innern Syrien geworden. Die Rhede von Bairut ist zwar groß, hat aber einen steinigen Ankergrund und wenig Sicherheit. Die Stadt ist aber der Sammelplatz der Maroniten und Druſen, welche ihre Baumwolle und Seide von hier ausführen, die größtentheils nach Kairo geht, dafür erhalten sie Reis, Kaffee, Tabak und Silber, welche Waaren sie wieder gegen Getreide austauschen. Der Handel der Stadt selbst besteht in Seide, Tapeten und Apothekerwaaren oder Droguereyen; auch ist diese Stadt, welche als eine der

reichsten und besten Handelsörter des Orients betrachtet werden kann, der Aufenthaltsort der Handelskaravanen nach Kairo. Der Hafen von Said, dieser einst so berühmten Handelsstadt unter dem Namen Sidon, kommt gar nicht in Betrachtung, nur die Rhede zwischen dem Kastel und den im Westen liegenden Klippen, welche funfzehn Fuß übers Meer hervorragen, und ungefähr zweihundert Schritte lang sind, dienen den Schiffen zum Aufenthalte, worin sie indessen gegen heftige Stürme nicht geschützt sind. Der Hafen von Said ist zwar nur klein, würde aber doch zwanzig bis fünfundzwanzig kleine Schiffe aufnehmen, wenn er gereiniget wäre, allein er ist so mit Sand angefüllt, daß nur in seine Mündung, nahe am Schlosse oder Kastelle, Fischerkähne einlaufen können; er bildet hier eine Art von Bassin, welcher von einem zerstörten Steindamme eingeschlossen ist. Fakreddin, Emir der Druſen, hatte die Zerstörung aller kleinen Häfen, von Bairut bis Akre, angefangen, und sie mit Schutt ausfüllen lassen, weil er von der Seeseite Ueberfälle der Türken fürchtete, indessen ist Said immer noch eine ziemliche Handelsstadt, weil in derselben die vornehmsten Niederlagen von Damask und dem innern Lande sind. Die Franzosen betreiben hier größtentheils den Handel, indem sie Seide, rohe und gesponnene Baumwolle, Getreide, Galläpfel, Feigen, Wein ꝛc., nach Marseille ausführen; auch die Engländer nehmen Theil an diesem Handel. Sur, das ehemalige Tyrus, welches dem Nebukadnezar und dem Alexander nur nach dem tapfersten Widerstande unterlag, und einen Welthandel hatte, ist jetzt nicht viel mehr als ein großer Flecken, oder eine kleine Stadt mit 5000 Einwohnern. — Der Hafen liegt an der Spitze, welche das Land gegen Norden macht, allein er ist unwichtig, größtentheils versandet; dagegen ist im Nordwesten der Spitze, in einer Entfernung von etwa dreihundert Schritten, eine Reihe Felsen im Was-

ser, in deren Zwischenraume und dem Ufer des festen Landes eine Rhede gebildet worden, wo die Schiffe sicherer, als zu Said vor Anker liegen, obgleich sie nicht ganz außer Gefahr sind, da sie der Nordwestwind sehr gut trifft, und der Ankergrund schlecht ist. Der Hafen ist schon mehrere Male ausgebessert worden, allein ohne Erfolg. Die Rhede ist stark besucht. Der Hafen von Akre hat eine der besten Lagen an der Küste, da ihn die Stadt selbst gegen die Nord- und Nordwestwinde schützt; er ist aber nur schmal und hat einen seichten Ankergrund; die Rhede in der Nachbarschaft von Kaifa ist aber geräumiger und kann bedeutende Flotten aufnehmen; nur ist sie allen Winden ausgesetzt. Die Stadt ist der Stapelplatz der Baumwolle und überhaupt des Syrischen Baumwollenhandels. Außer diesen Häfen Syriens des Paschaliks Akre, sind nun noch: der Hafen von Latakia, von El Myna, eine halbe Stunde von Tripoli im Paschalik Tarablüs, von Skanderun oder Alexandrette im Paschalik Haleb oder Aleppo, in Hinsicht des Handels wichtig. Der Hafen oder die Rhede der letzteren Stadt soll die einzige in Syrien seyn, die einen ankerfesten Boden hat, die aber dennoch nicht von mancherlei Unbequemlichkeiten frei ist. Durch eine Oeffnung des Gebirges hat der Nordostwind einen Durchgang, und wenn solcher stark bläst, so gehen die Schiffe aufs Schnellste in See, um die Scheiterung zu vermeiden. Den ausgebreitetsten Handel in Syrien treiben die Städte Aleppo und Damask. Die Erstere hat eine ansehnliche Masse von ganz Armenien und Diarbekr; die Karavanen gehen von hier nach Bagdad und Persien. Die Stadt hat Verbindungen mit dem Persischen Busen und mit Indien durch Basra, mit Aegypten und Mekka durch Damask, mit Europa durch Alexandrette und Latakia. Fast alle bedeutende Handelsnationen haben hier Konsuls. Haleb hat auch den Handel von Latakia an sich gezogen, obgleich es keine so bequeme

Lage haben soll, als dieser Ort. Der ehemalige bedeutende Handel, der hier getrieben wurde, ehe die Schiffahrt um die Südspitze Afrikas gewöhnlich ward, hat sich in neuerer Zeit verloren; allein es werden immer noch sehr ansehnliche Geschäfte mit Europa, Asien und Afrika gemacht. Der meiste Handel ist Tauschhandel, und die Gegenstände desselben sind: inländische baumwollene Zeuge und Garn, Tücher, seidene Stoffe, Galläpfel, Kameelhaare, Indische Waaren, besonders Shawls und Mousseline, dann Kaffee, Rosinen und viele Südfrüchte, als Citronen, Feigen, Pomeranzen, Datteln, Pistazien ꝛc.; Seife, Gold- und Silberwaaren, viele Droguerey- oder Apothekerwaaren. Mit dem Tabak wird ein sehr ansehnlicher Handel nach Aegypten getrieben. Europa liefert Languedockische Tücher, Cochenille, Indigo, Zucker und Specereyen, Amerika Kaffee. Engländer und Franzosen setzen hier viel Waaren ab, die von hier aus wieder weiter ins Land vertrieben werden. Hier war auch die sogenannte Taubenpost zwischen Haleb und Alexandrette, die aber längst aufgehört hat, nicht wegen der Unzweckmäßigkeit, sondern weil die Tauben von den Kurden erschossen wurden. Man nahm nämlich ein Paar Tauben, die Junge hatten, und brachte sie zu Pferde nach dem Orte hin, woher man gern wollte, daß sie zurückkommen sollten, und gebrauchte dabei die Vorsicht, ihnen eine freie Aussicht zu lassen, das heißt, während des Transportes von einem Orte zum andern. Wenn sich nun etwas Neues und Wichtiges ereignete, so befestigte man ein kleines Billett an ihre Flügel, und ließ sie los, und die Tauben flogen aus Sehnsucht nach ihren Jungen in zehn Stunden von Alexandrette, und in zwei Tagen von Bagdad zurück. Diese Taubenpost hat man in neuester Zeit auch in Frankreich und Belgien einzuführen gesucht, wenigstens hat man mehrere Versuche damit gemacht, um die Schnelligkeit zu erproben, die eine solche Post

bewirkt, ob sie aber wirklich von Nutzen ist, da doch Tauben weggefangen, oder mit dem Schießgewehre getödtet werden können, scheint noch einer nähern Prüfnng zu unterliegen. — Ein fast noch größerer Handel wie von Aleppo oder Haleb, geht von Damask aus. Der Handelsverkehr wird gewöhnlich vermittelst der Karavanen betrieben; die vorzüglichsten sind; 1) die Karavane von Mekka, welche alle übrigen übertrifft, und jährlich, wenn es die Umstände erlauben, das heißt, kein Krieg oder andere Feindseligkeiten die Gegend unsicher machen, einmal Statt hat. Dieserhalb wird diese Stadt von den Einwohnern eine heilige genannt, weil sie die Pforte von der Kabba ist, und sie ist auch der Sammelplatz aller Pilger oder Pilgrimme aus den Asiatischen Staaten, so wie Kairo der Sammelplatz der Afrikanischen ist. Man schätzt ihre Anzahl jedes Jahr auf 30,000 bis 50,000, wovon sich mehrere vier bis fünf Monate früher hierher begeben, und diese Zeit über hier zehren müssen, welches die Einnahme von Damask sehr vermehrt; der größte Theil kommt aber erst am Ende des Ramadan. Man gewahrt daher zu dieser Zeit Fremde aus allen Gegenden der Türkey, und selbst aus Persien. Alles ist angefüllt mit Pferden, Kameelen, Mauleseln und Kaufmannsgütern oder Waaren. Nach einigen Zubereitungstagen macht sich dieser ganze Haufe auf den Weg, und nimmt seinen Zug nach der Grenze der Wüste hin, und in vierzig Tagen gelangt er nach Mekka, um die Zeit des Bairamfestes. Da aber dieser Pilgerzug durch die Länder mehrerer unabhängigen Arabischen Stämme geht, so hat man Verträge mit den Beduinen geschlossen, um ihm die Durchreise zu erlauben, und er muß sie daher auch zu Wegweisern nehmen. Diese Karavane macht Damask zum Mittelpunkte einer weit ausgebreiteten Zirkulation. — 2) Die Karavanen von Bagdad, welche die Reise jährlich drei- bis viermal mit einer mehr als 2500 betragenden Anzahl

bewaffneter Mannschaft macht; sie brauchen dreißig Tage zu ihrer Reise, da ein Courier dieselbe mit einem Dromedar in zwölf Tagen zurücklegt. — 3) Die Karavanen von Aleppo, welche gewöhnlich zwei- bis dreimal monatlich abreisen, und zwölf Tage zur Vollendung ihrer Reise nöthig haben, wozu ein Courier nur drei Tage bedarf. Es giebt außer den genannten noch andere kleinere Karavanen, die täglich ankommen und abgehen, um sich nach Bairut, Tripoli in Syrien, nach Akre und andern Orten zu begeben. Die Lebensmittel, in so großem Ueberflusse sie auch vorhanden sind, stehen doch noch immer hoch im Preise, wovon die starke Anhäufung des Geldes die Ursache ist, welche durch die Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs der Stadt erzeugt wird. Durch die Karavanen, welche nach Haleb oder Aleppo gehen, erhält Damask Verbindungen mit Armenien, Anadoly, Diarbekr, und selbst mit Persien. Die Karavanen nach Kairo gehen über Dschesr-Jakub, Tabarie, Nablus und Gaza, und verbreiten von hier aus die Waaren nach mehreren Gegenden hin. Damask bekommt Handelswaaren von Konstantinopel und dem übrigen Europa über Said und Bairut. Was in der Stadt verbraucht wird, das wird mit den seidenen und baumwollenen Zeugen, die hier in Menge und mit Kunst verfertiget werden, mit getrockneten und eingemachten Früchten, die hier wachsen, und mit andern Produkten bezahlt, wovon die Türkey für beinahe eine Million verbraucht; dann kommen noch sehr ansehnliche Geldsummen hierher. Die Stadt Damask hat über zweihundert bedeutende Handelshäuser, unter denen zwei Handlungen das Uebergewicht im Reichthume haben; es sind die Häuser Schatti und Mehemed-Sua, wenigstens waren sie es noch im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts. Man schätzt das Kapital, welches jedes Haus im Umlaufe hat, auf 4000 Beutel oder 5 Millionen Franken. Außer den Seiden- und Baumwollenwaaren,

welche einen bedeutenden Handelsartikel abgeben, kommen auch die Dolche, Messer, Säbelklingen, Pferdegebisse und mehrere andere Eisen- und Stahlwaaren in Betrachtung, welche in den Fabriken von Damask gearbeitet werden, und mehr denn 20,000 Einwohner beschäftigen sollen. Alle diese Manufaktur- und Fabrikartikel kommen in den Handel, wozu nun noch die Naturprodukte der mannigfaltigsten Art kommen, besonders gedörrte und frische Südfrüchte, Pistazien, Feigen, Datteln, Citronen ꝛc., die auch Palästina auf den Markt liefert, obgleich auch zu Jerusalem ein bedeutender Handel getrieben wird, und diese Stadt eine Art von Mittelpunkt zwischen Arabien, Aegypten und Syrien ist, also der Sammelplatz für die in diesen drei Ländern wohnenden Araber, wo sie ihren Tauschhandel treiben. Der hauptsächlichste Handelszweig von Palästina ist das Oel, welches daselbst ausgeführt wird, und auch nach Damask kommt. Das meiste Oel geht nach Aegypten. Da aber die Hauptnahrung der Einwohner Jerusalems in Reiß besteht, der aber wegen des Mangels an Wasser nicht im Lande gebauet werden kann, so lassen sie denselben aus Aegypten kommen, und durch diese Einfuhr hebt sich der Vortheil, den ihnen die Ausfuhr des Oels verschafft, wieder auf. Der Reliquien-Handel, den Jerusalem und die ganze Umgegend treibt, indem diese schon oben, S. 684, angeführten Waaren, von den kleinen Städten und Dörfern nach Jerusalem auf den Markt gebracht werden, ernährt einen großen Theil der Einwohner, indem sich die mehrsten christlichen und Mohamedanischen Familien in und bei Jerusalem, Männer, Weiber und Kinder, damit beschäftigen: Reliquien zu fabriziren. Das einzige Kloster des heiligen Landes hat davon jährlich für 50,000 Piaster, und noch weit mehr ziehen davon die Griechen, Armenier und Kopten. Auch Gaza oder Gazza, mit einem Hafen, treibt einen nicht unwichtigen Handel, besonders mit Baum-

wollen-Zeugen und mit Früchten, worunter Granatäpfel, Orangen, Datteln ꝛc. ꝛc. Die Baumwollenwaaren beschäftigen über 500 Arbeiter; sie werden größtentheils an die Landleute und Beduinen der ganzen Gegend abgesetzt. Auch die Asche Kali war ehemals ein beträchtlicher Handelsartikel; denn die Beduinen, denen diese Asche weiter keine Mühe kostete, als die Kräuter in der Wüste in Brand zu stecken, und die Asche dieser abgebrannten Kräuter nach Gaza zu bringen, verkauften sie zu guten Preisen, seitdem aber der Aga sich das Monopol damit angemaßt und die Araber gezwungen hat, sie ihm für den Preis zu verkaufen, den er selbst setzt, so wenden diese nicht mehr die Sorgfalt auf das Sammeln der Asche, und die Einwohner haben auch aus Furcht, sie ihm nach seiner Taxe zu bezahlen, die Seifensiedereyen nachläßiger betrieben. Weit vortheilhafter für die Einwohner von Gaza ist der Durchzug der Karavanen aus Aegypten nach Syrien, an welche sie die Lebensmittel sehr gut verkaufen, da sie sich zu einer viertägigen Reise damit versehen müssen. Alle Jahre begeben sie sich auch in einer großen Karavane nach Maan, vier Tagereisen südöstlich von Gaza, um den Pilgern von Mekka mit Erfrischungen entgegen zu kommen, und dann kaufen sie auch den Beduinen ihren Raub ab, welcher Artikel ein Peru für sie seyn würde, wenn er sich oft ereignete. — Auch der Handel von Tarablüs oder Tripoli ist ansehnlich, hauptsächlich mit roher Seide. Dieser Handel würde noch weit ansehnlicher ausfallen, wenn die Seide, statt an Güte zuzunehmen, nicht an derselben abnehme, welches man dem abgängigen Alter der Maulbeerbäume zuschreiben will, da man keine jungen wieder anpflanzt, aus Furcht, vom Pascha für reich gehalten und tyrannisirt zu werden. Als die Franzosen noch blühende Seidenmanufakturen besaßen, holten sie größtentheils die rohe Seide von hier ab, und lieferten dagegen Tücher, Cochenille, Kaffee,

Zucker ꝛc. ꝛc. Dieses hat sich aber geändert, obgleich sie immer noch Theil an diesem Handel haben, der jetzt in mehrere Hände gerathen ist. Außer der rohen Seide giebt es auch hier Seiden- und Baumwollenmanufakturen, mit deren Waaren ein ansehnlicher Handel getrieben wird, so auch mit Südfrüchten: Orangen, Limonien, Citronen, Granatäpfel ꝛc.; auch werden viele Schwämme ausgeführt, die man an der Meeresküste sammelt. Der Hafen El Myna, ½ Stunde von Tripoli, ist eigentlich eine Rhede, die sich zwischen dem Ufer und zwei kleinen Inseln hinstreckt, und einen felsigen Grund hat, man läßt die Schiffe ungern hier liegen, weil die Ankertaue sich leicht losreißen, und sie auch an dieser ganzen Küste sehr heftigen Nordwestwinden ausgesetzt sind. Zur Zeit der Franken war diese Rhede von Thürmen geschützt, wovon jetzt noch mehrere von der Mündung des Flusses bis an El Myna stehen; sie sind stark gebauet, dienen aber jetzt zu weiter nichts, als daß die Raubvögel darin nisten. — Akres Handel beschränkt sich fast ausschließlich auf Baumwolle; er hätte sehr blühend werden können, wenn ihn nicht der Pascha in den letzten Zeiten fast ganz in seinen Händen gehabt hätte; denn keiner der Baumwollenpflanzer konnte Baumwolle verkaufen, als an ihn, und sie von keinem andern, als von ihm wieder kaufen. Die Europäischen Kaufleute beriefen sich zwar auf die Verträge mit dem Sultan; allein der Pascha gab ihnen zur Antwort: er sey Sultan in seinem Gebiete, und behielt sein Monopol. So stand es größtentheils in den Paschaliks von Syrien. Der Handel ward gehemmt durch die Monopole, welche die Paschas in den Provinzen usurpirten. Dieses unterdrückte auch die Industrie in dem Türkischen Reiche. — Die Khans (Karavanserais) im Morgenlande, sind eine schöne Einrichtung zum Vortheile des Karavanen-Handels. Es sind viereckige Gebäude, bisweilen mit kleinen Thürmen auf den Ecken, und nach Art einer Festung

mit Schießscharten versehen. Dergleichen Gebäude sind von größerem oder kleinerem Umfange; ihre Größe soll ungefähr nach Ali-Bey 133 Fuß auf jeder Seite betragen; von innen haben sie gewöhnlich einen oder zwei Höfe, die mit Ställen umgeben sind; bei einigen ist eine Moschee oder auch nur eine Kapelle befindlich, wo man betet; auch giebt es einige die Wohnungen enthalten. Diese Gebäude sind zu allen Zeiten offen; die Karavanen und Reisenden gehen ohne allen Zwang hier ein und aus, ohne weiter um Erlaubniß zu bitten und ohne Abschied zu nehmen; Jedermann verweilt daselbst so lange, als es ihm beliebt, ohne dafür etwas zu bezahlen. Diese wirklich vortreffliche Einrichtung des Türkischen Reichs beruhet auf den Grundsätzen der Moral, welche jedem Muselmanne die Gastfreundschaft gegen jeden Reisenden, von welcher Nation und welchem Glauben er sey, zur Pflicht macht. Zufolge dieses Grundsatzes giebt es in allen bewohnten und unbewohnten Gegenden, wo die Reisenden anhalten müssen, dergleichen Khans. Diese Khans sind zum Theil von Stein erbauet, und einige darunter sogar mit einem Aufwande von Pracht, da sie aber schon sehr alt sind, so sind schon mehrere in Verfall gerathen, und an eine Ausbesserung derselben ist nicht zu denken; dieses scheint zu beweisen, daß die Zeit des muselmännischen Ruhms in Ausübung religiöser Pflichten so ziemlich vorüber ist. Auch die Einrichtung auf den Wegen in Syrien von Zeit zu Zeit kleine Behältnisse oder Gefäße, die mit Wasser angefüllt sind, aufzustellen, und dabei einen Topf, damit die Vorübergehenden daraus trinken können, welche Einrichtung man auch frommen Stiftungen zu Gunsten der Reisenden zu danken hat, ist zwar noch im Gebrauche, die meisten davon gerathen aber in Verfall, und die Frömmigkeit trägt nichts mehr zu ihrer Erhaltung bei; und so sinken auch diese gehaltvollen Einrichtungen, die zu Gunsten der Reisenden und der Karavanen gemacht worden.—Ge-

wichte, Maaße und Münzen sind in Syrien, wie in der Türkey. Der Spanische Piaster gilt 4½ Türkische oder 180 Paras.

Die Einwohner Syriens sind Türken, Araber, Druſen, Juden, Christen, von allen Morgenländischen Sekten, Franken oder Abendländer ꝛc. Das Blut der alten Einwohner Syriens ist mit dem Blute vieler neu eingewanderten Völkerschaften so sehr gemischt worden, daß wohl schwerlich ein Tropfen davon sich rein erhalten hat, wie ein Schriftsteller bemerkt. Am würdigsten unter ihnen sollen noch immer die Araber seyn, die sich durch ihren freien Geist, ihre patriarchalische Einfachheit, und eine gewisse natürliche Großmuth vor allen Andern unterscheiden, und an eine glückliche frühere Zeit des Arabischen Reichs erinnern. Unangesteckt von ausländischen Sitten tragen sie noch immer das unverdorbene Gepräge eines originalen Volks an sich, und ihre ganze Verfassung, sowohl bürgerliche und häusliche, als sittliche, ist so beschaffen, daß eine Umwandlung sie noch lange nicht erreichen kann. In ihrem Aeußern gleichen sie den Arabischen Einwohnern Iraks vollkommen; nur darin sind sie von diesen verschieden, daß sie das Ansehen des Osmanischen Paschas in Syrien meistentheils anerkennen. Die Kurden und Turkomanen, wovon jene den nördlichen Theil des Landes hauptsächlich bewohnen, beschäftigen sich mit zwei sehr entgegengesetzten Lebensarten, theils bewohnen sie Dörfer, bauen den Acker und sind zugleich Viehhirten, theils halten sie sich unter Zelten auf, und leben von der Beute, die sie machen. Die Ruschowanen sind keine beständigen Einwohner dieses Landes, sondern kommen nur im Winter mit ihren Herden zur Weide dahin, wofür sie dem Sultan eine gewisse Abgabe entrichten; sie nomadisiren hauptsächlich in den nördlichen Gegenden, woselbst auch die Dschinganen häufig sind, von welchen man den Ursprung der Zigeuner ableitet, und die theils in Zelten, theils in

Höhlen unter der Erde wohnen; sie zeigen sich hier als Mohamedaner. Bei den Turkomanen tragen die Männer ein weißes Hemd und weiße Hosen, und ein Leibchen mit Aermeln; Einige haben auch ein kleines Leibchen ohne Aermel, welches mit einem Gürtel festgemacht ist, und eine weiße, hohe und spitzige, mit einem Turban umwundene Mütze. Dazu tragen sie große schwarze Stiefeln. Die Frauen tragen gleichfalls ein weißes Hemd, und ein Leibchen mit Aermeln, gewöhnlich von Piqué, einen Rock von weißem Baumwollenzeuge, und ein Tuch um Kopf und Hals; sie sind weiß, und Einige von ihnen schön. Diejenigen, welche säugende Kinder haben, gehen ihren Geschäften mit denselben auf dem Rücken nach; obgleich Mohamedanerinnen, so ist ihr Gesicht doch unverschleiert, trotz dem Gesetze des Propheten, das diese Freiheit verbietet. Die Kinder sind gut gekleidet und tragen farbige Hemden, Jäckchen und Turbans. Die Männer beschäftigen sich mit der Viehzucht, treiben das Vieh auf die Weide, während die Weiber zu Hause mit der größten Reinlichkeit Butter, Käse und andere Dinge, die aus Milch bereitet werden, verfertigen. Ziehen die Männer in den Krieg, so sind sie als Feinde eben so furchtbar, wie sie an ihrem Herde gut, sanft und höflich, in jeder Beziehung gesellig sind. Die Dörfer der Turkomanen bestehen aus kleinen, aber niedlichen Hütten, die auf dem Boden stehen. Sie bestehen aus drei bis vier Fuß hohen geflochtenen Seitentheilen, und haben auch ein geflochtenes Dach, wie ein cylindrisches Gewölbe. Das Geflecht an den Seitenwänden besteht aus Schilf, Stroh und Zweigen, und das Dach ist mit Fellen überzogen. Die vierte Wand der Hütte, welche immer offen bleibt, hat gewöhnlich nur von oben eine Art Wetterdach aus Laub. — Die Landleute, sowohl Christen, als Mohamedaner, sollen in mehreren Gegenden Syriens, besonders aber in Damaskus, ziemlich wohlhabend seyn, welches man sowohl in ihren reinlichen

Häusern, als an ihrer Kleidung erblickt; denn sie gehen größtentheils gut gekleidet und besitzen alle im Hauswesen nöthigen Geräthschaften, besonders besteht bei ihnen der größte Aufwand in einer großen Menge kleiner niedlicher Matratzen und Türkischer Polster; auch sollen sie einen guten und aufrichtigen Charakter zeigen. Die Einwohner in den Städten sind, wie schon bemerkt worden, sehr gemischt. In einigen Städten sind die Mohamedaner, besonders Türken, schön; so z. B. die Einwohner von Damask. Man gewahrt daselbst kein so bleichsüchtiges Frauenzimmer, wie zu Jerusalem und in Arabien, keine solche schwarzgelbe Gesichtsfarbe, wie die Araber in den Wüsten; sie kommen zwar vor, dann sind es aber die genannten Araber, welche ihrer Verrichtungen wegen nach den Städten kommen. Diese haben eine schwarzgelbe Farbe, sind mager und häßlich; auch giebt es einige ausgetrocknete kupferfarbige Araber. Von den übrigen Einwohnern, hauptsächlich zu Damask, wie schon bemerkt, haben die Männer ein männliches Ansehen, schöne Gesichtsfarbe und gefällige Verhältnisse; auch sind sie im Ganzen ziemlich rüstig und sehr weiß. Unter den Frauen und Kindern gewahrt man zum Theil himmlische Gesichter, wenigstens sagt dieses Ali-Bey. Die Kleidertracht ist in der Regel ein Gemisch von der Arabischen und Türkischen Tracht. Man trägt gewöhnlich das Arabische buntgestreifte Unterkleid; den Kaouk oder die hohe Türkische Mütze tragen nur die Türken, selten die Araber. Die Letzteren haben auf dem Kopfe eine ungeheure große und breite rothe Mütze, die hinten über $\frac{1}{2}$ Fuß lang herabhängt, und ihnen den Nacken bedeckt; dabei winden sie einen Shawl von Mousselin oder gestreiftem Seidenzeuge unterhalb des herabhängenden Theils der Mütze um den Kopf, welches sehr seltsam und geschmacklos aussehen soll. Man trägt auch eine Art von Hemd oder Ueberkleid mit schmalen weißen und schwarzen Streifen, die genau eben so, wie die Djila-

bias zu Marokko aussehen, nur mit dem Unterschiede, daß sie hierbei über und über mit verschiedenen Farben gestickt sind. Die Weiber bedecken sich vom Kopfe bis zu den Füßen mit großen Schleiern von weißen baumwollenen Zeugen, und tragen sehr große oder weite Pantalons, welche Einige unter dem Schleier vorsehen lassen. Die Frauen aus den höheren Ständen betragen sich anständig und bescheiden, und behaupten mit Grazie und Feinheit die Würde. die ihrem Stande zukommt. In den untern Volksklassen sind die Frauen aber sehr frech und dabei ausgelassen. Alle tragen ein seidenes, durchsichtiges, gewöhnlich gelbes Tuch mit gemalten Blumen, womit sie sich das Gesicht ganz bedecken, und sehen auf diese Art mit ihren großen weißen Schleiern wie herum wandelnde Gespenster aus. Viele von ihnen schlagen aber das seidene Tuch zurück, so daß ihr Gesicht, wie bei den Afrikanerinnen, nur mit dem Schleier bedeckt ist, welchen sie nach Belieben auf und zu machen. In Palästina, besonders zu Jerusalem, trifft man unter den Frauen, wie schon bemerkt, wenig hübsche Gesichter an, sondern das in der Levante so häufige bleichsüchtige Aussehen, eine blasse oder citronenartige, bisweilen mattweiße kreiden- oder papierartige Gesichtsfarbe; sie tragen, wie die Nonnen, einen weißen Bandstreifen um das Gesicht, welches ihnen das Ansehen von wandelnden Leichnamen giebt; dabei haben sie aufgeblasene Backen, dünne Nasen, und eine etwas hervorstehende dicke Unterlippe; ihre Augen sind regelmäßig, aber matt, und auch hierin von denen der Arabischen Frauen unterschieden, welche sehr feurig sind; dann sind sie auch sehr wenig graziös, und im Allgemeinen melancholisch. Von ihrem Anzuge gewahrt man nur den großen weißen Schleier. Christen und Juden tragen hier zum Unterscheidungszeichen einen blauen Turban. Einige wählen jedoch auch andere Farben. Landleute und Schäfer tragen ohne Unterschied, wie die Türken,

weiße oder gestreifte, und die nicht muselmännischen Frauen gehen unverschleiert. — Die Einwohner Syriens sind im Ganzen gesund, besonders sind die Weiber selten krank. Dieses ist besonders in den Gegenden Syriens der Fall, wo eine gewisse Wohlhabenheit, ein ordentlicher Lebenswandel, ein ruhiges mit mäßiger Beschäftigung verbundenes Leben, und der Gebrauch der warmen Bäder herrscht und geführt wird. Die einzige endemische Krankheit ist das bösartige, doppelte dreitägige Fieber, welches bei schlechter Behandlung in Verstopfung der Gefäße des Unterleibes, Wassersuchten und Quartanfieber ausartet. Die gewöhnliche Lebensdauer ist siebzig bis achtzig Jahr; man trifft auch einige Hundertjährige an. Die Pest ist nicht an allen Orten Syriens gleich stark; sie kehrt gewöhnlich alle fünf bis sechs Jahre einmal wieder zurück. In Aleppo grassirt sie viel heftiger, als zu Damask; hier ist sie in einem Zeitraume von vierundzwanzig Jahren nur vier bis fünf Mal zurückgekehrt, und nicht stark, und seit zehn Jahren ist sie gar nicht mehr ausgebrochen. Wenn diese Krankheit von der Seeseite herkommt, ist sie weniger gefährlich, und rafft nur wenige Personen hinweg, kommt sie aber von der Landseite, besonders von Aleppo, so ist sie weit tödtlicher, und rafft viele Menschen fort. Zu Damask treffen die Einwohner selten Sicherheitsanstalten, und dennoch bleiben sie oft von dieser Seuche verschont, welches besonders der Fall war, als sie große Verheerungen in Aleppo anrichtete. Karavanen, Reisende und Handelsgegenstände kommen alle Tage von daher an und gingen dahin ab, ohne daß man irgend eine Sicherheitsmaaßregel getroffen hätte, und Damask blieb von dieser verheerenden Seuche befreit, welches den Beweis leistet, daß die Mittheilung und Verbreitung der Pest nicht einzig und allein von der Berührung abhängt, sondern daß ein Zusammentreffen persönlicher und örtlicher Dispositionen erforderlich ist. Wo das

Land von arbeitsamen und thätigen Leuten und Kaufleuten wimmelt, wie zu Damask, da machen auch die Pflastertreter ihr Glück nicht; auch findet man selten daselbst Zauberer und Wahrsager, und wenn sich einer dahin verirrt, so gewahrt er sehr bald, daß er hier auf keinen grünen Zweig kommt. Von den Aerzten, die hier praktisiren, giebt es mehrere Franken oder Europäer mit besserem Wissen, als die einheimischen; dann giebt es auch noch eine große Zahl empirischer Pfuscher oder Pfuscherinnen, die hin und wieder ihr Glück machen. — Bei Hochzeiten, Beschneidungen und Beerdigungen macht das Volk wenig Umstände, und die Reichen gar keine. Die Christen vollziehen gewöhnlich ihre Hochzeiten mit größerem Gepränge, als die Muselmänner. Während des Ramadanfestes werden die Moscheen des Nachts illuminirt, das Volk läuft hin und her, es ist aber ruhig und macht kein Geräusch. Diese Festlichkeit abgerechnet, giebt es keine öffentlichen Feste von einiger Bedeutung.

Die genannten vier Paschaliks Syriens werden von Paschas als Statthalter verwaltet, die der Großherr ernennt. Unter ihnen ist der Pascha von Damask der angesehenste, denn seine Regierung erstreckt sich über die Stadt Damask und eine große Strecke Landes im Süden bis nach Hakil oder Hebron, jenseits Jerusalems, und im Norden bis an die Grenze von Aleppo. Wegen des großen Umfanges seiner Statthalterschaft, als auch in Rücksicht des ehrenvollen Amtes, alle Jahre die große Karavane nach Mekka unter dem Titel: Emir el Hadi oder Fürst der Wallfahrt, zu führen, steht derselbe bei Hofe in großem Ansehen, und wird für einen der reichsten Würdeträger des Ottomanischen Reichs gehalten; auch macht dieses seine Person, wenn er die Pilger glücklich durchbringt, selbst beim Sultan unverletzlich, so daß sein Blut nicht vergossen werden darf; indessen wußte der Divan früher einen Ausweg zu fin-

den, wenn ihm der Pascha mißfiel, und dieser daher in Ungnade fiel; er wurde dann entweder in einem Sacke ersäuft, oder mit einer Schnur erdrosselt. Die beständigen Einkünfte dieses Paschas werden auf 4000 Beutel oder 5 Millionen Franken geschätzt. Die Plackereyen, Geschenke, Erpressungen sollen diesen Betrag um ein Bedeutendes vermehren. Von diesen Abgaben zahlt er dem Sultan 45 Beutel oder 56,250 Franks oder Livres, dafür muß er aber auch die Pilger mit Allem versehen, was sie bedürfen, welches man auch auf eine ansehnliche Summe anschlägt; dann muß er auch bei den Arabischen Stämmen für den sichern freien Durchzug der Karavane 1800 Beutel bezahlen. Dafür zieht der Pascha den Miri oder die Abgaben vom Lande, die er theils selbst erhebt, theils von Unterpächtern bekommt. Auch beerbt er alle auf der Reise nach Mekka sterbende Pilger; dann gewinnt er auch durch Geldausleihen an Kaufleute und Arbeiter gegen bedeutende Zinsen Unter den übrigen Paschaliks folgt der Pascha von Haleb oder Aleppo dem vorher genannten nach der Würde, obgleich er die Finanzen nicht selbst verwaltet, wie der Pascha von Damaskus, sondern einen Mehassel neben sich hat, der diese für die Pforte verwaltet, und 800 Beutel dafür zahlt, ungefähr 1 Million Franken oder Livres. Er muß aber noch 80,000 bis 100000 Franken auf die Geschenke an den Vesir und die Staatsbeamten in Konstantinopel verwenden, um sich ihre Gunst zu erkaufen. Für diese Summe zieht der Mehassel, als Generalpächter, alle Staatseinkünfte, welche zusammen 1 Million bis 600,000 Franken oder Livres ausmachen sollen. Der Pascha bekommt für sich 80,000 Piaster oder 200,000 Franken. Diese Einkünfte reichen aber lange zu seinem Aufwande nicht hin, da auch er Geschenke nach Konstantinopel an die Minister der Pforte zu machen hat, um sich auf seinem Posten zu behaupten, und daher zieht er auch noch die Schutz-

gelder von den Kurden und Turkomanen ein, und hat immer noch Gelegenheit genug, durch Auflagen und Erpressungen seine Einkünfte ansehnlich zu erhöhen. Dieses war auch der Grund, daß durch diese Unordnung in der Verwaltung des Türkischen Reiches die Paschaliks immer mehr ausgesogen und verödet wurden, und dieses war besonders bei dem oben erwähnten Paschalik von Haleb der Fall; denn nach den alten Finanztabellen zählte man darin 3200 Dörfer, und nach den neueren soll man kaum 500 Dörfer zusammen bringen, indem die Einwohner die Dörfer verlassen, und nomadisch umher ziehen, oder sie ziehen in die Städte, und lassen ihre Häuser und Felder im Stiche, weil sie die Auflagen nicht erschwingen können, und so mußte die Pforte herunter kommen, da jeder ihrer Beamten nur auf sich bedacht war, des Landes Wohl ihn gar nicht kümmerte; denn er despotisirte eben so, wie er immer fürchten mußte, daß es auch einmal mit ihm geschehen werde. — Der Pascha von Tarablüs oder Tripoli genießt eben die Rechte, die seiner Würde zukommen, wie die schon genannten Paschas; auch sind die Finanzen in seinen Händen. Er besitz Alles unter dem Titel einer Pacht, wovon ihm die Pforte einen gewissen Jahrgehalt zugesteht. Er bezahlt 750 Beutel oder 937,500 Franken, und außerdem muß er noch die durchziehende Karavane nach Mekka versorgen, ihr Getreide, Reis und andere Provisionen liefern, die auch noch auf 750 Beutel geschätzt werden; auch muß er den Zug in Person durch die Wüste begleiten. Auch hier weiß sich der Pascha für seinen Aufwand schadlos zu halten. Von dem Lande der Ansarier und Maroniten erhebt der Pascha die Abgaben durch Unterpächter. Dieses Paschalik hatte der Sultan, als Ali-Bey in den Jahren 1803—1807 Syrien durchreisete, dem Pascha von Damask zur Verwaltung übertragen. — Der Pascha von Akre oder Said ist gleichfalls Generalpächter

seines Paschaliks von der Pforte, wobei er dieselben Rechte der andern Paschas genießt. Auch er bezahlt der Pforte jährlich die festgesetzte Summe von 750 Beuteln; er ist aber auch, gleich dem Pascha von Tarablûs verpflichtet, der Pilgerkarávane, die jährlich nach Mekka geht, das Geleit zu geben, und die Kosten davon werden ebenfalls auf 750 Beutel geschätzt. Die Pachtzeit dauert gewöhnlich nur ein Jahr; sie wird aber oft verlängert. Seine Einkünfte hat er von dem Miri, von den Unterpächtern der steuerbaren Völker, von zufälligen Ereignissen, von Zöllen für ein-, aus- und durchgehende Kaufmannsgüter, welcher einzige Artikel schon an tausend Beutel beträgt. Auch hier weiß der Pascha durch verschiedene Industriezweige seine Einkünfte zu vergrößern, die man auf 9 bis 10 Millionen Franken schätzt. Wenn man seine Abgaben an die Pforte von 1500 Beuteln oder 1,875,000 Franken damit vergleicht, so ist es zu bewundern, daß ihm die Pforte so große Einkünfte stets gelassen hat. Nur der frühere Grundsatz des Divan, die einmal festgesetzten Abgaben nicht zu ändern, sondern ihren Statthaltern, wenn sie sich genug bereichert haben, entweder durch außerordentliche Forderungen Summen abzupressen, oder unter mancherlei Vorwänden, die sich hier bald finden ließen, ihren Kopf und ihre Schätze nach Konstantinopel holen zu lassen. Dieses Letztere auch immer befürchtend, machten sie sich oft zu Rebellen gegen die Pforte oder die Regierung, wie dieses auch bei der neuesten Staatseinrichtung bei den Paschas in den Türkischen Provinzen der Fall gewesen ist, so daß ganze Statthalterschaften in Aufruhr kamen, weil das Volk durch die Statthalter dazu gereizt wurde, sich gegen die Pforte aufzulehnen, als kämen die Bedrückungen von derselben, und Mehmed Ali giebt noch jetzt das Beispiel mit Aegypten. Eine Reform des Staats war daher dringend nöthig, wenn er nicht über kurz oder lang zusammenstür-

zen sollte, indem das Volk, der ewigen Erpressungen müde, die Geduld verlor, so wie die Statthalter, um nicht bei ihren Erpressungen ihren Kopf fallen zu sehen, wieder das Volk zur Empörung reizten, um sich so das Haupt zu sichern, da sie die Schwäche der Pforte, in Absendung von Truppen zur Unterdrückung des Aufruhrs kannten. — Die Einkünfte von ganz Syrien, mit Einschluß von Palästina und den Drusen, welche der Sultan oder Türkische Kaiser bezieht, sollen sich auf 7 Millionen Livres belaufen. Er bezieht nämlich von den Paschas aus den oben genannten Paschaliks 2,931,250 Livres; die Kopfsteuer der Christen beträgt 2,250,060 Livres; dann kommen noch hinzu die zufälligen Verlassenschaften der Paschas und der Privatleute, die jährlich etwa 100 Beutel betragen, und einige andere Einnahmen, welche die angeführte Summe betragen. — Die Mönchsklöster in Palästina, welche im Ganzen nur 124 Mönche enthalten sollen, haben als beständige Abgaben, welche sie Kraft abgeschlossener Verträge an die Türkische Regierung zu entrichten haben, Folgendes zu zahlen: An den Pascha von Damask, 7000 Piaster; dann an denselben von Seiten des Klosters daselbst 1000, und an den Pascha von Akre 10,000 Piaster, also in Allem 18,000 Piaster. Außer diesen beständigen Abgaben müssen sie auch noch außerordentliche, als Gratifikationen an die Statthalter, und was ihnen sonst noch abgepreßt wird, bezahlen. Der Mufti zu Jerusalem hat allein von ihnen innerhalb acht Jahren 40,000 Piaster erhoben. Nach der bestehenden Verfassung der Klöster und Kirchen im heiligen Lande, müssen die Kosten zur Erhaltung derselben, zur Hälfte von den Beiträgen aus Spanien, und zur Hälfte von den baaren Geldsendungen der übrigen Nationen bestritten werden; allein seit mehr denn dreißig Jahren haben die Letzteren nichts mehr geschickt, und die baaren Sendungen aus Spanien sind in Folge der Unru-

hen auch ausgeblieben, und so befinden sich die Klöster nicht in den besten Umständen. — Bei der Abwesenheit eines Statthalters vertritt der Mutselim, ein Beamter erster Klasse, seine Stelle. Die übrigen Beamten sind: der Mollah, Präsident des bürgerlichen Gerichtshofes; der Kadi, Richter in geistlichen Angelegenheiten; der Mufti, erster Ausleger des Gesetzes; der Janitscharen-Aga; der Kapicoul-Aga oder Gouverneur der Citadelle, und der Kiahia-Bey oder Lieutenant des Pascha. — Die Paschas haben nun noch ihr besonderes Dienstpersonal, und da sie in ihren Gebieten fast als unumschränkt angesehen werden, so ist dieses oft nicht klein. So z. B. hatte der Pascha Soliman, der als Mameluck in seines Vorgängers, des Paschas Djezzars Dienste gewesen war, der zu Anfange dieses Jahrhunderts noch die Statthalterschaft von Akre besaß, und selbst Mameluck war, bis sie an Soliman gelangte, einen Juden zu seinem ersten Minister, welcher für einen Mann von vielem Verdienste gehalten wurde. Der Vorsteher bei der Zollverwaltung war gleichfalls ein Jude, der aber den Mohamedanischen Glauben angenommen hatte. Die Regierung von Jerusalem befindet sich in den Händen eines Statthalters, welcher den Titel: Scheih el Belèd oder Hhàkim führt. Der Kadi oder Civilrichter ist ein von Konstantinopel aus abgesandter Türke, an dessen Stelle, so wie es bei allen Kadis des Ottomanischen Reichs der Fall ist, alle Jahre ein anderer kommt. Außerdem giebt es noch einen Gouverneur der Citadelle oder des Schlosses; ferner den Scheih el Haram oder Vorsteher des Tempels, und den Mufti oder obersten Gesetzlehrer, welche sämmtlich ihren eigenen Geschäftskreis haben.

Was die Bildung der Einwohner in den Wissenschaften und Künsten betrifft, so ist diese noch sehr geringe, wie in allen Türkischen Ländern oder Provinzen, ja man kann sagen, daß die Wissenschaften bis zur

Regierung des Sultans Mahmud des Zweiten fast ganz verschwunden waren, die man in den früheren Zeiten noch im Ansehen fand. So fand man z. B. vor Alters im Haram zu Mekka und Jerusalem große Schulen, von welchen jetzt keine Spur mehr übrig ist. So enthält z. B. Damask noch zwanzig große Schulen, und viele kleinere für die Kinder. Die höheren Wissenschaften werden hier in fünf Schulen gelehrt; aber diese Wissenschaften schränken sich, so wie in der Türkey überhaupt, auf die Religionslehre ein, womit zugleich der Unterricht in der Gesetzgebung oder Rechtswissenschaft verbunden ist. Dann werden in diesen Wissenschaften in den großen und andern Moscheen täglich öffentliche Vorlesungen gehalten, wozu etwa zwanzig Gesetzleser, welche respektable Männer von Seiten ihrer Kenntnisse und Eigenschaften seyn sollen, vorhanden sind, unter welchen sich jedoch nur zwei oder drei in ihrer Art wirklich gelehrte Männer befinden. Mit dem Studium der Religion ist auch Diplomatie oder zugleich dasjenige der Politik verbunden; ihre Philosophie ist scholastische Spitzfindigkeit, welcher sie sich als Hülfsmittel zur Auslegung des Korans bedienen. In der Medizin, Naturgeschichte, Chemie, Geographie und Geschichte sind sie noch weit zurück, und nur erst in neuester Zeit regt sich der Sinn dafür wieder in der Europäischen Türkey, allein bis Asien ist er noch nicht gedrungen; denn da ist Alles noch beim Alten geblieben. In den kleinen oder niedern Schulen, lernen die Kinder der verschiedenen Religionspartheyen schreiben und die Urkunden ihrer Religion lesen. Grobe Unwissenheit soll nach Ali-Bey auch bei den vornehmen Personen herrschen, welche beim ersten Anblick eine sorgfältige Erziehung zu haben scheinen. Die Sprache in Syrien ist Türkisch, Arabisch und Griechisch. Das Arabische, welches man in Palästina spricht, weicht etwas von dem, wie es in Arabien gesprochen wird, ab, indem man die Türkische Aussprache

zu sehr nachahmt. Die Arabische Sprache in verschiedenen Dialekten ist in Syrien die allgemeine Landessprache. Die Soldaten und die Mitglieder der Regierung sprechen Türkisch; da nun viele Einwohner Syriens mit der Regierung zu thun haben, so lernen sie auch das Türkische, um es wenigstens sprechen zu können. Von der alten Syrischen Sprache ist nirgends mehr eine Spur. Bücher sind in Syrien eine große Seltenheit, und es soll im ganzen Lande nur zwei Büchersammlungen geben. Bei dem großen Mangel an Ausbildung, überhaupt an Bildung, findet der Aberglaube sein Feld sich darauf zu bewegen, und man findet ihn auch in seiner ganzen Ausdehnung in Syrien. — Was die Künste betrifft, so ist erst in neuester Zeit, so wie für die Wissenschaften, eine neue Morgenröthe darin angebrochen, ob sie aber vollkommen aufgehen wird, unterliegt noch manchen Bedenklichkeiten. Die Türkischen Stukkaturarbeiten und Schnitzwerke von Holz sind nett, aber den Gemälden, die sich, nach dem Religionsgesetze, nur auf Landschaften und architektonische Gegenstände beschränken dürfen, fehlt es an Zeichnung und Ausführung. Die Baukunst hat sich eben so wenig erheben können, weil dazu alle Bedingungen der Künste gehören, und wo diese beschränkt sind, kann auch diese edle Kunst ihr Haupt nicht erheben. Es fehlt derselben an Einheit und Zusammenhang, und wo Verzierungen bei einzelnen öffentlichen Gebäuden angebracht werden, da herrscht Ueberladung, welche man auch im Innern der Gebäude findet, für das man mehr besorgt zu seyn scheint. Die Musik besteht nur in einem Zusammenwirken vieler Instrumente ohne Geschmack und Auswahl. — Was das gesellige Leben in Syrien betrifft, so ist dieses bei den verschiedenartigsten Einwohnern und den eben so verschiedenen Religionspartheyen nicht überall in gleicher Uebereinstimmung, wie dieses auch nicht anders seyn kann, besonders da, wo die Kultur noch keinen so hohen Grad

erreicht hat, um über dergleichen Mißverhältnisse hinwegzusehen. Nimmt man die Einwohner von Jerusalem hier zum Maaßstabe an, weil gerade hier in dieser Stadt der mannigfaltigste Verkehr wegen des Besuchs des heiligen Grabes Statt hat, und sich also hier ein Gemisch der verschiedenartigsten Nationen und Religionspartheyen findet, so möchte das Treiben derselben für die Geselligkeit im Allgemeinen sprechen; denn wenn sich gleich die verschiedenen Religionspartheyen innerlich in Rücksicht ihrer religiösen Meinungen nicht ganz gleich seyn mögen, so herrscht doch, weil die Christen daselbst die zahlreichsten sind, in Beziehung auf gesellschaftliche Verhältnisse, auf Geschäfte und Vergnügungen, eine ziemliche Gleichheit; denn hier leben die Christen mit den Mohamedanern in traulicher Eintracht, und diese Vertraulichkeit, überhaupt Verschmelzung, erzeugt zu Jerusalem eine viel weiter sich erstreckende Freiheit, als in irgend einer andern, dem Islame zugethanenen Stadt. So sah Ali-Bey es häufig, daß sich ehrwürdige Muselmänner kein Bedenken machten, einem Frauenzimmer ins Gesicht zu sehen, ja sogar stehen zu bleiben, und öffentlich mit ihm zu sprechen, welches in jeder andern Mohamedanischen Stadt ein Aergerniß gegeben haben würde. Ein gleiches freies Benehmen herrscht auch zu Akre, indem daselbst die Europäer alle mögliche Freiheit genießen, und sowohl von den Türken, als auch von den Arabern, woraus die Einwohner bestehen, geachtet werden. Auch in mehreren andern Städten, so auch zu Nazareth, herrscht das vollkommenste Einverständniß unter allen Religionspartheyen. Die muselmännischen Weiber gehen unverschleiert, und bei den Festen, Spielen und Belustigungen herrscht kein Unterschied in Ansehung des Geschlechts und der Religion. Ein gleiches Verhältniß in Hinsicht der Geselligkeit herrscht auch unter den Einwohnern von Damaskus, welche Stadt über zweimalhunderttausend Einwohner enthält, worunter sich beinahe zwanzigtau-

send Katholiken, fünftausend von andern christlichen Religionspartheyen, und etwa tausend jüdische Familien befinden. Es herrscht hier eine vollkommene Freiheit und Gleichheit. Die Kaffeehäuser sind zu allen Tageszeiten mit Menschen angefüllt. Weiße, Schwarze, Mulatten, von welcher Kaste, Nation oder Religion sie seyn mögen, die Europäer allein ausgenommen, leben da ganz ungezwungen; sie sitzen in diesen Häusern mit ihrer Persischen Tabakspfeife im Munde, oder mit Schach- und anderen Spielen beschäftiget. Uebrigens ist hier von dieser toleranten Behandlungsweise jedoch nur der höhere oder gebildetere Theil der Einwohner beseelt; das Volk von Damask soll an Religionsschwärmerey noch die Aegyptier übertreffen, da sich kein Europäer in seiner Nationaltracht ohne Gefahr auf der Straße blicken lassen darf, sondern orientalisch gekleidet seyn muß; auch darf weder der Christ, noch der Jude, in der Stadt reiten; auch ist nicht einmal erlaubt sich eines Esels zum Reiten zu bedienen. Dergleichen kommen vor, indessen kann man sich leicht darüber hinwegsetzen, und die Morgenländische Kleidung anlegen, die überhaupt in diesem Klima sehr bequem ist, und vor der Europäischen den Vorzug verdient. — Daß das Klima wirklich eine sehr leichte und offene Kleidung bedingt, gewahrt man in den heißen Monaten, wo die Leute in den Städten fast alle in den Straßen auf den Terrassen und vor den Hausthüren schlafen. Der schon oben erwähnte Reisende sah z. B. zu Hama Männer, Weiber und Kinder auf diese Weise in den Straßen schlafen. Er kam nämlich sehr früh durch diese Stadt, und sah, daß die meisten Einwohner noch ruhig und fast außerhalb der Gebäude schliefen; Andere waren schon wach, und Einige kleideten sich ruhig an; selbst die Frauen beschäftigten sich mit ihrem Anzuge eben so zwanglos, als wenn sie sich in einem Zimmer unter Schloß und Riegel befunden hätten. Dabei ist auch die Putzsucht unter diesen Frauen auf

den höchsten Grad gestiegen; sie tragen goldene Ringe von drei Zoll im Durchmesser im rechten Nasenknorpel. Die Kleidertracht dieser Frauenspersonen besteht in einem großen blauen oder weißen baumwollenen Hemd, und einem offenen, nicht sehr weiten Caftan oder Gürtel darüber. Dann tragen sie noch Ringe, Fingerreife, Armbänder, Bänder um die Hände, Ohrringe, Halsbänder, allerlei Anhängsel von vorn und hinten in den Haaren, kurz, eine solche Menge von Schmuck, daß ein elegantes Frauenzimmer im Gehen ein solches Geklingel macht, wie die Maulthiere in den mittäglichen Gegenden von Europa, die auch mit lauter Schellen oder Glöckchen behängt sind. — Da die Reinlichkeit bei den Türken ein Religionsgesetz ist, so findet man auch überall in den Städten Bäder, prachtvoll, und minder prachtvoll, nach der Größe und dem Reichthume derselben. So sind in Damask und Aleppo die Bäder in den Bazars sehr prachtvoll. Der erste Saal, welcher geräumig und vermittelst großer auf die Straße gehender Fenster erhellt ist, hat eine schöne hölzerne mit Arabesken gezierte Kuppel. Rings um den Saal läuft eine erhöhete, mit Matratzen belegte Gallerie, auf welcher die aus dem Bade kommenden, in Tücher eingehüllten Personen umher sitzen. Gewöhnlich befindet sich in der Mitte des Saals ein marmorner Springbrunnen, und in einer bestimmten Höhe sind Schnüre durch den Saal gezogen, auf welche man die Tücher zum Trocknen hängt. — Was die Militairmacht Syriens betrifft, so beschränkt sie sich auf die Truppen, die jeder Pascha in seinem Paschalik hält. Bei außerordentlichen Fällen geht die Vertheidigung einer Stadt ꝛc. von den waffenfähigen Einwohnern derselben aus. So hat der Pascha von Damask an sechs bis siebenhundert Fußvolk, ehemals Janitscharen, jetzt vom Nizam Gedid, und an acht bis neunhundert Reiter oder Spahys, oder Delibaschen; dann kommen noch an sechshundert Ber-

bern hinzu, die gewöhnlich auch auf gute Beute ausgehen. Diese Truppenzahl ist ihm nothwendig zur Geleitung der Karavanen und zur Bändigung der Araber. Jerusalem hat nur eine kleine Anzahl Türkischer Soldaten, und dessen Vertheidigung wird auch seinen muselmännischen Einwohnern überlassen, welche sich auf 2000 waffenfähige Männer belaufen. Nach diesem Truppenverhältnisse reguliren sich auch die Truppen in den übrigen Paschaliks. Im besten Stande sollen jedoch die Truppen des oben erwähnten und als Norm für die Militairmacht der Paschas aufgestellten Paschaliks nicht seyn; so ist die Miliz von Haleb nicht in dem besten Zustande, und im Paschalik von Tarablüs hat der Pascha nur fünfhundert Reiter im schlechten Zustande, und eine kleine Anzahl Infanterie. Doch ist diese schlechte Verfassung des Militairs nicht überall in Syrien der Fall; denn da, wo der Gouverneur ein tüchtiger Soldat ist, ist auch das Militair in Ordnung, wie dieses z. B. in Jaffa der Fall war, einer kleinen Stadt, die gut befestiget ist oder regelmäßige Festungswerke hat, auf einer Anhöhe liegt, und gehörig vertheidiget werden kann. Es liegt darin eine starke Besatzung von Türkischen Soldaten und Mogrebinen, und der Militairdienst wird gut versehen, da der Gouverneur ein braver Soldat ist. So hat sich auch die Besatzung von St. Jean d'Acre unter den Befehlen des Djezzar Pascha wegen des den Franzosen unter Bonaparte geleisteten heftigen Widerstandes ausgezeichnet, wobei ihm hülfreich der Engländer Sidney Smith beigestanden. Djezzar wird als ein Mann von Geistesstärke bezeichnet, allein er paßte nicht zum Statthalter eines Paschaliks, weil er sich ganz von seinen Leidenschaften beherrschen ließ, die ihn bald zum Bösen, bald zum Guten antrieben, und ihm nie gestatteten auf der Mittelstraße zu bleiben, daher auch die Klagen in seinem Paschalik Akre. Die Festungswerke sind hin und wie-

der in Syrien in den befestigten Plätzen gut angelegt, nur sind sie nicht gehörig vertheidiget worden; auch lag es an der Ausbesserung der verfallenen Werke. — Ueber die Ausübung des Gottesdienstes bei den verschiedenen Religionen Syriens und dessen Einrichtung läßt sich hier darum nichts sagen, weil dieses schon hinlänglich aus Reisebeschreibungen bekannt ist, und hierin nach alter herkömmlicher Weise wenig abgeändert wird, sondern auch hier der Gang desselben so rein wie möglich befolgt wird, und auch werden muß, wie uns Offenbarung, Natur und Vernunft den Weg vorgezeichnet haben, der nur zu befolgen ist; denn immer reiner muß die Erkenntniß von der Gottheit und deren Wirkung werden, und in dieser Reinheit verlangt sie auch die Verehrung, gleichviel, wo und an welchem Orte dieses geschieht, wenn es nur aus dem Herzen, der Fundgrube zu allen guten Handlungen, kommt. Es soll übrigens in Jerusalem sehr merkwürdig seyn, daß bei dem verschiedenen Gemische der Nationen und Religionspartheyen, doch Alle, was eine Beziehung auf gesellschaftliche Verhältnisse betrifft, wie schon oben erwähnt worden, ein gleiches Interesse zeigen; ja in mehreren Städten geht das gesellschaftliche Leben so weit, daß man bei Festen, Spielen und Belustigungen keinen Unterschied findet, sowohl in Ansehung des Geschlechts, als der Religion; hierin zeichnet sich freilich eine Stadt mehr aus, als eine andere. — Was die Verfassung der Mönche in Palästina betrifft, so erhält das Oberhaupt derselben den Titel: hochwürdigster apostolischer Botschafter, Aufseher des heiligen Landes, Hüter des Berges Zions und des allerheiligsten Grabes. Er ertheilt die priesterliche Weihe, und hat bischöflichen Rang und Rechte, ohne Bischof zu seyn. Diese Würde bekleidet immer ein Italiener, der alle drei Jahre abgelöset wird. Der zweite Vorsteher der Mönche heißt Vicarius, und muß immer ein Franzos seyn. Es ist auch ein

Rathskollegium unter der Benennung Discretorium vorhanden, welches aus vier Mitgliedern, einem Franzosen, Spanier, Deutschen und Italiener, besteht. Die Gelder, welche aus Spanien kommen, werden vom Generalprokurator, der einen Viceprokurator unter sich hat, verwaltet; beide müssen Spanier seyn. Die Gelder, welche aus andern Ländern kommen, werden vom Diskretorium verwaltet. Die Klöster schicken alle Monate ihre von allen Mönchen attestirten und unterzeichneten Rechnungen an den Generalprokurator, und dieser die seinigen alle vier Monate an das Diskretorium ein. Diese Einrichtung erhält die gute Ordnung und Redlichkeit in der Finanzverwaltung. Die Mönche werden gut behandelt, haben eine gute Tafel, und werden gut gekleidet; sie sind gut organisirt, ihre Vorsteher kluge und weise Männer, und den Mönchen ist die Beobachtung strenger Vorschriften auferlegt; deshalb werden sie von den Mohamedanischen Volksklassen gern gesehen, von den Griechen und andern dissentirenden Religionspartheien aber verabscheut, weil die Letzteren gern allein im Besitze der heiligen Stätte seyn möchten, und deshalb unaufhörlich gegen die Römischen Christen intriguiren. Spanien hat noch zur Aufrechthaltung derselben bis zur Invasion der Franzosen in Spanien und den Unruhen daselbst, beigetragen, so auch Frankreich vermittelst der Französischen Gesandtschaft in Konstantinopel, sonst wäre längst keine kirchliche Spur des Abendlandes mehr daselbst zu finden; auch die Türkischen Behörden lassen sich nicht abhalten, den Mönchen zu Jerusalem fast immer das Messer an die Kehle zu setzen, um von ihnen Geld zu erpressen, so daß sie ihr Leben wie auf der Folter hinbringen, und wahre Märtyrer ihres Religionsstandes sind. In den großen Städten Syriens, wie z. B. zu Damask, Aleppo ꝛc. haben die verschiedenen christlichen Gemeinden ihre besondern Kirchen; so findet man in Damask eine Griechische,

eine Maronitische, eine Syrische und eine Armenische Kirche, nebst drei Franziskanerklöstern, wovon das eine Spanische Observantiner, und die beiden übrigen Italienische Kapuziner enthalten. Alle diese Mönche werden Missionairs genannt. Die unirten Griechen oder Katholiken haben keine besondern Kirchen, sondern bedienen sich zu ihrem Gottesdienste der drei Mönchsklöster. Die Griechischen katholischen Priester leben hier auf eine sonderbare Weise. Sie gehen zu den Einwohnern, bei welchen sie essen und schlafen. Des Morgens lesen sie die Messe in dem Hause, wo sie über Nacht waren; dann giebt man ihnen ein Frühstück, worauf sie sich fortbegeben, nachdem sie noch vorher ein Stück Geld, $2\frac{1}{2}$ Piaster an Werth, erhalten haben. Sie gehen von Haus zu Haus, und werden auf solche Art von den Gläubigen unterhalten. Die Spanischen Mönche bleiben zwölf Jahre lang zu Damask, und bringen drei bis vier Jahre damit zu, Arabisch zu lernen, weil sie in dieser Sprache Beichte hören und predigen. Der Griechische Patriarch von Antiochien hat seinen Sitz zu Damask. Er erhebt bestimmte Gebühren von den Taufen, Hochzeiten und Kirchen aller christlichen Religionspartheien, die sich von einem von ihm in dieser Absicht delegirten Geistlichen trauen lassen müssen. — In den Handelsstädten Syriens, wo die Juden ansäßig sind, und auch stark verkehren, haben sie mehrere Synagogen; so z. B. in Damask acht, und die Anzahl der Moscheen und Kapellen, welche die Türken und Araber, überhaupt die Mohamedaner in diesen Städten, so wie im Allgemeinen besitzen, ist sehr groß. Bei diesen Gotteshäusern findet man auch hin und wieder Hospitäler, von denen kranke und gebrechliche Personen unterhalten werden. — Die von dem Sultan Mahmud dem Zweiten eingeführten, von seinem Sohne Abdul Medschid zum Theil fortgesetzten, zum Theil wieder aufgehobenen Neuerungen haben auf Syrien

noch keinen großen Einfluß ausgeübt, und auch nicht ausüben können, da Ibrahim, Pascha von Aegypten, Syrien besetzt hielt, und dadurch jede neue Einrichtung Mahmuds vereitelte. Hattischerifs und Verträge von Bedeutung, die auf Syrien Anwendung finden, sind folgende: Der am 16. August 1838 errichtete Handelsvertrag der Pforte mit Großbritannien, dem auch Frankreich beigetreten, durch welchen zugleich die Monopole in der Türkey abgeschafft und die auf Handel und Ackerbau lastenden Abgaben herabgesetzt worden sind. Hiermit sind auch die sich angemaßten Monopole der Statthalter in Syrien abgeschafft, die überhaupt nur von der Regierung geduldet wurden, um die erpreßten Schätze ihnen wieder abzunehmen, wie oben, S. 702, angeführt worden ist. Der am 3. November 1839 bekannt gemachte Hattischerif von Gülhane, über die Verbesserung des Volkszustandes und Aufhebung aller Willkührlichkeiten der Regierung. Unter dem neuen Sultan Abdul Medschid werden auch die alten Handelsverträge mit den übrigen nach der Türkey Handel treibenden Nationen erneuert, und zum Theil weiter ausgedehnt, welches Alles auf Syrien mit übergeht, das jetzt von den Aegyptiern geräumt ist. Ob aber alle Neuerungen den Anklang auch in Asien finden werden, den sie zum Theil in Europa gefunden haben, ist eine Frage, deren Beantwortung wohl noch weiter hinausgesetzt werden muß; denn die Verfolgung der Juden 1840 in Damask, nach dem Verschwinden des Pater Thomas, und so manche Absetzungen von Beamten und andere Einrichtungen sehen noch immer einem harten Kampfe entgegen.

Syrier, eine Art Maywurmkäfer, auch Oelkäfer, Meloë Syriaca, und dann auch eine Benennung einer Art Springkäfer, Elater Syriacus.

Syrinde, Syringsstrauch, Syringsstaude; s. Spanischer Flieder, unter Hohlunder, Th. 24.

Syringa, s. den folgenden Artikel.

Syringenbaum, Syringa, eine Benennung des blauen Spanischen Flieders oder Hohlunders, Syringa vulgaris; s. unter Hohlunder, Th. 24.

Syringiten, s. unter Versteinerungen, in V.

Syringstaude, s. oben, unter Syringe.

Syringsstrauch, s. daselbst. Der falsche Syringsstrauch, Philadelphus, s. unter Jasmin, Th. 29, S. 188 u. f.

Syrinx, in der Mythologie, eine in Rohr verwandelte Arkadische Nymphe und eine Tochter des Flusses Ladon. Sie liebte sehr die Jagd, und auf einer derselben erblickte sie Pan, und ward so heftig in sie verliebt, daß er um ihren Besitz Alles zu wagen beschloß; er hörte daher nicht auf sie zu verfolgen, und da sie keine Rettung mehr vor sich sah, weil die Gewässer des Ladon ihr den Weg versperrten, so rief sie ihre Schwestern um Hülfe an (worunter auch die Daphne gehört, die in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde), welche sie in Schilfrohr verwandelten. Als nun Pan wehklagend am Ufer stand, wehte der Wind aus dem bewegten Rohre süß klingende Töne zu ihm herauf, die mit zauberischer Gewalt sein Herz durchdrangen. Er schnitt daher aus diesem Rohre oder Schilfe sich eine Pfeife, um sich dadurch die Najade stets in Erinnerung zu bringen, und gab dieser Pfeife den Namen Syrinx. — Diese vielröhrige Pfeife führt auch den Namen der Panspfeife; in neuerer Zeit ist sie unter dem Namen der Papagenoflöte oder Pfeife wieder ins Leben getreten, jedoch nur auf kurze Zeit, da sie jetzt wieder verschwunden ist. Sie bestand aus sieben, vermittelst des Wachses oder Kittes an einander gefügten Röhren, welche ursprünglich aus so vielen Halmen von Schilfrohr zusammengesetzt war. Eine Röhre war immer kleiner als die andere, nur oberwärts, wo man das Instrument an den Mund setzte, standen sie in gleicher

Höhe, unterwärts bildeten sie aber eine schräge Linie, wegen des immer Kürzerwerdens der Pfeife. Diese Pfeife war schon dem Homer und Hesiodus bekannt, ehe die Sage von dem Arkadischen Pan sich noch verbreitet hatte: also war Pan, wie die spätern Dichter wollen, nicht der Erfinder derselben. Die Syringe waren übrigens ein gewöhnliches Instrument der Griechischen und Lateinischen Hirten, auch noch in späterer Zeit aus Rohrhalmen von verschiedener Dicke und Länge gemacht. Als die Kunst auch in Anfertigung musikalischer Instrumente stieg, so erhielten auch diese Hirtenpfeifen eine Verbesserung; denn nicht nur vermehrten sich ihre Röhren, sondern man befestigte sie auch mit Ringen aneinander. Als sie in der Zauberflöte unter dem Namen der Papagenopfeife oder Flöte zu Anfange dieses Jahrhunderts wieder auf das Theater und von da ins Publikum gebracht wurde, machte man die Röhren von Zinn, und nur sieben, wie sie ursprünglich zur Pfeife gehörten; dann auch von andern Metallen, um so den Klang zu erhöhen; allein die Einfachheit der Töne, obgleich sie mancher Modifikationen fähig sind, wenn sie geschickte Spieler oder Bläser behandeln, hat sie wieder aus der Mode gebracht. Eine Zeitlang bliesen darauf die Drehorgelspieler, als eine Begleitung zur Orgel, und oft mit Geschick; auch ist sie hier noch als Begleiterin geblieben, wird aber selten benutzt, weil sie Wenige zu behandeln verstehen; mithin hört man sie auch hier selten. In Italien soll man sie noch öfter hören, jedoch auch nur hier und da. Der Graf von Stollberg hörte in Terni eine, die aus sechsundzwanzig Röhren bestand, von sechs Zoll bis zu einem abweichend, und die mit Fäden ohne Wachs zusammengefügt war. Zur Begleitung einer guten Drehorgel, und in der Entfernung nehmen sich die Töne gut aus, nur in der Nähe verlieren sie durch das Gellende, welches sie an sich haben. — Syrinx heißt

auch nach dem Polybius die Hauptstadt der Asiatischen Landschaft Hyrkanien zur Zeit der Syrischen Könige.

Syrma, bei den Römern, ein Kleid, welches bis auf die Erde ging, auch wohl noch eine Schleppe hatte. Dergleichen Kleider wurden in den Tragödien von den Helden getragen, damit diese um so größer aussehen, und die Personen der Helden um so besser vorstellen sollten. Außer dem Theater trugen dergleichen Kleider auch vornehme Personen, sowohl Männer, als Frauen.

Syrphodea, der Lateinische Name der Schwebfliegen, eine zur sechsten Familie der Fliegen gehörige Fliegengattung; s. Th. 150, S. 379. Diese Gattung hat zwei Abtheilungen: eigentliche Schwebfliegen, Syrphi, und Schlammfliegen, Eristales. Der Charakter der Ersteren ist nach einer näheren Bestimmung, wie an dem angeführten Orte schon angegeben worden, folgender. Das letzte Fühlerglied ist kreisrund; die Beine sind dünn, und der Hinterleib ist flach. Sie schweben oft lange in der Luft, als ob sie stille ständen. Die bekannten Larven leben auf Blättern von Bäumen und Sträuchen, und nähren sich von Blattläusen, deren sie eine große Menge vertilgen. Sie wohnen mitten unter Blattläusen, die ihren Feind nicht fürchten, und sich, ohne zu fliehen, eine nach der andern von ihm ergreifen und aussaugen lassen. Von diesen ist besonders die Stachel- und Johannisbeer-Schwebfliege, **Syrphus Ribesii**, zu bemerken. Das Rückenschild ist grünlich, der Hinterleib schwarz, mit vier gelben Querstreifen. Die Länge dieses Insekts beträgt 5 Linien. Die Larve lebt auf Stachelbeeren, Johannisbeeren und Schafgarben; andere leben als Larven auf Pflaumenbäumen, auf Hohlunder, noch andere auf Nadelhölzern ꝛc. ꝛc. Die Schlammfliegen, Eristales, haben ein meist schnauzenförmig verlängertes und höckeriges Untergesicht, abstehende Flügel, und einen gedrungenen

Körper. Die geschwänzten Maden findet man in modernden Bäumen, in Koth, faulem Wasser, Rinnsteinen 2c. 2c. Am bekanntesten sind davon: die klebrige Schlammfliege, Eristalis tenax, mit kahlen Fühlerborsten, behaartem hellgrauem Rückenschilde, schwarzem Hinterleibe, und zwei rostgelben unterbrochenen Binden. Die Länge ist 7 Linien. Die Baumschlammfliege, Eristalis arbustorum, mit gefiederten Fühlerborsten und röthlich-gelb behaartem Rückenschilde. Der Hinterleib ist schwarz, mit weißgelben Einschnitten und zwei rothgelben Seitenflecken. Ihre Länge beträgt 5 Linien. Beide Arten sind sehr gemein.

Syrphus, Schwebfliege, s. den vorhergehenden Artikel.

Syrten, Syrtes, werden in der See oder im Meere die gefährlichen Oerter, Steine, Klippen 2c. genannt, welche in der Tiefe des Meeres verborgen liegen, woran die Schiffe scheitern und liegen bleiben.

Syrup, Syrupus, Fr. Sirop, Engl. Syrup, der Schaum oder der verdickte, nicht crystallisirte, Zuckersaft, welcher beim Raffiniren oder Läutern des Zuckers gewonnen wird. Ehe man nämlich den flüssigen Zucker aus der Kühlpfanne in die Formen bringt, so stopft man erst mit einem kleinen Stöpsel oder einem kleinen Stücke zusammengedrehter feuchter Leinwand jene kleine Oeffnung in der Spitze der Form zu, und setzt dann jede Form, mit der Spitze unten, auf einen Syrupstopf, in welchen sie bis zu einer gewissen Tiefe hineingeht. Man füllt nun die Formen nach und nach, wobei man den Zucker von Zeit zu Zeit mit einem kleinen hölzernen Stabe umrührt, was man Stären oder Stiren nennt. Nach vier oder fünf Stunden hat die Erstarrung des Zuckers durch die ganze Form schon angefangen, und oben hat sich eine Kruste gebildet. Wenn dieses der Fall ist, so nimmt man den Stöpsel aus der kleinen Oeffnung in der Spitze der Form heraus, und der nicht

krystallisirte Zucker sondert sich nach und nach von der erhärteten Masse ab, und tröpfelt in die Syruptöpfe. Nach acht Tagen ist das völlige Erhärten des Zuckers und Syrupabsonderns erfolgt. Da es nun dem Zucker immer noch an der erwünschten Weiße fehlt, weil er oft noch bräunlich oder grau-weißlich ist, so muß er noch gewaschen werden, um ihn so schneeweiß, als möglich, herzustellen, welches durch das sogenannte Decken der Zuckerhüte geschieht, wenn man jeden wieder, die Spitze unten, die Basis oben, auf einen reinen Syrupstopf stellt. Das Decken geschieht mit einem ganz reinen eisenfreien Thone, woraus man die irdenen Tabakspfeifen brennt. Man macht daraus mit klarem Wasser einen Teig, diesen legt man mit kleine Schaufeln, wie zollhohe Kuchen auf die Grundflächen aller Zuckerhüte; so sikert dann das in die Thondecke oder in den Thonkuchen befindliche Wasser durch die Poren der Zuckerhüte zwischen den Zuckertheilchen hindurch, und befreit diese Theilchen, nach mehreren Wiederholungen des Dekkens mit frischem Thonbreie von den Unreinigkeiten. Der in die Töpfe getröpfelte Syrup heißt Deckſyrup; er enthält noch viele zu benutzende Zuckertheilchen. Den bei dem Zuckersieden abgenommenen Schaum, den Deckſyrup und manchen andern Abfall kann man wieder einsieden und läutern, um noch einen brauchbaren Zucker, wenn auch nur einen Koch- oder Farinzucker daraus zu gewinnen, da der Syrup überhaupt ein Gemenge von nicht crystallisirtem Schleimzucker und von crystallisirbarem Zucker ist. Durch unausgesetztes Sieden des Syrups kann man nach und nach den crystallisirbaren Zucker davon so ausscheiden, daß zuletzt nur der Ueberrest des Schleimzuckers als brauner Syrup zurückbleibt. Man hat eigentlich drei Hauptsorten Syrup, welche in den Handel kommen. Die eine dieser Sorten oder Arten enthält den Syrup, welcher aus dem Zuckerrohr selbst ausgepreßt und nachher zur Dicke des Syrups

oder zur Honigdicke eingesotten wird. Die zweite Art besteht aus dem flüssigen, fetten und schmierigen Theile, der beim Raffiniren zurückbleibt, und sich durch das weitere Kochen zu keiner größeren Festigkeit bringen läßt, und die dritte Sorte oder Art ist diejenige, welche von den Zuckerformen abfließt, und dann gesammelt wird, wie oben angeführt worden. Er besteht beinahe aus geschmolzenem Zucker und ist weit substantiöser, als die andern Arten. Derjenige, welchen man aus dem Schaume durch einen verhältnißmäßigen Zusatz an Kalkwasser und ein nochmaliges Sieden erhält, ist magerer und schlechter, als die übrigen. Aller gewöhnlicher Zuckersyrup besteht nur aus solchen Sorten, aus denen in den Raffinerien durch weiteres Kochen kein Nutzen mehr herauszubringen ist. Indessen liefert doch manches Land und mancher Ort dicken und besseren Syrup, als andere, weil man es hier und da mit dem Auskochen nicht so genau nimmt. Der Hamburger und Breßlauer Syrup wird aus diesem Grunde in gewissen Gegenden Oberdeutschlands am stärksten gesucht. Der Französische ist zwar dünner, geht aber, des wohlfeilen Preises wegen, stark nach den Seestädten. Ueber den Syrup aus dem Indischen Zuckerrohre wird unter Zucker, in Z., noch mehr vorkommen.

Einen guten Syrup aus Runkelrüben zu verfertigen, der dem gewöhnlichen braunen Zuckersyrup gleich kommt, ihn auch wohl übertrifft. Man wähle dazu weiße oder gelbe Runkelrüben, die nicht sehr groß sind, und sich durch einen süßen Geschmack auszeichnen. Man wäscht sie mit Wasser rein ab, befreit sie von der Krone und der äußeren Schale und zerreibt sie auf einem Reibeeisen zum zarten Brey, welcher hierauf in einer Presse gut ausgepreßt wird. Man bringt nun den ausgepreßten Saft in einen kupfernen Kessel zum gelinden Aufwallen, wobei sich eine bedeutende Quantität Pflanzensyrup in Gestalt von Schaum abwirft,

welcher mit einer Schaumkelle abgenommen wird. Ist der Saft geschäumt und so klar, daß ein Tropfen desselben, gegen das Licht gehalten, durchsichtig wird, so setzt man ihm auf jedes Quart 80 Gran gebrannten Kalk zu, der vorher mit 20 Gran Wasser gelöscht worden ist, rührt Alles gut durcheinander, und erhält das Ganze zwei Stunden lang in gelindem Sieden, worauf Alles in einen Topf gegossen und vier und zwanzig Stunden ruhig stehen gelassen wird. Man findet nun den Saft so klar als Wein. Das Klare wird nun abgegossen, der trübe Rückstand durch einen Spitzbeutel von Flanell filtrirt, und nun das Fluidum abermals in den Kessel gebracht, für jedes Quart Saft 2 Loth gut ausgeglühete und gepulverte Kohle zugesetzt, und eine Stunde lang damit in gelindem Sieden erhalten, worauf das Ganze abermals durch einen Spitzbeutel von Molleton oder von Filz gegossen wird. Jetzt rührt man in den kaltgewordenen Satz für jedes Quart $\frac{1}{2}$ Tasse frisches Rindsblut, oder an dessen Stelle das Weiße von zwei Eyern zu, und läßt das Ganze nach und nach zum Sieden kommen, in welchem solches so lange erhalten wird, bis der Saft sich völlig geklärt hat. Dasselbe wird nun abermals durch Flanell gegossen, und das Durchgegossene hierauf zur Syrupsconsistenz abgedunstet. Aus einem Berliner Scheffel Runkelrüben gewinnt man auf diesem Wege an 7 Pfund Syrup, der sich durch eine hellbraune Farbe und einen sehr reinen zuckerreichen Geschmack auszeichnet, sich Jahre lang hält, ohne die mindeste Verderbniß zu erleiden, und zum Versüßen der Speisen statt des Zuckers mit Vortheil angewendet werden kann.

Da der Syrup mit dem Zucker zu nahe verwandt ist, und erst aus demselben, das heißt, aus dem eingedickten Safte (Syrup) des Zuckerrohrs, der Runkelrüben und anderer Früchte der Zucker entsteht, so ist dieser Artikel auch von dem Zucker nicht zu trennen, und ein Mehreres darüber wird daher unter Zucker, in Z,

vorkommen, hier nun noch dasjenige, was sich auf Syrup speciell bezieht. — Um den braunen Syrup, wie man ihn in dem Handel erhält, hell zu machen, und ihm einen reinen Zuckergeschmack zu geben, verfährt man auf folgende Weise: Man löset den braunen Syrup in Wasser auf, und kocht ihn mit gepülverter Kohle ab, so verliert er seinen ihm eigenen Geruch und Geschmack, wird wasserklar, und kann zur Versüßung bei Thee, Kaffee und Punsch ohne die mindeste Abweichung von Zucker in der Wirthschaft gebraucht werden. — Die Benutzung des Syrups geschieht sowohl in der Haushaltung, wie in der Heilkunst. In der Haushaltung gebraucht man ihn zum Kaffee, zu Biersuppen, zu Saucen, und zu verschiedenen andern Speisen; auch geklärt zum Einmachen der Früchte ꝛc. In der Heilkunst wird der Syrup vielfältig zum Versüßen der Heilmittel gebraucht oder vielmehr um sie wohlschmeckend zu machen. Zu den Pillen, wenn sie aufgehoben werden sollen, zur Verhütung der sonst erfolgenden starken Eintrocknung und Erhärtung, macht man sie mit Syrup oder Honig an, das heißt, man vermischt den Pillenteig mit etwas von diesem Safte. Die Syrupe, welche zur Verbesserung des Geschmacks flüssiger Arzneyen in den Apotheken gebraucht werden, sind: Syrupus simplex; Althaeae; Amygdalarum; Berberum; Cerasorum; Mororum; Rubi idaei; Ribium; Succi Citri; Balsami Peruviani; Violarum; Cinnamomi; Corticum Aurantiorum; Croci; Florum Aurantii; Liquiritiae; Senegae; Rhoeados. Die Syrupe werden, der Regel nach, zu jeder der nicht einfachen flüssigen Arzneyen, und nur in solchen Krankheiten zugesetzt, in welchen die den Beinamen ihm gebende Substanz angezeigt ist, und zu einer halben oder ganzen Drachme auf jede Unze derselben. — Der Syrupus Mannae und Syrupus Rhei werden abführenden Arzneyen, in dem bei den letztgedachten Syrupen erwähnten Verhältnisse zu-

gesetzt, als auch für sich, als Larantia, Kindern zu einem Theelöffel voll alle Viertel- oder halbe Stunden, bis zur gehörigen Wirkung, gereicht. Der Syrupus Opiatus, von dem jede Unze einen Gran Extracti Opii enthält, kann bei der Anzeige zum Opium, als Zusatz und bei Kindern, auch für sich benutzt werden. — Die gehörige Dicke und Consistenz muß genau bei den Syrupen beobachtet werden, weil sonst, wenn sie nicht dick genug sind, solche in kurzer Zeit in Gährung übergehen und verderben, und wenn sie zu dick sind, der Zucker sich heraus krystallisirt, und in dem übrig bleibenden Safte zu wenig Zucker zurückbleibt, und daher eben so leicht zu gähren anfängt, als wenn gleich im Anfange zu wenig Zucker dazu genommen wäre. Man hat, um den rechten Punkt hierin zu bestimmen, verschiedene Proben. Die bekannteste ist, daß ein Tropfen, den man auf einen Teller fallen läßt, rund seyn, bei dem Hin- und Herbiegen des Tellers nicht verlaufen, und, indem man schief darauf bläßt, eine runzliche Haut zeigen muß, oder wenn man mittendurch einen Strich zieht, so müssen beide Theile sich nicht so leicht wieder vereinigen, sondern eine Weile abgesondert stehen bleiben. Man kann nun durch Erfahrung bei den Syrupen das Gewicht so treffen, daß, sobald derselbe nur aufgelöset ist, der Saft auch schon seine Consistenz haben muß. Bei den Syrupen aus Säften muß noch bemerkt werden, daß die Infusionen, Dekokte und ausgepreßten Säfte kunstmäßig bereitet und klar seyn müssen. Der Zucker muß gleichfalls sehr rein, doch darf er nicht jederzeit ganz weiß seyn, welches bloß bei den Säften Statt findet, deren Farbe durch einen nicht weißen Zucker leiden möchte. Zu braunen und ganz dunkel gefärbten Säften kann man öfters bloß Moskovade nehmen, man hat bei derselben zugleich den Vortheil, daß sich der Syrup nicht so leicht aus dem Safte krystallisirt, und sich derselbe daher besser erhält. Wenn die Säfte von den Früchten, als Himbeeren, Erdbeeren,

Maulbeeren zum Syrup angewendet werden, so müssen sie ein bis zwei Tage zerquetscht stehen, und dann weder ausgepreßt, noch ausgedrückt, sondern auf ein grobes Haarsieb geschüttet werden, damit der Saft bloß durch seine eigene Schwere in eine untergesetzte Schale abtröpfele, wodurch die schleimigen Theile zurückgehalten werden, die sonst verursachen würden, daß ein daraus bereiteter Zuckersaft bald in Gährung überginge. Man lasse die Säfte weder lange, noch stark kochen, damit nicht die wirksamen flüchtigen Theile und Farbe der Flüssigkeit dabei verloren gehen. Hat man das rechte Gewicht des Zuckers getroffen, so ist eine einzige Aufwallung zureichend, besonders ist dieses bei denjenigen Syrupen zu beobachten, die einen Geruch haben sollen. Einige müssen gar nicht kochen, sondern man muß den Zucker darin bei einer sehr gelinden Wärme zerlassen. So verliert der Violensaft beim Kochen seine Farbe und wird ganz bleich. Die Säfte, worin die Flüssigkeit eine Emulsion ist, als der Mandel- und weiße Mohnsaft, gerinnen beim Aufwallen. Bei diesen muß daher die Auflösung des Zuckers, den man, um sie desto besser zu befördern, vorher gröblich zerstoßen, im Wasserbade oder über so gelindem Feuer geschehen, welches die Mischung bei zum Grade des Kochens zu erhitzen nicht im Stande ist. Einige Blumen, die einen sehr flüchtigen Geruch haben, werden mit dem warmen Zuckersafte, der mit Wasser zur Consistenz gekocht worden ist, bloß übergossen und vermacht, einen Tag lang bei gelinder Wärme digerirt, und dann durchgeseihet. Auf diese Weise wird der Saft der Gartennelken am schönsten. Man muß die Fruchtsyrupe niemals mit Eyweiß oder andern dergleichen Substanzen klären, weil solche die Kräfte derselben schwächen, indem sie einige wirksame Bestandtheile mit dem Schaume zugleich in die Höhe führen. Wenn die Flüssigkeit klar und der Zucker rein ist, so wird der Saft, wenn der sich von selbst sammelnde Schaum gehörig

abgenommen, und er durch ein reines, ziemlich dichtes wollenes Tuch durchgeseihet worden ist, jederzeit ohne alle andere Zusätze klar werden. Sobald die Syrupe fertig sind, werden sie in reine und trockene steinerne Krüge gegossen, die man nicht eher verbindet, bis der Syrup gänzlich kalt geworden ist. Man verwahrt sie an kühlen Orten. Zu pharmazeutischen Präparaten in den Apotheken macht man den Syrup aus Zucker, indem man zu 1 Pfd. Zucker 18 Loth Flüssiges, wenn es Absud ist, und 20 Loth, wenn es ausgepreßte Fruchtsäfte sind, setzt. Auch in den Conditoreyen bedient man sich des geklärten Syrups, obgleich man hier größtentheils Zucker anwendet. — Im Handel findet mit dem gewöhnlichen Zuckersyrup ein starker Vertrieb Statt. Man versendet ihn von London, Amsterdam, Rotterdam, Bourdeaux, Nantes, Rochelle, Dünkirchen, Havre de Grace, Hamburg, Lübeck, Bremen, Kopenhagen ꝛc. nach allen Gegenden Europas. In Hamburg wird der braune gewöhnliche Syrup, so wie er aus Frankreich kommt, mit 10 Prozent Thara und 1 Prozent Gutgewicht eingehandelt. In Holland wird der braune Syrup bei 100 Pfund, der weiße bei Pfunden gehandelt. Beide Sorten sind in Fässern und Quarteelen, oder ganzen und halben Stücken. Der Englische Syrup giebt 10 Prozent Thara. Der Stärke- und Runkelrübensyrup wird sowohl in Frankreich, als auch in Deutschland bereitet. In dem letztern Lande sowohl in den Oesterreichischen Staaten, als auch in den Preußischen, Sächsischen ꝛc. ꝛc. Von den in den Apotheken bereiteten Heilsyrupen kommen wenige in den Handel, wohl aber andere Arten Syrup, womit verschiedene Orte in Frankreich und Italien einen beträchtlichen Handel in einheimische und auswärtige Gegenden treiben, z. B. Bezières, Montpellier, Cette, Paris, Bourdeaux und Avignon. Hierunter gehören besonders der Sirop de Capillaire oder Syrup von Frauenhaar; Sirop d'Orgeat, Sirop d'Alkermes,

Sirop de Violette etc. Diese sind entweder in Gläsern oder sogenannten Toupets von einer gewissen Dosis, und werden bei Dutzenden gehandelt. — Der Name Syrob, Syrub oder Syrup soll aus dem Morgenlande herstammen; er heißt im Arabischen Serup, und im Persischen Scherbet.

Syrup (Aepfel-), s. den Art. Malus, Th. 83, S. 455, und unter Saft, Th. 130, S. 341.

— (Agrest-), Traubensaftsyrup, s. den Artikel Agrest, Th. 1, S. 451 u. f., und den Art. Weintraube, in W.

— (Ahorn-), s. den Art. Acer, Th. 1, S. 247 u. f., und den Art. Zucker, in Z. — Ein Hr. Stälhammer machte Versuche mit dem Safte von Ahorn und Birken, um Syrup daraus zu gewinnen, und aus 24 Maaß oder Kannen Ahornsaft, die in einen kupfernen Kessel geschüttet und in gleichem Kochen erhalten wurden, erhielt er ein Maaß oder eine Kanne Syrup, welcher dem feinsten Zuckersyrup in allen Stücken gleich kam, wo nicht übertraf. Dabei kristallisirte sich auch ein Stück Zucker auf dem Boden. Dann machte er einen Versuch mit Birkensaft, und erhielt aus 80 Maaß oder Kannen desselben $2\frac{1}{2}$ Stop oder Stof Syrup, also 10 Maaß oder Kannen; er war zwar schwächer, als der Ahornsyrup, aber doch viel besser, als der gewöhnliche sogenannte braune Syrup, und zu Speisen statt des Zuckers völlig zu gebrauchen, wodurch also Letzterer sehr erspart werden kann. Der Saft muß vorsichtig abgezapft werden, damit der Baum nicht durch dessen Verlust geschwächt werde und ausgehe. Das Loch muß sogleich mit einem hölzernen Pflocke wieder verschlossen werden. — Bei der jetzigen Wohlfeilheit des Indischen Zukkers möchte wohl wenig bei der Bereitung dieser Syrupe herauskommen. Vor dreißig Jahren, als der genannte Zucker noch theuerer war, und so auch der daraus gewonnene Syrup, da konnte eine Bereitung des

Ahorn- und Birkensaftsyrups wohl da vortheilhaft seyn, wo man diese Bäume in Menge zog, aber nicht mehr jetzt, da man aus Stärke ꝛc. sehr guten Syrup gewinnt, also denselben auch aus den Kartoffeln und Runkelrüben zieht.

Syrup (Alkermes-), s. Th. 37, S. 47.

— (Althee-), s. unter Saft, Th. 130, S. 341.

— (Baum-), ein Syrup, den man aus dem Safte der Bäume zieht, zum Unterschiede des Fruchtsyrups, den man aus verschiedenen Früchten zieht, so auch aus dem Zuckerrohre ꝛc. ꝛc.

— (Beeren-), als von Johannis-, Stachel- und Himbeeren, von Maulbeeren, Heidelbeeren, Erdbeeren ꝛc.; s. unter Saft, Th. 130, S. 393 u. f.

— (Berberitzen-) oder Berbisbeersyrup, Syrupus Berberum, s. den Art. Berberis, Th. 4, S. 203 u. f.

— (Birken-), s. unter Zucker, in Z. den Art. Birke, Th. 5, S. 368 u. f., und Syrup (Ahorn-).

— (Birnen-), s. den Art. Birnbaum, Th. 5, S. 484.

— (Candis-), s. Th. 7, S. 618, und unter Zucker, in Z.

— (Capillaire-), s. (Syrup), weißer.

— (Cardobenedikten-), Syrupus Cardui Benedicti, s. unter Saft, Th. 130, S. 344.

— (Citronensaft-), Syrupus Succi Citri, s. unter Saft, Th. 130, S. 344.

— (Citronenschalen-), Syrupus Corticum Citri, s. unter Saft, Th. 130, S. 347.

— (Deck-), s. oben, unter Syrup, S. 719, und unter Zucker, in Z.

— (einfacher), gemeiner Syrup, Syrupus simplex, s. oben, S. 718.

— (Erdbeeren-), s. Syrup (Beeren-).

Syrup (Erdrauch=), Syrupus Fumariae, s. unter Saft, Th. 130, S. 349.

— (gemeiner), s. oben, S. 718 u. f., und unter Zukker, in Z.

— (Heidelbeeren=), Syrupus Myrtillorum, s. unter Saft, Th. 130, S. 351.

— (Himbeer=), Syrupus Rubi Idaei, s. unter Saft, Th. 130, S. 352 u. f.

— (Hohlunder=), s. den Art. Hohlunder, Th. 24, S. 291.

— (Johannisbeeren=), s. Th. 30, S. 593.

— (Kamillen=), Syrupus Florum Chamillae, s. unter Saft, Th. 130, S. 354.

— (Kaskarillen=), Syrupus Cascarillae, s. unter Saft, Th. 130, S. 354.

— (Kirschen=), Syrupus Cerasorum, s. Th. 39, S. 198, und oben, S. 722.

— (künstlicher), derjenige Syrup, welcher nicht bei der Bereitung des Zuckers gewonnen wird, sondern erst künstlich aus Zucker bereitet wird, um damit andere Säfte von Früchten und Blumen 2c. zu vermischen; also die in den Apotheken und Specereyhandlungen, auch in den Konditoreyen, Haushaltungen 2c., bereiteten Syrupe, zum Unterschiede von dem natürlichen Syrup, der sich beim Zuckerraffiniren erzeugt.

— (Lakritzen=), Süßholzsaftsyrup, Syrupus Glyzyrrhizae, s. oben, unter Süßholz.

— (Mandeln=), Syrupus Amygdalarum, s. unter Saft, Th. 130, S. 356 u. f.

— (Manna=), Syrupus Mannae, s. Th. 83, S. 743.

— (Maulbeeren=), Syrupus Mororum, s. Th. 85, S. 641 u. f.

— (Mohnsaft=), s. Th. 92, S. 621 u. f.

— (Mohrrüben=), Möhrensyrup, Mohrrübensaft, s. Th. 92, S. 793.

Syrup (natürlicher), wird der in den Zuckersiedereyen beim Raffiniren des Zuckers gewonnene Syrup genannt, zum Unterschiede von dem künstlichen.

— (Opium-), Syrupus Opiatus, wird aus dem Opium-Extract bereitet, indem 1 Unze dieses Syrups oder verdickten Zuckersaftes 1 Gran dieses Extraktes enthält. Man wendet ihn in der Heilkunst, bei der Arzney zum Opium, als Zusatz, und bei Kindern an, und dann wird er auch für sich benutzt.

—, von Peruvianischem Balsam, Syrupus Balsami Peruviani, s. oben, unter Syrup, S. 722.

—, von der Peruvianer Rinde, Syrupus Corticis Peruviani, wird aus der Fieberrinde wie die andern Syrupe in den Apotheken bereitet, durch Zumischung dieser Rinde zum Zuckersafte. Er wird hauptsächlich für Kinder benutzt, denen die Rinde gegeben werden soll, und in anderer Gestalt nicht beigebracht werden kann. Die Gabe ist 2 Quentchen bis 1 Loth auf einmal.

— (Pflaumen-), s. unter Pflaume, Th. 112, S. 111; auch kocht man ihn wie den Aepfelsaft.

— (Pomeranzenblüten-), Syrupus Florum Aurantii, s. oben, unter Syrup, S. 722.

— (Pomeranzenschalen-), Syrupus Corticum Aurantiorum, s. daselbst.

— (Purgier-), s. Rhabarbersyrup.

— (Rhabarber-), Purgiersyrup, s. Th. 123, S. 244.

— (Runkelrüben-), s. oben, unter Syrup, und den Art. Mangold, Th. 83, S. 629, 633, 540 u. f., und Th. 128, S. 696, und unter Zucker, in Z.

— (Safran-), Syrupus Croci, s. oben, S. 722.

— (Senega-), Syrupus Senegae, s. daselbst.

— (Stärke-), s. unter Stärkezucker, Th. 170, S. 31 u. f.

— (Süßholz-), s. Syrup (Lakritzen-).

— (Trauben-), s. diesen Artikel, in T.

Syrup (unreifer Trauben-), s. in T.

— (Veilchen-), s. diesen Art., unter V.

— (weißer), Capillairesyrup, s. unter Zucker, in Z.

— (Veronica-), Syrupus Veronicae, s. unter Saft, Th. 130, S. 366.

— (zusammengesetzter), Syrupus compositas, s. unter Zucker, in Z. Man versteht auch darunter einen Syrup oder Zuckersaft, der mit andern Säften vermischt worden ist.

— (Zimmet-), s. diesen Artikel, unter Z.

Syrupback, in den Zuckersiedereyen, ein großer viereckiger Kasten, worin der Syrup aufgehoben wird; er hat einen Hahn, mittelst dessen man den Syrup ablassen kann.

Syrupkanne, in den Material- und Spezereyhandlungen, eine kupferne, innerhalb verzinnte, mehrere Pfunde Syrup enthaltende Kanne, woraus beim Detailverkauf des Syrups, derselbe gegossen wird. Diese Kanne wird dann immer wieder, wenn sie leer ist, aus dem Syrupsfasse, welches mit einem Zapfen versehen ist, gefüllt. Sie steht auf einem Holzkreuze in einem kleinen runden hölzernen Gefäße, damit der Syrup, der beim Verkaufe übergeht, ablaufen kann.

Syrupteig, beim Pfefferkuchler, der Pfefferkuchenteig, der aus Mehl und Syrup gemacht wird. Der Syrup muß flüßig gekocht werden, damit sich alle Unreinigkeiten davon absondern. Dieses Kochen geschieht in einem eingemauerten gewöhnlichen kupfernen Kessel, der zur Hälfte durch die Gelte angefüllt wird, weil der Syrup beim Kochen sich schnell aufblähet, und daher leicht überkocht, weshalb auch nur ein mäßiges Feuer anfangs unter den Kessel gemacht, aber nach und nach verstärkt wird. Die Unreinigkeit des Syrups, die sich in einem Schaume absondert, wird mit einem Schaumlöffel abgeschäumt. Der Syrup muß so lange kochen, bis er so zähe wird, daß er sich mit dem Löffel ziehen

läßt; dann wird er durch einen Durchschlag geschlagen, und man läßt ihn sogleich in einen Backtrog fließen, der neben dem Kessel steht. Wenn er sich daselbst etwas abgekühlt hat, wird das Mehl (feines Rocken- oder Weizenmehl) mit einem Siebe hineingesiebt, und dadurch gleichfalls von allen Klößen und Unreinigkeiten gereiniget. Das Mehl wird mit einem Rührscheid eingerührt, und der Teig gemacht.

Syruptopf, in den Zuckersiedereien, ein thönener kugelförmiger Topf, oben mit einer ziemlich weiten Oeffnung, worein die Spitze der Zuckerform mit dem darin befindlichen Zucker gestellt wird.

Syssitia, bei den Griechen und Römern, öffentliche und gewöhnliche Mahlzeiten, da man zusammen kam, mit einander aß, trank, schwatzte, und sich vergnügte. Die Lacedämonier nannten solche Phyditia, die Cretenser aber Andria. Sie wurden deshalb eingeführt, damit die Bürger einer Stadt verträglich mit einander umgehen, auch ihre Kinder die Mäßigkeit und andere gute Dinge dabei lernen sollten, indem vorgeschrieben oder bestimmt war, wieviel dabei der Aufwand seyn sollte; auch wurde aus der gemeinen Kasse nicht mehr darzu gegeben.

System, Systema, (Franz. Systeme, Engl. System), 1) in subjektiver Bedeutung a) die begriffsmäßige Anordnung verschiedener Gegenstände zu einem zusammenhängenden Ganzen, was man richtiger Klassifikation nennt, oder b) im eminenten Sinne die logische Entwickelung eines Mannigfaltigen der Erkenntniß aus oder nach Prinzipien; 2) in objektiver Bedeutung den Gegenstand selbst, oder die Mehrheit gleichartiger Dinge, welche in dem Zusammenhange eines Ganzen, und seiner untergeordneten Theile stehen oder gestellt werden. In dieser letztern Bedeutung redet man von einem Weltsystem, Staatssystem, Lehrsystem, Nervensystem ꝛc. ꝛc. Das System

im eminenten oder erhabenen Sinne ist die wissenschaftliche Form, und gleichsam der Körper der Wissenschaft, worein sich die Einzelheiten hüllen, um zu einem Ganzen zu werden. So hat jede Wissenschaft ihr System, welches jedesmal nach der Ausbildung derselben aufgestellt werden kann, und wodurch die Einzelheiten einer Wissenschaft eine Ordnung erhalten, nach welcher man sich darin gehörig orientiren kann. Das System steht dem fragmentarischen Wissen entgegen, und dem Aggregate von Kenntnissen, in so fern man das wahre System als ein organisches Ganzes betrachtet, dessen Theile sich innerlich und gegenseitig bedingen, so wie sie durch die Idee des Ganzen bestimmt werden. Das Systemenwesen ist von Vielen getadelt worden und wird noch von Vielen getadelt, und gewiß mit Unrecht, wenn man darauf Rücksicht nimmt, daß man gewiß gern einen Ueberblick einer Wissenschaft nach einer logischen Ordnung hat, um sich darin, wie schon bemerkt worden, orientiren zu können. Im Conversationslexicon, Bd. 9., 4te Aufl., unter System, wird sowohl der Tadel der Systeme, als auch deren Uebertreibung sehr richtig gewürdiget. Es heißt nämlich daselbst: „Diejenigen verläugnen die Wissenschaft oder verstehen sie selbst nicht, welche im Gebiete der Wissenschaft das System tadeln, da doch alles Geistige seine eigenthümliche Form hat, mithin auch die Wissenschaft, deren Organ, der Verstand, die Begriffe, durch welche sich die Erkenntniß entwickelt und mittheilt, auf gesetzmäßige, das ist, logische Weise organisiren soll, und dies durch das System, als das höchste Produkt des Verstandes, bestrebt. Freilich ist die Form an sich todt, und eine noch so gesetzmäßige und klare Begriffsentwickelung ohne Geist und Sachkenntniß ist noch keine Wissenschaft, so wie der logisch richtige Schluß noch kein wahrer ist; freilich stellt sich das System in der Wirklichkeit als Versuch individueller Denker dar, und man eilt oft sehr, um

eine unvollständige und oberflächliche Kenntniß in jene Form zu bringen, um durch die zwingende Kraft des consequenten Systems den Andersdenkenden zu gewinnen, oder seinen Scharfsinn geltend zu machen. Freilich ist die Systemsucht, welche etwas nur dann als wahr anerkennt, wenn es in das System paßt, und alles in die Fesseln eines einmal angenommenen Systems zu zwängen strebt, alles nicht Systematische aber verwirft und verachtet, der Wahrheitsliebe und Freiheit des menschlichen Geistes zuwider; allein dieser Mißbrauch der wissenschaftlichen Form kann das Bedürfniß und den Werth derselben nicht aufheben. Wie aber in der Wissenschaft Form und Materie verschmolzen sind, zeigt sich selbst dadurch, daß wir, wenn von Systemen einer Wissenschaft die Rede ist, darunter nicht allein die logische Anordnung eines gegebenen Inhalts, sondern zugleich die damit verbundene eigenthümliche Ansicht über deren Gegenstände verstehen (System in materieller Bedeutung oder Lehrgebäude); nur daß bei Wissenschaften deren Inhalt positiv und empirisch ist, die Form mehr durch den gegebenen Inhalt bestimmt wird, dahingegen die philosophische Wissenschaft, als durch intellectuelle Selbstthätigkeit erzeugt, Inhalt und Form freier ausbildet, woher sich auch die großen Verschiedenheiten der philosophischen Systeme, so wie der Haß Einiger gegen Letztere erklären."—Man hat in allen Wissenschaften Systeme, oder vielmehr eine jede Wissenschaft ist systematisch geordnet, und muß es auch seyn, um einen klaren Ueberblick von derselben zu erhalten. So hat man ein System in den Naturwissenschaften, und hier wieder besondere Klassifikationen, die man wieder als untergeordnete Systeme betrachten kann, z. B. das botanische, entomologische, ornithologische, herpetologische, ichthyologische, zoologische, mineralogische ꝛc. System; so hat man astronomische Systeme, wie dasjenige des Ptolemäus, Tycho de Brahe, und

des Copernikus; ein System der Chemie, ein System der Kriegswissenschaften ꝛc. ꝛc. Um ein System in irgend einer Wissenschaft zu begründen, sind folgende Hauptbestandtheile nothwendig: 1) Eine Grundidee, welche das Prinzip des Ganzen der untergeordneten Erkenntnisse ist; 2) eine Mannigfaltigkeit von Erkenntnissen, welche durch Sätze ausgesprochen werden, und bei allen rationellen oder strengen Wissenschaften in Erklärungen (Deklarationen und Definitionen), Eintheilungen (Divisionen) und Beweise (Demonstrationen oder Probationen) zerfällt, von denen die Erstern den Inhalt eines Gedanken bestimmen, die Zweiten den Umfang durch Entgegensetzung entwickeln, die Letztern die Sätze des Systems auf das Prinzip mittelbar oder unmittelbar zurückführen. Hiernach ist eine systematische Erkenntniß, eine durch Prinzipien begründete Erkenntniß, und ein systematischer Beweis, ein auf Prinzipien zurückgehender Beweis. — Auch ein Zusammenhang moralischer Ausübungssätze, wird ein System genannt; daher ein System der Tugend, des Lasters, der Heucheley ꝛc. So sagt Gellert: Man nehme den Hang zur Geselligkeit aus dem Systeme unserer Neigungen heraus. Das sey ihr höchstes System der Ehre und Nacheiferung. — Auch in der Freymaurerey kommt System vor, und soll hier so viel als Ritus oder Ritual bedeuten, die Liturgie der Loge; daher sagt man, eine Loge arbeite nach diesem oder jenem Systeme, das Tempelherren-System, das Eklectische System ꝛc. ꝛc. Das Ritual ist sich nicht in allen Logen gleich, und man hat deren fast so viele, als es große oder Mutterlogen giebt. Manches Ritual ist aus der neuesten Zeit, wie z. B. dasjenige der großen Loge Royal-York in Berlin, und das der großen Loge in Hamburg. Das Englische System ist das älteste, welches sich in alle Welt-

theile verbreitet hat; es wurde aber späterhin an vielen Orten durch das Schwedische, Französische ꝛc. verdrängt. Diese Systeme, obgleich verschieden, trennen jedoch die Brüder nicht von einander, sondern jede Loge und deren Mitglieder sind gegen Andere tolerant, und müssen es auch seyn, da sie eine Bruderkette umschlingt, und auch das Gesetz der Moral, welches ihre Schritte leitet, diese Bruderliebe empfiehlt. Es ist auch nichts Wesentliches, wenn in diesem oder jenem Systeme einige Ceremonien ꝛc. anders ausgeführt werden, oder ein Beamter so oder anders genannt wird. Die Zeit und verschiedene Ansichten haben diese Veränderungen in den Ritualen hervorgebracht, und wohl deshalb, um Eindruck, vorzüglich bei der Einweihung, hervorzubringen, auch wohl um der fortgesetzten Bildung des Geistes zu entsprechen. Von einigen Ritualen, besonders alten, sind Bruchstücke gedruckt worden; aber man würde mehr als ein Dutzend Rituale verrathen oder drucken lassen müssen, wenn man vollständig über die Haltung einer Loge, oder wie eine Einweihung vollzogen wird, jeden Uneingeweihten belehren wollte. Der Zweck, der in einem Systeme liegt, ist das eigentliche Geheimniß der Freimaurerey, welches schwerlich der Uneingeweihte errathen möchte. System ist daher in der Freimaurerey eine Zusammenstellung der Ceremonien und Gebräuche, und die Ordnung, nach welcher sie unter einander verbunden sind. Die hauptsächlichsten oder vorzüglichsten eingegangenen und noch gangbaren Systeme sind: 1) Eingegangene: die strikte Observanz oder das Tempelherrn-System; die Afrikanischen Bauherren; die Asiatischen Brüder; die Kreuzbrüder; die Cleriker; das Clermontsche System; das Rosaische System; das Lermasche System; das Melissinosche System; die Martinisten; das Rosenkreuzer System; das Illuminaten System; die Philaleten. 2) Noch gang-

bare Systeme: das Englische System; das Schwedische System; das Französische System; das Schottländische System; das Holländische System; das Schweizerische System; das Dänische System und System der sonstigen vereinigten Logen; das Eklectische System; das Hamburger oder Schröder'sche System; das System der großen Loge zu den drei Weltkugeln; das System der Loge Royal-York, auch Feßlerisches System genannt; das System der Landesloge, auch Zinnendorfisches System genannt. — In der Musik heißt System, Tonsystem, die ganze Reihe der in der Tonkunst vorkommenden Töne, und insbesondere die Anordnung der in einer Octave enthaltenen Töne auf ihre Verhältnisse, ja auch die Bezeichnung dieser Anordnung durch die Linien: daher Liniensystem, Notensystem; die fünf Linien, worauf die Musici ihre Noten, Pausen, Custos und andere dergleichen Zeichen zu setzen pflegen. In der alten Musik nannte man jedes zusammengesetztes Intervall System.

Systematiker, derjenige, der alles Wissen nach einem Systeme geordnet verlangt, nur darin, in dem Zusammenhange, die Festigkeit einer Wissenschaft erblickt. Dann auch derjenige, der ein System in irgend einem Reiche des Wissens aufstellt. Auch eine Sekte der Magnetisten führt den Namen Systematiker. Ihr Charakter ist: daß sie in Absicht des thierischen Magnetismus einige sehr auffallende Wirkungen nicht läugnen, sondern sie nur nach ihrem Privatsysteme erklären, als ein Werk der Reibungen, der gereizten Einbildungskraft, oder einer gemischten Ursache überspannter Empfindungen. Diese Systematiker treten den Dissidenten im Magnetismus entgegen; denn diese prüfen die Geschichte der Magnetisten, decken ihre Verlarvung und Charlatanerien auf, zeigen den Kontrast

zwischen den vorgegebenen Mirakeln und den bekannten Naturgesetzen, und verwerfen die ganze Sache, indem sie die Larve mit der verlarvten Wahrheit zernichten. Hierzu gehört die zahlreichste Klasse, in der Zeit, als der thierische Magnetismus Mode wurde, in den 1780er Jahren. In der Mitte zwischen diesen stehen die Altgläubigen, von denen viele mit dem Magnetismus ein ordentliches Gewerbe treiben, sey es nun aus Menschenliebe, oder aus Gewinnsucht. Sie hüllen sich in Mysterien ein, und waren die Verbreiter der Wunder dieser Kur. Hier macht jeder Magnetist wieder eine besondere Unterabtheilung aus.

Systematisch, Bei- und Nebenwort, von Gegenständen einerley Art und Einrichtung in eine anschauliche Ordnung gebracht, und dadurch zu einem Ganzen verbunden.

Systole, in der Sprachkunst, eine Figur in der Prosodie, da man in Versen eine sonst lange Sylbe kurz gebraucht, wie z. B. der hellste Mond bringt nicht dem Erdkreis eignes Licht, wo bringt und Kreis kurz sein müssen, ob sie gleich an sich lang sind.

Syzigia, in der Musik ein Satz, worin drei oder mehrere zusammenstimmende Klänge auf oder über einander gesetzt werden.

Syzigien, nennt man in der Stellung zweier Planeten in ihrer Zusammenkunft, oder im Gegenschein, wenn sie sich also mit der Erde fast in gerader Linie befinden, welches bei der Sonne und dem Monde zur Zeit des Neu- und Vollmondes der Fall ist.

Szävola, Scaevola, eine Pflanzengattung, s. Scävola, Th. 138, S. 189 u. f.

Szopa, war ehemals derjenige Schoppen oder die Hütte zwischen Warschau und dem Dorfe Wola in Polen, welche zur Zeit der Wahl eines Königs von Brettern errichtet wurde, darunter saßen die Senatoren, der übrige Adel blieb unter freiem Himmel.

Ende des Einhundert und achtundsiebzigsten Theils.

Gedruckt bei L. W. Krause, in Berlin.

Fig. 9067 S. 657.

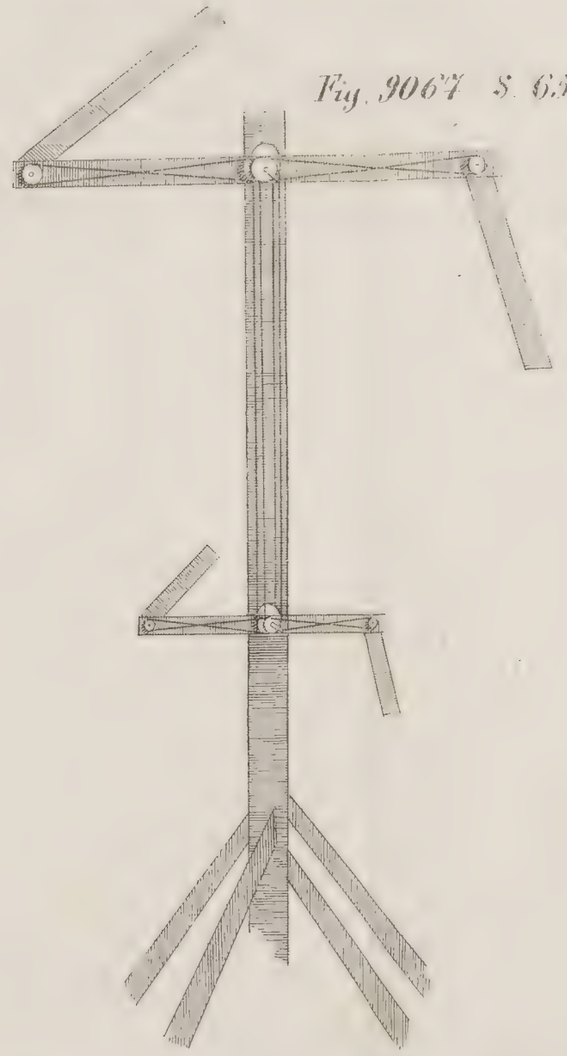
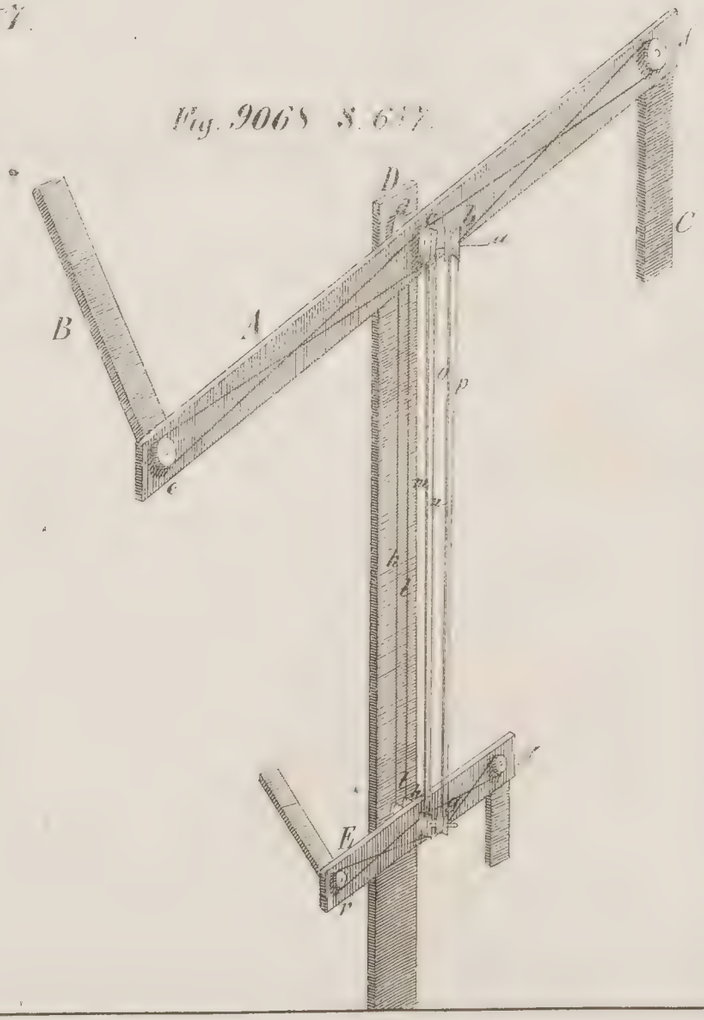


Fig. 9068 S. 657.



Krünitz Enc. Th. CLXXVIII.